


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BEGRÜNDET VON FRANZ PFEIFFER.

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BARTSCH.

SECHSZEHNTER JAHRGANG.

NEUE REIHE VIERTER JAHRGANG.

WIEN.

VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1871.



Buchdruckerei von Carl Gerold's Sohn in Wien.



INHALT.

LITTERATUR.

BIBLIOGRAPHIE.

MISCELLEN.

ÜBER DIE SOGENANNTEN VERBA INTENSIVA IM DEUTSCHEN.

VON

LUDWIG TOBLER.

Die vor einiger Zeit erschienene Schrift von Dr. G. Gerland „Intensiva und Iterativa“ (Leipzig 1869) hat neben andern Verdiensten, deren Würdigung nicht in diese Zeitschrift gehört, unstreitig auch das, die im Titel genannte Erscheinung näher, als bisher geschah, ins Auge gefasst und eine Erklärung derselben versucht zu haben. Wir können nun zwar dieser Erklärung, obwohl sie dem deutschen Sprachgeist eine für ihn schmeichelhafte Eigenschaft, nämlich eine ihm in hohem Grade eigene fortdauernde Lebens- und Schöpfungskraft, zuschreibt, nicht beistimmen; aber wir finden dieselbe immerhin so bedeutend und vom Verfasser mit solchem Eingehen auf speciell deutsche, sowie auf allgemeinere Spracherscheinungen vorgebracht, daß wir die Darstellung unserer eigenen Ansicht am besten von der seinigen und dem von ihm beigebrachten Material ausgehen lassen. Was wir dabei sowohl Negatives als Positives vorzubringen haben, ist so Manches und mancherlei, daß es die Haltung und die Grenzen einer bloßen Recension überschreiten musste.

Herr G. beginnt S. 2 mit dem Satze: „Es gibt eine nicht unbedeutende Anzahl abgeleiteter Verba im Deutschen, welche die Bedeutung ihrer Stammwurzel in intensiver Steigerung ausdrücken, indem sie den Schlußconsonanten der Wurzel verdoppeln und theilweise verhärten, den langen Vocal verkürzen, den kurzen aber entweder kurz lassen oder abschwächen.“ Durch solche Gestalt der Wurzel findet Hr. G. die intensive Bedeutung derselben symbolisch angezeigt; übrigens erweisen sich die betreffenden Verba durch ihre schwache Flexion als abgeleitet, meistens von starken, welche sich neben ihnen erhalten

haben. — Der letztere Umstand ist nicht unwichtig, denn da Hr. G. von diesen Bildungen als im Sprachgefühl noch lebendigen spricht, so kann die intensive Form und Bedeutung derselben als solche wirklich nur insofern empfunden werden, als die entsprechenden Stammwörter daneben bestehen. In der That gibt es nun zunächst, im Hochdeutschen mit Einschluß der ältern Dialecte und neueren Mundarten, eine Anzahl Verba, bei welchen jenes Verhältniss stattfindet; wenigstens fühlen wir in Bezug auf die Bedeutung zwischen dem einfachen Verbum und dem abgeleiteten eine Intension auf Seite des letzteren, wenn wir auch symbolischer Bezeichnung derselben durch geschärfte Gestalt des Wortes uns nicht deutlich bewusst sind. Aber freilich ist gerade dieses Merkmal wieder kein unwesentliches, und wenigstens für die ältere Zeit, in welcher jene Bildungen zuerst aufkamen, sollte behauptet und einigermaßen nachgewiesen werden können, daß jenes Gefühl von symbolischer Kraft der Laute vorhanden, ja daß es der eigentliche Trieb der Bildungen war und sein musste; denn an unserm heutigen Sprachgefühl haben wir bekanntlich sehr oft keinen zuverlässigen Halt für Etymologie, und ohne jenen Nachweis, der wenigstens Wahrscheinlichkeit mit sich führen sollte (weil ja völlige Gewissheit in solchen Dingen nicht zu erreichen und zu verlangen ist), schwebt die ganze Auffassung des Hrn. G. in der Luft. Wir vermissen aber an derselben eben die Wahrscheinlichkeit, daß in einer verhältnissmäßig bereits späten Zeit wie die des Althochdeutschen (wo uns jene Bildungen zuerst begegnen), die Sprache noch im Stande gewesen sei, solche rein dynamische Lautsymbolik anders als höchstens in Schallnachahmungen zu üben, und wenn Hr. G. in dem Vermögen dazu eben eine unterscheidende Eigenthümlichkeit und Auszeichnung des deutschen Sprachgeistes innerhalb des indogermanischen findet, so müsste eine solche doch durch ähnliche erst noch bestätigt werden. Aber auf diesem Gebiet und mit solchen Waffen ist der Streit überhaupt nicht auszufechten, sondern auf dem Boden des Deutschen allein, und zwar durch die directe Untersuchung, ob die Annahme des Hrn. G., sei sie nun an sich wahrscheinlich und möglich oder nicht, sich für die angeblichen Fälle zunächst als in sich selbst richtig, sodann als einzig möglich und darum schließlich auch als nothwendig erweise. Wenn irgend eine oder mehrere andere Annahmen dem Thatbestand Genüge thun, ohne eine Möglichkeit von jener allgemeinen Art als Voraussetzung und Hilfe zu brauchen, vielmehr gestützt auf bereits feststehende Thatsachen der deutschen Sprachgeschichte, so verdienen sie offenbar den Vorzug, und wir nehmen ausdrücklich mehrere in Aus-

sicht, weil sich zeigen wird, daß wir es hier, trotz oberflächlicher Ähnlichkeit der Fälle und scheinbarer Einfachheit der für sie alle angenommenen Erklärung des Hrn. G., nicht mit Erzeugnissen eines einheitlichen organischen Grundtriebes zu thun haben, sondern mit Factoren verschiedener Art, unter denen ein ursprünglich zufälliges, erst nachträglich in den Schein von Absicht und Zweckmäßigkeit eingetretenes Zusammentreffen, verbunden mit falscher Analogie und halber Onomatopoiie, eine Hauptstelle einnimmt.

Gleich das erste Beispiel, das Hr. G. als typisch für die ganze Erscheinung auch später noch mehrmals anführt, ist von dieser gemischten Art, und wir sehen nicht ein, warum er gerade dieses voranstellt, da doch das betreffende Stammverbum kein ursprünglich deutsches Wort ist und darum auch nicht starke Flexion hat, die in der Regel auch nach Hrn. G.'s Ansicht der Bildung zu Grunde liegt; vielleicht wollte er aber gerade an diesem Falle zeigen, wie tief der fragliche Bildungstrieb in der deutschen Sprache wurzle, indem er, wie ja auch der Ablaut und der Accent, sogar Fremdwörter ergriffen habe.

Wenn wir bei Platen lesen: „Soll ich ewig *plagen* mich und *placken*?“ so fühlen wir unstreitig zwischen den beiden Verben das oben als factisch zugegebene Verhältniss der Bedeutung; aber folgt daraus unmittelbar, daß jener Zusammenhang auch ein genetischer, daß also das (nach Weigand, Wörterbuch) seit dem 17. Jhd. geläufige *placken* damals erst auf die von Hrn. G. angenommene Weise von *plagen* gebildet sei? Über die Bedeutung und Herkunft des letztern, wie sie von Weigand a. a. O. angegeben sind, ist nichts weiter zu bemerken; wenn er aber *placken* ebenso von *plagen* gebildet findet wie *jackern* von *jagen*, wobei auch *nicken* von *neigen* usw. zu vergleichen sei, so haben wir zwar gegen diese „Vergleichung“, wenn sie nicht eine Gleichsetzung bedeuten soll, nichts einzuwenden und wollen sie, wie auch die von *jackern* : *jagen* für einmal hinnehmen, bis wir zu jenen Wörtern der Reihe nach kommen; für *placken* aber ergibt sich aus den bei Weigand unmittelbar folgenden Worten die Möglichkeit einer andern Erklärung. *Placken* ist nach seiner Angabe aus dem Niederdeutschen aufgenommen, dasselbe gilt aber noch von einem andern gleichlautenden *placken*, welches, zunächst vom Substantiv *placke*(*n*), m. = Fleck, Lappen, abgeleitet, die Bedeutung hat: Lappen einsetzen oder aufkleben (flicken), dann auch: Flecken (= Fehler) machen. Diese beiden Bedeutungen werden zwar, wie die entsprechenden Substantive, von Weigand auseinander gehalten, aber etymologisch gehören sie ohne Zweifel zusammen, da W. selbst für *placke*(*n*) = Flecken Entlehnung aus lat. plāga (Wund-

mal) möglich findet, für die Bedeutung „Lappen“ aber (mnl. plagghe, abgetragenes Zeug) auf lat. plăga, Teppich, Bettdecke, Vorhang zurückgreift. Dieses bedeutet ursprünglich überhaupt etwas breitgeschlagenes, ausgedehntes, also z. B. ein Stück Land oder Zeug, daher einerseits: Fläche, Gegend, andererseits: ausgespanntes Jägernetz, Gewebe usw. Lat. plāga und plăga stammen aber von derselben Wurzel *plag*, schlagen, welche in *pla(n)ge* nasal, in plāga (griech. πληγή, πλήγ-νυ-μι neben πλαγ- im Aorist II) vocalisch verstärkt ist; die verschiedene Quantität der lateinischen Wörter war oder wurde bei ihrer Aufnahme ins Deutsche ebenso wenig festgehalten wie bei einheimischen. Übrigens kann *placke(n)* = Flecken statt aus lat. plāga auch direct aus dem bereits verdeutschten *placke(n)* = Lappen (plăga) abgeleitet werden; denn ähnlich besteht in der Schweiz neben dem transitiven Verbum *flicken* ein intransitives *flecken* = fehlen, missrathen. Wenn nun neben *placke* schon früher *Plage* und *plagen* aus plāga war aufgenommen worden, so ist doch denkbar oder sogar wahrscheinlich, daß volksetymologischer Trieb zwischen jenem (ebenfalls bereits bestehenden) *placken* und dem *plagen* eine Beziehung suchte und irrthümlich herstellte, indem allerdings *placken* in die Stellung eines Intensivums zu *plagen* gezogen, aber nicht daß ein neues *placken* als Intensiv zu *plagen* erst geschaffen wurde kraft eines ursprünglichen Gefühls von specifischer Angemessenheit des Lautunterschiedes für jenes Begriffsverhältniss; wohl aber mochte das erstere geschehen in Folge von Analogie mit bereits bestehenden (aber auf anderm Weg entstandenen) Paarformen ähnlicher Art. Natürlich musste auch die Bedeutung von *placken* Anknüpfungspuncte für jene Wendung bieten, und sie lagen in dem Begriffe des Herumflickens, Aufheftens, womit sich leicht die Vorstellung lästiger kleinlicher Zumuthungen und Misshandlungen verbinden, oder in dem von *placke* = abgetragenes Zeug, aus dem sich der von Abnutzung entwickeln konnte; auch war ja der alte Grundbegriff des Schlagens, den *placken* mit *plagen* gemein hatte, in jenem wie in diesem nie ganz in Vergessenheit gerathen. Wir geben gerne zu, daß diese unsere Erklärung complicierter und mühsamer, auch auf den ersten Blick nicht so einleuchtend sei wie die von Hrn. G., aber nirgends weniger als in sprachgeschichtlichen Dingen gilt der Spruch: Simplex sigillum veri, und nur durchgeführte Prüfung möglichst vieler anderer Einzelfälle berechtigt zu einem Urtheil und Entscheid.

Hr. G. gibt nun auch (S. 4—14) eine Reihe von 44 weiteren Beispielen, denen sich (mit Unterbrechungen S. 16—17. 20—22. 28—29) noch ungefähr 14 beigesellen, so daß die Gesammtzahl sich auf die 60

beläuft, womit aber noch keineswegs alle wirklich vorhandenen aufgezählt sein sollen, vollends nicht die in den lebendigen Mundarten noch immerfort neu zu bildenden (S. 15). Diese letztern zu anticipieren, ist Niemandes Aufgabe, dagegen hätte Hr. G. wenigstens die in der Schriftsprache vorhandenen vollständig, wenn auch nur noch in Kürze, aufzählen sollen; denn unzählbar viele andere gibt es nach den genannten jedenfalls nicht mehr (wir glauben sogar nur noch wenige), die Aufzählung der übrigen hätte aber dazu beigetragen, den Begriff, den Hr. G. mit seinen Intensiven verbindet, und seine Methode dieselben ausfindig zu machen und zu erklären, noch mehr ins Licht zu setzen. 60 ist zwar schon eine ansehnliche Zahl, aus der sich wohl etwas schließen lässt; aber wenn es gilt, ein ganz neues Gesetz aufzustellen, so sollte die Induction möglichst vollständig sein.

Von den 60 nun, an die wir uns zunächst zu halten haben, die übrigens auch von Hrn. G. nicht alle in dieselbe Linie von Regelmäßigkeit gestellt und mit gleicher Sicherheit angenommen zu werden scheinen, sind etwas mehr als die Hälfte so beschaffen, daß intensive Bedeutung der betreffenden Verba im Verhältniss zu vorhandenen oder anzunehmenden Stammwörtern sich nicht bestreiten lässt, obwohl genaue Bestimmung jenes Begriffs an subjectiver Verschiedenheit des Sprachgefühls zuweilen eine Schranke finden mag. Die Differenz der Ansichten betrifft aber wesentlich die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung der Lautform, in welcher die fraglichen Verba auftreten, und zwar nicht bloß die Ansicht des Hrn. G. von derselben im Allgemeinen als einer unmittelbar dynamischen, sondern auch, diese vorausgesetzt, die Richtigkeit ihrer Anwendung im Besondern. Wir haben also die von Hrn. G. angenommenen Fälle zunächst an dem allgemeinen Bildungsgesetz zu messen, welches er selbst aufstellt; wenn sich dann ergibt, daß sie ein Gesetz von jener Art nicht bewähren oder daß sie anderweitigen Gesetzen widersprechen, so muss für dieselben eine andere Erklärung gesucht werden.

Nachdem Hr. G. die 45 ersten Beispiele abgehandelt hat, hält er inne (S. 15), um einen Rückblick auf dieselben zu werfen und das Gesetz ihrer Bildung aus ihnen herauszulesen. Dabei findet er vor allem bemerkenswerth, daß die ahd. Wurzel, aus welcher sich das Intensivum entwickelt, nie auf Tenuis, sondern nur auf Media oder Aspirata (Spirans) ausgehe, und er erklärt dies daraus, daß die Tenuis eben zur Bildung der Intensivform vorzugsweise bestimmt gewesen sei, d. h. daß sie zur Verhärtung von Media und Spirans habe aufgespart werden müssen. Daß nun, wie Hr. G. beifügt, dieser Ausschluss der Tenuis

in einer ältern Periode des Hochdeutschen, d. h. vor der zweiten Lautverschiebung, nicht habe stattfinden können, sehen wir nicht ein; dagegen wäre zu bedenken gewesen, daß gerade die zweite Lautverschiebung, weil sie überhaupt keine vollständige war und nicht bei allen hochdeutschen Stämmen gleichmäßig zum Durchbruch kam, durch theilweise Nichtfortschiebung der alten Mediæ b und g in Folge der Stockungen bei *f* und *h* im In- und Auslaut die Zahl der auf reine Tenuis auslautenden Wurzeln überhaupt verminderte, so daß sie fast auf Null reduciert wurde, da Wurzeln auf *t*, aus andern Gründen, ebenfalls selten waren: hier also läge die Ursache jener Erscheinung, nicht in einer absichtlichen Ausschließung. Aber sehen wir nun zu, wie sich nach Hrn. G. die Verhärtungen der Mediæ und Spiranten (denn von eigentlichen Aspiraten kann ja hier nicht mehr die Rede sein) gestaltet haben:

g wurde intensiv *ck*, einmal *ch* (*jagen* : *jochen*?).

h „ „ *ck*.

ch „ „ *ck*, es blieb aber in *keichen* : *kichern*; *siuchen*, *sochen* (kranken), weil die Gutturalaspirate selbst schon ein harter Laut, also für Intensivbildungen brauchbar gewesen sei, und weil *ch* für Verdopplung derselben stehe (für ahd. *hh*?).

b wurde *pf* (*pp*, dieses eigentlich niederdeutsch), einmal *bb* (*reiben* : *ribben*, mundartlich).

f (*ff*) wurde *pf*, zweimal *ff* (*streifen* : *striffeln*, mhd. *sîfen*, triefen : *siffeln*, gleiten?).

f wurde *pp*, mhd. *laffen*, lecken : nhd. *lappen* (?).

w „ *pf*, mhd. *ziuwen*, ziehen : nhd. *zupfen*, und mhd. *kiuwen*, kauen : kiffen (?).

z (*ß*) wurde *tz*, welches aber in *schnitzen* aus *d*, resp. *t* (*schneiden*, *schnitt*) entstand.

Als Unregelmäßigkeiten nimmt Hr. G. an: *ch* : *ff* in *kriechen* : *kruffen* (hessisch, was aber von *kriefen*, einer hochd. verschobenen Form des nd. *kriepen*, wovon auch *krüppel*, abzuleiten ist); *w* : *k* in mhd. *spîwen*, speien : nhd. *spucken* (dessen *k* aber aus dem häufigen Übergang von *w* zunächst in *g* seine Erklärung findet) und *d* : *pp* in *schneiden* : mundartl. *schnippeln*, was wir so wenig anerkennen können wie den Übergang von *g* (*k*) : *p* in ags. *hnîgan* : *hnipian*, *nappian* (S. 9.39).

Bei genauerer Prüfung (besonders der mundartlichen Nebenformen, welche Hr. G. unter den Hauptnummern beibringt, aber nicht mit gehöriger Unterscheidung von der Schriftsprache) ergibt sich, daß er noch andere Übergänge annimmt, so: *b* : *ff* (*riffeln* von *reiben*), *p* : *pp* (*knippen*

von *kneipen*, oder von der hochd. Form *kneifen*?), *bb* : *pp* (ags. *hebban* : *hoppian*?). Einen besondern Zusatz bildet dann noch die Entstehung von intensivem *ck* aus *nk, ng* (durch Assimilation?): *wackeln* aus *wanken* (vgl. jedoch S. 14—15 *wacken* aus *wëgen*, *wagen*), *hikkeln* aus *hinken*, *schlucken* aus *schlingen* (denen ohne Zweifel auch noch *drücken* aus *dringen* beizugesellen ist). Endlich wird noch bemerkt, daß der Schlußconsonant der Intensivbildung nie eine Liquida sei, was später noch einmal zur Sprache kommt; der Grund ist wohl, daß die Liquidæ von Natur schon mehr als die Mutæ zu Verdoppelung geneigt sind und darum schon einfache starke Verba dieselbe zeigen (vgl. S. 22).

Der Vocal des Verbums, von welchem das Intensivum abgeleitet wird, ist nach S. 18 meistens lang, einfach oder diphthongisch; doch kommen auch ungefähr 10 Fälle von kurzem Vocal vor. Der Vocal des Intensivums selbst ist meistens der kurze des starken Præteritums oder Participiums, nur selten wird der des Præsens beibehalten. Diese Angaben werden aber sofort dahin berichtigt, daß das Intensivum den kurzen Vocal der Wurzel beibehalte, in seiner ursprünglichen oder in der geschwächten Gestalt, die gegenüber den verwandten Sprachen dem Deutschen eigen sei. Daß darum diese Intensivbildungen etwas specifisch Deutsches haben sollen, können wir nicht einsehen; dagegen folgt aus jener zweiten Fassung, daß von einer erst zum Zweck der Intensivbildung eintretenden Verkürzung, welche oben als Merkmal aufgestellt wurde, nicht die Rede sein kann. In der That entsteht der Schein davon nur daraus, daß Hr. G. zuerst die Intensivbildung von der Form des Præsens oder Infinitiv ausgehen liess, wo ein Theil der starken Verba eine Steigerung des Wurzelvocals mit sich führt, die eben nur jenem Tempus und in noch vollerer Gestalt dem Præt. Sing. angehört; es hindert aber nichts (obwohl Hr. G. S. 73 und 74 sich widersprechend darüber erklärt), die Bildung, je älter sie sein soll um so mehr, unmittelbar von der Wurzelgestalt ausgehen zu lassen, wie sie auch im Præt. Plur., Part. Perf. und in Nominalstämmen lebt. Bei den Wurzeln, welche im Præsens *a* zu *i* (*ë*) schwächen, kann auf das Præt. Sing. zurückgegriffen werden (*weben* : *wappen*; *wippen* kann mit den Substantiven *wîb* und *wibil* und dem schwachen Verbum *weiben* von einem starken *wîben* abgeleitet werden; *trecken* und *stecken* verrathen sich schon durch die Aussprache ihrer *e* als nicht unmittelbare Ableitungen von *trëchen* und *stëchen*; das Verhältniss von *schicken* : *schëhen* ist noch unklar); oder auf das Part. Perf. (*brechen* : *brocken*); Bildungen von ungeschwächten *a*-Wurzeln, deren Hr. G. mehrere aufstellt, werden wir als unrichtig erweisen. Während also zur Erklärung

des Vocals der Intensiva die Annahme eines besondern Actes von Verkürzung nicht nöthig ist, bleibt die wichtigere Frage, ob für die Consonanten eine „Verdopplung“ und theilweise „Verhärtung“ sich wirklich als Regel erweise. Eine Veränderung der Consonanten liegt allerdings vor (ausgenommen die Fälle wo *ch* bleibt), und sie kann im Allgemeinen wohl als eine Verhärtung bezeichnet werden, „Verdopplung“ aber finden wir auf obigem Verzeichniss eigentlich nirgends, und gerade in den echt hochdeutschen Beispielen am wenigsten; eher könnte von einer Verdickung des Lautes gesprochen werden; überhaupt aber scheint die Veränderung weniger eine quantitative als eine qualitative, und diese veranlasst durch Einfluss eines fremden Lautes, der den der Wurzel mannigfach, je nach des letztern eigener Beschaffenheit, modificierte. Von einer unmittelbaren, gleichmäßigen und deutlich symbolischen Veränderung der Laute kann also nicht die Rede sein, und was wir an der ganzen Behandlung des Hrn. G. hauptsächlich vermissen, ist eben, daß er nicht vor allem die Erscheinung rein lautgeschichtlich betrachtet und die Frage erhoben hat, welche Entstehung und Geltung die in den intensiven Verben auftretenden Doppellaute im Altdeutschen überhaupt haben; er würde dann gefunden haben, daß sie vielfach auch sonst vorkommen und auf einem Wege erzeugt werden, welcher zwar eine nachträgliche, scheinbar specifisch intensive Bedeutung derselben in Fällen, wo abgeleiteten Verben noch ihre einfachen Stammwörter zur Seite stehen, nicht ausschließt, aber doch den Ursprung der ganzen Bildung in ein anderes Licht setzt. Hr. G. weiß sehr wohl (vgl. S. 37. 73), daß es viele hochdeutsche Verben gibt, die ganz ähnliche Lautgestalt zeigen wie seine Intensiva, nur daß eben ihre Stammwörter verloren oder verdunkelt sind; so wenig nun aus jener Lautgestalt folgt, daß solche Verba ebenfalls Intensiva sein müssen, eben so wenig durfte dieselbe umgekehrt als primitives Merkmal der wirklich intensiven aufgestellt werden, von denen übrigens manche nach Hrn. G. eigener Aussage (S. 36) diese Bedeutung kaum noch merklich an sich tragen, so wie hinwider manche von den erstern auch ihrer Bedeutung nach gar wohl Intensiva von andern sein könnten, da sie eine starke oder überhaupt „angestrengte“ Bewegung bezeichnen, z. B. *schleppen, raffen, gaffen, hocken, schrecken, strecken, pochen* (vgl. *jochen*), *schwitzen, putzen* und viele mundartliche.

Bevor wir unsere positive Ansicht näher entwickeln, haben wir, immer dem Gange des Hrn. G. folgend, nur noch einen Punct zu berühren. Er findet (S. 20), daß die meisten Intensiva von starken Verben gebildet sind, was richtig und bedeutsam, aber für seine Grund-

ansicht nicht eben günstig ist. Denn wenn die Bildung rein dynamisch symbolisch sein soll, so ist in der That nicht abzusehen, warum sie nicht von schwachen Verben ganz ebenso gut könnte vollzogen werden, sobald ihre Lautgestalt jene zwei Operationen der Vocalkürzung und Consonantenschärfung erlaubt, was ja bei sehr vielen der Fall wäre. Daß die starken bevorzugt sind, lässt sich wohl nur daraus erklären, daß sie durch ihr Ablautvermögen überhaupt in der Wortbildung lebendiger und fruchtbarer sind; was aber eben auf einen allgemeineren Ursprung und Charakter auch der fraglichen Intensivbildung deutet. Die wenigen von schwachen Verben gebildeten Intensiva beweisen natürlich nichts gegen diese Auffassung und erklären sich aus überwiegender Analogie der von starken gebildeten, welche übrigens selber schon zum Theil nur jenem Princip ihr Dasein verdanken. Daß von reduplicierenden Verben keine Intensiva gebildet wurden (S. 23), ist ebenfalls richtig und für beide charakteristisch; wenn aber *stutzen* im Verhältniss zu *stossen* ein umgekehrtes oder unorganisches Intensivum genannt wird (S. 24. 25), weil es die ursprüngliche Kürze des Wurzelvocals enthalte, so können wir dies nach dem Obigen nicht mehr zugeben; vielmehr entsprang aus dem Ablaut des auch von Hrn. G. vorausgesetzten *stiozan* im Præt. Sing. das reduplicierende *stôzan*, so wie gleichzeitig und unabhängig von diesem aus dem Ablaut des Præt. Plur. (resp. aus der alten Wurzelkürze) mit ableitendem und dann sich assimilierendem *j stuzjan, stuzzan.* Ganz dasselbe gilt von *putzen* im Verhältniss zu *bôzen* (s. Grimm Wb. unter *butzen*). Aus ahd. *studjan* konnte, wenn nicht eine unregelmäßige Fortschiebung wie bei *schützen* aus *schütten* stattfand, kein hochd. *stutzen*, sondern nur ein *stutten* entstehen, vgl. *retten, schütten,* deren *tt* sächsischem *dd* aus *dj* entspricht. *Studjan* und *gastudnôn* gehören nach Grimm zunächst nicht zu *stützen*, sondern zu *stad* als Weiterbildung von *sta* stehen, vgl. ahd. *stad, stadal, stat.* Das angenommene *stiozan* aber lebt fort im ahd. *stiuz,* nhd. *Steiß*, im schweiz. Eigennamen *Stüßi* und in dem obd. *Stotz*, Stamm, Bein, *stotzig*, stämmig, steil, *stotzen,* auch *statzeln* = nd. *stottern.* Hieran knüpft sich nun bei Hrn. G. S. 26 ff. ein wichtiges Capitel, in welchem er selbst Einwürfe gegen seine Ansicht zur Sprache bringt, aber (wie uns scheint, allzu leicht) erledigt. Es schwebte ihm zunächst die Möglichkeit vor, daß die Verdopplung des Schlußconsonanten aus Assimilation eines ableitenden *j* entstanden sein könnte, also so ziemlich unsere Ansicht; aber er verdarb sich diesen richtigen Blick durch eine seltsam irrige Ansicht von der Bedeutung und Anwendung der verbalen Bildungssilbe *-ja,* von dem Verhältniss der Intensiva zu Causativen.

Ganz richtig beginnt er mit dem Satze, daß das *-ja* im Deutschen, wie im Sanskrit, Causativa bilde, und richtig ist auch noch die Beifügung, daß dabei die Wurzel in ungeschwächter (*a*) oder in verstärkter Vocalgestalt (bei *i* und *u*) auftrete, wodurch sich also die Causativa von den Intensiven unterscheiden. (Aus dem oben Bemerkten ergibt sich, daß, von geschwächten *A*-Wurzeln abgeleitet, beide gleich lauten können.) Daß die Silbe *-ja*, weil sie unter anderm auch, und allerdings oft, Causativa bilden hilft, darum zu keinerlei andern Verbalableitungen, also z. B. nicht auch zu Bildung von Intensiven dienen konnte und gedient habe, oder daß Causativa und Intensiva, bei unleugbarer Verschiedenheit ihres Begriffs, auch in der Form nichts, auch nicht ein Bildungselement von so unleugbarer Vielseitigkeit wie *-ja* (vgl. S. 30. 31), gemein haben konnten, scheint Hr. G. selbst keineswegs zu folgern; denn wenn er S. 10 *ergetzen* ein „causatives Intensivum" nennt, d. h. ein Verbum mit intensiver Form und causativer Bedeutung, S. 14 *schicken* „intensiv mit factitiver Bedeutung", S. 21 *tützen* wieder „intensiv mit causativer Bedeutung", und auch got. *bugjan* (S. 39) für ein solches halten möchte, wenn ihm nicht anderweitige Gewähr fehlte (S. 39), so liegt darin wenigstens die Annahme einer Übertragung intensiver Form auf causative Function. Daß er S. 33 auch geradezu Bildung von Causativen aus Intensiven annimmt, hätte nichts gegen sich, wenn die Beispiele sonst richtig wären, aber bei *blecken* = „blicken machen" bleibt der Vocal unerklärt und die Erklärung von Grimm (Wb.) unberücksichtigt, bei *necken* = „nicken machen" kommt zu derselben lautlichen Schwierigkeit noch die begriffliche hinzu. Später S. 80 (ob.) heißt es, die deutschen Intensiva werden fast gar nicht (ausgenommen die vorhin angeführten Fälle) auch causativ wie das hebräische Piel, wohl aber nehmen sie oft das causale Suffix *-ja* an; S. 40 (ob.) aber wird das ags. *hnægan* (aus *hnâg-ja-n*) als Beweis dafür angeführt, daß die Bedeutung des *j* nicht causal sei. (*Hnægan* heißt aber wirklich humiliare, prosternere, *hnipian* : se inclinare.) Schon S. 31 hat nämlich Herr G. gesagt, da die Endung aller schwachen Verba von dem Suffix *-ja* stamme, so müsse es seine ursprünglich wohl causale Kraft theilweise aufgegeben und mit so erweiterter, allgemein ableitender Bedeutung sich auch an die Intensiva angesetzt haben (schon darum, weil ja diese eben auch schwache Verba seien), aber offenbar nur pleonastisch, nicht wesentlich für das Intensivum als solches. — Es hält schwer, aus allen diesen Wendungen eine definitive und widerspruchslose Ansicht des Verfassers über das Verhältniss von Intensiven und Causativen herauszulesen; sollte die

ursprüngliche causative Bedeutung des *-ja*, nachdem sie in einer allgemeineren aufgegangen war, in jenen Intensiven mit causativer Bedeutung wieder aufgelebt oder geblieben sein, so bliebe noch immer ganz unerklärt, warum diese Verba überhaupt intensive Form angenommen haben, da ihre Bedeutung nichts Intensives hat und ein Übergang von intensiver zu causativer Bedeutung noch weniger denkbar ist als der umgekehrte. Übrigens ist wenigstens *ergetzen* auch der Form nach gar nicht Intensivum, sondern ein regelrechtes Causativum wie *setzen* und *ätzen* (S. 28). „Selbständige Existenz des Intensivums neben dem Causativum" halten auch wir für „gesichert" (S. 28 ob.) und finden sie nur durch Hrn. G.'s eigene obige Auffassungen gefährdet; auch daß das Intensive nicht in dem *-j* selbst liege, ist klar (sonst müssten ja alle damit abgeleiteten Verba intensive sein!), daß hingegen das Fehlen des Umlauts beweise, es seien nicht alle Intensiva mit *j* gebildet worden (was auch wir glauben, nur aus andern Gründen), ist nicht zuzugeben, da der Umlaut nirgends ganz consequent durchgedrungen ist (vgl. Gr. 1, 336); der consonantische Bestandtheil des *j* konnte darum doch wirken, und es fragt sich also nur, ob und wie er es gethan habe, ob und wie er die Verhärtung und Verdopplung des Schlußconsonanten erzeugen konnte, was Hr. G. bestreitet (S. 31); davon wird denn auch abhangen, ob und in welchem Sinne von „selbständiger Existenz des Intensivums gegenüber sonst abgeleiteten Verben" die Rede sein kann.

Die Verschiedenheit zwischen Intensivum und Causativum findet Hr. G. besonders deutlich ausgeprägt, wo vom selben Verbum beide Ableitungen neben einander überliefert sind und fortbestehen, wie von ahd. *hnîgan*, Causat. *hneigjan*, Intens. *hnikjan*; *slîfan*, Causat. *sleifan*, Intens. *slipfan*. Aber wenn er aus der Form *hnik-j-an* weiter beweisen will, daß die Verstärkung des Schlußconsonanten beim Intensiv auch vor dem *-ja*, d. h. unabhängig von demselben, eintrete, während in *hneigjan* das *g* unverhärtet bleibe, so hat er die Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten ahd. Schreibung nicht bedacht, denn meistens findet sich geschrieben *(h)nicchan*, anderseits auch *(h)neikan*, beide mit eingetretener Assimilation des *j* und Verhärtung des *g*, und wollte man das *k* der letztern Form etwa als streng ahd. Schreibung erklären, so wäre natürlich für *hnikjan* dasselbe geltend zu machen. Letzteres ist allerdings eine Art von pleonastischer Schreibung, aber sie findet zahlreiche Parallelen; denn wie dort das *j* noch mitgeschrieben wird, nachdem es eigentlich bereits in dem *k* (= *gg* aus *gj*) aufgegangen und vertreten ist, so wurden im Ahd. und Mhd. ursprünglich

kurzsilbige Verba der ersten schwachen Conjugation, nachdem sie durch Assimilation des *j* scheinbar langsilbig geworden waren, wirklich als solche behandelt, mit unorganischem Rückumlaut im Præteritum, z. B. *zellu* (aus *zelju*) Præt. *zalta* neben und statt *zelita*, weil man der Entstehung von *zellan* aus *zaljan* sich nicht mehr bewusst war; s. Grimm, Gr. 1² 874, 947. Eher könnte die Frage erhoben werden, warum nicht aus *hnig-ja-n* eher *hniggan* entstand und ob *hnik(j)an* für jenes geschrieben und gesprochen werden konnte. Daß nun nirgends *hniggan* sich geschrieben findet und auch in andern Verben dieser Art nie *gg*, sondern meist *cch*, bleibt allerdings auffallend; denn wenn sonst ahd. *kk*, *cc*, *ck* mit *gg* wechselt, jene also dieses vertreten können, wie vorliegt in den Formen (man-) *sleggo* und *-slecco*, mhd. *-slecke* und *-slegge* aus *slagjo* von *slahan* (*slagan*), *weggi* und *wekki* Keil, *âwiggi* und *âwicki*, unwegsam (welchem letzteren Hr. G. S. 68 ganz ohne Grund intensive Form und Bedeutung zuschreibt), so haben wir es hier, wie noch im mnhd. *flücke* neben *flügge*, offenbar nur mit dialectischen Varianten zu thun, übrigens zugleich mit Beispielen derselben Assimilation von *gj* in *gg* wie beim Verbum. Aber wirkliche Verwirrung der Schreibart, nämlich Schwanken auch zwischen *gg* und *cch* (welches allerdings durch ableitendes *j* entsteht, aber aus *ch* = got. *k*), bezeugt doch auch Grimm, Gramm. 1², 193; sie konnte eben durch den doppelten Lautwerth der Zeichen *c* und *k* (bald als härtere Medien, bald als wirkliche Tenues), des *g* im Auslaut geradezu auch für *c* (*k*) und des *ch* im Inlaut auch für *cch* (weil *h* im Auslaut = *ch*) herbeigeführt werden, und daß sie schon alt ist, geht auch daraus hervor, daß gerade in den Mundarten der Schweiz, welche dem streng ahd. Typus am nächsten stehen, die Aussprache *gg* theils neben *cch* gilt, theils diese verdrängt hat, z. B. in der allgemein gültigen Form *lugg* = nhd. locker, von got. *lûkan*, mhd. *lûchen*, *liechen* (schließen, eigentlich zuziehen), woher Loch und Lücke, vielleicht auch *loc* (Locke) und *locken* (herbeiziehen); daß jenes *lugg* mit ahd. *luggi*, *lukki*, mendax, von lügen zusammenhänge (Weigand), ist unwahrscheinlich, da das letztgenannte Verbum, im got. *liugan* nubere, auf die Grundbedeutung „verhüllen" weist. Daß nun die Schreibung *cch* für *gg* gerade bei unsern Verben sich festsetzte, kann freilich nicht bloßer Zufall sein, sondern es mag ein Gefühl davon, daß sie Neubildungen mit verstärkter Bedeutung waren, zur Differenzierung auch ihrer Form nach jener Seite hin beigetragen haben.

Dieselben Consonantenverhältnisse wie bei *nicken* : *neigen* haben wir anzunehmen bei *bücken* : *biegen* (ahd. *buck(j)an* findet sich zwar

nicht, ist aber durch *bucchelôn*, curvare, mittelbar bezeugt) und *schmücken* : *schmiegen*. Das *c* in mhd. *smuc*, *smuckes* erklärt Weigand geradezu als Verdopplung und Verdichtung von *g*, *smücken* hingegen vom Substantiv durch *j* abgeleitet; aber die erstere Annahme ist doch gewaltsam, wir werden eher umgekehrt *smuc* von *smücken* abzuleiten haben (dessen verschiedene Bedeutungen sich auch nicht alle aus der von *smuc* erklären würden), und dieses aus *smiegen* mit *j*, ahd. *smukjan*, wozu dann auch *smoccho* (engl. *smock*) Hemd, gehört, ähnlich wie *brocco* zu mhd. *brücken* (ahd. *bruchjan*) von *brëchen*; vgl. auch Grimm Wb. und *Boch* und *Bock* und die vorhin genannten Ableitungen von *lûchen*, nur daß hier das *ck* aus *ch* sich einfacher erklärt.

Zu dem aus *g* zu erklärenden *ck* gehört noch das in *zucken* von *ziehen*, da der Vocal uns darauf hinweist, auch hier die im Præt. Plur. erscheinende Wurzelform zu Grunde zu legen; das im Præsens und im Prät. Sing. geltende *h*, das mhd. im Auslaut *ch* geschrieben wird und bei der Gestalt des ahd. *ziecha* Überzug (noch schweiz. *zieche*) wenigstens mitgewirkt zu haben scheint, mag zu der Verdickung des Lautes beigetragen haben, obwohl *h* + *j* höchstens inlautendes *ch*, noch kein *ck* ergibt; letzteres muss dann auf obigem Wege entstanden sein. Wie ist aber das neben ahd. *zucchan* bestehende fast gleichbedeutende *zocchôn* (vgl. mhd. *bocken* niedersinken neben *bücken*) und wie sind noch andere Intensiva zu erklären, welche ebenfalls der zweiten schwachen Conjugation angehören, also kein *j* mit sich führten, aus dessen Assimilation der Doppellaut entstehen konnte, z. B. auch das bereits angeführte *locchôn* (wenn es wirklich Intensivum von *lûchan* ist), neben welchem mit gleicher Schwierigkeit noch *locchên* nach dritter Conjugation besteht? Substantiva, von denen diese Verba abgeleitet sein könnten, bestehen nicht und es müsste ihr Auslaut selber erst erklärt werden. Wir müssen also auf das vorhin bei *smocco* Bemerkte zurückkommen. Die Ableitungen mit *j* waren die zahlreichsten; wenn nun auf diesem Wege ein Verbum mit Doppelconsonanz entstanden und geläufig geworden war, so bildete es gleichsam eine Wurzel oder wenigstens einen Stamm zweiter Ordnung, von dem weitere Bildungen ausgehen konnten wie von einer starken Wurzelgestalt. Betreffend den Vocal kommt noch in Betracht, daß ein *c* in dem Substantivum *zoc* (mit einfacher Consonanz) bereits vorlag. Wir haben also eine von einer Wurzel abstammende Gruppe von Wortstämmen als ein lebendiges Ganzes zu betrachten, dessen Glieder, wie die einer Familie, mit Einschluß der „schwachen“, aber immerhin unter Vorwalten der „starken“ ihre Eigenschaften unter einander

austauschen und durch Combinationen derselben neue Sprossen erzeugen.

Während das *h* von *ziehen* schon innerhalb dieses Verbums selbst sich in *g* fortschiebt, ist hingegen das in *schëhen* einem solchen Übergange fremd, so daß wir in *schicken*, wenn es von jenem abgeleitet ist, das *ck* nur als Schärfung von *ch* (*hh* aus *h* + *j*) erklären können, also durch eine ähnliche Vermischung der Laute und Schriftzeichen wie *ck* aus *gg*. Wie nun für die Steigerung von *g*(*g*) zu *k*(*k*) nachträglich immerhin noch kann geltend gemacht werden, daß der streng ahd. Dialect die Media *g* (wie *b*) eigentlich verloren hatte (womit freilich die mhd. Ersetzung derselben durch *c* im Auslaut nicht wohl zusammenhängen kann, vgl. Gr. 1, 378), so kommt für die Steigerung von *ch* zu *ck* in Betracht, daß das Zeichen *h* im ahd. In- und Auslaut nicht bloß einem got. *h* entsprach, sondern auch einem got. *k*, aber mit der Aussprache *ch*, welche dann irrthümlich auch auf einzelne *h* der ersten Art übertragen werden mochte (vgl. Gr. 1, 189). Eine solche Ausnahme scheint in *schicken* von *schëhen* vorzuliegen, in welchem auch Weigand eine Verdickung des *h* zu *cch* durch *j* annimmt, und unsere Erklärung ist trotz ihrer mühsamen Vermittlung durch Annahme von Störungen des organischen Lautverhältnisses weit mehr dem wirklichen Leben der Sprache angemessen, als die Annahme eines unmittelbaren Sprunges von einem *h* zu *ck* als dessen „Verdopplung“ oder „Verhärtung“, was allem Lautgefühl widerspricht. Was den Vocal betrifft, so ist derselbe bei der Annahme, daß *schicken* Causativ von *schëhen* sei, ebenfalls nur durch Ausnahme von der Regel zu erklären; denn nach dieser müsste die Bildung *schecken* lauten; es ist aber möglich, daß *schicken* zwar zu *schëhen* gehört, jedoch nicht als Causativum desselben, sondern als Ableitung von der geschwächten Wurzelgestalt *schih* mit transitiver Bedeutung, wie denn auch gar nicht alle Bedeutungen des mhd. *schicken* sich als Causative von *schëhen* auffassen lassen. Der Vocal würde sich verhalten wie im mhd. *schricken*, aufspringen, welches doch auch ein starkes *schrëhhan* voraussetzt, zu dem es denn auch schon mhd., aber mit Beibehaltung des aus der Ableitung durch *j* entstandenen *ck* aus *ch*, zurückgekehrt ist; auch *ficken*, *wipfen*, *knittern*, von denen noch weiter unten die Rede sein wird, zeigen diesen ausnahmsweisen Vocal. Als ein solcher müsste er auch gelten, wenn wir *schicken* von *schëhen* trennen und es mit dem für das Substantiv *schoc*, nhd. *Schock*, Haufe, bestimmte Menge, alts. *scoc* vorauszusetzenden ahd. *scëhhan* in Verbindung bringen wollten, dessen Bedeutung ungefähr „in Ordnung anhäufen, aufschichten“ gewesen sein muss und zu der

von mhd. *schicken* mehrfach passen würde. Bei dieser Annahme wäre dann auch das *ck* ohne weiteres gerechtfertigt, denn daß es meistens einem ahd. *cch*, welches seinerseits aus *ch* + *j* entsprungen ist, entspricht, wurde schon oben bemerkt und bedarf keines Beweises mehr; wir können daher auch die hieher gehörigen Intensiva des Hrn. G., als im Allgemeinen richtig, übergehen, nur mit der wiederholten Bemerkung, daß ihr *ck* nicht anders entstanden ist, als in vielen andern Verben, die dasselbe enthalten, ohne darum Intensiva (oder auch immer Causativa) zu sein.

Etwas anders verhält es sich mit den nun folgenden labialen Bildungen, indem zwar auch hier etwelche Verwirrung schon der ahd. Laute, wie bei den Gutturalen, mitspielt, jedoch die Doppelconsonanz nicht einzig aus Assimilation eines *j* zu erklären ist, weil manche ahd. *ph* auch nur den Werth eines einfachen *f* hatten, d. h. des aus *p* verschobenen, aber nicht mehr voll aspirierten Lautes, so daß in- und auslautend *ph* und *f* zunächst unter sich, dann auch (nach kurzen Vocalen) mit *pf* und *ff* wechseln. Ahd. *ff* vertritt nach Gr. 1², 133 ff. theils *ph* theils *pf*, dieses hinwieder theils *ph* theils *pph*; im erstern Fall entspricht es einem niederdeutschen *p*, im zweiten einem nd. *pp* und ist dann, wie dieses, oft aus Assimilation von *j* entstanden (wie *ck* aus *cch* = *ch* + *j*). *bb* und *pp* schwanken wie die einfachen Laute (und wie *gg* und *kk*) und die Dopplung scheint ebenfalls aus Assimilation von *j* entsprungen (a. a. O. S. 148). Der Wechsel von *ff* und *pf* kommt auch im Mhd. noch vor; *tropfe* steht für *troffe*, vom Præt. Plur. *truffen* (von *triefen*), wo die Verdopplung (wie bei *zz*) vielleicht nur graphisch die Kürze des Vocals festhalten helfen soll, da Gemination überhaupt, und oft unorganische, schon im Mhd. zunimmt (a. a. O. S. 384–5). — Was folgt nun aus diesem Lautstand im Allgemeinen für unsere Frage im Besondern? Zunächst daß der Laut *pf*, um den es sich bei den Intensiven zumeist handelt, entstehen konnte (nicht musste, da er auch schon ohne *j* möglich war, = einfachem *f*) aus *f* + *j*, d. h. vertreten kann ein aus jenen Elementen durch Assimilation entstandenes *ff*, also Verbalwurzeln mit Auslaut *f* voraussetzt, deren denn auch Hr. G. eine Reihe aufzählt, daß er hingegen nicht entstehen konnte aus einem Wurzellaut *b*, den Hr. G. ebenfalls mehrfach zu Grunde legt, ausgenommen wo er, wie bei *schnauben*, mit *f* ohnehin wechselt; aus *sniuben* konnte *schnubbern* entstehen, aber nicht *schnupfen* und *schnüffeln*; *schnuppern* ist entweder hochdeutsche Schriftvariante zu *schnubbern* oder niederdeutsche Form von *snûpen* = hd. *snûfen*, und nach diesem Beispiel sind auch andere *pp*-Formen zu beurtheilen, so weit sie nicht unter

einen anderen, nächstens folgenden, Gesichtspunct fallen. Unzulässig ist auch unmittelbarer Übergang von *w* in *pf*, ohne die Zwischenstufe *w* : *v*, *f*, ähnlich dem Verhältniss von mhd. *spîwen* : *spucken*, vermittelt durch *w* : *g*.

Am wenigsten Schwierigkeit machen die Lingualen, bei denen auch bloß eine Gestalt der Intension vorkommt: *ß*: *tz*, denn nhd. *sproßen* erklärt Hr. G. selbst (S. 16) als Denominativ von *Sproß*. Eigenthümlich ist die Entstehung eines *tz* aus *d*, resp. *t*, in *schnitzen* (schweiz. auch *schnätzle*(*n*), in kleine Stücke schneiden), welches unzweifelhaft (statt des von Hrn. G. angegebenen *schnippeln*, vgl. jedoch S. 33) zu *schneiden* gehört und sich (nach Weigand) nur aus weiterer Fortschiebung des *d*, *t* zu *z* erklären lässt, von der wir freilich im Inlaute wenigere Beispiele haben als im Anlaut mit folgendem *w* (*dwahan*, *twahen*, *zwahen*). Das ableitende *j* konnte den Übergang von *snit* zu *snitz* begünstigen, aber nicht erzeugen (was Hr. G. S. 28 anzunehmen scheint); dagegen scheint die Annahme seiner Mitwirkung für den Übergang von *ß* (mhd. *zz*) in *tz* (*zz*) nothwendig, obwohl nach langen Vocalen mhd. *z* auch dann unverändert bleibt (*beizen*, aus *beizjan*, nhd. *beizen*, vielleicht nur zum Unterschied von „beißen“, mhd. *bîzen*).

Wir haben nun mit einiger Ausführlichkeit, wie es nöthig war, Hrn. G.'s Haupteinwurf gegen eine von der seinigen verschiedene Erklärung der Intensiva widerlegt. Es bleibt also dabei, daß dieselben ihre Form wesentlich ableitendem *j* verdanken, ihre Bedeutung aber dem durch Assimilation des *j* an den Schlußconsonanten der Wurzel hervorgerufenen Abstand der abgeleiteten Form von der daneben deutlich fühlbar bestehenden einfachen, welcher nun eine Intension der Bedeutung mit sich zu führen schien, in demselben Maße wie die Form eine Intension der Lautgestalt. Hiemit anerkennen wir allerdings ein Gefühl von Lautsymbolik als mitwirkend, aber nicht als einzige oder wesentliche Ursache, nicht als einen Trieb zu unmittelbarer Erzeugung jener Formen, sondern nur zu nachfolgender Ausdeutung und Verwendung derselben, nachdem sie auf anderem Wege einmal entstanden waren. Feinere Betrachtung wird zwischen den beiden Auffassungen einen bedeutenden Unterschied finden, denn das zeitliche und causale Verhältniss der Vorgänge ist so ziemlich umgekehrt. — Wie viele und welche von den anzuerkennenden Intensiven selbst erst wieder nach bloßer Analogie von bereits bestehenden, und in diesem Sinne dann wohl auch unmittelbar, geschaffen waren, lässt sich nicht mehr ermitteln; daß aber solche äußere

Analogie schon frühe mitwirkte, halten wir ebenfalls für unabweislich, weil wir sie später überhand nehmen sehen.

Dies führt uns nun auf einen zweiten Einwurf, den Hr. G. S. 28—30 sich selbst macht und ebenfalls nicht genugsam gewürdigt hat, obwohl derselbe an Gewicht dem ersten nachsteht. Dieses zweite Bedenken beruht darauf, daß in manchen scheinbaren Intensiven der kurze Vocal der alte mundartlich erhaltene sein könnte, und die Doppelconsonanz erst durch diese Vocalkürze hervorgerufen, resp. zur schriftlichen Bezeichnung derselben gemäß dem in nhd. Zeit geltend gewordenen Principe der Aussprache und Orthographie, wonach Vocalkürze und folgende Doppelconsonanz einander meistens bedingen. Welche gewaltige Umgestaltungen und Entstellungen die nhd. Schriftsprache und Aussprache durch dieses Princip erlitten hat, ist bekannt, und wir halten allerdings dafür, daß dasselbe auch zur Erzeugung einer zweiten, neueren Schicht von noch weniger echten, übrigens auch mehr der Volkssprache angehörigen Intensiven beigetragen habe, zusammen mit einer unleugbaren Fähigkeit und Neigung eben der Volkssprache zu lautmalenden Wortbildungen innerhalb gewisser Schranken und mit Anlehnung an ältere Wörter, welche zwar gar nicht immer aus diesem Trieb entstanden waren, aber demselben gemäß aufgefasst wurden, wie wir so eben an den älteren Intensiven anerkennen mussten. Die älteste Sprache liebt, mit Ausnahme gewisser weitverbreiteter Naturlaute des Kindesmundes, keine Doppelconsonanz; sie bedarf derselben auch nicht, weil die einfachen Laute ihre ursprüngliche Bedeutsamkeit noch in vollerem Maße besitzen; Dopplung entsteht daher zwar schon früh, aber aus secundären Ursachen, durch Assimilationen und auch durch Contraction von Iterativbildungen, wie Hr. G. im Verlaufe seiner Schrift vielfach nachweist. Gerade die spätere Sprache ist es, die in Ermanglung jenes ursprünglichen Gefühls auf das Mittel der Dopplung leicht verfällt und uns dann auch leicht verführt, ältere Bildungen fälschlich demselben Motiv zuzuschreiben. Übrigens bleibt die Doppelconsonanz auch so mehr eine Sache der Schrift als der Aussprache; wir haben uns durch unsere ganze moderne Cultur daran gewöhnt, die Sprache mehr zu lesen als zu hören; es hält in manchen Fällen schwer, phonologisch einen deutlichen Unterschied zwischen der Aussprache eines einfachen Consonanten (nach kurzem Vocal) und der Aussprache seiner einfachen Verdopplung (nicht Verbindungen wie *pf*) nachzuweisen, und in vielen Fällen liegt auf der Hand, daß wir auch hier gar nicht sprechen was wir schreiben. Aber wir stehen nun mit Hrn. G. zunächst auf dem Standpuncte des Geschriebenen, und da ist

bekannt genug, daß Formen wie *Knappe*, *Rappe* nur Varianten der ältern *knâbe, râbe(n)* sind, während in *Mutter, Waffen, schleppen* (nach Weigand aus nd. *slêpen* = hd. *schleifen*) ausnahmsweise gerade das Widerspiel des sonstigen Principes Platz gegriffen hat: Bezeichnung ursprünglicher Länge durch (überflüßige und falsche) Position, welche dann aus der Schrift in die Aussprache zurückdrang und diese gerade entgegengesetzt der ursprünglichen Absicht gestaltete (vgl. auch noch nhd. *tappen* neben mhd. *tâpe*, Pfote; *Schuppe*, mhd. *schuope*). Es gibt nun auch Beispiele von Verben, wo die Doppelconsonanz nur die ursprüngliche Vocalkürze bezeichnen und festhalten sollte, wie *zappeln, rappeln, schnappen* u. a., und wo der Schein von Intension nur darum nicht eintritt, weil die einfachen Verba fehlen (für *schnappen* könnte *Schnabel* als Vergleich dienen). *Trappen* aber erklärt Hr. G. als „nach Form und Bedeutung richtiges Intensivum zu *traben*, wie placken = plagen"; *trappen* soll nicht bloß die alte Kürze des mhd. *draben* bewahren, sondern als Gegensatz zu nhd. *trâben* neu gebildet oder wenigstens gewerthet sein. Aber abgesehen davon, daß auch hier eine Vermengung hochdeutscher und niederdeutscher Formen mitspielt, welche durch die von Grimm Wb. unter *draf* angeführte Berührung mit *treffen* vermehrt wird — ist denn der Begriff von „trappen" als „schweres festes Auftreten" Intension von „traben" = leichtes flüchtiges Laufen?" ist es nicht vielmehr der Gegensatz dazu, das andere Extrem von dem gemeinschaftlichen Begriff des „Auftretens", das Deminutiv zu *trappen* aber (vgl. S. 90) *trippeln*, welches S. 13 offenbar unrichtig als Intensiv von *treiben* gefasst wird? So soll sich auch (doch nur „vielleicht") *happen*, gierig sein und -essen, zu *haben* verhalten und zu letzterem auch (doch nicht etwa als Intensivum mit langem Vocal?) *hâpern* gehören, während wir es auch hier wieder zunächst mit niederdeutschen Formen zu thun haben. Was das S. 30 noch angeführte *gâken* : *gacke(r)n* betrifft, so ist sehr die Frage, ob nicht das letztere ebenso ursprüngliche Lautnachahmung sei, wie das erstere, ja dieses vielleicht eher von jenem aus gebildet als umgekehrt. Bei solchen Lautmalereien, welche theilweise auch in bloße Lautspielereien übergehen, verlieren wir übrigens festen Boden und Maßstab und müssen uns begnügen, die Volkssprache in ihrer Fähigkeit, eine Fülle sinnlicher Nuancen jener Art auszudrücken, mit aller Aufmerksamkeit zu belauschen und zu bewundern, aber diese Schöpfungslust in Regeln und Begriffe zu bannen geht nun einmal nicht an und widerstreitet dem Wesen der Volksmundarten im Unterschied von der Schriftsprache, wir können daher die betreffenden Bildungen auch nicht als besonders

gelungene Erzeugnisse neuhochdeutschen Sprachgeistes, als Blüthen und Zierden und als Zeugnisse einer besondern schöpferischen Lebendigkeit desselben gelten lassen. Bei genauerer Betrachtung stellen sie auch im günstigsten Falle eher ganze Scalen von Gradunterschieden dar als Paare von je zwei Begriffen, welche unter sich in dem einfachen und klaren Verhältniss eines Positivs zu seinem Intensiv stünden, wie die wenigeren, aber auch weniger sinnlichen, welche wir oben als echter und älter bezeichnet haben; man darf daher die relative Regelmäßigkeit der letztern nicht verwirren durch Hereinziehen der erstern unter dasselbe Gesetz, dem sie doch nicht genügen können, sondern in ihnen höchstens eine etwas verwilderte, in die Breite ausgeschlagene Fortsetzung und Nachahmung des edleren Triebes erkennen, in welche allerlei Unorganisches und Zufälliges, Schwankungen und Verirrungen der Mundarten unter einander mit eingedrungen sind.

Einen dritten Einwand, den Hr. G. noch kürzer als die beiden ersten abweist, wollen auch wir nicht weiter ausführen, nämlich daß die Intensiva allerdings mit *j* gebildet sein könnten, aber als Denominativa (S. 32). Wir haben diese Möglichkeit bereits gelegentlich einmal berührt und es wäre gegen dieselbe, besonders wenn sie nur für einen Theil der Verba angenommen würde, an sich nichts einzuwenden. Was Hr. G. geltend macht, ist nicht entscheidend, denn wenn die Nomina, von denen die Verba abzuleiten waren, nicht alle vorliegen, sondern zum Theil erst ergänzt werden müssten, so sehen wir uns bei der Erklärung aus Verben ebenfalls zu jenem Verfahren genöthigt; ob aber die Bedeutung der Nomina passen würde, wäre für die einzelnen Fälle eben zu prüfen, und gerade bei Hrn. G.'s Annahme von intensiver Bedeutung auch mancher Nomina (S. 68—69) wenigstens im Allgemeinen nicht von vornherein zu bezweifeln. Es entstünde aber die Frage, wie sie selber dazu gekommen seien, und hier steckt die Schwierigkeit, denn davon daß Ableitung mit *-j* auch bei Nominen ähnliche Assimilationen wie die bei Verben nachweisbaren mit sich brachte, haben wir nur wenige Spuren, die oben angeführten Beispiele, meist von Adjectiven, denen gerade keine Verba intensiva entsprechen. Dennoch muss Ableitung intensiver Verba von Substantiven offen gelassen werden, wenigstens für die (freilich nur wenigen) zweiter und dritter Conjugation, welche kein *j* enthielten, und zwar in der oben bereits angedeuteten Weise, daß das betreffende Substantiv seine Stammgestalt von einem mit *j* gebildeten Verbum unmittelbar empfangen oder mittelbar entlehnt hatte. Indessen kann man auch ohne diesen Umweg Verba zweiter und dritter Conjugation unmittelbar von den offenbar

vorherrschenden der ersten ihre Stammgestalt entnehmen lassen; denn wenn starke Verba von starken konnten gebildet werden (vgl. Gr. 2, 70 ff.), warum nicht auch schwache von schwachen? Wir verkennen zwar nicht, daß die starken überhaupt die lebendigeren, triebkräftigeren sind, aber wenn die Thatsache, daß sie trotzdem zum Theil abgeleitete sind, jener Eigenschaft keinen Abbruch thut, so darf etwas ähnliches auch den schwachen zugetraut werden; unter ihnen sind nicht alle gleich schwach, wie unter jenen nicht alle gleich stark: die der ersten schwachen entsprechen ungefähr den starken der VIII.—XI. Conjugation. Leider hat uns Grimm über die Ableitungsverhältnisse der schwachen von starken Verben, oder auch von Substantiven, ohne Aufschluß und Vorarbeit gelassen, so daß wir genöthigt sind, selber einen Weg in jenes Gebiet zu bahnen; aber so viel scheint klar: wenn Grimm Hrn. G.'s Ansicht von den Intensiven als einer ganz besondern primären Bildung gehegt hätte, so hätte er sie irgendwo und irgendwie aussprechen müssen; er konnte sich aber dessen enthalten, wenn sie ihm als ein nur secundäres, specielles Product der *j*-Ableitung neben andern erschienen.

Daß Hr. G. jene höhere Ansicht von ihnen hegt, zeigt sich besonders in dem S. 38 folgenden Capitel „über Alter und Verbreitung des deutschen Intensivums“ und in dem spätern „Einfluß der Intensiva auf die Wortbildung“ (besonders S. 67 ff.), „Ursprung der deutschen Intensiva“ (S. 73—6). Wir müssen also auch diese Abschnitte noch durchgehen, obwohl sich von selbst versteht, daß wir bei Bestreitung der Grundansicht auch die Consequenzen derselben nicht anerkennen können.

Hr. G. erklärt S. 38 unter andern *hungern, wundern* als Desiderativa mit *r* gebildet, während diese Verba doch offenbar zunächst von den entsprechenden Substantiven stammen, welche allgemein ableitendes *r* enthalten; die got. Form des Substantivs, *huhrus*, steht von *huggrjan* ab (wie *juhiza* von *jugg*), auch wenn man das umgekehrte Verhältniss annimmt, und kann gegenüber den andern Dialecten nichts beweisen. Ferner findet Hr. G. Spuren der alten Bildung von intransitiven und passiven Verben auf *-na* auch im Hochdeutschen, „allerdings mit abgefallenem Suffix“; ahd. *bleichên, heilên, blindên, haftên, stummên* sollen nicht bloß in der Bedeutung, sondern auch in der Form den got. *hailnan, blindnan* entsprechen; die Bildungen auf *-ê* von Adjectiven haben aber im Ahd. von Haus aus und ohne weiteres intransitive und nicht so fast passive, als zugleich inchoative Bedeutung. Das Suffix im mhd. *glitzenen* (ahd. *-in -ôn*) ist von dem got. *-na* deutlich

verschieden, obwohl got. *lêkinôn* auch in passiver Bedeutung vorkommt und im Altn. die hieher gehörigen Verba durch Verlust des *i* mit denen auf *-na* zusammenfallen, so wie hinwider ahd. *storch-an-ên* dem got. *staurknan* nahe kommt; vgl. Gr. 2, 169. 173 ff. Doch diese Bildungen haben mit den Intensiven nichts zu schaffen; es handelt sich vielmehr darum, Hrn. G.'s Ansicht vom Alter der letzteren zu prüfen. Dem Gotischen fehlen sie und ebenso nach Hrn. G. dem Altsächsischen; um so auffallender ist, daß er sie in dem nahe verwandten Angelsächsischen vorfinden will; die Ausbeute ist aber gering und zweifelhaft, besonders da Hr. G. selbst erinnert, daß dort nach kurzem Vocal der Consonant sich ohnehin gern verdopple (wie im Mhd. und Nhd., s. ob.). Für *hoppjan*, saltare (dessen Ableitung von *hebban* übrigens noch nicht ausgemacht ist, s. unt.) citiert er Gr. 1, 250, wo auch zu lesen steht, daß die meisten Fälle solcher Verdopplung aus ableitendem *i* zu erklären seien wie im Althochdeutschen. In *hnappjan* = ahd. *naffizan*, mhd. *nipfen*, dormitare, mögen die beiden eben angeführten Gründe der Verdopplung zusammentreffen; ist sie bloß dem zweiten zuzuschreiben, so gilt betreffend die Schreibung des *j* das oben über ahd. *hnikjan* Bemerkte; daß aber diesem die ags. Form *hnipjan*, mit Übergang der Gutturale in die Labiale, entsprechen soll, können wir nicht einsehen, wenn nicht andere Beispiele solchen Lautwandels in diesem Dialect aufzuweisen sind. Man „könnte" nun noch manche andere Bildungen als Intensivformen erklären, aber daß Hr. G. selbst (S. 40) dies nicht wirklich thut, ist bedeutsam, und aus dem beigebrachten Material kann jedenfalls nicht der Schluß gezogen werden, daß die Intensivbildung dem Ags. mit dem Ahd. gemein und darum noch in die Zeit der Ungetrenntheit der Stämme hinaufzusetzen sei. Das Altsächsische soll dann mit dem Gotischen diesen urgemeinsamen Trieb aufgegeben haben, aber die niederdeutschen Beispiele, welche nach Hrn. G. bloß aus dem Hochdeutschen sollen eingedrungen oder ihm nachgebildet sein, tragen echt nd. Lautgestalt und sind vielmehr umgekehrt ins Hochdeutsche eingedrungen. Da übrigens das Englische eine Anzahl den neuhochdeutschen ähnlicher Intensivformen aufweist (vgl. noch Mätzner, Gramm. 1, 433. 435), so kann und soll gar nicht behauptet werden, daß die Bildung dem Ags. gefehlt habe, wie ja überhaupt nicht das Daß, sondern das Wie ihrer Entstehung streitig ist; aber wenn Hr. G., nachdem er dieselbe als eine urgermanische erklärt hat, aus der überwiegenden Ausbildung derselben im Hochdeutschen (doch besonders erst im Neuhochdeutschen) schließen will, daß dieses „schon lange vor dem ersten Auftreten der Germanen sich

selbständig entwickelt habe“, so ist das offenbar wieder zu viel, zumal da die dem Hochdeutschen zugeschriebene, größere geistige Regsamkeit doch auch wieder vom Englischen gelten soll.

Daß das deutsche Intensivum auch bei der Nominalbildung gewirkt haben soll (S. 66), ist eine von vornherein etwas auffallende Behauptung, da der Nominalbegriff, besonders der des Substantivum, principiell den specifisch verbalen einer Intension auszuschließen scheint, ausgenommen natürlich von bereits bestehenden intensiven Verben abgeleitete Substantiva, dergleichen wir oben selber angenommen haben. Nominale Intensivbildungen sollen nach Hrn. G. im Deutschen alle diejenigen sein, welche durch Verkürzung langvocalischer Verbalstämme entstanden sind. Hr. G. weiß sehr wohl und fügt ausdrücklich bei, daß diese Länge nicht ursprünglich ist, es sollen aber die verkürzten Nominalstämme nicht etwa Bildungen aus der kurzvocalischen indogermanischen Wurzelgestalt sein, sondern eine absichtliche besondere Art von Bildung aus der verlängerten deutschen Verbalwurzel (S. 67, vgl. 73). Diese Auffassung entspricht ganz der des kurzen Vocals der intensiven Verba (s. ob.) und leidet auch an demselben Mangel, denn es ist gar nicht abzusehen, warum überhaupt der Vocal des Præsensstammes für das Verbum maßgebender sein soll als der des Præteritums, wo die alte Kürze der Wurzel fortlebt und sich zu weiteren verbalen und nominalen Bildungen von selbst darbot. Daß die betreffenden deutschen Nominalbildungen bis in die indogermanische Urzeit hinaufreichen, ist also auch unsere Meinung nicht, so wenig als bei den int. Verben; aber wenn *snit* von *snîdan*, *sloȥ* von *sliuzan* Beispiele von jenen sein sollen, so muss *φυγή* von *φεύγω*, *λίπα* von *ἀλείφω* eben so aufgefasst und es kann dann nicht gesagt werden, daß die urverwandten Sprachen ihre Nomina nie durch Verkürzung der Verbalstämme bilden, sondern nur durch Verlängerung, wie *ὤψ* von *ὀπ*, *vōx* von *voc*, *lēx* von *leg*. Hierüber kann man sich am Ende noch verständigen (da Hr. G. selbst S. 74 von bloß scheinbarer Kürzung spricht), aber worin soll denn das Intensive jener Nominalbildungen liegen? Sie sollen „den allgemeinen Begriff des Verbums in eine einheitliche concrete Anschauung zusammengefasst“ enthalten, und diese Intensität des substantivischen Begriffs soll durch die intensive Formation des Wortes ausgedrückt sein (S. 68, wo der intensiven Form auch collective Bedeutung zugeschrieben wird, während diese in mhd. *gewicke* offenbar von dem *ge-* herrührt). Hr. G. macht S. 69 ff. den Versuch, diese Erklärung etwas näher auszuführen, kommt aber mit den Beispielen offenbar ins Gedränge. Die intensive Form soll gelten, wenn das Substantivum einen einma-

ligen prägnanten Act des Verbalbegriffes bezeichnet, z. B. *smuc, grif,* oder für Namen von Dingen, an welchen sich jener besonders stark zeigt, z. B. *stock, sluzzil, smitte,* oder für Nomina agentis: *gripf œre, smit*; dagegen Abstracta sollen langen Vocal haben, z. B. die auf *-ung.* Aber „natürlich kommt man mit Regeln hier nicht ganz durch und es laufen viele willkürliche Auffassungen mit unter", wie z. B. nhd. „Griff" concret und abstract zugleich ist, während altn. *grip* und *greip* sich unterscheiden, aber mit Umkehrung der Regel, und wenn Hr. G. diese wieder hergestellt finden will, im Verhältniss von altn. *beit* Weide, *beita* Lockspeise, zu *bit,* Biss, so hat er übersehen, daß wenigstens *beita* gar nicht von *bîta* stammt, sondern vom causativen *beita,* und unserm „Beize" entspricht. Sogar got. *skuf-t* und *drus* sollen Intensivbildungen sein, obwohl intensive Verba dem Gotischen fehlen und auch nicht die Spur von Consonanzverstärkung in jenen Formen vorliegt; selbst *vippja* kann nicht geltend gemacht werden, da es die einzige Form mit *pp* im Gotischen ist und daneben *vipja* besteht, jenes also nur ein früher Fall doppelter Schreibung sein wird.

Wie vielseitig Hr. G. seinen Begriff von Intension zu wenden weiß, sieht man aus der (S. 71, vgl. auch 96 und 188—189) versuchten Anwendung desselben auf die verkürzten Koseformen der Eigennamen und sogar auf die Namen einiger weiblicher Thiere. Hier soll die verkürzte und verschärfte Form des Namens die auf das geliebte Wesen oder das zartere Geschlecht concentrierte Innigkeit der Vorstellung ausdrücken, und da Intension auch beim Verbum sich nicht selten mit Deminution verbindet, sowie hinwieder das Kleinere auch sorgfältigere Behandlung bedarf und findet, so ist der Zusammenhang nicht unfein ausgedacht; was übrigens das Verhältniss von *gitze* zu *Geiß* betrifft, so wird es doch lautlich kein anderes sein als das von *Hitze* zu *heiß,* und wie Hr. G. für *kitze* eine bloße Verhärtung des Anlauts annimmt, so könnten auch im Inlaut *g* und *k* von ahd. *ziga* : *ziki* ursprünglich nur dialectische Varianten sein, oder *k* aus *g* erzeugt durch das deminutive *i*, Gr. 3, 684. Wir können aber diese Frage dahingestellt sein lassen, da auch Hr. G. sie mehr nur parenthetisch vorbringt, und wenden uns zum letzten Capitel, dem „Ursprung der deutschen Intensiva."

Es konnte Hrn. G. nicht entgehen, daß die von ihm noch für intensive Nominalbildung angenommene kurze Gestalt von Wurzeln mit *i* und *u* auch im Præt. Plur. und im Partic. Perf. der betreffenden Verba vorkommt, wo doch von keinerlei intensiver Bedeutung die Rede sein kann; eine solche weist er denn hier auch ausdrücklich ab, da-

gegen hat ihn dieses Zusammentreffen auf die Annahme geführt, daß die *i*- und *u*-Stämme den ersten Anlass zu deutschen Intensivbildungen gegeben haben, wie denn von ihnen auch der Ablaut ausgegangen zu sein scheine, dessen kürzere (von Grimm sogenannte „zweite“) Gestalt ja eben mit der intensiven Verkürzung des Hrn. G. zusammenfällt und besonders im Part. Perf. auftritt, wo der Verbalbegriff in seiner abgeschlossensten stärksten Concentration erscheint. Mit dieser Anschauung bringt Hr. G. in wirklich scharfsinniger Weise die Thatsache in Verbindung, daß die germanische Intensivbildung im Unterschied von der indischen und griechischen, welche reduplicativen Charakter tragen, gerade von reduplicierenden Verben nicht stattfindet, daß hinwieder die *i*- und *u*-Stämme, von welchen am meisten Intensiva im Deutschen gebildet werden, die Reduplication schon früh aufgegeben haben, und daß gerade der ahd. und ags. Dialect, welche am meisten Intensiva bilden, die Reduplication, auch wo sie noch geblieben war, durch Zusammenziehung verwischt haben. Gegen diesen Zusammenhang ist nur einzuwenden, daß die *i*- und *u*-Stämme (wie übrigens auch die *a*-Stämme mit folgenden leichten Consonanten) schon im Gotischen ebenfalls die Reduplication nicht mehr zeigen, aber darum doch dort keine Intensiva erzeugt haben. Überdies führt Hr. G. selber als zweiten Grund, der die Intensivbildung beförderte oder hinderte, eben die leichtere oder schwerere Gestalt der Wurzeln selbst an, indem nur die erstere noch eine consonantische Verstärkung zuliess. Daß von Wurzeln mit Liquidæ im Auslaut ebenfalls keine Intensiva gebildet werden, hängt allerdings damit zusammen, indem bloße Verdopplung jener Laute weniger deutlich empfunden wird als die von Mutæ und durch Assimilation von *j* keine andere Art von Verstärkung aus ihnen entstehen konnte. Wir können also diese letzte Ansicht des Hrn. G. zugeben und thun es gerne, um wenigstens am Schluße noch in einem Puncte mit ihm uns einig zu finden; die Intensiva von *i*- und *u*-Stämmen sind in der That nicht bloß die zahlreichsten, sondern auch deutlichsten, und mögen darum wohl die ältesten sein; die Ansicht vom Ursprung der Bildung selbst wird freilich davon nicht berührt.

Es bleibt noch übrig, unsere allgemeine Ansicht von den Intensivbildungen an einer Reihe einzelner Fälle, soweit es nicht gelegentlich bereits geschehen ist, darzustellen, zunächst an den von Hrn. G. angenommenen, so weit wir seine Aufstellungen, auch abgesehen von der Gesammtansicht über die Bildungsweise, nicht gutheißen können, sodann an einigen neuen Beispielen sowohl von wirklichen als auch von bloß scheinbaren Intensiven.

schupfen, nd. *schuppen*, stossen, und mundartlich (sich) *schobben, schubbern*, (sich) reiben, erklärt Hr. G. als Intensiva von *schieben*, was aber nur von den letztgenannten Formen gelten kann, so wie von ahd. *scoppên* in *giscoppôt*, onustus, schweiz. *schoppen*, stopfen; für die erstgenannten ist ein ahd. *sciofan*, alts. *sciopan* anzunehmen, die von Hrn. G. angeführte Neigung des got. *b* und *p* zu Übergang in *f* gehört gar nicht hieher, wohl aber die oben von uns citierten Erklärungen Grimms über ahd. *pph* aus *phj*.

klopfen von mhd. *klieben*, spalten, abzuleiten, ist schon der Bedeutung wegen bedenklich, dazu kommt dieselbe lautliche Unmöglichkeit wie beim vorigen. Das von Hildebrand und auch von Weigand angenommene ahd. *clĕphan* ist viel weniger „grundlos“ als viele Annahmen des Hrn. G.; es ist bezeugt durch ahd. *chlaph* und ebenso verhält sich ahd. *chlocchôn* zu einem starken *chlĕhhan*, wovon mhd. *klecken, klac*.

zupfen leitet Hr. G. von einem mhd. *ziewen*, das als mitteldeutsche Nebenform von *ziehen* erscheint und von dem auch mhd. *zouwen*, md. *zôwen*, von Statten gehen, eilen, herstammt. Das von Hrn. G. beigebrachte *ziepen* ist richtige nd. Form eines hd. *ziefen*, dem wieder ein md. schwaches *zofen*, ziehen, zur Seite steht, aber zu Grunde liegt ein starkes ahd. *ziofan*, von dem auch *zopf*, schweiz. *züpfe* (vgl. *Locke* von *liechen*, ziehen, ob.).

hüpfen, mhd. auch *huppen, hoppen* kann nicht von *heben* abgeleitet werden, schon wegen des Vocals, denn das letztere zeigt erst im Nhd. ein *u* (aus *uo*) und ein *o* (aus *a*) im Præteritum; überhaupt scheinen die Verba der VII. Conjugation, mit beibehaltenem *a* im Præsens und Particip, den reduplicierenden näher stehend, keiner Intensivbildung fähig. Für *hüpfen* ist vielmehr ein ahd. *hûfan* (wie *lûhhan*) oder *hiofan* anzunehmen, dessen Bedeutung allerdings „erheben“ gewesen sein muss, denn es sind davon auch abzuleiten die Substantiva ahd. *hiufila*, f. *hûfeli*, n. Wange, weibliche Brust, mhd. *huf, hüffel*, Hüfte (Namen hervorstehender Körpertheile), *hûfo*, Haufe (Erhebung). Die Formen mit *pp* sind entweder aus dem Nd. eingedrungen, vgl. ags. *hoppian*, oder sie führen auf ein got. *hiuban*, wie *Haupt* und *Haube*.

ducken könnte der Bedeutung und dem Anlaute nach unmittelbar von ahd. *dûhan*, mhd. *diuhen*, drücken, stammen; da aber diese schwach flectiert werden und mhd. *tücken* geschrieben wird, so wie andererseits ahd. *ingidûht*, immersus, so ist allerdings, wie auch Hr. G. meint, Vermischung mit ahd. *tûhhan*, tauchen, anzunehmen; vgl. schweiz. *tûch*, gedrückt (in Stimmung und Haltung); Grimm Wb. *deuhen*, kleine Schrift.

2, 409. 410. Ags. ist *thŷan*, stossen, alts. *bethûwjan*, deprimere (Heyne, klein. Denkm.).

knüpfen kann nicht von got. *hniupan* kommen, da ein solches *h* im Anlaut sich nicht zu *k* verdichten kann, sondern schwindet, und da auch die Bedeutung „nectere" aus *dis-hniupan* = *δια-ῤῥήσσειν* keineswegs wahrscheinlich erschlossen ist; es ist also ein got. *kniupan* anzunehmen, davon ahd. *chnuphjan*.

Daß *rupfen* nicht von *raufen*, sondern von einem starken *riufan* abzuleiten sei (zu dem *roufen*, got. *raupjan* der Form nach ursprünglich Causativum gewesen sein muss), vermuthet Hr. G. selbst, S. 20.

Mhd. *nücken* soll regelrechtes Intensivum von ahd. *hnûan* (für *hnugan*) sein und dieses von derselben Wurzel wie *hnîgan*. Verwandtschaft zwischen diesen beiden ist nicht unmöglich, aber die Bedeutung von *nûan* ist nicht „schlagen" nach der Seite oder nach unten, sondern „zerstossen, zerreiben" und davon lässt sich die Bedeutung „nicken" (welche übrigens auch im schweiz. *nuck*, Schläfchen, fortlebt) nicht ableiten. Eher ist *nücken* auf die Wurzelgestalt *hniv* (vgl. got. *hneivan* = ahd. *hnîgan*, lat. niveo) zurückzuführen, aus welcher *kniu* (vgl. gr. *νεύω*), dann *hniuw* und mit Übergang von *w* in *g* wie bei *spucken* aus *spîwen*, *spiuwen* (vgl. auch lat. nixi und nix, nivis) im Præt. Plur. *hnug* (für *hnuw*) entstehen konnte. So mag auch amhd. *blûg*, schüchtern, niedergeschlagen, zu *bliuwen* gehören; aber vielleicht auch *verblüffen*, wie *kiffen* zu *kiuwen*.

Von *nicken* soll aber eine bloße Nebenform auch *nippen* sein und dazu die bereits oben angeführten ags. *hnipian* und *hnappian*, ahd. *hnafizan*, dormitare, gehören, was der Bedeutung nach wohl passen würde. Aber *nippen* in der Bedeutung „fein trinken" (welche doch aus der von leichter Senkung des Kopfes überhaupt entstanden sein könnte) ist nach Weigand nd. Form = mnhd. *nipfen* (auch *nüpfen*, wie *nücken* neben *nicken*), was auf ein ahd. *nîfan* führt; dieses könnte aber auf keinen Fall bloße Nebenform von *hnîgan* sein, sondern es entsprächen ihm die von Grimm (Haupt Zeitschr. 7, 456) angeführten alts. *hnîpan*, inclinari, altn. *hnîpa*, incurvare, -clinare, *hnipna*, trauern, welche von got. *ganippan*, *στυγνάζειν*. ags. *genipan*, obscurari (alts. *genip*, caligo), *genâpan*, obrepere, supervenire (überfallen) des Anlauts wegen wohl zu trennen sein werden. Dem nd. *nippen* entspricht auch ein oberdeutsches *niffen*, stoßen, schweiz. *verniffe(n)* (starkes Part. Perf.) abgestossen, vergriffen, unansehnlich; auch schweiz. *g-nepfe(n)*, schaukeln, könnte hieher gehören, von welchem *g-nappe(n)*, wackeln, in Form und Bedeutung ungefähr ebenso absteht wie *hoppe(n)*, auf einem Beine springen,

von *über-hüpfe(n)*, springend übergehen; vgl. *tüppig* und *topf*, schwül. Auffallend ist auch daß schweiz. *niggele(n)* nicht bloß Deminutiv von *nicken* ist, sondern auch, wie *niffe(n)*, bedeutet „hart mitnehmen".

Daß zu *(h)nicken* auch *knicken* gehöre, ist ebenso unwahrscheinlich wie *knüpfen*: got. *hniupan*, man müsste denn annehmen, das *k* sei nicht eine Verdickung des alten Wurzelanlautes *h*, sondern es stecke darin das Præfix *ge-* in der streng ahd. Gestalt, wie Hr. G. S. 28 *kritzen* aus *ga-rizjan* erklärt; *knicken* wird sich eher zu *knacken* verhalten wie *kritzen* : *kratzen* (s. noch unt.)

Für *glotzen* durfte Hr. G. gar wohl ein verlorenes *gliozan* vermuthen, so wie für *strotzen* ein *striozan*, das durch *strûz* gefordert und bezeugt wird; auch wird S. 20 mit Recht auf nahen Zusammenhang und theilweisen Übergang zwischen Verben der VIII. und IX. Classe hingewiesen, so daß *gliozan* in *glîzan* könnte aufgegangen sein, wie *spritzen* für *sprützen* aus *spriozan* (nicht *sprîzan*) und *spreizen* für *spreuzen* (alth. *spriuz(j)an*) eingetreten ist. Wir finden aber noch eine Spur des *gliozan* im schweiz. Substantiv und Verbum *glüße*, Funke, funkeln, während die daneben bestehende Form des Substantivs *gloußе* entstanden sein kann durch diphthongische Ersetzung der nasalen Form *glunze*, Demin. *glünzli*, Fünklein, von *glinzan*, *glanz*, vgl. *glumse*, ebenfalls „Funke" bedeutend, Stalder Id. 1, 456—7.

riffeln kann nicht zu *reiben* gehören, da auch die Bedeutung nicht diese ist, sondern „streifend durchziehen"; vielmehr muss es zu mhd. *reffen* und *refsen* (von einem starken ahd. *rëfan*) gezogen werden, welche meist die bildliche Bedeutung von „durchhecheln" tragen; dazu auch *Rüffel*, Verweis, für *Riffel*.

kiffen wird allerdings mit *kiuwen* zusammenhangen, wie *verblüffen* zu *bliuwen* (nur daß hier der Wurzelvocal blieb), aber nicht unmittelbar, sondern zunächst durch Reduction des letztern auf *kîwen* (der umgekehrte Fall von *spîwen* : *spiuwen* s. ob.), wo dann *w* nach kurzem Vocal des Præt. Plur. und vielleicht durch eine nochmalige Mittelstufe *v*, in *f* übergehen konnte; denn *kiffe* und *keve* sind nd. Formen = ahd. *chiwa*, *chewa*, *chieva*, Kiefer (s. Weigand unter diesem Worte). Nahe verwandt ist auch ahd. *cheva*, Schote (von der mundähnlichen Gestalt), schweiz. *chäfe* und *chifel*; *chifle(n)* heißt auch „zanken", und grenzt nahe an *chîbe(n)*, mhd. *kîben*, nhd. *keifen*, aus nd. *kîfen*, von welchem vielleicht das mhd. *kiffen* unmittelbar abzuleiten ist.

jochen mag der Bedeutung nach als Intensiv zu *jagen* gelten, aber die Form ist unklar und der Regel des Hrn. G. entspräche eher das nd. *jackern*. Dieses erinnert aber auch an *jach* = jäh, ahd. *gâhi*, und

dazu stimmt, daß das mhd. *jochen* in den Handschriften der betreffenden Stelle des (unechten) Neithart wechselt mit *gâhen* und *jauchen*. Letzteres könnte mit *au* für *â* (vgl. Weinhold, alem. Gramm. S. 52) eine bloße Nebenform des erstern sein, erinnert jedoch auch an das schweiz. *jäuken*, welches als Intensiv von *jagen* ganz ähnlich wie *jochen* und *jackern* gebraucht wird, aber in seiner Form durch das ebenso seltsame *bräuken*, Intensiv zu *brennen* oder *brauen*, nicht erklärt wird.

Daß *schnippeln* nicht von *schneiden* kommen kann, wurde bereits bemerkt, viel näher liegt ja auch *schnippen*, *schnappen*, welche ebenfalls von Schneidgeräthen gebraucht werden. Zu *schnappen* verhält sich *schnippen* als Deminutiv wie *trippel(n)* zu *trappen* (nicht zu *treiben*). *Schnappen* selbst wurde oben als Beispiel von *p(p)* für *b* angeführt, aber es scheint sich mit einem nd. *snappen* vermengt zu haben, dessen *p* hochdeutsche Formen mit *f* entsprechen. Zu diesen gehört das schweiz. *schnäfle*, schnitzeln (aber ohne Geschick und Zweck), *schnifel*, Schnitzel, und das reflexive (Intensiv) sich *verschnäpfe* = sich im Reden verschnappen, ein Geheimniss unvorsichtig ausschwatzen. Aus der alten Sprache gehört hieher ahd. *snephezan*, singultire, mundartl. *schnipzen*, schluchzen, einen kurzen Laut ausstossen, wovon wahrscheinlich auch die *Schnepfe* benannt ist. Die Grundbedeutung ist die einer schnellenden Bewegung, mit dem Munde zum Fassen, Schwatzen oder Schluchzen, mit der Hand zum Schneiden, mit den Füßen zum Straucheln, mhd. *snaben*, mundartl. *schnappen* = hinken.

wackeln wird eher von *wagen*, *wëgen* als von *wanken* abzuleiten sein, weil Ausstößung des *n* sonst nur bei starken Verben vorkommt.

recken ist auf keinen Fall, weder in der Form noch in der Bedeutung, Intensiv zu ahd. *reichjan*, aber auch zu got. *rikan*, mhd. *rëchen*, zusammenhäufen, ist es der Bedeutung nach nicht Intensivum, ebenso wenig aber Causativum, obwohl es dies der Form nach sein könnte, da diese für Causativa und andere Ableitungen mit *j*, sowohl vom Verbalstamm (Intensiva) als von Nominalstämmen, bei den Wurzeln mit geschwächtem *a* dieselbe ist. Ebenso ist nicht ganz klar und sicher, ob *stécken* als Intensivum von *stechen* aufzufassen sei; der Bedeutung nach ist es heute eher Causativum von *stècken*, das freilich selber schon abgeleitet ist, ahd. *stecchên*. *Sticken* ist abgeleitet von *stich*; daneben aber besteht ahd. *sticchên*, vollstopfen, unser *er-sticken*, wofür mit transitiver Bedeutung in der Schweiz auch *er-stecken* vorkommt, ebenso bairisch und schon mhd., nicht nothwendig von *erstechen*.

schöpfen soll in beiden Bedeutungen dasselbe Wort und Intensiv zu *schaffen* sein, und zwar soll sich die Bedeutung „haurire" aus „creare"

entwickelt haben im Sinne von: Herbeischaffen des Nothwendigsten zum Lebensunterhalt, des Wassers. Allerdings findet sich mhd. *schuof* in solcher Bedeutung und schon ahd. *scafan* zwei Mal = „schöpfen", s. die Stellen bei Weigand, welcher aber diese Bedeutung als die ursprüngliche des starken Verbums ansieht. Die concretere ist sie freilich, aber sie findet sich in den andern alten Dialecten nicht (alts. heißt haurire *skeppian*) und ein unmittelbarer Übergang von ihr zu der andern ist ebenso schwer wie der umgekehrte. Eine Vermischung beider Formen und Bedeutungen muss aber schon früh eingetreten sein, und wurde ja dadurch begünstigt, daß das got. *skapjan* gemischte Conjugation zeigte. Nehmen wir nun noch *Schiff* hinzu, welches ursprünglich „Gefäß" überhaupt bedeutet, wie noch in der Formel „Schiff und Geschirr" und wie ahd. *scaf*, wenn auch dieses erst aus lat. scaphium entlehnt ist (vgl. übrigens lat. vas auch = Schiff und davon franz. vaisseau), so lässt sich ein Wurzelverbum erschließen mit der Bedeutung „aushöhlen", welche sowohl auf das Graben von Cisternen als auf die Verfertigung von Geräthen durch Sculpturarbeit angewandt werden und die beiden fraglichen Bedeutungen zugleich ergeben konnte, wie auch die entsprechenden Bedürfnisse beide für die Anfänge der Cultur gleich dringend waren. Das griech. *σκάπτω* (*σκαφ-*) und das lat. scabo bezeichnen ungefähr die beiden Richtungen jener ältesten „schöpferischen" Thätigkeit des Menschen; mit der Verschiebung der Laute scheinen aber zugleich die Bedeutungen sich gekreuzt zu haben.

lappen kann weder lautlich noch begrifflich als Intensiv zu *laffan* gelten, aber auch das alamannische *lüpfen* nicht, ebensowenig wie *hüpfen* zu *heben*. Der Bedeutung nach liesse sich *lüpfen* wohl auf W. *lab, λαβ* „nehmen" zurückführen, da *hafjan* „heben" zu lat. capio sich ebenso verhält; aber für die Form haben wir ein got. *liupan* anauzunehmen, von dem altn. *loptr*, Luft, stammen wird; davon *lüften* (nd. *lichten*), erheben.

wipfen gehört der Bedeutung nach eher zu *weben* (hin und her sich bewegen) als zu mhd. *wîfen*, welches „winden" bedeutet; Hr. G. findet das Verhältniss gerade umgekehrt. Der Form wegen müssen wir aber *wipfen* doch mit *wîfen* zusammenbringen und die Bedeutung macht kein absolutes Hinderniss, da auch in „winden" der Begriff einer Bewegung hin und her liegt. Sonst könnte man am Ende annehmen, *wipfen* sei eine hochd. Nachbildung des als nd. aufgefassten *wippen* von *weben*.

tützen, ahd. *duzzan*, nhd. *ver-dutzen*, braucht nicht als Intensiv mit causativer Bedeutung aufgefasst zu werden, wenn wir ein starkes *tiozan*

zu Grunde legen, dessen Bedeutung transitiv war, während dem schwachen *tûzen, totzen* intransitive zukam. Ein Causativum, welches *tôzjan* lauten müsste (nach der Regel, die im mhd. *schützen* = in fallende Bewegung bringen, nicht verletzt zu sein braucht, da dieses Verbum von *scuz,* statt direct von *schiezen,* abgeleitet sein kann), kommt nicht vor, dagegen mhd. *tiuzen,* mit der geschwächten Steigerung des Præsens gebildet, und *tützen,* mit dem kurzen Wurzelvocal des Præt. Plur., beide mit *j* gebildet, das letztere intensiv; vgl. *hiuzen,* aufrufen (refl. sich erkühnen) und daneben das gleichbedeutende von Hrn. G. S. 68 angeführte *hützen* (welche schwerlich von der Interjection *hiu!* unmittelbar gebildet sind, da das Adjectiv *hiuze,* munter, frech, dieser Erklärung widersteht) und die oben angeführten *sprützen* und *spreuzen.* Die Wortfamilie der Wurzel *tuz-* wird vermehrt und auch etwas verwirrt durch Übergang des *z, ß* in *sch* und auch in *s*; schweiz. *tüßle,* leise gehen neben *tusel, töseli,* leichter Rausch usw., s. Grimm Wb. unt. *dus, dusel, dusen, däsig, dös*; Zeitschr. f. deutsch. Mundart. 3, 228. Übrigens erklärte Grimm in der Abhandl. über Diphthonge das ahd. *tuzan* von *tutto,* Mutterbrust, also „stillen“ im Sinne von „säugen“.

ficken mag als Intensiv von *fegen* gelten, aber nicht dieses als Causativ zu got. *fagr*; sonst ist hier nur noch zu erwähnen, daß in der Schweiz neben *figge(n),* reiben, ein *ficche(n),* „heimlich und rasch entwenden“ besteht, welches auf die Vorstellung „wischen“ (vgl. erwischen) zurückgehen wird, oder auf *Ficke,* Tasche?

Als Nachtrag und Schluß führen wir einige Bildungen an, welche Hr. G. nicht behandelt, aber ohne Zweifel seinen Intensiven beizählen wird.

In *knittern* ist zwar die Tenuis wurzelhaft, nicht erst intensive Verstärkung, aber die Verdopplung derselben, wenn man sie nicht als bloße Schriftbezeichnung der Kürze des vorangehenden Vocals auffassen will, und diese letztere selbst, müssen nach Hrn. G. wohl als Intensivbildung erklärt werden. Da sich in der Bedeutung „knistern, prasseln“ auch *gnetern* geschrieben findet, so nimmt Weigand als Stammwort das mhd. *gnîten,* reiben. Aber nahe verwandt mit diesem und in der Bedeutung (zerdrücken) dem *knittern* ebenso nahe ist *kneten,* von welchem dann die geschwächte Gestalt des Wurzelvocals, *i,* zu nehmen wäre, wie in *schicken, ficken, wippen* (*wickeln* und *wiegeln,* zu *wëgen?*).

Eine unzweifelhafte Intensivbildung ist das schweiz. *spacken,* unruhig und gierig *spähen,* aber nicht von diesem abgeleitet (welches auch in der Mundart nicht lebt), sondern von einem starken *spëhan,* das auch dem ahd. *spëhôn, spâhi,* mhd. *spæhe,* zu Grunde liegen muss, also aus

spah-j-an, dessen assimiliertes *hh* in Aussprache und Schrift *ch* und *ck* wurde, wie bei *zucken* von *ziehen* u. a., nach den oben nachgewiesenen Lautverhältnissen. So könnte auch *zwacken* aus *zwahen* gebildet sein, denn letzteres bedeutet nicht bloß „waschen", sondern wird bildlich auch = züchtigen (durch Schläge) gebraucht, so z. B. in den Schlachtliedern des 15. 16. Jhd. Den Mangel des Umlautes haben wir schon oben als nicht wesentlich erklärt.

hocken, hucken kann als Intensivum zu altn. *hoka, hûka,* hangen, kauern, *hokinn,* niedergebogen, krumm, erklärt werden, wird aber nicht als solches gefühlt, und wir führen es hier nur an, weil ein Stammverbum sich vermuthen lässt und dabei ein Lautübergang mitspielt, den wir an mehrern Fällen von Intensivbildung vorgefunden haben. *Aufhucken* bedeutet „auf dem Rücken sitzen" und es findet sich auch geradezu *Hucke* = Rücken. Da tritt nun *Höcker* hinzu, welches mhd. und noch schweiz. *hoger* lautet, ahd. aber *hovar*, lith. *kupra.* Diese Formen werden aller Wahrscheinlichkeit nach zusammengehören, nur muss zwischen *kupra* und *hovar* ein *hofar*, zwischen *hovar* und *hoger* ein *hower* angenommen werden (denn von *f* zu *g* unmittelbar führt kein Weg); dann aber erhalten wir die Reihe *w, g, ck,* wie bei *spucken, nicken.* Lassen wir aber *kupra* und *hovar* bei Seite und nehmen ein wurzelhaftes *g* an, so werden wir auch *Hügel* nicht aus *Hüwel, Hübel* (zu *Haube, Haupt* usw. s. *hüpfen* ob.) erklären, sondern mit amhd. *houc,* altn. *haugr* von einem got. *hiugan,* sich erheben (vgl. *καυχ-ᾶσθαι*? bildlich), von welchem vielleicht auch ahd. *hugu*, Geist, herstammt und *huck(j)an* regelrechtes Intensiv wäre.

hecken, brüten, durch Brut sich fortpflanzen (verschieden von dem Germ. 8, 301—2 erklärten *hecken,* stechen, beissen), scheint zusammenzuhangen mit *hegen*, im Sinne von: pflegen, nähren. Dieses ist zwar zunächst abgeleitet von *Hag,* welchem aber ein starkes ahd. *hagan zu* Grunde liegt, erhalten in *kihagin,* gepflegt; *hegga,* Hecke, ist die dazu dienende Umfriedigung (mhd. *hegge* bei Neith. XXI, 11, Brut?); und auch das alte *hagan,* Dorngebüsch, *Hain,* kann auf diesen Begriff zurückgeführt werden, der bildlich auch in *behagen* fortlebt. Die Grundbedeutung der ganzen Wortfamilie möchte aber die des lebendigen Wachsthums, der Fortpflanzung, gewesen sein, wie sie ja auch am „grünen Hag" (franz. haie *vive*) alljährlich erscheint; dazu stimmen dann aus dem animalischen Leben das mhd. und noch schweiz. *hage,* Zuchtstier, und das ahd. *hegadruosi*, Zeugungsglied, welche wieder mit *hecken* (aus *hag-j-an*) sich zusammenschließen.

schmettern wird von Hrn. G. S. 77 geradezu als Intensivum von

schmeißen aufgefasst, wobei doch wenigstens niederdeutsche Consonanz (Grundform *smîten*) angenommen und eine Erklärung des *e* statt *i* versucht werden sollte; denn sonst findet sich mittel- und niederdeutsch öfter umgekehrt *i* statt *e* (s. das folgende). Im Übrigen käme das Verhältniss *schmeißen* : *schmettern* äußerlich am nächsten dem von *schleifen* : *schleppen*, aber letzteres haben wir bereits oben nicht als Intensivum, sondern einfach als niederd. Form des erstern mit unorthographischer Doppelconsonanz erkannt, und umgekehrt ist *schmettern* nach Weigand nicht von nd. *smiten* abzuleiten, sondern eine hochd. Form, früher auch *schmittern* geschrieben, mit *tt* aus *tj*, von unbekannter Wurzel, vielleicht von *schmieden*, d. h. von einem ältern starken *smîden*, mit fortgeschobener Consonanz wie in *Scheit*, *Scheitel* neben *scheiden*, *gescheid*, und *Schnitt*, *schnitzen* von *schneiden* (s. ob.).

kritzen ist nach Weigand mit mitteld. *i* statt *e*, = mhd. schweiz. *kretzen* aus ahd. *chraz-j-an* neben *chrazzôn*, und mit *kratzen* haben wir es auch bereits oben zusammengestellt, gegenüber der Erklärung des Hrn. G. aus *ge-ritzen*. Doch anerkennen wir auch an dieser etwas Richtiges: es könnte nämlich *kritzen* zu dem sonst einsamen *kreiß* von einem starken *krîzen* gehören und dann in die Analogie von *reißen* : *ritzen* u. s. w. fallen. Die ursprüngliche Bedeutung von *kreis*(*z*) wird wohl nicht die heutige exact geometrische gewesen sein, sondern „Umriß, Figur" überhaupt, aber vom „Eingraben" von dergleichen gieng die Benennung aus und das mochte die Bedeutung jenes *krîzan* gewesen sein, welche sich dann verengte und verfeinerte, wie *reissen* im Englischen (write) = schreiben geworden ist; vgl. auch noch: Reißblei, Abriß, Aufriß, vom Zeichnen. Verwandtschaft mit *kratzen* bleibt auch so bestehen, wie überhaupt zwischen Classe VIII und X durch das Ablautverhältniss zwischen *a* und *i*.

In diese Reihe gehört auch das Wort *Flitzbogen*, wenn Weigand den ersten Theil desselben richtig erklärt aus nl. *flits*, Pfeil, mhd. *vliz*, Streitbogen, von *flîzan*, streiten. Das Grimm'sche Wb. weiss von dieser Ableitung nichts und hält sich mehr an die Nebenform *flitsch*, welche als Schallnachahmung des Fliegens und Schwirrens aufgefasst werden könnte. Die romanischen Formen franz. flêche, it. freccia (s. Diez Wb. 1, 191) werden bald aus den deutschen erklärt, bald diese aus jenen. Auffallend bleibt, warum gerade der Bogen und Pfeil als vorzugsweise Waffe benannt sein sollten, was sie doch bei den Deutschen nicht waren. Ist trotzdem die erste Erklärung haltbar, so ist sie zugleich ein neuer Beweis, daß allerdings die sogen. Intensivformen auch in die Nominalbildung eingreifen, aber gar nicht mit merklich intensiver

Bedeutung, welche sich auch in dem oben schon angeführten *Hitze* (: heiß, vgl. schwitzen: Schweiß) und in *spitz* (von einem *spîzan*, woher auch *Spieß* für *spiz*) nicht nachweisen lässt: allenthalben haben wir einfach die kurzen wurzelhaften Ablaute, hinter welchen der Consonant, meist durch ableitendes *-i* mitafficiert, Verschärfung erfährt. — Gelegentlich sei hier beigefügt, daß das schweiz. *spîße*, Splitter (besonders ein ins Fleisch gedrungener, für *sprîße* steht, mhd. *sprîzel*, ahd. *sprîzalôn*, schnitzen, und daß das Wort *Splitter* selbst nach Weigand nicht etwa zu *splîzen* gehört, als Intensiv von der nd. Form *splîten* (vgl. *schmettern*, ob.), sondern als Umstellung von mhd. *spilter* zu *spalten* oder vielmehr zu einem ältern *spiltan*, vgl. got. *spilda*, Tafel, alts. ags. *spildan*, verderben, auch *spillan*, in *muspilli* usw.

Wir schließen diese Reihe mit einem schweizerischen Worte, das intensive Form und Bedeutung zu zeigen scheint, ohne daß wir es doch regelrecht und sicher einem Stammverbum zuweisen können.

schletzen bedeutet 1. „die Thüre zuschlagen", und wird in dieser Bedeutung volksetymologisch wohl als Intensivum zu *schließen* aufgefasst, was es doch der Form nach nicht sein kann; 2. groß thun mit Aufwand, Verschwendung. Dieser Bedeutung nach könnte es auf *schleißen* (etwa als eine Nebenform von *schlitzen*) bezogen werden, da auch ahd. *spildan* (vgl. das vorhin zu *Splitter* Bemerkte) „verschwenden" bedeutet und lat. lacerare aus dem Begriff des Zerreissens ebenfalls in jene Anwendung übergeht; aber die Form steht auch hier entgegen. Nun kann noch zwischen den beiden Bedeutungen das Gemeinsame geltend gemacht werden, daß das geräuschvolle gewaltsame Zuschlagen der Thüre oft Äußerung eines hochfahrenden großthuenden Wesens und Benehmens in Gesellschaft ist, wie andererseits Verschwendung; aber das hilft uns nicht auf einheitlichen Ursprung der Wortform, und es bleibt nichts als die ebenfalls unbefriedigende Annahme einer schallnachahmenden Bezeichnung von „groß thun, Lärm und Aufsehen machen".

Betreffend Lautverhältnisse sei hier noch die Bemerkung erlaubt, daß die schweizerischen Mundarten im Auslaut einiger Wörter noch *z* neben oder statt *ß* zeigen, im erstern Falle zum Theil mit verschiedener Bedeutung. Man hört z. B. *schutz* (ictus, impetus, nicht tutela) öfter als *schuß*, und *bitz* (Bissen) neben *biß*, morsus, *ritz* (=Ritze) neben *riß*, auch einige, die der Schriftsprache ganz fehlen, wie *sprutz* (spritzender Strahl einer Flüssigkeit) von *sprießen* (s. ob.), wie umgekehrt *rinnan* (schon im Gotischen und so auch noch schweiz.) zugleich vom Ausschlagen der Pflanzen gebraucht wird. Im Ahd. und auch in den meisten mhd. Handschriften, besteht bekanntlich keine

schriftliche Unterscheidung der beiden Laute; die mündliche muss freilich schon damals bestanden haben, aber schwerlich ganz ohne Schwankungen, von denen nun eben Reste in den Mundarten begegnen mögen; denn man hört in der Schweiz auch noch, freilich nur in abgelegenen Gegenden (wo etwa auch noch *was* für *war* vorkommt) *daz* und *diz* und hinwieder nach langem Vocal *floz* für *Floß*.

Nur versuchsweise nennen wir noch einige Wörter, wo intensive Form eingetreten zu sein scheint als Ersatz für ein ausgestossenes *n*; ob dieses ursprünglich der Wurzel angehörte oder selbst erst als Erweiterung in dieselbe hineingekommen war, ist eine Frage, die nur im Zusammenhang einer einlässlichen besondern Untersuchung über germanische Wurzelbildung erledigt werden kann. Die Fälle, die wir hier im Auge haben, schließen sich an die oben angeführten *schlingen* — *schlucken*, *dringen* — *drücken* an, d. h. aus *ng* (resp. *nd*) wird *ck*.

Aus *schlingen* bildet die schweiz. Mundart neben *schlucken* auch noch ein Substantiv *Schlick* = Schlinge, Verschlingung, z. B. an einem Bindfaden oder Bande; *schlecken* gehört zu *lecken*.

Wenn *Glück* zu *gelingen* gehört, woran man der Bedeutung wegen fast nicht zweifeln kann, so stammt von dem einfachen alten *lingen*, von Statten gehen, wohl das schweiz. *erlicken*, einen Vortheil, Kunstgriff durch geschickten Versuch erhaschen. In der Chronik von Justinger (ed. Studer 1870) findet sich *unlik* Mißgeschick = mhd. *ungelinge*.

Unsere Mundart kennt ferner ein Substantiv *Schwick*, schnelle Bewegung, Augenblick, welches von *schwingen* gebildet sein kann wie *Schlick* von *schlingen*, und schwerlich das mhd. *swich* von *swîchen* ist.

Während nun die bisher genannten Bildungen den Vocal des Præsens zeigen, könnte wieder mit dem des Præt. Plur. und Part. Perf. gebildet sein *rücken*, *Ruck* von *ringen*, wofür abermals unsere Mundart ein Mittelglied bietet, nämlich das Subst. *Rung*, welches, fast schon = *Ruck*, eine einmalige kurze drehende Bewegung, den Ansatz oder Absatz einer solchen, bezeichnet und dann als Zeitmaß = Mal gebraucht wird.

Ob nun auch das Verhältniss von *streng*, *Strang* zu *strecken*, *strack* hieher gehöre, mag zweifelhaft bleiben, ebenso das von *sprengen* (bespritzen) zu mhd. *spreckel*, Flecken, auch *sprinkel*, *spreckeloht*, fleckig, *gesprenkelt* (vgl. mhd. *sprenzen*, spritzen, bunt aufputzen, *sprinze*, Falke (vom Gefieder?) *sprûzval*, fahl gefleckt). Vielleicht handelt es sich hier nur um eine Steigerung von *g* zu *k*, auch abgesehen von *n*, wie in *schwingen* : *schwanken*, wo übrigens auch der ursprüngliche Anlaut zweifelhaft ist, denn *schwanken* verhält sich wieder zu *wanken* wie *schwingen*

zum englischen *wing*, Flügel. Diese Verhältnisse liegen über unsere gegenwärtige Frage hinaus.

Dagegen kann noch *wickeln* hieher gezogen werden, welches gewöhnlich als eine Art Intensivum zu *wegen* erklärt wird, und allerdings ein „hin und her bewegen" enthält, aber der Bedeutung nach näher an *winden* rührt und auch der Form nach auf dieses kann zurückgeführt werden, wenn es erlaubt ist, hier einen Wechsel zwischen *nd* : *ng* anzunehmen, wie er in *slinden* — *slingen* vorliegt; von der Form *wingen* aus würde sich dann *wickeln* gebildet haben wie *Schlick* (und *schlick-er-en*, Gerland S. 36) von *schlingen*. *Wicke*, Docht, ist Gewundenes; an Zusammenhang mit ahd. *wichôn*, tanzen, gaukeln (sich im Kreise bewegen) ist kaum zu denken.

Endlich können wir nicht umhin, einer Schwierigkeit zu erwähnen, welche sich beim Durchgehen der abgehandelten Verba mehrfach geltend macht und unsere Zweifel, ob wir wirklich durchgehend Intensivbildungen anzunehmen haben, noch von einer neuen Seite vermehrt. Die Schwierigkeit rührt her von der tiefen und weiten Verbreitung, welche der Ablaut *a*, *i*, *u* in der deutschen Sprache gewonnen hat. Hr. G. hat auch diese Erscheinung in seiner Schrift nicht übersehen, aber er hat sie in anderm Zusammenhang (S. 89 ff.) behandelt, als den wir nun im Auge haben.

In Folge jener Verbreitung des Ablauts tritt uns, besonders bei Bildungen mit *u* und folgenden Lippenlauten, die Frage entgegen, ob wir hier wirklich Wurzeln mit ursprünglichem *u* anzunehmen haben (Classe IX), oder ob die *u* sich nur als Schwächung von *a* neben *i* entwickelt haben, in Classe XI. XII, zum Theil vielleicht bloß nach Analogie von diesen; im erstern Fall hätten sich dann, da die Dreiheit der Laute überall vorschwebte, von *u* aus rückwärts Formen mit *a* und *i* entwickelt, im andern wäre die Bildung vorwärts erfolgt, hätte aber, aus dem angegebenen Grunde, *u* auch in Fällen hervorgetrieben, wo starke Verba dieser Form sonst weder vorliegen noch anzunehmen sind. Jedenfalls sind auf diesem oder jenem Wege wenigstens scheinbare Übergänge zwischen Classe VIII und IX einerseits und X—XII andererseits geschaffen worden, durch welche die näher liegenden, häufigeren und unbestreitbaren zwischen VIII und IX, X und XI, zwischen X - XI und VI. XII vermehrt werden (vgl. Grimm, Gramm. 1, 1035—6. Gesch. d. Spr., Ablaut. Dietrich, Haupt Zeitschr. V). Die Frage der Intensivbildung hängt damit von Seite der Consonanten zusammen; denn während wir bei der Annahme von wurzelhaftem *u* ein folgendes *pf* aus $f + j$ erklären können, also mit An-

nahme schwacher Bildung, sind bei der andern Annahme die betreffenden Verba zwar ebenfalls schwache, aber nicht entstanden aus dem Princip der schwachen Verbalbildung, sondern unmittelbar durch Ausdehnung des Princips der starken, und die Doppelconsonanz ist dann aufzufassen als wurzelhaft, resp. auf hochdeutschem Gebiet durch Verschiebung aus einfacher entstanden, *pf* aus *p*, *ck* aus *ch* = *k* (nicht aus *h* + *j*), oder auch nur zur Bezeichnung der Vocalkürze in die Schrift eingeführt. Eine vermittelnde Annahme wäre, es seien die beiden Triebe einander gleichsam auf halbem Wege entgegen gekommen und zusammengewachsen, so daß eine Ausscheidung nicht mehr mit Sicherheit zu vollziehen sei. Thatsache ist, daß eine Anzahl zwei- und dreifacher Formeln vorliegen, welche uns jene Frage vorlegen; wir stellen aber folgende Beispiele einfach zusammen, ohne auf Form und Bedeutung der einzelnen nochmals einzugehen.

Neben *zupfen* besteht *zipf(el)* und *zapf(en)*, letztere vielleicht Verschiebung von nd. *tip(p)en, tap(p)en,* welche neben den Formen auf *pf* ebenfalls in hd. Gebrauch gedrungen sind. Gemeinsame Grundbedeutung könnte sein: Berührung eines Gegenstandes an einem hervorragenden Theil seiner Oberfläche. Nahe verwandt ist *tupfen*, der Bedeutung nach besonders mit *tippen,* aber dem Anlaut nach davon verschieden und nach der ersten Annahme zu *tief, taufen* gehörig.

Mhd. *gupfe,* Spitze, schweiz. *gupf,* Hügel, kann von *Gipfel* (schweiz. auch Name eines hornförmigen Gebäckes) nicht wohl getrennt und auch mit *gaffen,* mhd. *kapfen* (hervorragen, hervorblicken) zusammengestellt werden, aber auch mit ahd. *goffa,* mhd. *guffe,* Hinterbacke, *goufe,* hohle Hand, Kopfbedeckung = ahd. *chuppha*; *gûf*, Geschrei, *guft,* Übermuth, welche Wörter alle auf den Begriff von Rundung, Wölbung, Anschwellen, Aufblasen sich zurückführen und dadurch auch mit den erstgenannten sich vermitteln lassen.

stupfen lässt sich dem Vocal nach mit mhd. *stouf*, Becher, Fels, zusammenstellen, sonst aber mit *stapfen,* fest auftreten, *stoffeln* (schweiz. Deminutiv), *steppen* (nd.) fest stechen, ahd. *stuph, stopha,* Punct, Tupf, Stich.

Daß *zucken* von *ziehen* abzuleiten ist, bleibt wohl unbestreitbar, aber es steht doch auch im Ablautsverhältniss zu *zick* und *zack,* welche ja nicht bloß in der Verbindung *zick-zack* vorkommen, sondern auch einzeln: schweiz. *zicken*, einen scharfen Geschmack („Stich“) haben; *zickli*, feiner Schlag (vgl. *hick*, Schnitt, zu *hacken*, *hecken,* stechen); *Zacke,* scharfe Kante, Spitze. Die Bedeutungen „scharfer Geschmack“ „schnelle Bewegung“ und „spitze Gestalt“ treffen oft zusammen.

Einen Fall von Berührung zwischen *a* und *i*-Reihe und zwar bei folgendem *z*, haben wir oben angeführt: *kritzen* im Verhältniss zu *kratzen* und *kreiß*. Dieselbe Consonanz zeigen auch *schmitz* („verschmitzt" = verschlagen, gerieben), *schmatz* und *schmutz* (letztere beide mundartlich = Kuss, ursprünglich überhaupt = streichende oder streifende Bewegung), dabei auch wieder den vollen Dreiklang der Vocale, der sich noch in vielen Beispielen findet, aber oft ohne daß sich *i* und *u* zugleich als möglicher Weise wurzelhaft nachweisen lassen.

Weitere Verfolgung dieser Erscheinungen führt in etymologische Labyrinthe, welche wir dieses Mal nicht zu betreten im Sinne hatten.

BERN, October 1869. **LUDWIG TOBLER.**

GERMANISCHE MYTHEN UND SAGEN IM ALTEN AMERIKA.

Ob der unter den alten Bewohnern Centralamerikas als Schlangengott vorkommende *Votan* mit dem germanischen Odin-Wuotan in nähere Verbindung zu bringen sei, ist mehrfach erörtert worden, s. z. B. J. G. Müller Gesch. der amerik. Urreligionen S. 486—491, und bin ich nicht gesonnen, hier weiter darauf einzugehen, wohl aber auf die bemerkenswerthe Analogie hinzuweisen, die zwischen einigen Conceptionen von Völkern Europas und Mittelamerikas stattfindet. Zu Grunde lege ich hierbei das bekannte Werk des Abbé Brasseur de Bourbourg, welches den Titel führt: *Popol Vuh.* Le livre sacré et les mythes de l'antiquité americaine avec les livres héroiques et historiques des Quichés. Ouvrage original des indigènes de Guatemala, texte quiché et traduction française en regard, accompagné de notes philologiques et d'un commentaire sur la mythologie et les migrations des anciens peuples de l'Amerique etc., composé sur des documents originaux et inédits. Paris 1861. Ich habe den Titel dieses wichtigen Werkes hier deshalb genauer angeführt, damit, wer es etwa noch nicht näher kennt, durch denselben eine Vorstellung von dessen Inhalt erhalte; eine Besprechung des Buches findet sich unter anderm in Max Müllers Chips from a German Workshop 2^d ed. Lond. 1868. I, 314—42; deutsch: Essays I.

In der Einleitung des *Popol Vuh* wird nun zunächst Folgendes mitgetheilt. Als Votan von der Stadt des Gottestempels in seine Heimat Valum-Votan (Votansland, wie noch jetzt große Ruinen nicht weit von

Ciudad Real de Chiapas in Guatemala heißen) zurückgekehrt war, berichtete er, daß man ihn durch einen unterirdischen Weg gehen liess, der quer durch die Erde gieng und sich an der Wurzel des Himmels endigte; dieser Weg, fügt der bald zu nennende Ordoñez hinzu, sei aber nur ein Schlangenloch gewesen, in welches er kroch, weil er ein Schlangensohn war. Hierauf legte Votan in der Schlucht des Zuqui einen gleichen unterirdischen Gang an, der sich bis nach Tzequil erstreckte, welche beiden Localitäten sich gleichfalls in der Nähe von Ciudad Real de Chiapas befinden sollen. So lauten die Angaben des Ordoñez in seiner *Historia del Cielo y de la Tierra,* deren Handschrift im Besitz Brasseurs ist; s. p. LXXIII. LXXXVII. Der Bischof Nuñez de la Vega führt an (p. CVII f.), daß Votan sich nach Huehuetan begab, mehrere Tapire dorthin brachte und daselbst mit einem Hauch ein finsteres Haus baute, wo er einen Schatz niederlegte, dessen Obhut er einem Weibe (dame) und einigen Wächtern (Tapianen genannt) übergab. Hierzu bemerkt Brasseur, daß der Hauch (souffle) vielleicht auf einem Irrthum des Übersetzers beruht; es handle sich wohl eher von einem dem *Ig* (Geist, Hauch, Wind) geweihten Tempel. Der Tapir war ein bei den alten Amerikanern heiliges Thier. Die Stadt Huehuetan, wo das finstere Haus gebaut wurde, lag in dem District Soconusco (der Provinz Ciudad Real de Chiapas) nicht weit vom Stillen Meer, und noch sind bekanntlich dort merkwürdige Ruinen vorhanden. Der obenerwähnte Schatz bestand nach dem Bischof Nuñez de la Vega aus einigen großen Urnen, die sich nebst den Götzenbildern des Jahrcalenders in einem unterirdischen Gemach befanden. Die Frau (dame) und die Tapianen oder Wächter der Grotte übergaben dies alles dem Bischof, der es auf dem öffentlichen Platze von Huehuetan verbrennen liess. — Dies sind die Angaben, welche sich bei Brasseur finden und bei deren Lesung mir alsobald die eddische Mythe von *Oðin* als *Bölverkr* einfiel. Als Schlange (í ormslíki) schlüpft er durch das Bohrloch (ok skreið i nafars-raufina. Gylfag. 58; vgl. Hávam. 106: um griót gnaga — yfir ok undir stóðumk iötna vegir), ganz ebenso wie Votan als Schlange durch einen unterirdischen Pfad schlüpft und einen ebensolchen zum Andenken daran in einer Felsschlucht anlegen lässt. Die Urnen in dem unterirdischen Gemache gleichen den Gefäßen *Ôðrœrir, Boðn* und *Són* im Hnitberge, so wie das sie hütende Weib der Hüterin *Gunlöð* entspricht. Brasseur setzt zu den oben angeführten, sich auf den unterirdischen Gang beziehenden Worten: „et se terminait *à la racine du ciel*“ die parenthetische Frage: „à la sagesse?“ Ohne es zu beabsichten, erinnert er also an den Weis-

heit verleihenden Dichtermeth, so wie seine Erklärung der Worte: „il bâtit d'un *souffle* une maison ténébreuse" durch „il s'agirait plutôt d'un temple consacré à *Ig*, l'esprit le souffle, le vent de la nuit", den Beinamen Odins *Yggr* ins Gedächtniss ruft, der selbst zwar unsicherer Bedeutung ist, allein andererseits wird ja der Name Odin durch Geist erklärt. Alles dies sind überraschende Ähnlichkeiten, und man darf sie wohl zusammenstellen und zusammenhalten.

Demnächst komme ich zu einer andern Quichesage, wende mich dabei aber erst nach Europa und wiederhole hierbei zum Theil eine frühere Notiz von mir im *Philologus* (24, 159 f.). Nach einer Sage des Mittelalters nämlich wurde die Stadt Acre (Ptolemais) in Syrien von den Kreuzfahrern unter Gottfried von Bouillon durch hinein geschleuderte Bienenkörbe erobert; dies erzählt der französische Roman *Le Chevalier au Cygne et Godefroi de Bouillon* v. 26793 ff. (vol. III. p. 253 ff. Acad. roy. de Bruxelles 1854). Dasselbe Mittel mit gleichem Erfolge brachte Richard Löwenherz gegen die nämliche Stadt in Anwendung, wie der altenglische aus dem Französischen übersetzte Roman *Richard Coeur de Lion* berichtet; s. Ellis Specimens of Early English Metrical Romances ed. 1848 p. 299. Man sieht, es handelt sich hier von ein und derselben Sage, die nur auf verschiedene Zeiten angewandt ist. Zahlreicher jedoch sind die Versionen, wonach eine belagerte Stadt sich durch geschleuderte Bienenkörbe von den Angreifern befreit; s. Ad. Kuhn, Westphäl. Sagen Nr. 167; Baader, Volkssagen aus Baden Nr. 173, Müllenhof Sagen u. s. w. aus Schleswig-Holstein Nr. 87; Simrock, Rheinland S. 326 (4. Aufl.) und früher schon im X. Jhd. bei Widukind, Res Gestae Saxon. l. II, c. 23. Diese letztere Gestalt der Sage, wonach die geworfenen Bienenkörbe nicht beim Angriff, sondern bei der Vertheidigung dienen, ist sicherlich die ursprüngliche, da sie die bei weitem verbreitetste ist, auch in einer andern viel ältern Form vorkommt, wonach die so verwandten Thiere nicht Bienen, sondern Schlangen waren, welche die belagerten Byzantiner in thönernen Gefäßen gegen ihre Feinde, die Skythen, schleuderten; s. Tzetzes Chil. II, 929—949; vgl. Philol. l. c. und Frontin. Strateg. 4, 7, 10. 11. Beide Thiergattungen zugleich scheint folgende Angabe zu umfassen. Von den die Stadt Themiskyra unter Lucull belagernden Römern heißt es nämlich bei Appian De Bell. Mithrid. c. 78: „*τούτων δ' οἱ μὲν τοῖς Θεμισκυρίοις ἐπικαθήμενοι, πύργους ἐπῆγον αὐτοῖς, καὶ χώματα ἐχώννυον, καὶ ὑπονόμους ὤρυττον, οὕτω δή τι μεγάλους, ὡς ἐν αὐτοῖς ὑπὸ τὴν γῆν ἀλλήλοις κατὰ πλῆθος ἐπιχειρεῖν. καὶ οἱ Θεμισκύριοι ὀπὰς ἄνωθεν ἐς αὐτοὺς ὀρύττοντες, ἄρκτους τε καὶ θηρία ἕτερα καὶ σμήνη με-*

λισσῶν ἐς τοὺς ἐργαζομένους, ἐνέβαλλον.“ Hier mögen mit den θηρία ἕτερα wohl Schlangen gemeint sein; ob es sich aber hierbei von einer historischen Thatsache handelt, muss freilich dahin gestellt bleiben. Zu beachten ist jedenfalls, daß auch diese Thiere alle von oben herabgeworfen werden, wie in den andern betreffenden Sagen von der Höhe der Stadtmauern. Ich wende mich nun zu den Quiche, welche folgende hierhergehörige Sage besitzen. Sie erzählen nämlich (Popol Vuh p. 275 bis 285), daß die Vorfahren ihres Volkes, deren Stadt auf einem Berge lag, einst von den feindlichen Nachbarstämmen belagert wurden und sich deshalb möglichst verschanzten. „Hierauf machten sie hölzerne Figuren, welche wie Männer aussahen und stellten sie auf die Befestigungswerke; man hängte ihnen Bogen und Schilde an und setzte ihnen goldene und silberne Kronen auf... Alsdann suchte man Hornissen und Wespen nebst Bienen und brachte sie herbei; man steckte die Thierlein in vier große Kürbisse (Kalabassen) und stellte diese dann rings um die Stadt; dies sollte dazu dienen, ihre Feinde zurückzuschlagen. Da geschah es nun, daß die Kundschafter der Feinde die Stadt auskundschafteten und ausspäheten. „„Sie sind nicht zahlreich““, sagten sie zu wiederholten Malen; allein sie sahen bloß die hölzernen Figuren, welche sich mit ihren Bogen und Schildern hin- und herbewegten. Wahrlich, sie glichen Menschen, sie glichen Kriegern, als die Feinde sie ansahen; und diese freuten sich über die geringe Zahl derer, die sie sahen. Ihre eigenen Stämme aber waren groß in ihrem Dasein, und man konnte die Zahl ihrer Männer, Krieger und Soldaten nicht zählen... Und als sie stürmend am Fuße der Stadt anlangten... so fehlte wenig, daß sie in die Thore eindrangen. Da mit einem Male nahm man den Deckel von den vier rings um die Stadt aufgestellten Kalabassen fort und die Hornissen und Wespen strömten heraus; wie Rauch strömten sie heraus aus dem Bauche der Kalabassen. So kamen die Feinde durch die Thierlein um, welche sich ihnen an die Augen und Augenbrauen, an die Nasenlöcher, an den Mund, an die Beine und an die Arme hängten und sie stachen. . Zahllos umwimmelten die Thierlein einen jeden der Feinde; von Sinnen gebracht durch dieselben, konnten sie ihre Bogen und Schilde nicht mehr halten und fielen kraftlos von allen Seiten zu Boden ... sie empfanden es sogar nicht, daß man sie mit Pfeilen erschoss und mit Beilen auf sie loshieb; selbst die Weiber fiengen an, sie hinzuschlachten und nur die Hälfte der feindlichen Stämme kehrte fliehend in die Heimat zurück... Also kamen jene Stämme unter unser Joch und dies war die Niederlage derselben durch unsere Väter und Mütter auf dem Berge Hacavitz.“

So lautet die Quichesage, zu der ich ferner bemerke, daß außer der Übereinstimmung mit europäischen Sagen in Betreff der durch Bienen geretteten belagerten Stadt auch die Vertheidigung der letztern durch hölzerne, auf den Mauern aufgestellte Figuren sich in europäischen Sagen vielfach wiederfindet; s. meine Nachweise in den Gött. Gel. Anzeigen 1868 S. 432 f. Vgl. Wolf und Hofmann, Primavera y Flor de Romances. Berlin 1856 Nr. 133 (2, 44), wo es jedoch Leichname sind, welche auf die Mauer gestellt werden, um die Belagerer zu täuschen.

Ich führe nun eine dritte Quichesage an. In der Urzeit lebte ein Mensch, Namens Vukab-Cakix. Er hatte zwei Söhne, Zipacna und Cabracan, die beide zum Spiele die größten Berge umherrollten. Zipacna trug einst ganz allein einen Baum, welchen 400 junge Leute nicht fortschaffen konnten, und machte ihnen daraus nach ihrem Wunsche den Haupttragebalken ihres Hauses. Aus Furcht hießen sie ihn dann in eine Grube steigen und sie immer tiefer graben, um ihn durch einen hinabgeworfenen Baum zu tödten; er aber, der ihren Plan wusste, grub sich tief unten eine Nebengrube, in der er sich verbarg, als sie auf das von ihm gegebene Zeichen, statt die ausgegrabene Erde hinaufzuziehen, den Baum hinabwarfen. Nach einigen Tagen, als sie, ihn für todt haltend, sich in frohem Gelage berauscht hatten, stieg Zipacna aus der Grube empor und riss das Haus, worin sie sich befanden, über ihren Köpfen ein, so daß sie von den Trümmern desselben erschlagen wurden. Popol Vuh p. 35. 37. 47 ff. cf. p. CXXVI f. — Vgl. mit dieser Sage Grimm KM. Nr. 90 „Der junge Riese“, so wie die Sage von Olifat auf Ulea, einer der Karolinen; s. Chamissos Reise um die Welt (Werke 2, 387 ed. Kurz), wo es unter anderm heißt: „Die Arbeiter fuhren nun mit dem Bau fort und gruben tiefe Löcher in den Boden, um die Pfosten darin aufzurichten. Dies schien ihnen, die damit umgiengen, den Olifat zu tödten, eine gute Gelegenheit zu sein. Olifat erkannte aber ihren Vorsatz und führte bei sich versteckt gefärbte Erde, Kohlen und die Rippe eines Palmblättchens. So grub er nun in der Grube und machte unten eine Seitenhöhle, sich darin zu verbergen. Sie aber glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, warfen den Pfosten hinein und Erde um dessen Fuß und wollten ihn so zerquetschen. Er aber rettete sich in die Seitenhöhle, spie die gefärbte Erde aus und sie meinten, es sei Blut. Er spie die Kohlen aus und sie meinten, es sei die Galle. Sie glaubten, er sei nun todt. Mit der Cocosrippe machte Olifat durch die Mitte des Pfostens sich einen Weg und entwich usw.“ Also auch hier handelt es sich von einem Bau.

Nach einer andern Sage der Quiche speit der auf einen Baum aufgesteckte Todtenkopf Hunhun Ahpu's der Jungfrau Xquiq in die nach demselben ausgestreckte Hand, wodurch sie schwanger wird und die Zwillinge Hunahpu und Xbalanque gebiert; s. *Popol Vuh* p. 91 ff. Über die Zeugung durch Speien, wozu auch die des eddischen Kvasir gehört, vgl. Gervas. von Tilb. S. 71.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß der deutsche Volksaberglaube (s. Wuttke S. 329 §. 526, 2. Aufl.), wonach der Zahnschmerz meist durch einen Wurm im Zahn verursacht wird, sich auch unter den Quiche findet oder doch fand. „Wir verstehen die Würmer aus den Zähnen herauszuziehen... denn es ist ein Wurm, der dir deinen Schmerz verursacht", sagen einige Zauberer zu einem an Zahnschmerz leidenden Fürsten der Quiche: *Popol Vuh* p. 41.

Ob alle oder welche von den vorstehenden Analogien in den Anschauungen und Conceptionen europäischer und amerikanischer Völker als solche zu betrachten sind, die überall von selbst entstehen können (wie namentlich die letzte sich auf den Zahnschmerz beziehende), will ich nicht entscheiden; mir genügt es, auf dieselben hingewiesen zu haben.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

DER MARIENCULT IN ÖSTERREICH.

VON

THEODOR VERNALEKEN.

Wir betrachten diesen Cult hier nur vom Standpuncte der Volksdichtung, wie man denn überhaupt seit einem Menschenalter angefangen hat, auch das Legendische in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtung zu ziehen, seitdem man im Schachte unseres deutschen Alterthums eine Ader entdeckt hat, die zu dem versunkenen Schatze altdeutscher Mythologie und Volkspoesie führt. Das hängt mit der Bekehrungsweise unserer Vorfahren zusammen, die sich auch bei uns nach den Vorschriften richtete, welche Pabst Gregor seinen Sendboten unter den Angelsachsen gab. Das Julfest ward zu Weihnachten, der Tag der Ostara zum Auferstehungsfest, heilige Berge wurden zu Wallfahrtsörtern, unter alten Bäumen wurden Crucifixe und Bilder angebracht,

und die Herrschaft der alten Gottheiten ward durch Heilige verdrängt. Man konnte dem Volke nicht alles auf einmal nehmen, nur die Namen und Formen wechselten, um das Volk desto empfänglicher für die christliche Lehre zu machen. Ein deutliches Beispiel theilt Stöber mit in seinen Sagen des Elsasses S. 451 ff.

Der Heiligendienst der römischen Kirche erinnert an den griechischen Heroendienst. Im Gegensatze zu den Indern war bei den Griechen die Vergötterung von Sterblichen ein Theil der Nationalreligion. Dasselbe zeigt sich in der römischen Kaiserzeit, und die römische Kirche wusste dieß zu benützen.

Die Verehrung der Maria begann zwar schon in den ersten Jahrhunderten (Gervinus I, 117), aber der eigentliche Madonnencultus kam erst durch die Romantik der Kreuzzüge nach Europa und hat eine Menge poetischer Erzeugnisse hervorgerufen. Vor den Kreuzzügen finden wir wenige Spuren, darum kommt z. B. in den Salzburger Urkundenbüchern der Name Maria vor dem 12. Jhd. höchst selten vor. Die frühesten Belege für den poetischen Cult stammen aus Österreich (vgl. Wackernagel Leseb. I, 163), wo die Marienverehrung im Volksleben tiefe Wurzeln fasste. Es konnte daher nicht fehlen, daß sich auch nationale Anschauungen hier wie anderwärts einmengten. Erst im 16. Jhd. verschwindet die mittelalterliche Frauenhuldigung aus der Poesie; wie aber das Volk in seiner Weise die alten Sagen weiter spann, so nahm auch der Mariendienst eine nationale Färbung an, und man fühlt sich zu der Untersuchung hingezogen, in wie weit deutschvolksthümliches sich angelehnt hat, besonders in dem Hauptlande der Marienverehrung. Viele Marienlegenden sind von Kaltenbäck gesammelt (Wien 1845 bei Klang); außerdem leben manche noch jetzt im Volke.

Von den naturreligiösen Zügen, die in deutsch-österreichischen Überlieferungen an Maria haften, will ich zwei der auffälligsten hier vorführen, und zwar zum Theil auf Grundlage einiger, meines Wissens ungedruckter Legenden. Es sind dieß die Beziehungen auf Brunnen und Bäume.

1. Brunnencult.

Betrachten wir vorerst die Belege.

Nahe bei Wien liegt Mariabrunn, ein Name, der auch in Baiern vorkommt (Panzer, bair. Sag. 1, 373); auch bei Krems ist ein Marienbründl (Kaltenbäck 212), ein anderes in Krain (Kaltenbäck 49), ferner

Maria Brunneck am Tännengebirge (Alpenburg 3), der Mariabrunnen in der Lausitz (Haupt 2, 184).

Nach Kaltenbäck soll der Erzherzog Maximilian Mariabrunn (bei Wien) entdeckt haben (S. 111). Die mündliche Volksüberlieferung lautet: Die Witwe des h. Stefan von Ungarn, Gisela mit Namen, floh nach Österreich und kam in die Gegend von Wien. Sie litt am Fieber und machte deshalb häufige Spaziergänge in der waldigen Gegend, wo jetzt Mariabrunn liegt. Eines Tages fühlte sie Durst und verlangte nach einem Trunke frischen Wassers. Ein Diener suchte eine Quelle und fand bald eine die mit Moos und Gesträuch überwachsen war. Er entfernte dieß und erblickte in dem Brunnen ein Marienbild mit dem Jesuskinde. Verwundert berichtete er das seiner Herrin und diese befahl, das Bild herauszunehmen. Sie trank dann mit großer Zuversicht von dem Wasser und war bald von ihrem Leiden befreit. Aus Dankbarkeit für die Wunderkraft dieses Marienbrunnens ließ sie daneben eine Capelle bauen und das Bild darin aufstellen.

Gewisse Brunnen hält man für heilkräftig und darum waschen sich Gläubige die Augen mit dem Wasser (Panzer 2, 46); andere Brunnen sind glückbringend, wie z. B. das Jüngfernbründl bei Sivering (vgl. meine „Mythen und Bräuche“ 19). Panzer (2, 17) berichtet, am Rande eines Brunnens habe man die Maria weinen hören, weil man die h. Hostie hineingeworfen habe. Ferner (2, 30): Ein Maurer, der einen eingestürzten Brunnen ausbesserte, hat versichert, er habe die h. Jungfrau mit einem weiß glänzenden Kleide geziert neben St. Leonhard gesehen und beide haben den einfallenden Steinen Widerstand geleistet. Das Bild der „Maria vom Thale“ (Kaltb. 147) ist bei dem h. Brunnen gefunden. Im Vintschgau fanden Hirten ein Muttergottesbild im Sumpfe, der erhellt war, wie wenn tausende von Glühwürmern darin lägen (Alpenburg 244). Im Mai 1865 berichtete „Sürgöny“ aus dem ungerischen Orte Kesthely, die Eigenthümerin eines Brunnens habe in demselben die Mutter Gottes mit dem Sohne gesehen, von brennenden Kerzen umgeben. Seitdem strömte eine große Menge Volkes zu dem Brunnen und zuletzt kamen auch Processionen dahin. Die Behörde sah sich aber genöthigt, den Brunnen abzusperren. — In Westfalen an der Ruhr ist ein Brunnen, zu dem wegen seiner Heilkraft viele Leute herbeiströmen; er soll von einer frommen Jungfrau aufgefunden sein (Kuhn, westfäl. Sagen 1 Nr. 142). Ortsnamen wie Heilbronn u. a. weisen ebenfalls auf diesen Volksglauben hin.

Um der Quelle dieses Volksglaubens auf die Spur zu kommen, muss vor allem daran erinnert werden, daß seit Einführung des Chri-

stenthums heidnische Culte christlich umgebildet wurden, und auch dieser Cult hat seine Grundlage größtentheils in der Naturreligion des Volkes. Der Brunnencult weiset auf *Holda* und Berchta hin. Frau Holda liebt den Aufenthalt in Brunnen und bei ihr halten sich die noch Ungebornen auf und die Seelen der ungetauft Sterbenden fallen ihr wieder zu (Wolf, Beiträge 1, 162). Weit verbreitet ist der Volksglaube, daß die Kinder aus den Brunnen geholt werden, entweder durch die Hebamme oder durch den Storch *). An die Stelle der gütigen Holda, der brunnenbewohnenden Göttin unseres Volkes, trat später Maria, wie St. Martin an die Stelle Wodans.

Zu Köln werden die Kinder aus Kuniberts Pütz geholt, dort aber sitzen sie um die Mutter Gottes herum, welche ihnen Brei gibt und mit ihnen spielt (Simrock Myth. 399). Holda heißt aber auch Hellia, und man lässt sie in der Tiefe der Flut goldglänzende Hallen bewohnen, wo sie sitzt umgeben von den noch Ungebornen.

Es ist schwer zu sagen, in wie weit die christliche Symbolik Antheil an diesem Volksglauben hat. Es verdient wenigstens nebenbei erwähnt zu werden, daß im Hohenliede (4, 13) der verschlossene Brunnen ein Sinnbild der Jungfräulichkeit ist, welches auch auf die Jungfrau Maria angewandt wurde. Von dem Brunnen zu Bethlehem, aus welchem Maria getrunken, heißt es bei Gregor von Tours, der Stern der Magier lasse sich noch immer darin sehen, aber nur reine jungfräuliche Augen könnten ihn erblicken (W. Menzel, Symbolik 1, 156). In der „goldenen Schmiede“ Konrads von Würzburg (13. Jhd.), einem Gedichte zum Lobe der Jungfrau Maria, in dem er alles zusammenfasst, was an Bildern und Gleichnissen in dieser Beziehung im Volke oder der Litteratur vorhanden war, dort heißt es (573): *dîn güete kan ûf wallen und als ein brunne quellen.* Sie wird genannt der „Meerstern“, „ein lebender Brunnen“, sie ist „*des heilwâges hort*“ (Grimm, gold. Schm. XLV), des zu heiliger Zeit geschöpften, alle Wunden heilenden Wassers usw. In den Kirchenliedern heißt die h. Jungfrau ein Brunnen aller Güte. Das alles sind symbolische Beziehungen, und es begegnen sich hier der poetische Naturglaube und die legendische Überlieferung.

Sehen wir uns weiter in Nieder-Österreich um, so treffen wir im Viertel unter dem Manhardsberge den Namen Hollabrunn, oder wie die Bauern sprechen „Hollebrunn“. Es fehlen zwar die darauf bezüglichen Überlieferungen, aber ich bin geneigt, sie mit diesem Sagenkreise

*) Über die Storchenbotschaft (Adebär) vgl. das Gedicht von Ed. Mörike und die drei schönen Kunstblätter von A. Rosenthal (Verlag von Kuntzmann in Berlin). Vgl. Simrock, Myth. 315. 316.

in Verbindung zu bringen, da selbst der Name der alten Göttin sich darin erhalten hat. Der Name Holle erscheint zwar bei uns selten, am häufigsten Bercht oder weiße Frau, indessen weisen meine „Mythen“ aus dem V. O. M. B. den Namen Holke auf (S. 23). Weitere Nachforschungen wären erwünscht. Mir ist in Bezug auf den Brunnencultus noch Folgendes erzählt: Unweit Leobersdorf (V. U. W. W.) ist eine Mariencapelle, unter welcher der heilsame Brunnen entspringt. Als vor Jahrhunderten der Quell plötzlich hervorkam, sah man auf dem Wasser ein Marienbild schwimmen. Man erbaute die Capelle und stellte das Bild hinein, und seit der Zeit wallfahrten viele dahin *).

Unfern Roding (im Regenthale Baierns) steht eine Kirche, „zum Brünnlein“ genannt. Die Heilquelle wurde von einem Hirten entdeckt, der eines Tages ein Marienbild auf dem Wasser schwimmen sah.

Solcher Legenden ließen sich noch viele beibringen, die alle die Verdrängung des heidnischen Volksglaubens durch kirchliche Einrichtungen und Personen bestätigen. Da auch andere Eigenschaften Holdas auf Maria übergehen, so darf (nach Grimms Myth. 246) hier auch Maria Schnee (ad nives) verglichen werden (vgl. Kaltb. 126). In Süddeutschland heißt sie Berchta, d. h. die leuchtende, glänzende; sie erzeugt wie Holda den glänzenden Schnee. Berchta ist in den Erzählungen tiefer herabgewürdigt; sie erscheint nicht bloß als Ahnmutter, als weiße Frau, besonders in fürstlichen Häusern (Gr. Myth. 257), sondern auch als kinderschreckend. Nun haben wir, wie bei der Todesgöttin Hellia oder Hel, merkwürdigerweise auch die Kehrseite bei Maria, denn schwarze Madonnenbilder findet man aller Orten (Haupt, lausitz. Sag. 1, 12), sogar auf dem Wiener Burgring neben dem Volksgarten. Ein schwarzes Marienbild gemahnt zwar an die trauernde Erd- oder Nachtgöttin (Grimm Myth. 289), wie die schwarze Proserpina (furva) der Alten; allein diese Vorstellung hat wahrscheinlich bei den Marienbildern niemals gewaltet.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß im Mariencult Beziehungen stattfinden zu Ähren (Panzer 2, 7), Kräutern (2, 12) und besonders zu dem Getreide (2, 8 ff.), ferner, daß die Bauern zu Baselga in Tirol das Frauenbild verehren zur Erhaltung der Früchte auf dem Felde, zur Fernhaltung der Gewitter (Kaltb. 224). Wenn wir ferner bedenken, daß die schönsten Blumen nach Maria benannt sind, so müssen wir unwillkürlich an die Erdmutter des deutschen Volksglaubens den-

*) Vgl. auch Kaltenbrunn in Tirol (Kaltenbäck S. 60), Maria vom Gestade an der Leitha (das. 115).

ken, an Holda, die in dieser Hinsicht der Demeter ganz nahe steht. (Panzer 2, 381).

2. Baumcult.

Den Brunnenbeziehungen nahe verwandt sind die auf Bäume und Wald. Diese treffen wir häufiger und früher, und der ganze Cultus gemahnt an den der griechischen Bergmutter Kybele, der die Eiche und Fichte heilig waren. Auf altdeutschen Bildern sieht man nicht selten die h. Jungfrau in einem rings ummauerten und verschlossenen schönen Blumengarten sitzen. In den Legenden aus dem 13. Jhd., von denen einzelne noch im Munde des Volkes leben, kommt eine vor*), nach welcher ein Schüler in einem dichten Holze am Wege ein Marienbild erblickt. Er fiel nieder, sprach sein Gebet, sammelte dann schöne Blumen zum Kranze für das Bild, damit die Waldvögel es nicht beschmutzten. Das Bild stand auf einem Baumstamme (oder Baumstumpfe *ûf eime ronen*, S. 177 Marienleg.). Volksüberlieferungen dieser Art gehen bis auf die neueste Zeit.

Über das wunderthätige Bild in der Mariahilferkirche bei Guttenstein ist mir Folgendes erzählt. Vor vielen Jahren ist das Bild von Hirten aufgefunden. Es war an einer Buche befestigt. Graf Hoyos ließ es in eine Capelle bringen, allein über Nacht verschwand es und man fand es wieder an der alten Stelle. Das geschah mehrere Male, bis man endlich auch den Baumstamm in die Capelle brachte. Nach mehreren Jahren wurde der Graf von einem Hirschen angefallen. Da gelobte er eine Kirche zu bauen und er blieb unversehrt. In die Kirche, die an die Stelle der Capelle gebaut ward, ließ man auch das Muttergottesbild stellen. Von dem Buchenstamme wurden viele Stückchen abgerissen von den frommen Pilgern, die alljährlich die Kirche besuchten.

Andere sagen: Die Hirten verehrten das Bild lange Zeit und ließen ihre Schafe in der Nähe jener Buche weiden, und es ruhte der Segen auf ihrer Herde. Da fanden sie aber eines Morgens den Baumstamm verkohlt und in der Asche lag das Bild ganz unversehrt. Vgl. auch Kaltenbäck S. 235.

Über die Entstehung der Wallfahrtskirche „Maria drei Eichen“ in der Nähe von Horn (Nied. Österr. V. O. M. B.) geht folgende Sage.

Einem kranken Bürger in Horn erschien die Mutter Gottes im Traume und befahl ihm, ihr Bild auf den Muldenberg zu tragen, wo er eine Eiche finden werde, die aus einer Wurzel drei Stämme treibe. Dort solle er das Bild zur Verehrung aufstellen. Es vergieng einige

*) Pfeiffer Marienlegenden 171 fg. Gödeke, Mittelalter 136.

Zeit und er dachte nicht mehr daran. Einst reiste er von Eggenburg nach Hause und war so müde, daß er sich unter einem Birnbaume niederließ und einschlief. Da wurde er von einem Gewitter erweckt und gewahrte in der Nähe die dreistämmige Eiche. Sogleich eilte er nach Hause, holte das Bild und festigte es an dem Stamme. Nach einigen Jahren schlug aber der Blitz in die Eiche und zertrümmerte auch das Bild. Allein im nächsten Frühjahre begann der Stamm frische Zweige zu treiben, und an dem Stamme dieses wunderbaren Baumes ließ man ein anderes Bild anbringen. Später ward an der Stelle eine Kirche gebaut, und Überreste der alten Eiche sind dort noch aufbewahrt. Vgl. Kaltenbäck S. 227.

Andere erzählen, ein Bauer habe Holz fällen wollen, da habe er drei schöne Eichen angetroffen. Als er aber einen Hieb gegen eine derselben führte, prallte die Axt zurück und verwundete ihn. Und als er hilflos so da lag, bemerkte er auf dem Baume ein Marienbild, welches aber so verdeckt war, daß er es anfangs nicht bemerkt hatte. Er flehte nun die Heilige um Hilfe an und seine Wunde war schnell geheilt. Auch andere Kranke pilgerten dorthin.

Ganz ähnliche Sagen werden erzählt von Maria Taferl (Kaltb. 190), von Maria Eich in Ober-Österreich (Kaltb. 53). Vgl. Panzer, 2, 375. Über den Wallfahrtsort Maria Schein (bei Teplitz) wird erzählt: Einer Magd wand sich bei der Feldarbeit eine große Schlange um den Arm. Erschrocken starrte sie auf die Schlange hin. Da wurde die Magd von einem Scheine geblendet und die Schlange war plötzlich verschwunden. Sie suchte nach der Richtung, woher der Schein gekommen war und gewahrte eines Muttergottesbildes, das an einem Baume hieng. Dann lief sie zum Ortspfarrer, der das Bild in die Kirche trug. Tags darauf war dasselbe verschwunden und man fand es wieder an demselben Baume. Das wiederholte sich mehrmals. Da kam dem Pfarrer der Gedanke, an der Stelle des Baumes eine Capelle zu erbauen und man nannte sie „Maria Schein“.

Roseldorf (unweit Retz) wurde einmal ganz überschwemmt. Als sich das Wasser verlaufen hatte, suchte ein Bauer seinen Weinkeller auf, und unterwegs erblickte er auf einem Holunderstrauche ein aus Holz geschnitztes Bild der h. Maria mit dem Jesuskinde. Er drang in das Gebüsch, um das Bild zu nehmen, aber es gelang ihm nicht. Dann lief er nach Hause, versuchte es mit Hilfe anderer noch einigemale, allein immer kehrte es auf den frühern Standort zurück. Das Haus, welches dem Holunderstrauche zunächst stand, gehörte einem gewissen Tasch, und nach ihm ward das Bild „zur h. Maria von Tasch“ benannt.

Der Busch wurde ausgegraben und an der Stelle die jetzige Pfarrkirche von Roseldorf gebaut, in welcher sich das Bild befindet.

Auch von der Klosterkirche in Freudenthal (östr. Schlesien) erzählt man: Ein Bauer erblickte in einem Dornstrauche ein Licht, und als er näher trat, sah er in den Lichtstrahlen ein hölzernes Muttergottesbild. Das trug er als einen kostbaren Hausschatz zu den seinigen; am andern Morgen aber war das Bild verschwunden, man fand es an dem alten Orte. Abermals ward es mitgenommen und abermals kehrte es zu dem Dornstrauche zurück. Zum dritten Male holten sie es und baten die h. Maria, bei ihnen zu bleiben. Später baute man an dem Platze, wo das Bild in den Dornen gefunden, eine Kirche. Ganz Ähnliches wird zu Turas in Mähren erzählt (Kaltenbäck S. 17).

Vergleichen wir andere Überlieferungen, so finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung. Das Bild wird gefunden an einem Baumstock (s. oben u. Kaltenbäck S. 25 und Panzer 2, 7. 15), an einer Eiche (Meier, schwäb. Sag. 1, 323; Stöber, Sag. des Elsasses S. 32. 134), an einer Linde (Kaltb. 74. 176. Haupt, Lausitzer Sag. 2, 181. Wolf, Beiträge 1, 169), an einer Weide (Panzer 2, 375), an einem Birnbaum (2, 14), einer Tanne (2, 15), an einer Kranowetstaude (2, 5 und 348(, einer Fichte (Kaltb. 70), als Marienbaum in der Lausitz (Haupt 2, 146), im verwilderten Gestäude (Tirol, vgl. Kaltb. 77), im Haselstrauche (Kaltb. 85), im Lärchenstamme (Kaltb. 93). Bemerkenswerth ist es, daß Marienbilder immer nur an verdeckten Orten gefunden werden, entweder unter Moos versteckt oder im Gebüsch (Panzer 2, 16) oder in den Baumzweigen, sogar unter einem Haufen Kehricht (Kaltenb. S. 184), wie das bei den Karmelitern zu Wien. Zuweilen erscheint die Jungfrau „im finstern Walde“ (Kaltenb. 56 u. Alpenburg S. 184) oder als „Maria im Schatten“ (Kaltenb. 178). Dabei ist wohl zu beachten, daß das Bild an Bäumen erscheint, die, wie die uralte Fichte zu Landeck (Alpenburg S. 183) geradezu als „heilige Bäume“ lange verehrt wurden. Der Bischof verbot erst 1658 die processio annua ad arborem im Valserthale und zu dem „heil. Larchbaum“ bei Nauders (Alpenb. S. 225).

Charakteristisch ist auch der Sagenzug, daß das weggenommene Bild immer wieder, meistens dreimal, an den alten Ort zurückkehrt; sonst im Wesentlichen derselbe Grundgedanke, aber hundertfach variiert.

Es ist nicht schwer, hier Spuren des germanischen Wald- und Baumcultus zu entdecken. Der Baumcultus galt dem höhern Wesen, dem der Hain geheiligt war. Daß man dem uralten Baumcult durch Aufhängen eines Marienbildes eine andere Richtung gab und daß das

entfernte Bild immer wieder zu seinem Walde zurückkehrte, darf nicht Wunder nehmen; denn in welch hohem Ansehen Wälder und Bäume bei den Deutschen standen, berichtet schon Tacitus: lucos ac nemora consecrant. Am meisten standen Eichen und Linden in Ansehen, die Eiche war dem Donar, die Linde der Frouwa oder Erka geheiligt. Jede Verletzung solcher Bäume wurde geahndet.

Das Erscheinen der Bilder an Bäumen ist übrigens auch aus dem classischen Alterthum bekannt. Man lese z. B. das Werk von Bötticher „Baumcultus der Hellenen", wo er S. 140 sagt: „Bei den Hellenen wurden gewisse Götterbilder unmittelbar im Baume aufgestellt; nach der Weise des Bildes unter oder an dem Baume war der nächste Schritt die Gründung einer aedicula, eines Tempelchens, in welchem man das Bild aufstellte." Also genau wie in Österreich. Wir bemerken ferner, daß an den berühmten Cultusstätten der Hellenen, namentlich zu Delphi, donaria, Weihgeschenke, niedergelegt wurden. (Vgl. Bötticher S. 156.) Daß das auch in unsern Wallfahrtskirchen geschieht, ist allgemein bekannt (vgl. z. B. Kaltb. S. 103). Und was die Wunder anbetrifft, so sagt schon Lucretius: ut omne humanum genus est avidum nimi' miraclorum. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Alles Wunderbare zieht an und das Überlieferte wird nicht leicht aufgegeben, selbst wenn es längst seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat.

WIEN, im Mai 1870.

ZUR DEUTUNG VON FIÖLSVINNSMÂL.

Immer wieder taucht der Gedanke auf, das Räthselgewebe der Fiölsvinnsmâl sei nur ein Bruchstück, und ohne das Fehlende zu finden, unerklärbar. Leider vertreten auch bedeutende Gelehrte diese Auffassung, und darum haben wir zu erwarten, daß vorerst jeder Versuch, dieses Lied als ein selbständiges zu deuten, mit einem bequemen, von sicherer Höhe fallenden Schlagwort ohne weitere Prüfung abgewiesen wird.

Wohl in der Absicht, einen theilweisen Ersatz für das Verlorene zu bieten, gibt der Verfasser der Beiträge zur Kritik der Eddalieder (Germania XIV, 314) verschiedene Berichtigungen des Textes, und nimmt die von Grundtvig in seinem Werke „Danmarks gamle Folke-

viser" ausgesprochene Idee wieder auf, indem er auf die Deutung des Ganzen verzichtend, Grôgaldr und Fiölsvinnsmâl als zusammengehörige Bruchstücke eines umfangreichen Gedichtes erklärt.

Diese Annahme setzt nun nothwendig eine gewisse Übereinstimmung im Inhalte der beiden Gedichte voraus. Bei näherer Untersuchung derselben werden wir aber finden, daß trotz aller Zulassung von irgend möglichen Verbesserungen und Ergänzungen, weder Zusammenhang noch Übereinstimmung in den vermeinten Fragmenten herauszubringen sind.

Das in Grôgaldr Str. 3 vorkommende Menglöđum, statt Menglöđu, gibt Ettmüller Veranlassung, die Strophe als verdorben so umzugestalten, daß an einer unklaren Stelle herauskommt: „wo sie Lohen weisst". Er setzt *kveyki* statt des in allen Ausgaben vorkommenden *kveđki*, was für die Menglöđ der Fiölsvinnsmâl bezeichnender wäre, und deutet das Menglöđu am Schlusse der Strophe eben auf diese personificierte Gottheit (vgl. Germania X, 433).

Menglöđ ist nun allerdings der Name der Heldin der Fiölsvinnsmâl; aber Menglöđ heißt auch *monili gaudens,* femina, und bezeichnet überhaupt eine schmuckfrohe, eine weibliche Person, und so könnte sich die Benennung auch auf ein Mädchen oder eine Frau beziehen. Doch was damit gemeint ist, kann nur der sonstige Inhalt des Gedichtes lehren.

Aus Grôgaldr Str. 1, 2 und 3 erfahren wir, daß ein Sohn seine Mutter an die Grabesthüre ruft, um ihr zu klagen, daß seine arglistige Stiefmutter ihn an einem Orte mit ihr zusammenkommen heiße, welchen Niemand kenne. Sie antwortet ihm: der Weg und die Fahrt sind lang; erwähnt aber weiter nichts von Mühen und Gefahren, auch nichts über das Ende seines Unternehmens. Er fordert sie nun auf, ein Zauberlied zu singen, das heilsam sei und ihn kräftige; denn er fühle sich unerfahren und fürchte seinen Untergang. Hierauf singt sie ein Lied, das ihn veranlassen soll, hinter sich zu werfen, was ihm beschwerlich dünke, und sich selbst zu vertrauen; dann will sie mit ihrem Zauber bewirken, daß der Urd Riegel ihn wahren, wenn auf weiten wonnelosen Wegen er Schändliches sehen sollte. Weiter spricht sie gegen brausende Flüsse, die ihm Untergang drohen, entmuthigt durch Zauberworte die ihm entgegentretenden Feinde und stimmt diese zum Frieden. Ein Lied soll die Fesseln lösen, welche sich um seine Glieder legen; ferner (Str. 11) Sturm und Fluth beschwichtigen, daß sie frohe Fahrt gewähren. Sie spricht gegen den Frost und glaubt ihm Schutz sein zu können, wenn auf nebeligem Wege er von der Nacht überfallen würde,

wo auch ein getauftes Weib (wahrscheinlich seine Stiefmutter) ihm nicht schaden werde. Zum Schluß ihrer Zaubersprüche sagt sie (Str. 14): „Wird dir Noth, mit dem Joten dem Schwertgeschmückten zu reden: Wortes und Witzes sei im bewussten Herzen Fülle dir und Überfluß".

Aus Fiölsvinnsmâl sehen wir, was den Wanderer erwartet. Ein anfangs barscher, doch bald freundlicher Wächter, der eine Waberlohe umwandelt und sich Fiölsvidr (Vielwisser) nennt, antwortet dem Fremdling auf alle seine Fragen, doch nur in Räthseln.

Der Fremdling, der vorerst als Windkaldr auftritt, ist mit den Antworten zufrieden, und findet keinerlei Anlass zu Wortkämpfen. Von einem Schwert, das, nach Grôgaldr, Fiölsvidr haben, ferner daß dieser ein Jote sein soll, ist hier nichts bemerkt. Windkaldr sieht ein Gitter und Fiölsvidr sagt ihm auf seine Frage, wie es wirkt, und wer es gemacht; erklärt ihm auch weiter, aus was die Gürtung, Gastropnir genannt, geschaffen worden sei; dann sieht Windkaldr Hunde, von denen immer einer wacht, wenn der andere schläft, und Fiölsvidr deutet ihm ganz wohlwollend an, wie diese Bestien kirre zu machen seien, um einzugehen, weil sie essen: nämlich mit den Flügeln des Hahns Widofnir, der auf dem Baume Mimameidr sitze. Fiölsvidr erklärt nun dem Windkaldr die Natur des Baumes Mimameidr, dem weder Feuer noch Schwert schade, und welche Früchte er bringe; ferner wie er den Hahn Widofnir zu Hels Behausung senden und so die Flügel bekommen könne. Dies geschieht durch eine Ruthe, deren Erwerbungsweise Fiölsvidr gleichfalls angibt, das heißt durch die blinkende Sichel, welche in Widofnirs Schwingen sich finde.

Windkaldr fragt, wie der Saal heiße, der von Waberlohe umschlungen, weiter wer gemacht habe, was außerhalb der Brüstung zu treffen sei, und wie der Berg genannt werde, auf welchem Menglada wohne.

Auf alles dieses antwortet der vermeinte feindliche Jote freundlich entgegenkommend, und Windkaldr nimmt die Antworten auf, wie Jemand, der seines Erfolges gewiss, sich von den ihm entgegentretenden Hindernissen wenig berührt fühlt. Endlich fragt Windkaldr: ob wohl ein Mann in Mengladas sanften Armen schlafen möge? Fiölsvidr antwortet: kein Mann mag in Mengladas sanften Armen schlafen, Svipdagr allein. Die sonnenglänzende ist ihm verlobt seit Langem. Nun ruft Windkaldr: reiss auf die Thore! schaff weiten Raum, hier magst du Svipdagr schauen! Doch soll Fiölsvidr vorher fragen, ob seine Minne Menglada noch erfreue. Fiölsvidr sagt zu Menglada: ein Mann

ist gekommen, geh' und besehe den Gast. Die Hunde freuen sich, das Haus erschloss sich selbst. Ich denke, Svipdagr sei's.

Vergleichen wir nun den Inhalt der Lieder, welche gesprochen sein sollen, um den Sohn der Grôa zu schützen und die Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, welchen er auf dem Gang zu Menglada begegnen würde, so finden wir, daß keiner der Aussprüche zu dem passt, was zur Erreichung dieses Zieles nützlich, vielweniger nothwendig wäre. Daß in Fiölsvinnsmâl gerade das verloren gegangen sein könnte; was in Grôgaldr noch vorhanden oder umgekehrt, lässt sich nicht annehmen, und schon desswegen ist die Zusammengehörigkeit mehr als zweifelhaft.

Fassen wir die Persönlichkeiten, nämlich den Sohn der Grôa und Windkaldr ins Auge, so erscheint der Erstere als Opfer einer arglistigen Stiefmutter zu einem Unternehmen getrieben, von dem er nur unglücklichen Ausgang erwartet. Er ist darum missmuthig, ängstlich, unsicher und glaubt bei seiner todten Mutter und ihrer Zauberkunst Hilfe und Schutz suchen zu müssen.

Dieser Zustand schließt das Bewusstsein einer Verlobung seit Langem und eines sehnlichen Erwartetseins entschieden aus; und doch ist in Fiölsvinnsmâl genugsam angedeutet, daß diese Verhältnisse dem Verlobten Svipdagr bekannt waren, wie z. B. durch seine Bemerkung auf Fiölsvidrs zurückweisende Rede:

„Von Augenweide wendet sich ungern
Wer Liebes sieht und Süsses."

Die Voraussicht der Grôa geht auch nicht über das hinaus, was einem gewöhnlichen Menschenkinde auf Erden zustossen könnte, während Windkaldr (Svipdagr) nur übernatürliche Dinge bewältigt zu haben scheint.

Das ganze Auftreten von Windkaldr zeigt Sicherheit und das Bewusstsein des längst Erwarteten, Svipdagr selbst als ebenbürtig der Menglada. Eine Identification der beiden Bewerber ist darum geradezu ein Widerspruch.

Wie wir Germania X, 433 gezeigt haben und hier theilweise berichtigen möchten, bedarf es weder der Zauberkunst, noch Geistes- oder Körperkraft, um Svipdagr mit Menglada zu vereinigen.

Die Schwierigkeiten, welche dem Wanderer entgegentreten, gelten dem Unberufenen, wie Lüning richtig bemerkt, und die Fragen Windkaldrs haben somit den Zweck, ihn selbst als einen Unberufenen darzustellen, damit dem Dichter Gelegenheit gegeben ist, seinen ganzen Scharfsinn in diesem Räthselgewebe zu entfalten, was nicht geschehen

könnte, wenn Windkaldr gleich als Svipdagr aufgefasst würde. Während nun durch diese Behandlung des Gegenstandes das erwähnte Ziel erreicht wird, ist durch den Umstand, daß Svipdagr nicht nur keines der angeführten Hindernisse zu überwinden hat, sondern Alles von selbst sich so gestaltet, daß er nur Menglada umarmen darf, unzweideutig dargethan, daß, außer der nöthigen Einkleidung, das Ganze ein sich selbst entwickelnder Naturmythus ist, und auch die Hindernisse und ihre Beseitigungsmittel nur Naturerscheinungen sind.

Hiemit übereinstimmend ist auch der Schluß von Fiölsvinnsmâl. Er spricht die Zuversicht aus, daß die nunmehr Vereinigten ihr Leben mit einander brauchen werden *). Der Versuch, Fiölsvinnsmâl durch den späteren Grôgaldr oder gar durch den noch jüngeren Ungen Svendal bessern und erklären zu wollen, ist demnach ein entschieden unglücklicher, der zu einem annehmbaren Erfolg nie führen kann. Die in diesen Gedichten verwendeten wenigen Worte und Gedanken, welche dem rein heidnischen Fiölsvinnsmâl entlehnt sein können, gehören mehr der Form als dem Inhalt des Gedichtes an, indem der Reiz des Neuen durch Anklänge an das Alte gesteigert wurde, und berechtigt keineswegs zu der Annahme einer sachlichen Zusammengehörigkeit der erwähnten Gedichte.

REUTLINGEN, Sept. 1870. THEOPHIL RUPP.

BRUCHSTÜCKE AUS DEM RENNEWART DES ULRICH VON TÜRHEIM.

Die zwei Pergamentfolioblätter, welche die nachfolgenden Bruchstücke enthalten, fand ich vor Kurzem in der zur Zeit von mir verwalteten Bibliothek des Gymnasiums z. h. Kreuz in Dresden. Sie gehören zu dem noch ungedruckten Rennewart Ulrichs von Türheim,

*) Sveinbjörn Egilsson übersetzt *slita aevi ok altri saman* mit „aevum aetatemque una viventes consumere". Ettmüller macht daraus das für ihn bequemere „daß sie sich nie mehr trennen werden", und bemerkt dabei: „schon hieraus ergibt sich, daß die Deutung, nach welcher Menglöð die Sonne, Svipdagr der Mond sein soll, eine falsche ist". In wie fern dies der Fall sein soll, wird nicht gesagt, ohne Zweifel, weil nach wie vor der Mond nicht mit der Sonne vereint bleibt; aber als Ehepaar gedacht, bleiben sie doch unter einem Dache; dabei geht der Mann seinem Berufe nach, und dies ist wohl genug für ein solches Ehepaar.

ihr Text stimmt, wie Herr Prof. Zarncke mir gütigst mittheilt, am meisten zu der Kasseler Hs. Der Inhalt des ersten Blattes entspricht dem Abdruck nach den Nabburger Bruchstücken und der Münchener Pap. Hs. bei Roth (Rennewart, Regensburg 1856), der des zweiten ist noch nach keiner Hs. veröffentlicht. Die wohlerhaltenen Blätter dienten als Vorsatzblätter des Liber quadripartiti Ptholemei etc. (Venetiis 1493 fol.)

Jede Seite ist in zwei Columnen von je 28 Zeilen beschrieben. Die zwei Initialen (Bl. 1 v. 53, Bl. 2 v. 8) sind ganz einfach gehalten, der erste blau, der zweite roth; die Schrift gehört der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an; später ist sie auf keinen Fall anzusetzen. Abkürzungen begegnen nur wenige und allgemein bekannte; ich habe ihre Auflösung durch Cursiv kenntlich gemacht.

Zwischen Bl. 1, Z. 3 u. 4 ist ein leerer Zwischenraum von 11, zwischen Z. 63 und dem unteren Ende der betreffenden Columne (1^c) ein solcher von 10, endlich zwischen dem oberen Ende der ersten Columne von Bl. 2 und dem ersten Vers derselben in gleicher Weise ein solcher von 10 Zeilen gelassen, was nur zu dem Zweck der späteren Einlegung von Miniaturen geschehen sein kann. Demnach enthält Bl. 1^a siebzehn, Bl. 1^c u. Bl. 2^a je achtzehn, jede der übrigen aber achtundzwanzig Verse.

DRESDEN. OTTO MELTZER.

(1^a) Van strite vnd*er* en beiden
Der strit was vngescheiden
Du des malefer wart gewar
Du begūde her uaste dar
Mit sinē zu riten
Di rotte teilte her witen
Mit vil vngeuůgen streichen
Wan des cruces ceichen
Daz her sach di cristenē tragen
Ir were vil van ime irslagen
Groz was daz gedrenge
Vn̄ der strit uil crenge
Den uachten di lantherren
Sich begūden di rotte w*er*ren
Vndir einand*er* vaste
Der lantmā mit deme gaste
(1^b) Vā strite liddē groz erbeit
Karkar mit dem vanen streit
So wol daz ni ritter baz
Nimānes tat vor in maz
Zu lebene her nicht gerte
Mit spere vn̄ ouch mit swert*e*
Beging her michel wunder
Di cristenē al bisund*er*
Nach prise vaste vachten
Swo sich di rotte vlachten
Kunīg malefer dar hin rurte
Die rotte her gar zu vurte
Mit uil harte grozen slegē
Di kunde her vf di heidenē legē
Der lag da manīg van im tot
Nu dachte gamalerot
Daz her ettewanne was
Eyn heidene vn̄ darvā genas
Swaz irlebete dannoch
Der werde kunīg van marroch
Her sprach la mich irw*er*ben
Daz di icht u*er*terben
Di da noch sint lebende
Tote ich bin dir gebende
Swes din lip nicht wil īpern
Des wil ich allis dich gewern

Wan daz du mich bescheidē mus
In wilcheme sinne du daz tus
Daz sagich dir vil li*ber* tote
(1[c]) Da weiz ich wol daz si van gote
Alle mēschen wordē sint
Swi doch si ein vnderbint
Vnd*er* heiden |iuden| cristen
Ob di zvei leben wisten
Wi suze cristen leben ist
Si globeten alle ane crist
Tote la mich *ver*suchen
Ob der kunīg kūne ruchē
Daz her sich wolle tovfen lan
Dar v̄me ich dich gebeten han
Daz sich din zorn sol mazen
Vñ en daz leben lazen
Ich wil dir des nicht *ver*sagen
Ich wil si lazen vnirslagen
Min vil herce lib*er* tote
Van ime schit gamalerote
Hin da di heidenē warē
(1[d]) Vnvro an al irn haren
Van strite warē si gebūden
Ir was vil tot der wunden
Der woste niman achte
Nimā sich ir weren machte
So groz was malefers sterke
Ein iklich heidene merke
Wi stark ist der cristenē got
Daz sin gewalt vñ sin gebot
Ir schone hat gepflegen
Daz irkeiner ist tot gelegen
Daz merkit alle gliche
Beide arme vñ riche
Di da sin sarracine
Wi wol kan got di sine
Mit siner gute behuden
Ist v lip daz gůden
So hat ein ende dirre strit
Di kŏr an vch beiden lit
Wolt ir sterben od*er* genesen
Der muz daz eine schire wesen
Kunīg van marroch dine wort
Di han ich vil g*er*ne gehort
Mir ist geteilit vor ein spil
D*es* ich daz weg*er* nemē wil
Ich sol losen min leben
Daz ich malef*er* wil geben
Eigentliche mine lant.

Bl. 2 (= Casseler Hs. Bl. 372[a]—373[b]—V. 1—31 = Nabburg. Bruchst. Bl. 3, v. 308—336; v. 32—102 = Münchner Hs. (cod. germ. 231) Bl. 199 d, 200 a. b., v. 1—71 (Roth, Uolr. v. T. Rennewart etc., S. 39 f. 47 ff.)

(2[a]) An der vrowen man do sach
Schone cleider harte rich
Ich wolte alle wip han ir glich
Di wer schone vñ reine
Vñ hettich si alleine
Vñ were gar ane vorchte
Daz si ich ir eere intworchte
Du di vrowe gecleidit wart
Der kunīg vā polipoliart
Sprach nu mogit ir schowē
An dirre schone vrowen
Daz si ist vz geschonet
Vor alle wip gecronet
So stūden ander vrowē gnůg
Der ettelich di schone trůg
Di ein wip nu mochte nemen
Nu kūde ir gnuge des gecemō
Daz si sich woldē tovfen lan
(2[b]) Der reine biscof iohan
San daz tovfen nicht *ver*bar
Hern merte gote sine schar
Mit dissen reinen kinden
Ich muz der sage irwinden
Wi di vrowen alle hizzen
Di sich da tovfen lizzen
Du der reine tovf geschach
Kunīg malefer du sprach
Werder kunīg fausaserat
Daz din lip gelobit hat
Herre daz soltu cechen
Din gelobde nicht zubrechen
Gedenke der geheize

Der du passagueize
Hast geheizzen vn̄ ovch mir
Kunīg malefer waz ich dir
Geheizen han daz sol geschen
Libe tocht*er* ruch v*er*iehn
Daz du tus des ich dich bite
Ich breche miner zuchte site
Vat*er* ob ich nicht tete
Swes din mūt mich bete
Ich weiz daz du mir gutes gās
Vater swaz du irdenken kans
Ich bin der daz gerne tut
Nu hore min*er* tochter mut
Vil hoch gelobete malefer
(2c) Swaz ich an mine tocht*er* ger
Daz wirt betalle san getan
Westu tocht*er* daz ich dich han
Gelobet passagueize
Nu solt dū min geheize
Tocht*er* vollenbrengin gar
Bearosin di wol gevar
Sprach vz irm mūde rot
Libe brud*er* gamalerot
Wi swigistu so stille
Vn̄ were ich secūdille
Der vrücht hettich groz ere
Van kunig *ter*ramere
Ich wil passagvweizen
Nemē vn̄ nicht geheizen
Ich weiz v*er*war h*er* ist der art
Daz ni geslechte hoh*er* wart
Gamalerot sprach swester
Keyn gewalt wart ni so vest*er*
Also den di minne vůret
Swen ir gewalt geruret
Der muz sin ir eigen
Si kan hohen vn̄ neigen
Gedanken vn̄ sinne
Swest*er* iz sint dri minne
Der sol zvo din herce mīnē
Der dritten nicht gesinnē
Wan mit vůgen daz ist gut
(2d) Derglosen kennet nicht din mut
Di min mūt gesprochen hat
Sint din sin des nicht v*er*stat
So wil ichs dich bescheiden wol
Din lip di mīne minnē sol
Di nicht v*er*gat vn̄ vmm*er* wert
Din lip der mīne hat gegert
Daz ist der al di w*er*lde pfligit
Vn̄ allē lůtē ane gesigit
Der selbē minne soltu pflegē
Daz si nach eren si gewegen
Si ist stete vn̄ vnstete
Volge nicht irme gerete
Minne den du mīnē solt
Darvmme ist dir di mīne holt
Di da nūmer kan v*er*gan
Den rat den ich han dir getan
Den soltu rechte merkē
Vn̄ in din herce sterken
Swest*er* dich kan gecemē
Daz du wilt g*er*ne nemē
Den kunīg passagweizē
Der in al der w*er*lde creizen
Geheizen ist ein tůre helt
Du hast dir einē man irwelt
An deme uil erē lit
Wizze swest*er* daz mā im git
Daz lop daz harte hohe wigit

BRUCHSTÜCKE EINES PASSIONSSPIELES.

Auf der inneren Seite des hölzernen Buchdeckels von dem Breslauer Schöppenbuche no. 2 (städt. Arch. 634) 1357—69 ist ein Blatt Papier aufgeklebt, das zwei Seiten aus einem Passionsspiele enthält (B^2 A^2). Die ursprüngliche Hs. war in Octavformat, doch ist der untere Theil des Blattes dadurch, daß der Holzdeckel zur Hälfte abge-

brochen ist, defect. Nachdem ich das Blatt losgelöst, stellte sich heraus, daß auch die beiden anderen Seiten (B^1 A^1) beschrieben waren und zwar enthält B^1 einen ferneren Theil des Gedichtes, während A^1 in der entgegengesetzten Richtung mit Federproben ausgefüllt ist.

Meynen wyllygen vndirtan Wyssentlych sey vch lybyr herr kumtur (?)
Adam sy pater est nobys sy syt mater eva
Hodye beata vyrgo maria puerum yhesum praesentabat (?)
Vser aller werke yst ny . . .

Dann ist quer die Figur eines Ritters mit der Feder gezeichnet, der zu Rosse im Costüm des 14. Jahrhunderts die Lanze wie zum Turnier vorstreckt. Zwischen den Beinen des Pferdes liegt eine zweite sehr roh angedeutete Figur. A^1 ist sicher die letzte Seite des ursprünglichen Manuscriptes gewesen und daher auf diese Weise benutzt worden.

Da das Blatt bei dem wohl bald nach 1369 erfolgten Einbinden des Schöppenbuches verwendet worden ist, so rührt es wohl aus einer viel früheren Zeit her. Der Schrift nach muß es in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden sein. Daß Papier so früh zur Anwendung kommt, braucht nicht zu befremden, da schon das älteste Schöppenbuch von 1345 auf Papier geschrieben ist.

Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern nur hier und da durch Punkte getrennt. Ich gebe einen genauen Abdruck und habe selbst an Stellen, wo eine Correctur leicht wäre, den Text der Handschrift treu wiedergegeben*).

B^1.

Maria lybe mume myn
lan den grosis wennyn syn

Johannes dicit.

Maria lybe mume myn
du salt dyn weynyn lozyn syn
wen her mich dyr czu zone hot gegebyn
Vnd dich myr czu mutyr by synem lebem.
zo salt du bilch volgen myr
vil lybe mume als ich wil dyr

Maria dicit.

Johannes lyber vrunt myn
ich trosten dich gerne mochtes gesyn
sint mich myn lybis kynt dyr bevoln hat
zo wil ich volgen dynem rat
beyde vru vnde spat

Maria cantat.

Groser clage ist myr
owe leg ich vor dich tot
voter schepfer bist du myn
vnd ich dyn gebereryn

---

*) Ich habe mir erlaubt, einige Verweisungen auf gleichlautende Stellen anderer Passionsspiele hinzuzufügen. Dies Fragment beweist aufs Neue, wie diese Spiele immer wieder auf Grundlage älterer Gesänge zusammengestellt wurden. K. B.

3—4 = Mone 1, 33. Pichler S. 25. 33. 14 lies *mir nôt*. 14—17 = Pichler S. 130. Germ. 3, 283. Mone 1, 33.

Versus.

Dyne wonden tun myr we
myner clag ist dennoch me
daz du hercze lybes trut
wedir mich nyth moht werden

Versus.

Owe wer
hot syn sper
her czu dir genegit
— — — — — —
— — — — — —

B[2].

abse icht an erem herczen.
lyden worden groze smerczen.
ich geswige gotis zon ihesum crist.
der von myr mensche worden ist.
ich se daz blut hernydirrynnen.
daz benymmit myr myne synne

Maria cantat.

Hercze brich
tot nu sprich
vnd loz mich dyr volgyn.
der iuden kynt
sere sint
gar of vns irbolgen

Versus.

Hercze kynt
dyne wangyn synt
der zo gar vorblichyn.
dyne craft
dyne macht
dy ist dyr gar inswychyn

Versus.

Valsche dyt du pruuist nicht
waz syn gotheyt brengyt.
allis daz syn ougyn ansyn
noch syne tode is ryngyt

Versus.

Dy sunne birgit eryn schyn
al der werlde gemeyne
dy bebyt do si lyt
of clibyn sich dy steyne

Ihesus cantat.

In manus tuas domine commendo

Ihesus dicit.

Vatyr in dyne hende
ich dyr mynen geyst sende
— — — — — —
— — — von myr haben
— — — — — —
— — — — — —

A[2].

— — — armer m(ay)t
als daz man von leyde sprichyt.
daz ist myner leyde eyn wicht

Maria cantat.

Owe waz hat her getan
mocht yr yn nich lebynde lan.
vnd nemt myr den lyp
was sal ich vil armis wyp
owe nu ist her tot
nu wornowyt sich myt[1]) not
vnd mynes herczyn bittyr clage.
dy sycht meryt von tage[2])
synt ich syn byn ane

Maria dicit.

Owe vnde owe.
owe hute vnd ymmyrme
owæ iamirliche clage
dy ich arme mutyr trage.
von mynes lybes kyndes not
daz do heyget [3]) vor myr tot
gecrucegyt alzo eyn dyp
her waz myn trut vnd myn lyp

18—21 = Fundgr. 2, 263. Germ. 3, 283. Mone 1, 34. 21 lies *werden lât.* 22 fg. = Germ. 3, 286. Mone 1, 33. Pichler 34. Altd. Bl. 2, 374. 7—12 = Germ. 3, 286; vgl. Fundgr. 2, 271. Haupt 7, 549. 13—18 = Germ. 3, 283. Mone 1, 32. 199. Pichler 34. 23—26 = Germ. 3, 285. Pichler 32. 34. 26 lies *dy erde bebyt.* 4—7 = Germ. 3, 284. Mone 1, 199. Fundgr. 2, 263. 8—11 = Germ. 3, 285. 9 lies *myn not.* 11 lies *von tage czu tage.* 15—16 = Germ. 3, 285. Pichler 20. 17 lies *henget.* Pichler S. 35.

nu zoyt alle dy martyr syn
wy eyn crone dornnyn.
gedruckyt ist durch syn hobyt
do won ich arme byn betoubit
syn ovgyn synt vor vallyn gar.
dy ym woren czart vnd clar.
syn antlicz ist czu . . . .
daz mucz ich arme . . .
— — — — — —

BRESLAU. ALWIN SCHULTZ.

ZUM BRANDAN.

Ueber das Verhältniss zwischen der niederländischen und der niederdeutschen poetischen Bearbeitung der Brandanlegende sind von je die Urtheile ziemlich weit auseinander gegangen. Während Willems (Reinaert de Vos p. XVIII) und nach ihm Blommaert (Oudvlaemsche Gedichten I, 91) und Koberstein (Grundriß I, 4. Aufl., S. 347 Anm. h) den niederdeutschen Text für eine verkürzte Übersetzung des niederländischen erklären, möchte nach Mones Vorgang Jonckbloet (Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst I p. 413) für das niederländische Gedicht ein hochdeutsches Original annehmen, und eine neuere Ansicht endlich lässt im directen Gegensatz zu Willems dem niederländischen ein niederdeutsches Gedicht zu Grunde liegen, 'welches in der That, wenn auch in späterer Überlieferung (bei Bruns, romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache. Berlin 1798) erhalten ist.' (Martin in Zeitschrift für deutsche Philologie I, 162.)

Diese Verschiedenheit der Ansichten schien gleichwohl so lange möglich, als eine eingehende Betrachtung der beiden uns überlieferten Gedichte nicht angestellt worden ist.

Was zunächst den niederdeutschen Text anlangt, so musste bei genauerem Zusehen die Wahrnehmung gemacht werden, daß eine Anzahl der schlechten niederdeutschen Reime bei einer Übertragung zu tadellosen hochdeutschen werden. Einige Beispiele:

v. 15. sinne : wunne; mhd. sinne : winne.
v. 58. 160. sęde : clagede; mhd. sagete : clagete.
v. 248. kinderen : vinden; mhd. kinden : vinden.
v. 348. stempne : grimme; mhd. stimme : grimme.
v. 460. was : mat; mhd. was : maz.
v. 626. sit : swętet; mhd. sitzet : switzet.
v. 660. lâtet : gât; mhd. lât : gât.

---

27 Vermuthlich *czuslagin*, reimend auf *klagin*.

v. 838. overstęgen : liggen; mhd. überstigen : ligen.
v. 861. rû : bûk*); mhd. rûch : bûch.
v. 948. sâgen : nâ; mhd. sâhen : nâhen.
v. 1079. Ybernien : gerne; mhd. Iberne : gerne.

Alle diese Beispiele sind ganz auffallend. Es kommt hinzu, daß der niederdeutsche Text nicht wenige Formen bietet, die im correcten Niederdeutsch anders lauten sollten:

v. 7. stât : gât; niederd. steit : geit.
v. 75. kîl : vil; niederd. vęl. Vgl. v. 141. 475. 575.
v. 385. gesach : bach; niederd. bęke.
v. 387. guldîn : sîn. Die Adjectivendung *în* ist nicht niederdeutsch; wirklich steht auch v. 369: gulden : sîn; v. 446: vûren : sîn.
v. 391. sunne : brunne. Die niederdeutsche Form des letzteren Wortes bricht gleich darauf durch in v. 395:

mel (l. melk) unde honnichsêm dat ût dem *bornen* vlôt.
an vêr ende sek de *borne* gôt.

v. 471. das : was; niederd. dat: was.
v. 924. nennest : kennest; niederd. nômest.
v. 1067. besach : sprach; niederd. sprak.

Endlich fallen einige Ausdrücke und Redewendungen ins Auge, welche, hochdeutschen Gedichten geläufig, im Gewande des Niederdeutschen fremdartig klingen und gewissermaßen maskiert erscheinen. Dahin gehört z. B. v. 872:

dâr stunden ôk *dor schauwen*
man unde frauwen,

so wie nicht minder v. 1048:

dâr vunden se ênen schônen man,
de was *nâ prîse wol gedân.* —

Auf solche Erwägungen gestützt, hatte ich schon vor mehr als Jahresfrist unternommen, noch mehr ins Einzelne gehend, die Ansicht zu begründen: daß der niederdeutsche Brandan eine Übersetzung aus dem Hochdeutschen sei. Daß ein solches hochdeutsches Gedicht existiert habe, dafür gab es ein bestimmtes Zeugniss. Frisch nämlich in seinem Wörterbuch I, 342 unter *gerben* führt aus einem 'Ms. vom St. Brandano' die Verse an:

Er gerbete sich viel schone
zu der messe vrone, —

ein Citat, welches Bruns nicht entgieng und auch v. d. Hagens Auf-

---

*) So, und nicht wie bei Bruns, sind die Verse zu theilen.

merksamkeit erregte: letzterer fand eine Notiz, der zu Folge die Hs. in Berlin sein sollte, doch gelang es ihm nicht, sie aufzufinden (Literarischer Grundriß zur Gesch. d. deutschen Poesie, S. 295). So durfte ich, als ich das Ergebniss meiner Untersuchungen in die Hände des Herausgebers dieser Blätter niederlegte, mich bei der Annahme beruhigen, daß die Hs. nicht auffindbar sei.

Aber noch bevor mein Manuscript zum Drucke gelangen konnte, wurde mir die Nachricht, daß das in Frage stehende Gedicht wirklich erhalten und zugänglich sei, und zwar in einer Hs. der königl. Bibliothek in Berlin (Ms. Germ. Octav. 56), welche als zweites Stück (fol. 13ᵇ—50ᵇ) das Gedicht Von sente Brandan enthält *). Unter diesen Umständen könnte es scheinen, als seien weitere Untersuchungen überhaupt nicht mehr von Nöthen. Doch ist dem nicht so. Einmal lässt sich wohl für den Nachweis, daß der niederdeutsche Brandan aus einer hochdeutschen Quelle geflossen ist, eine erhöhte Wahrscheinlichkeit gewinnen, doch ist der Beweis nicht mit voller Evidenz möglich; und sodann gibt der Umstand, der mit Sicherheit festgestellt werden kann, daß wenigstens unsere Handschrift es nicht war, die dem niederdeutschen Bearbeiter vorlag, Anlaß zu Erörterungen über das Verhältniss der verschiedenen nunmehr bekannten Brandantexte.

Die Berliner Hs., die wir im Folgenden der Kürze wegen mit B, wie den in der Wolfenbütteler Hs. erhaltenen niederdeutschen Brandan mit W bezeichnen, hat einige einleitende Verse, die in W fehlen; dieselben lauten fol. 13ᵇ):

Vornemet alle wie er vant
Ein herre der was uz trierlant
Vil manige gotes tougen
Crist irluchte mines herzen ougen
Vnde richte min gemute.

Es liegt auf der Hand, daß hier gleich zu Anfang eine Textverderbniss vorliegt: wenn die beiden ersten Verse einen genügenden Sinn ergeben sollen, so müssten sie mindestens umgestellt werden. Aber sie sind nur einem Missverständniss des ersten Abschreibers entsprungen: das ergibt sich aus dem Anfang des in der Comburger Hs. überlieferten jüngeren niederländischen Brandan (bei Blommaert a. a. O. II p. 3):

---

*) Ich bin für diesen Nachweis Herrn Professor Zacher, für die Zusendung der Hs. Herrn Geh. Regierungsrath Pertz zu Danke verbunden.

Nu verneemt hoe over lanc
Een heere was in Yerlant*),
Die sach menich Gods teekijn.

Interessant ist aber diese Corruption dadurch, daß sie uns verräth, wo der Abschreiber, der sonst im Allgemeinen sich großer Correctheit befleissigte, die Heimat seiner Vorlage suchte, nämlich in Trierlant.

Ich gebe nun im Folgenden zunächst eine Reihe von Stellen, in denen das niederdeutsche Gedicht an Unklarheiten, Fehlern und Missverständnissen leidet, die sich fast ausnahmslos aus dem hochdeutschen Texte berichtigen und ergänzen; die Nutzanwendung ergibt sich von selbst.

W. 63 In dînem namen wil ek hen varen dat ek erkenne den deel. dar tô gif mî snel dat ek ervulle de willen dîn.	B. 15a Nâch dînen wunderen wil ich varn uncz ich irkenne etelîch teil. nû verlic mir ouch daz heil daz ich irvulle den willen dîn.
W. 78 alse om de hêre wîslîken gebar. ôk lêt he vele dinges mâken darinne nâ wîslîkem sinne unde êne capellen gût: sîn hilgedôm darin he drôch.	B. 15b der herre vil wîslîch gebar. wol getâne vensterlîn liez er machen darîn, er liez ouch machen darinne nâch wîslîchem sinne eine capelle schône genûc: sîn heilictûm man darîn trûc.
W. 87 ênen nam om got in der wîse vor dem paradîse.	B. 16a den einen nam im got der wîse vor dem vrônen paradîse.
W. 108 dô kêmen se in grôte nôt. ên wolke sek in dem ôsten untslôt unde van ênander sek entgôt, darût sô vôr ên dêr grôslîk, dat was ênem herte gelîk. albernende ot vor on kam,	B. 16b darnâch nicht lange brâcht sie in nôt ein tîr daz was vreislîch: einem trachen was ez glîch, vorslinden woldez den kiel: im was der munt unde der giel

*) Das von Bruns v. 19 gesetzte Jitlant steht nicht in der Hs., welche vielmehr Irlant hat; ein später hineingerathener Strich, der mit einem t eine entfernte Ähnlichkeit hat, mag Veranlassung zu der Lesung Jitlant gegeben haben. Beiläufig mögen hier noch die Stellen verzeichnet stehen, an denen Bruns falsch gelesen hat; v. 14 duchte dut vnmere; v. 22 duchte di sin; v. 285 were; v. 337 ist ausgelassen: Got mote vns beide geleiden; v. 369. grunt; v. 531 bet für he, auch dies verschrieben für bek mhd. pëch; v. 539 dochtest; v. 547 gestanden; v. 662 we für wir, das zweite nicht zu streichen; v. 680 vlogen; v. 687 dore; v. 739 so komen. vnscone; v. 824 ist ausgelassen alse des himmels trone; v. 875 scone; v. 879 stunt; v. 961 iuwe; v. 980 manklachter.

ênen draken ot in der stunde nam
unde want sek mit om in de lucht.
tô godde se rêpen mit ganser vlucht etc.

mancher clâfter wît und breit.
darnâch quâmen sie in grôzer leit:
ein wolken in den luften sich entslôz,
von einander ez sich ergôz,
darûz sô vûr ein tier grûlîch,
daz was eime hirze glîch:
alburnende ez varende quam,
den trachen ez zû der stunde nam,
ez want sich in die lufte ûf.
got riefen sie an der sie geschûf.

W. 123 darnâ de hillige man
sach ênen walt stân
gewassen up ênem vische.
dat wâter was gar rische.
dô se kêmen in de have
in des waldes auwe,
se mâkeden dâr ên scône vûr.
de vraude was one dûr.
dô de visch dat vûr vornam,
he one mit dem entkam.
dut sach de hilge man,
dat de visch unde de walt
one entkam alsô balt.
kûme he tô dem kîle kam
unde sîne brôdere he mit sek nam.

B. 17[a] darnâch sach der heilige man
einen schônen walt vor im stân,
der stunt ûf eime vische.
an eime wazzer rische
daz in daz wilde mer ran,
dâ hatte der visch in getân
unde gewesen zwâre
wol vier tûsent jâre.
dô sie quâmen an die habe,
dô gienge sie alle abe
in des waldes ôwen.
sie wolden holcz houwen.
ir cleider sie ûf hiengen,
wîte sie umme giengen.
einen durren boum sie vunden:
dô sie den houwen begunden,
dô gienc daz wilde lant
sîn wec hin alzûhant,
daz der vil heilige man
den kiel kûme wider gewan.

W. 145 dut mach ên grôt visch sîn
unde meniges dâges olt
êr om gewassen is de wolt.

B. 17[b] diz mac ein visch vil wol sîn
der zûhet dissen walt în.
er was vil manges tages alt
ê im gewûchs der walt.

W. 152 unde brochten se in korten stunden
dat se lant vunden
dâr se holden mochten an.

B. 17[b] sie brêchte in kurzen stunden
dâ sie ein lant vunden
unde sie haben mochten hân.

W. 170 sunte Brandân sprak. de visch begunde
gân tô des meres grunde.
dô slôgen sek de bulgen
went se der nôt entvloten.

B. 18[a] sprach sente Brandân
als der visch begonde gân
zû des meres grunde.
dô slûgen sie die unde
biz sie der nôt entvlozzen.
gotes gûte sie genozzen.

W. 186 lange vôr ot umme den kîl.
Brandân vêl nedder up sîne knî
went dat de dêr vorswunden.

B. 18^{a} lange vûr ez um den kiel.
sente Brandân der viel
dicke ûf sîne bare knie
biz daz sie daz tier verlie.

W. 197 van dorste unde van hitte grot.
sprak sunte Brandân ʻhere got,
over uns geit nû goddes slach.

B. 18^{b} von dorste und von hitze nôt.
ʻwaz mac diz wesen, herre got'
sprach der vil heilige man,
der gûte sente Brandân.
ein sêle wider in dô sprach
ʻalsus sol wir diz ungemach
lîden biz an den jungesten tac.
uber uns gêt nû gotes slac.

W. 218 he lêt dat sẹgel wenden
ûte dem ẹlende
mit dem vorsẹgelden kîle.
der sêle se dâr vẹle vunden
de dâr lêpen umme unde rêpen
lûde ach unde wê.

B. 19^{a} er hiez dô umme wende
ûz sô getânem elende
mit dem virsigelten kîl.
der sêlen was dâ gar vil
die um den sê liefen.
ôwê wie lûte sie riefen.

W. 234. dô rêp dâr ên stempne lût
dat nû sô wart gehôrt:
nôrden up dem mere wende,
dar se got hen sende.

B. 19^{b} in anrief ein stimme lût,
daz der wîse gotes trût
norden ûf daz mer wente,
dâ in got hin gesente.
wan ein stein liget darinne,
der betrûbet manches sinne:
swaz îsens dâ bî quême,
daz er daz al zû im nême,
ez mûste ouch immer dâ blîben.
dô begonde sie ein wint trîben
nordenthalb verre genûc.
kegen einer steinwant daz mer
in trûc.

W. 282 up dem sulven stêne
dâr sat ên minsche allêne,
ên clûsener unde rû dat he was.
wû he dar komen wêre,
vrâgede sunte Brandân.

B. 20^{b} ûf dem selben steine
saz ein mensche aleine:
rûch als ein ber der was.
der ûf dem wîzen steine saz,
der was ein clûsenêre.
wannen er dar kumẹn wêre,
des vrâgete in sente Brandân.

W. 283 got het mî dat hâr
tô êner bẹde gẹven.

B. 21^{a} got der hât mir daz hâr
zû einer wête gegeben.

W. 295 nû nêne minschen stempne hîr
wen allêne de stempne dîne.

B. 21^{a} mê keines menschen stimme ie
dan dîne aleine, herre, hie.

W. 305 dô wan ek tô wîve mîner suster lîve.	B. 21^{a} do gewan ich zû wîbe die mîne swester liebe.
W. 354 der bôsen sprak ên tô om.	B. 22^{a} der bôsen einer sprach im zû: 'dû hâst diz wol vernumen nû.
W. 379 dat se des lechten dâges nicht mochten sên vor dûsternis.	B. 22^{b} daz sie des clâren tages liecht vor vinsternisse gesâgen nicht.
W. 396 an vêr ende sek de borne gôt. in dem sâle wêren ôk vîf hundert cêdren bôme gût. den monniken wart gar gût ore môt, van denne se kârden ungêrne wedder. me kerde den sal mit pâwen vedderen. boven under dem dake dâr wêren alle gemake etc.	B. 23^{a}. . . daz an vier enden sich ergôz. von dem selben brunnen haben die wurze saf gewunnen die got liez gewerden ie. in dem sale wâren hie vumfhundert sidelen gût. den munchen allen wart vrô der mût, von dan sie ungerne wider kârten, von pfâwen gevidere was in dem sale obene daz dach. dâ was inne allez daz gemach etc.
W. 448 sîn swert was brêt unde lang. Elîas sprak: 'wil gî mit mî gân?'	B. 24^{a} daz swert daz was breit und lanc. Helîas sprach: 'nû mit mir ganc'.
W. 453 de pôrten slôch he nâ om tô.	B. 24^{a} die pforte slûc er drâte zû. dannen hûben sie sich nû.
W. 499 vil schêr wart ên schîn unde worden gelôst van der sorge pîn. darnâ ên stempne om tô sprak: 'wat wîtestû mî, Brandân?'	B. 25^{a} vil schîre wart in schîn darnâch wie ein stimme wider in sprach: 'waz wîzestû mir, Brandân?'
W. 558 me hôrde dâr jâmer clâgen van den de dâr vorsęgelt wâren. se grępen up de kîle. de dôden begunden tô îlen al de dâr lêgen sachhaftich. de dûvel kam unde was creftich etc.	B. 25^{b} man hôrte jâmer unde clagen von den die dâ versigelt lâgen. die grîfen an den kielen ûf die tôden vielen al dâ sie lâgen scharaft. ouch quam der tûvel mit grôzer craft etc.
W. 594 de môt van vrauden slâpen.	B 26^{b} der mûz von vreuden slâfen durch nôt. von den kumt mancher in den tôt.
W. 607 he sprak, he wolde se lêren etc.	B. 26^{b} er hiez sie dar kêren. er sprach, er wolde sie lêren etc.
W. 622 des mach ome wol vordrêten:	B. 27^{a} daz ez in wol mac verdriezen.

dû scoldest di darane vlîten.
dî is unse lêt sô lêf,
dû nêmest uns den tômdêf
de dâr hinder sek sit
unde van vorchten swẹtet.'
de monnik lach in sorgen,
he hadde sek hinder om vorborgen.
de dûvel ên glôendich most drôch,
de was lang unde swâre nôch,
he warp den mast an den kîl
de swêrlîken nedder vîl.

des soldestû dich nicht vlîezen.
dir ist unser leit zû lîb.
dû nême uns ouch den zoumdieb
der hinder dir dâ sitzet
und vor angeste switzet.'
der munch der lac in sorgen,
er hatte sich verborgen
under einer kielbanc,
die wîle dûchte in eines jâres lanc.
daz er in sô sêre vorchte,
des spotte der verworchte:
ein glûende masse er trûc.
die was swêre und grôz genûc,
er warf die masse an den kiel.
der munche gnûc nider viel.

Der unglückliche glühende Mast! Auch Cholevius in seiner Geschichte der deutschen Literatur nach ihren antiken Elementen 1, 169 sagt: die 'Teufel werfen wie der Cyclops einen glühenden Mast nach dem Schiffe um es zu zerschmettern.' Die *glûende masse* aber unseres hochdeutschen Textes beruht auf der lateinischen Legende: portans . . . massam igneam. Jubinal la legende latine de S. Brandaines p. 41. Auch dem Schreiber von W scheint der Mast nicht unbedenklich gewesen zu sein: er schrieb einmal *most* und einmal *mast.*

W. 654 de monnik de in der helle wẹsen was,
tô sunte Brandâne he sprak.

B. 28[a] der munch der in der helle ê was,
zû sente Brandân sprach er daz.

W. 731 up anderhalve dem stêne
was om sô hête,
dat he nergen hadde hulpe.
sus was ot om tô hête unde tô kolt.

B 31[b] anderhalb ûf dem steine
was im sô heiz daz er bran.
nicht beschirmes er mê gewan
wan ein wîzez twelelîn,
daz hielt er stêtelîch vor in
und slûc die hitze von im dan.
ein schûr die viel in eben an,
die was heiz unde kalt.

W. 750 des bin ek vorlorn
dat ek on hân vorkorn.
nû enhebbe ek nummer nêne gnâde.

B. 32[a] des hân ich vil sêre entgolden:
wen dô mich rûwen solden
mîne sunde ûz der mâzen grôz
von der wegen ich got verlôs,
in einem zwîvel ich dâ besaz:
mir geriet der tûvel daz
daz ich mir selbe tet den tôt.
des mûz ich immer lîden nôt.

hêt ich gehabet rûwe,
got der ist sô getrûwe,
er hette mich entphangen drât.
alsus enwirt mîn nimmer rât.

W. 776 he nam dat hilgedôm tô sek
unde wolde merken de tît:
al se gingen unde będeden sêre.

B. 33a dô hiez sente Brandân
daz heilictûm hervur nemen,
wen die tûvele dar quêmen,
daz sie ez sêhen offenbâren.
als die tûvele kumftic wâren,
dô kôs er im die rechte zît:
er gienc durch sîn gebet besît.

W. 786 dô vêllen se al ût dem ghîle,
dâr stank swęfel unde bernde vûr alse strô.

B. 33b dô viel in allen ûz dem giele
pech rouch als ein nebel,
darinne gar burndez swebel.
alsus daz glûcte âne zil:
wâ ez ûf daz mer gevîl,
dâ brante daz wazzer alse strô.

W. 812 unde lêt uptên dat sęgel
went dat se vorlorn den hellewech
unde den rechten gank koren.

B. 34b dô hiez der gûte Brandân
sîne segel ûf zîhen sân
biz daz sie den hellewec verluren
unde rechten ganc irkuren.

W. 826 unde lît darumme dâ
dat it den lûden sî ungelîk.
hadde se de wint dar nicht hen slagen etc.

B. 35a und ist gelegen hîrumme dâ
daz ez den lûten wêre unkunde,
und hetten sie die wilden unde
nicht sô hin geslagen etc.

W. 840 lintworme unde drâken
de dâr von dwanges wegen sâten
unde hôdden de porten.

B. 35b lintwurme und trachen
die von getwanges sachen
dâ hûtten der pforten.

W. 878 nicht schinen konde ist reimlos.

B 36b kûme schein ûf die erde.
under deme boume werde etc. es fehlen 16 Zeilen.

W. 900 unde kranekes helse (so die Hs.) unde minschen brust,
de richteden sek nâ orer lust.
Brandân bat tô gode trôst etc.

B. 37b cranches helse, menschlîche brust.
sie hatten rîchtûm nâch irre lust:
sîdîn was ir gewête,
ir ieglîcher hête
ein hornîn bogen in der hende.
in dem grôzen elende
bâten sie daz sie got trôste etc.

W. 1021 we kêmen up dem wege
up êne borch de hêt Lûpriê,

B. 45b man sagete uns ûf dem wege
al des berges gelêge

dâr worde we entfangen gemeine etc.

unde wie er hieze Lûpriê.
als wir darûf solden gê,
wir worden entfangen gemeine etc.

W. 1037 he sprak: 'de dî dofte unde makede van sunden reine,
der sulven bin ek êne.'

B. 45^b er sprach: 'der dich ûf Luprîe
toufte unde machte vrîe
von sunden unde reine,
der paten bin ich eine.'

W. 1058 de nacht wart nû sô dunker,
he schên lechte alsô de dach
alse uns secht de scrift daraf.
he drôch an sînem lîve
ên himmet wît van sîden
van schônen belden gemâket.

B. 48^a ez enwart nie tac sô tunkel,
er mûste liecht dâ von entpfân.
die nacht wart ouch irlûchtet dâ van,
als uns die bûche schrîbe.
er trûc an sîme lîbe
einen pelz von hermelîn
sô er beste mochte sîn.
die stûchen wâren im wît,
daruber ein cleit von samît
von schônen bilden gemachet.

W. 1079 hen tô hûs tô Ybernien.
dâr wêre ek van herten gêrne.'
dô sęde he one ore tôkumpst.
'uns helpe Christus de êwige got,
he bescherme' etc.

B. 48^b hin heim zû Iberne,
dâ wêre ich vollen gerne
zû mîner geistlîcher diet.
dô ich zû jungest von in schiet,
dô sagete ich in mîne zûkumft sidere.
des helfe uns got hin widere
unde beschirme etc.

W. 1119 de sulven elende geste
unde bunden one al vaste.
dô kêmen tigen one brôdere mit crûcen gangen
de se lêflîken entfêngen.
dô sprak ên stempne goddes tigen den hilgen man etc.

B. 50^a die selben elenden geste
bunden den kiel veste.
daz bûch trûgen sie mit in hin.
dâ quâmen gegangen kegen in
vil der brûder die sie entphiengen
unde mit den crûcen kegen in giengen.
dô sprach die gotes stimme dô
zû dem heiligen manne sô etc.

W. 1128 wen dû hîr nicht lenk machst blîven
sô scaltû vâren in dat rîke mîn.

B. 50^a sô des nicht mê muge sîn
sô vare in daz rîche min.

W. 1149 unde sîn môder Mârîâ
dat we de êwigen vraude besitten hîr nâ etc.

B. 50^a unde sîne mûter Marîe
die sûze wandels vrîe
daz wir dâ mit witzen
mûzen die vreude besitzen etc.

Die hier beigebrachten vergleichenden Beispiele liessen sich ohne Mühe noch erheblich vermehren, doch werden sie schon genügt haben, jedem Leser den Eindruck zu machen, daß der niederdeutsche Brandan eine verkürzte Bearbeitung eines hochdeutschen Textes ist, und daß diese Verkürzungen fast durchweg mit außerordentlicher Plumpheit, mit größtem Ungeschick vorgenommen sind. Dabei werden wir allerdings bekennen müssen, daß an einzelnen Stellen das niederdeutsche Gedicht richtigere Lesungen und bessere Wendungen hat. Richtig ist z. B. in W 581: *van den engelschen tungen* gegenüber der unsinnigen Lesung von B 26ª: *von engestlîchen zungen*; ebenso darf getrost B 47ᵇ: *er solde daz rîche dâ verstân* nach W 1054 in *richte* geändert werden. Auch stehe ich nicht an zu sagen, daß mir W 749: *den Johannes dofte* weit mehr zusagt als B 32ª: *der sich durch uns toufte,* und daß ich es keineswegs für glücklich halte, wenn B 36ᵇ schreibt:

dâ stunden ouch durch schôwen
pfaffen unde vrôwen

gegenüber man unde frauwen W 873.

Daß es nicht B war, aus der W übersetzte, ergibt sich aus dem Umstande, daß B eine Lücke hat, die sich in W nicht findet, und zwar ist diese Lücke der Art, daß nicht etwa in B ein Blatt herausgerissen wäre; vielmehr findet sich mitten in der Erzählung in B 25ª ein Sprung, den der Schreiber nicht markiert hat, und der im unverkürzten niederländischen Brandan (Blommaert I, 106) von v. 889—942 reicht, also 54 Zeilen umfasst. Wenn die Vorlage von B dasselbe Format hatte wie B selbst, so wäre das gerade ein Blatt und dürften wir also annehmen, daß in der Hs. von der B abschrieb, entweder ein Blatt ausgerissen war oder daß der Schreiber beim Umschlagen statt eines gleich zwei Blätter umschlug. Es war also, wie gesagt, nicht B die Vorlage von W, und es ist mir in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese Vorlage überhaupt in einer andern, einer oberdeutschen Mundart geschrieben war. Reime, wie im niederd. Gedicht v. 252 u. 432 *lecht : nicht*; v. 622 *vordrêten : vlîten*; v. 1011 *rîke* : *Grêken*; v. 1126 *hîr : sî* geben zwar keine genügende Anhaltspunkte; sie entsprechen hochdeutschen Reimen *liecht : nicht, verdriezen : vlîzen, rîche : Kriechen, hie : sî,* Reimen wie sie auch der mitteldeutsche Text liebt.

Der Reim *i*: *ie* ist zahlreich belegt gleichmäßig für die baierisch-österreichische, wie für die alemannische Mundart (Weinhold bair. Gr. §. 90. Alem. Gr. §. 40) und ist auch dem Mitteldeutschen geläufig; die Schreibung *î* für *ie* ist zwar im Bairischen selten und eignet mehr dem Alemannischen (Alem. Gr. §. 40. 123), aber allerdings eben-

falls dem Mitteldeutschen. Was ferner v. 460 *was : mat*, v. 471 *das : was* betrifft, so setzen dieselben hochdeutsches: *was : maz*, *daz : was* voraus, welches wiederum im Baierischen ungewöhnlich (Bair. Gr. § 151), im Alemannischen häufig ist (Alem. Gr. §. 188); ebenso findet sich diese Bindung im Mitteldeutschen und speciell die Hs. B kennt keine strenge Unterscheidung von *s* und *z*, sondern setzt Beides willkürlich. Aber es sind noch andere Einzelheiten, die uns zwingen, die Heimat der Vorlage von W in Oberdeutschland zu suchen. In W v. 55 und 208 ist nämlich *sancte* stehen geblieben: die niederd. Form ist *sunte*, die niederländ. *sinte*, unser mitteld. Text schreibt *sente*, also auch eine Form, die dem Niederdeutschen mehr homogen ist, *sancte* aber oder *sante* ist oberdeutsch. Das in v. 23 erhaltene *froide* für sonstiges niederd. *vraude* würde zwar allgemein auf alemannische, speciell aber noch auf elsässische Mundart weisen (Alem. Gr. §. 69. 138). Die unsinnige Schreibung v. 288

got het mî dat hâr
tô êner będe gęven

ist nur erklärlich durch die Annahme, daß die Vorlage für *waete*, *wête* ein verhärtetes *bête* schrieb, eine Schreibung, die zwar vorwiegend der bairischen Mundart eignet, aber doch auch alemannisch hinreichend belegt ist (Alem. Gr. §. 155). Entschieden hochdeutsch ist W 826 *lît* für niederdeutsch *licht*; diese Stelle ist dadurch besonders wichtig, daß B 35ᵃ nicht *lît* hat, sondern *ist gelegen*; *lît* für *liget* soll zwar nach Mhd. Wb. I 986ᵃ ganz allgemein sein, doch s. Weinhold Bair. Gr. § 51. Entschieden alemannisch aber sind Reime wie v. 56 u. 930: *Brandan : vornam*; v. 222: *kam : an*; v. 707: *man : nam*; s. Alem. Gr. §. 203; alemannisch endlich v. 476 *nôch* für *nôth* niederd. *nâ*, so wie v. 739 *kômen* (*kêmen* bei Bruns) für *kâmen* niederd. *kêmen* oder *quêmen*, s. Alem. Gr. §. 124.

Es erübrigt noch, auch dem älteren niederländischen Gedicht etwas näher zu treten und es auf seine Quelle zu untersuchen.

Was Mone und Jonckbloet auf die Vermuthung brachte, daß dem Bearbeiter des niederländischen Brandan ein hochdeutsches Gedicht vorgelegen habe, waren hauptsächlich die ungenauen Reime. Es ist freilich dem niederländischen Text gegenüber einigermaßen schwierig, eine Untersuchung auf die Reime zu gründen, denn der Bearbeiter verfügte über eine bedeutend größere poetische Gewandtheit als der Niederdeutsche. Dennoch bietet das Gedicht (bei Blommaert a. a. O. p. 100—120) eine Anzahl charakteristischer Reime, die

einen Schluß auf eine hochdeutsche Vorlage gestatten. Dergleichen Reime sind:

v. 330. 1767. wonder : commer; mhd. wunder : kunder.
v. 372. 1293. armen : ontfermen; mhd. armen : erbarmen.
v. 680. 708. doncker : carbonkel; mhd. tunkel : karfunkel.
v. 948. besinghelt : ghelinget; mhd. besenget (versenget) : gelenget.
v. 1110. zee : eer; mhd. sê : ê.
v. 1215. alsoe : hoghe; mhd. alsô : hô.
v. 1345. wert : vaert; mhd. wart : vart.
v. 1587. porten : worden; mhd. porten : worten.
v. 1735. brande : scipmanne; mhd. bran : schifinan.
v. 1751. buuc : ruut (?); mhd. bûch : rûch.
v. 1755. ghesetten : ghewettet; mhd. gesetzet : gewetzet.
v. 1787. nummes : kunnes; mhd. nennest : kennest.
v. 1831. geest : wits; mhd. geist : weist.
v. 1855. 2027. sach : sprac; mhd. sach : sprach.
v. 1867. Keerst : bist; mhd. Krist : bist.
v. 1875. Kerst : es; mhd. Krist : ist.
v. 2053. wijt : sint; mhd. wît : sît.

Besonders beachtenswerth ist der drei Mal (v. 748. 1305. 1969) vorkommende Reim *twivel : duvel*, beachtenswerth deshalb, weil ein alemannisches *tîvel : zwîvel* (bei Hugo v. Langenstein; s. Mhd. Wb. III 42ᵃ) nachgewiesen ist. An alem. Verwandlung von *m* in *n* erinnern ferner Reime wie v. 498 *man : nam*; v. 878 *inne : stemme;* mhd. *inne : stimme*; v. 1673 *scone : bome* etc.

Die niederländischen Literarhistoriker sind darüber einig, daß der niederl. Brandan noch dem 12. Jahrhundert angehöre. Dieser Annahme würde die Wahrscheinlichkeit, daß das niederl. Gedicht aus einer hochdeutschen Quelle geflossen sei, nicht entgegen stehen. Werfen wir noch ein Mal einen kurzen Blick auf unser mitteldeutsches Gedicht.

Die Hs. B gehört der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, aber das Gedicht ist ohne Zweifel sehr bedeutend älter. Niemand wird sich der Wahrnehmung verschliessen können, daß zwischen den Legenden des 12. und denen des 14. Jahrhunderts ein sehr merklicher Unterschied ist und zwar namentlich in formeller Beziehung. Im Gegensatz gegen die Rohheit der Verse und die Unbeholfenheit des Ausdruckes, welche wir in den geistlichen Dichtungen des 12. Jahrhunderts finden, sehen wir im 14. Jahrhundert eine große Sorgfalt auf die Form verwandt, die sich nicht selten bis zur Zierlichkeit steigert. Es wäre auch in der That erstaunlich, wenn das Beispiel der höfischen Sänger an

den dichtenden Geistlichen ohne sichtbare Spuren vorübergegangen wäre. Der mitteldeutsche Text, wie er uns vorliegt, gibt allerdings Zeugniss von einer ziemlichen Gewandtheit in der Behandlung des Reimes, aber die ursprüngliche Rohheit der Form hat er doch nicht verwischen können. Man betrachte z. B. Verse, wie die folgenden, die wir aus einem verhältnissmäßig kleinen Raume ausheben:

B 42[b] ich enkan in nicht gehelfen als ich solde.
42[b] des vreuwete sich des gûten mannes sin.
48[b] durch mîne sunde die ich hân getân.
48[b] dô sagete ich in mîne zûkumft sidere.
48[b] den ich vor dem paradîse verlorn hân.

Alle diese Verse gehören entschieden der Verskunst des 12. Jahrhunderts, und zu demselben Ergebniss gelangen wir, wenn wir den niederdeutschen Reim v. 81 *gût : drôch* in mhd. *gût : trûc* übersetzen oder wenn wir aus den niederländischen Reimen von 450 *deghen : sevene*; v. 454 *ghedreghen : raven*; v. 1082 *deghen : bescreven*; v. 1841 *oghen : gheloven* usw. auf mhd. *dëgen : siben* (*seben*), *getragen : raben, dëgen : geschriben, ougen : gelouben* schliessen, gleichfalls lauter Reime, die im 12. Jahrhundert nichts Auffallendes haben.

Fassen wir das Bisherige noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich als sehr wahrscheinlich Folgendes: das mnl. und das mnd. Gedicht sind nicht eines aus dem andern geflossen, sondern beide leiten ihren Ursprung aus einem hochdeutschen Gedicht her. Dieses hochdeutsche Gedicht war vielleicht in alemannischer Mundart geschrieben; über seine Entstehungszeit können bestimmte Angaben nicht gemacht werden, doch kann es recht wohl dem 12. Jahrhundert angehören und wurde sehr früh ins Niederländische übertragen. Wann die niederdeutsche Bearbeitung entstand, ist mit Sicherheit nicht anzugeben; der Zustand, in dem uns das Gedicht überliefert ist, spricht dafür, daß es schon durch manche Schreiberhand gegangen war, ehe es im 15. Jahrhundert in die Wolfenbütteler Handschrift gelangte.

Über das hochdeutsche Gedicht hinaus eröffnet sich aber noch eine neue Perspective, die freilich nur in sehr nebelhaften Umrissen erscheint, über die aber doch vielleicht ein Wort gesagt werden darf.

Die Handschrift B stammt, wie wohl aus dem häufigen Vorkommen des apokopierten Infinitives geschlossen werden darf, aus der Gegend des Mittelrheins, etwa vom rechten Ufer des Untermains. Sie weiter östlich zu setzen, scheint bei dem überwiegenden Gebrauch von *e* statt des md. *i* in Endungen und Vorsetzpartikeln und bei der verhältnissmäßig seltenen Schreibung *vor-* für *ver-* nicht thunlich.

Dagegen verdienen einige Formen Beachtung, die über das Gebiet des Mitteldeutschen hinausreichen. Dahin gehört z. B. der Reim *sâgen* (mhd. *sâhen*) : *jagen* 36ᵃ; auch außerhalb des Reimes, *gesâgen* 22ᵇ. *herre* reimt auf *êre* 44ᵃ, auf *sêre* 46ᵃ; *herren* : *kêren* steht 37ᵃ. Sehr auffallend ist der Reim *entpfân* : *dâ van* 48ᵃ. Rechnen wir noch hinzu mehrfaches *o* für *u* wie *orteil, robîn, ô* für *û* in *nôr*, so erscheint die Vermuthung gerechtfertigt, daß sich B einer niederrheinischen Vorlage bediente, und da, am Niederrhein, dürfte denn auch wohl der Brandan seinen Ursprung haben. Die Brandanlegende nämlich ist sowohl was den Stoff als auch was die Heimat anlangt, so zu sagen eine Zwillingsschwester des Tundalus; beide in Irland entstanden, beide inhaltlich nahe verwandt. Die natürlichen Verbreiter der irischen Legenden waren die Schottenmönche, die schon seit der Zeit der Christianisierung Deutschlands am Nieder-, wie am Oberrhein ihr Wesen trieben. Nun wohl: vom Tundalus besitzen wir niederrheinische Bruchstücke*), die ins 8. Decennium des 12. Jahrhunderts gesetzt werden und die in formaler Beziehung eine augenfällige Ähnlichkeit haben mit dem mitteldeutschen Gedichte; der Gebrauch lateinischer Wörter, wie *munda Syon* und *multum bona terra* B 35ᵃ ist dem Sinne des niederrheinischen Dichters nicht fremd, der auch zahlreiche lateinische Worte einfließen lässt. Wäre es denn seltsam, wenn in den Kreisen, in denen die niederrheinischen Bruchstücke entstanden, auch der Brandan einen Bearbeiter gefunden hätte? Daß die Zeit für derartige Stoffe empfänglich war, zeigt das Beispiel des Alberus, dessen Tundalus auch noch ins 12. Jahrhundert fallen dürfte: warum sollte nicht auch der Brandan schon früh seine Reise rheinaufwärts angetreten haben? Dann könnte man freilich sagen: wenn es einen alten niederrheinischen Brandan gab, so lag es den Niederländern wahrlich näher, sich den ihrigen an der Quelle selbst zu holen und nicht erst auf Umwegen zu beziehen. So vernünftig das wäre, so steht doch einfach das entgegen: die Geschichte der Dichtung geht gewiss immer den Weg, der durch die Summe der Verhältnisse geboten ist. Dieser Weg mag uns Heutigen nicht immer der kürzeste scheinen: Aufgabe und Pflicht der literar-historischen Forschung ist es, nicht eigenmächtig einen Weg zu construieren, sondern nur den Spuren des alten Weges sorgsam nachzuforschen und da, wo dieselben erkennbar werden, einen Merkstein zu setzen.

LEIPZIG, im December 1870. KARL SCHRÖDER.

---

*) Lachmann in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1836 p. 161 ff.

MARGARETHA VON SCHWANGAU.

Es ist bekannt, daß eine Frau des Oswald von Wolkenstein Margaretha von Schwangau war, die er in vielen Gedichten feiert. Allgemein wird angenommen, daß sie die erste Gattin unseres Dichters war und er sich später mit Anna von Ems vermählte. Stoffler sagt in seiner Beschreibung von Tirol II, 1032: seine zweite Hausfrau hieß Anna von Embs. B. Weber schreibt in der Einleitung zu Oswalds Gedichten S. 15: „Er schritt bald darauf zur zweiten Ehe mit Anna von Embs, welche ihm ebenfalls mehrere Kinder gebar", und in seinem Werke: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche S. 393: „Seine Gemahlin Margaretha war während seiner Abwesenheit in Deutschland voll Gram und Herzeleid gestorben.

Seine zahlreichen Kinder bedurften einer Mutter um so mehr, je weniger er im unstäten Leben gelernt hatte, für die Kleinigkeiten des Haushaltes und der Erziehung unmündiger Kinder zu sorgen. Er vermählte sich bald nach seiner Ankunft in Hauenstein mit Anna von Ems, welche ihm einen Sohn Friedrich und zwei Töchter gebar, wovon eine, Maria, uns später noch einmal begegnen wird. Kein einziges Lied Oswalds thut derselben Erwähnung. Das veranlasste einige wolkensteinische Geschlechtsforscher mit Unrecht, die Ehe selbst zu bezweifeln. Gabriel Buccellini hält sie für Oswalds erste Gemahlin und Hormayr*) ist ihm hierin gefolgt. Nach der bisherigen Erzählung ist diese Annahme schon von selbst widerlegt und der verlässlichste, von Engelhard Dietrich, erstem Grafen von Wolkenstein, verfasste Stammbaum stimmt mit uns ganz überein." Ein von Herrn Grafen Leopold von Wolkenstein mir übergebener Stammbaum nimmt auch Margaretha als erste, Anna als zweite Frau an.

Ich folgte in meiner Abhandlung: Oswald v. Wolkenstein, Wien 1870, S. 3 und 39 ff. dieser Annahme, muss aber dieselbe nun berichtigen, denn der um die Erforschung tirolischer Geschichte hochverdiente P. Justinian Ladurner fand im gräflich Trappischen Archive zu Churburg eine mit den Siegeln Michaels von Wolkenstein und seiner Mutter Margaretha von Schwangau versehene Pergamenturkunde

*) Hormayr sagt: „Seine Gemahlinnen waren Anna Gräfin zu Hohenems und Margaretha von Schwangau." Tiroler Merkwürdigkeiten II. 122.

die sicherstellt, daß Margaretha ihren Gemahl Oswald überlebt habe. Sie lautet: Ich Margret von Wolkenstain geporn von Swanga, herrn Oswalts saligen wittib und ich Michel von Wolkenstain, thumher zu Brixsen, bekennen offenleich mit diser zedl, das wir unserm lieben sun und brueder Oswalten von Wolkenstain das geschlos zu Hawenstain ingeantwurt haben mit sambt dem zeug und hausgerecht an stat uns und unser sün und brüder Gotharts Leon. Fridreichs.

Item am ersten ein roten seiden polster und zwair rote seidene küß.

Item ain kolnischen polster und vier kolnische küß und dreu klaine küß.

Item ain turkisch geslagen messer.

Item zwai silbrein schalen.

Item zehen pett klain und groß.

Item zwen haidnisch tebich.

Item ain wülfein pelz.

Item ainleft schaffeine decken und ain kitzene.

Item ain neues tischtuch und drei genatte hanttucher und funf werchen hanttucher.

Item vier par alte leilacher herweiner und sex par werchainer leilach.

Item ain guts decklach und zwei leichte decklach.

Item neyn ereiner häfen.

Item ain rost und ain dreifuß und ain pratspiß und ain prantraid und sex pfannen pos und gut.

Item ain mörser und vier groß kessel und zwen klain.

Item vier haben und dreu gutte peck und ain poß peck.

Item drei new kandlen aine von vier massen, aine von zwaien massen und aine von ainer maß.

Item zwo alte maßkandlen und zwai trinkenkändl und ain zwimässige kandl und aine von dreien massen.

Item ain große zinein- flaschen und zwo große hulzin flaschen.

Item sex panzer und sex hunczkappen und vier schurz und zwai kragl.

Item ain mailandisch platten und zwohalb die vodertail und ain plech mit einem rugken und ain sponäröl.

Item zwen pärt und ain paingewant und zwai helmlin und vierzehen par armrör und ein englisch hauben und zwai klaine spanaröl und zwai mäusel.

Item ain hauben mit einem visier und zwo sczaläden für fürvöllen und fünf swarz sczaläden.

Item sex eisen huet und funf haubl.

Item sex par plechhäntschuch.

Item fünf lidrein platten und zwo ungrisch tarschen.

Item zwen vendschild und funf pererspies eisen.

Item ain turkischen hutt und zwen turkisch schuch und zwo vischein hosen und zwen strober schuch.

Item ain turkischen und ain ungrischen kolben und zwen turkisch sporen und ain turkische ioppen.

Item acht raisspieseisen.

Item dreissig armbrost mit der eiben.

Item ain winden und drei swäbisch krappen und zwen schlecht krappen und drei leiter-krappen und zwen mit ringen.

Item siben prait spangürtl und zwo swäbisch gürtl.

Item zehen new hantpuxen und neyn alt hantpuxen und zwo schermpuxen und siben stainpuxen und ain eisne stainpux mit einem hacken.

Item zwelf kalbvel und dreuzehen kiczen rauschvel und ain halbe hirschhaut und drei ganze stuck geprochens leder.

Item ain ganzen schusterzeug und v stückl leder.

Item siben eisenstangen.

Item zwen ochxsen gedigens fleisch und vierzehen viertail sweines fleisch und zehen smerlaib.

Item ains und vierzig pfunt unslit und vierhundert unslitkerzen.

Item drei kästen mel und zwainzig star salz.

Item acht targen und zwen centen käß.

Item rörnabiger und zwo sagn und vier zimmerhacken und sust vil zimerzeug.

Item drei krieg- und sex groß lange sail und ain ledreine stricken.

Item ain maurerzeug.

Item ain smitzeug.

Item ain leck mit pfeil und tausent pheileisen.

Item ain puttreich mit swebl und ain lidrein sack mit salitter.

Item ainleff wurfkegel und zwai pleierne platten und ain viertail.

Item sex und zwainzig ster waiz.

Item funf vas alts weins.

Item zwei vas esseich.

Item ain kufkar und zwen große laur.

Item vier raisspies und funf zuecket spies und zwen pererspies und ain lanzen, ainen väleßsatl.

Item und sex küe.

Das Datum der Urkunde fehlt, sie wird aber bald nach Oswalds Tode (2. August 1445) gefertigt worden sein.

IG. ZINGERLE.

KLEINE BEMERKUNGEN.

I. Heinrich Steinhöwel.

Der Name Steinhöwel wird G. 14, 411 mit *œ* geschrieben; *öw* ist aber als Diphthong = *öu* oder = *öuw* zu betrachten, sonst könnte nicht später *ei* (Steinheil) daraus entstanden sein. Ich habe dies in meiner Ausgabe des Decamerons S. 673 ausgeführt. Dort finden sich auch weitere Nachweisungen über das Leben des denkwürdigen Mannes.

II. Das Wort Hîen.

In dieser Zeitschrift XIII, 160, wird nach der Bedeutung von *verhiede* gefragt. *Hîen* ist futuere; *hîtât* schon ahd. opus gignendi (Graff 5, 334); der *vorhîgede schalk* ist also foutu coquin; *verhîter zers* aber nicht, wie Germ. 15, 79 steht, castratus, sondern eher das Gegentheil. Es sind auch nicht wie Schmeller und Höfer a. a. O. thun, mehrere Worte darin zu suchen. Die Grundbedeutung mag reiben, ficken sein; dann 1) wie ficken (Grimms deutsches Wörterb. 3, 1618) = inire; 2) allgemeiner = belästigen. Grimmelshausen 2, 66: 'Was geheite es mich?' 2, 367: „ich geheie mich nichts darumb.“ Grimmelshausen empfand noch die Obscönität des Wortes. 1, 1109: „Das Wort Gehay ist bei uns Teutschen so verhasset, daß sicht ein ehrlicher Mann schämbt außzusprechen, und wann es jemand ungefähr im Zorn oder sonst entwischt, so wirds einem vor eine schändliche Red gerechnet; dahero es etliche verzwicken, wenn sie es jemand also nachsagen: Was geschneids mich?“ So gebraucht es Grimmelshausen selbst 2, 46. Die Deutung, welche im deutschen Michel (1, 1109 f.) weiter von dem Worte gegeben wird, ist so unrichtig, wie die mei-

sten Etymologien jener Zeit. Heute ist denn das Verständniss des Wortes im Volke so sehr verschwunden, daß es in Schwaben obwohl sehr häufig, doch als ganz unanstössig, selbst von Frauen unbedenklich gebraucht wird, im Sinne von beunruhigen, kränken, reuen. 3) Schwäb. g h e i e n heißt aber auch werfen, nâu gheien = zu Boden werfen. Ganz in gleichem Sinne wird das französische foutte für eine energische Bewegung gebraucht. Hiernach ist wohl zu berichtigen, was Schmeller, bayr. Wörterb. 2, 132 ausführt. In der Verbindung u n g e h e i t ist un- verstärkend, wie in Unkosten, Unthier, Ungethüm u. dgl. Schmeller 1, 73.

A. v. KELLER.

FISCHART IN TÜBINGEN?

Schon Uhland hat in seiner Einleitung zum glückhaften Schiff (die so eben im neuesten Bande seiner Schriften von W. L. Holland herausgegeben wird) die genaue Bekanntschaft Fischart's mit Wahrzeichen und Eigenheiten zu Tübingen auffallend gefunden, und Wackernagel in seiner nachgelassenen Schrift „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm“, S. 16, spricht geradezu die Vermuthung aus, „daß er selbst auf einige Zeit da Student gewesen.“ Wackernagel eröffnet diese Schrift mit der Entdeckung, daß „Joannes Fischartus Argentoratensis“ im Jahre 1574 zu Basel Doctor beider Rechte geworden, und bei dem Fehlen des Namens in der Universitätsmatrikel, während doch „die frühere Ordnung keine Promotion außer nach vorheriger Aufnahme in die Matrikel gestattete“, schließt er, es sei wahrscheinlich, ja es habe „seine volle Gewißheit“, daß unter einem „Johannes Piscator Argentinensis“, den e r im gleichen Jahre immatriculiert fand, niemand anders als Fischart gemeint sein könne. Wenn dieser Schluß nichts gegen sich hätte, so wäre Fischarts Aufenthalt in Tübingen, und zwar ein langer Aufenthalt, von 1566 bis 1571, durch dortige Urkunden nicht weniger als halbdutzendfach bezeugt. Denn „Joannes Piscator, Argentinensis“ steht unter dem 3. Mai 1566 in der Universitätsmatrikel und unter dem 11. August 1568 im Magisterbuche der Artistenfacultät; am 12. August 1567 hat er der (dritten) Hochzeit des Crusius als Ehrengast angewohnt, und vom

27. September 1570 bis zum 7. Februar 1571 ist er dessen Kostgänger gewesen. „Postea Cinglianus. 78.“ hat Crusius zu seinem Namen im Magisterbuche geschrieben, und da just im Jahre 1578 Fischart im Concordienformelstreite die Partei Johann Sturm's gegen Pappus nahm, so läge es nahe, in einen Irrthum zu verfallen, wenn nicht eine andere Aufzeichnung von Crusius diesem Irrthum vorbeugte. Jene Magisterpromotion ist ihm nämlich so denkwürdig gewesen, daß er ihrer auch in seiner Chronologie gedenkt, mit den Worten: „Aug. 11 Lieblerus 19 Magistros fecit inter quos erat Joan. Piscator Argentinensis et Aegidius Hunnius, quorum hodie, ille Caluini, hic Lutheri sensum sequitur.“ Hier werden deutlich zwei Theologen einander entgegengesetzt und eine Nachforschung auf theologischem Gebiete ergibt denn auch sogleich den seinerzeit berühmten Theologen Piscator von Straßburg, der in Tübingen studierte, später jedoch, 1574, von Tübingen aus in Straßburg wegen verdächtiger Gesinnung gegen die Ubiquität denunciert, durch Verfolgung auf die reformierte Seite getrieben wurde, den nachmaligen Urheber der s. g. Straf-mich-Gott-Bibel. Da diesem gerade im Jahre 1574 der Schutz des akademischen Bürgerrechtes von Basel für einige Zeit erwünscht sein konnte, so dürfte er wohl mit dem Piscator der Basler Matrikel identisch sein. Jedenfalls ist es nicht wahrscheinlich, daß Fischart bei seiner Inscription den gleichen Namen mit einem damals bereits bekannten Theologen geführt haben sollte, und sein Fehlen in der Matrikel beruht nun wohl auf einer in den alten Ordnungen nicht eben seltenen Inconsequenz. Die hohe Schule von Basel verliert nichts hiebei; denn die Ehre, dem Pflegevater der Geschichtsklitterung den Doctorhut aufgesetzt zu haben, bleibt ihr ja unverkürzt, und auch die Nachweise, die Wackernagel für Basels weiteren Antheil an ihm gibt, sind nicht bloß durch die bis an das Grab unverwüstliche Geistesfrische des Abgeschiedenen bestehend.

Ein unmittelbares Zeugniss, daß Fischart zu irgend einer Zeit in Tübingen gewesen, findet sich bis jetzt nicht vor. Dagegen wird man in den von Adalbert v. Keller in der Universitätsbibliothek entdeckten und im Serapeum (VIII, 202) bekannt gemachten Autographen ein mittelbares Zeugniss für die Anwesenheit des vielgereisten Mannes mit einiger Wahrscheinlichkeit erblicken können. Diese drei Bändchen der Histoire de nostre temps, in welche sich Fischart je auf dem Vorblatte mit der Jahreszahl 1567 als Professor eingeschrieben hat (auch die drei I. F. A. auf den Titelblättern stammen ohne Zweifel von der gleichen Hand), sie sind in ihrer äußeren Erscheinung sozusagen gar nicht weit her und können also, da sie nicht

etwa in späterer Zeit als Rarität erworben wurden, nur um 1567 oder verhältnissmäßig bald hernach mehr oder weniger unmittelbar aus der Hand des Besitzers in die (damals bereits vorhandene) Universitätsbibliothek gekommen sein. Auswärts sind sie nicht gekauft; die Bibliothek war überhaupt damals nur auf Geschenke angewiesen (Klüpfel Gesch. d. Univ. Tübingen S. 496); Ankäufe von Bibliotheken, die das Werkchen zufällig hätten mitbringen können, haben erst zu einer Zeit begonnen, in welcher die Einzeichnungen Fischart's doch wohl sogleich erkannt worden wären, nämlich erst im gegenwärtigen Jahrhundert; und die freiherrlich v. Gremp'sche Bibliothek, deren Grundstock zwar 1586 aus Straßburg kam (jedoch in ganz anderen Einbänden als diese drei Scharteken), ist vom Anfang an bis zu diesem Tage von der großen Bibliothek abgesondert aufbewahrt worden. Die natürlichste Annahme also, wenn man sich die Herkunft dieser ursprünglich werthlosen Kostbarkeiten nicht auf eine mehr oder weniger gewaltsame Art erklären will, scheint doch wohl die zu sein, daß deren Besitzer einmal länger oder kürzer in Tübingen geweilt und bei seiner Abreise das Stückchen Tagesliteratur, sei es als Geschenk, sei es als herrenloses Gut, zurückgelassen habe.

Eine Begegnung mit einer Tübinger Persönlichkeit übrigens, und zwar mit der weiland bedeutendsten jener Tage, muß für Fischart fast so gut wie unvermeidlich gewesen sein. Merkwürdig ist es schon, daß er und Frischlin ihre Schriften gegen den Convertiten Rabe gleichwie in ausgesprochenem Einverständniss schrieben: doch schrieben sie sichtbar unabhängig von einander, wiewohl Fischart auch hier wieder einige Vertrautheit mit Tübinger Verhältnissen zeigt. Aber Frischlin kam ja per tot discrimina rerum 1584—85 nach Straßburg, wo er Fischart's Schwager Jobin zum Verleger gewann: Angesichts der Bedeutung dieses Schwaben, mit welchem er bereits einmal conspiriert hatte, welchen auch der edelgesinnte, versöhnliche Sturm in Straßburg unterzubringen suchte, ist Fischart von seinem nahen Amtssitze Forbach aus der freilich nur auf wenige Jahre beschränkten Verbindung gewiß nicht fromd geblieben. Wir können hier eben nur ganz dämmerhaft in litterarische Beziehungen blicken, die zu ihrer Zeit wohl einen volleren Tag hatten: — und so mag nebenher bei dieser Gelegenheit die Vermuthung auftauchen, daß Frischlin dem famosen ersten Faustbuche, das 1587 bei seinem damaligen Frankfurter Verleger Spies herauskam, vielleicht auch nicht ganz fremd geblieben ist.

HERMANN KURZ.

KLEINE BEITRÄGE

VON

ANTON BIRLINGER.

I. Zum wälschen Gast.

In des bekannten Zweibrückener Botanikers Hieronymus Bock (Tragus) großem über 400 Blätter umfassenden Kräuterbuche, Straßburg, durch Josias Rihel 1560, heißt eine Stelle der Vorrede also:

„Man halts darfür und dringen auch die geistliche Leut hoch darauf unnd wöllen das die bilder unnd das gemäls seien der Einfaltigen Leyen schrifft: das müssen wir gestehn, sonderlich wann die kanzeln und die Predigtstül stumen werden, das sie von der waren geschrift nichts wissen oder nichts wissen wöllen."

Das vergleicht sich der Stelle im w. Gast. 1103—1106 *der pfaffe sehe die schrift an: sô sol der ungelêrte man diu bilde sehen, sît im niht diu schrift zerkennen geschiht.*

2. Zu Meier Helmbrecht.

35 und öfter *daz lün* entspricht genau dem alem. *gupfe.* Vergl. mein Augsb. Wb. 317ᵃ: *rauchloch lynhutt vel fewerloch, foramen.* Cgm. 685. f. 55ᵃ. *Fuligo ruß um lynhutt* f. 68ᵇ. Es ist der Kaminmantel unter *hût* verstanden.

153 *gnîppe* ist das neuhochd. *Kneippe.* Vergl. Hildebrand im D. Wb. V, 1404; und meine Sprache d. Rotw. Stadtrechtes. Sitzungsberichte d. k. b. Akad. d. W. 1865, II, 1. Anhang 49.

473 *gîselitze.* Das in Dilingen zu Anfang des 16. Jahrh. gedruckte Kochbuch bairischen Idioms (nicht schwäbisch) von Staindl bringt unsere vielbesprochene Speise *Gîselitze* auch. Bl. 44ᵇ heißt es:

Gayßlitzt zů machen

„Laß ein habern zermalen: nit zů klein, nym dan ain urhab, das waich ein, wie zů ainem brot, darnach du vil machen wilt und mach ain dumpfel an, bis sich erzaiget seurlacht, so geuß dan ain wasser darein, rürs wol durcheinander und blaß mit den henden auß, so bleibet das dünn im wasser; dann so seuchs schön und kalt verhilt: *das ist nun die Geyßlitzt.*"

3. Hêr Hûc von Werbenwâc.

Dieser Minnesänger war bisher nur in einer zu Ettlingen 1263 ausgestellten Urkunde nachgewiesen; vgl. Bartsch, Deutsche Liederdichter S. XLIX. Er kommt aber schon 1258 in einer Hohenberger Urkunde vom 2. September mit seinem Bruder Albert vor: *Alberthus miles de Werbenwag et Hugo miles, frater suus* (Monum. Hohenb. Nr. 39, S. 21). Ferner in einer Urkunde, durch welche sein Bruder Albert zu Gunsten des Klosters Kirchberg auf seine Rechte an den demselben geschenkten Gütern verzichtet, als *Hugo ab Werbenwag* (ebend. Nr. 52, S. 32). Im Kirchberger Copialbuch steht unterm 24. Juli 1268: *Albertho et Hugoni militibus de Werbenwag* (ebend. Nr. 53), und noch am 16. März 1279 (ebend. Nr. 101). Er scheint das Ende seines Lebens im Kloster verbracht zu haben, denn a. 1292 finden wir erwähnt einen *frater Hugo de Werbenwag monachus in Salem* (ebend. Nr. 132).

4. Felix Faber.

Pupikofer schreibt in seiner Veste Kyburg (Mitth. d. Antiq. Vereins in Zürch, XVI, 2, 2) den Namen Felix Faber, S. 42 (33), nicht Fabri. S. 44 (36) erwähnt er Ulrich Schmid, Oswald Schmid als Vögte von Kyburg und Züricher. Ferner S. 49 (41): „Der Nachfolger Schwends in der Vogtei Kyburg war Oswald Schmid, ein Geschlechtsverwandter des früheren Vogtes Ulrich Schmid, hiemit, ungeachtet Kyburg wieder österreichisch geworden war, abermals ein Züricher. Er war ein Oheim des Felix Faber (Schmid), dem wir die Geschichte Schwabens und in derselben mancherlei schweizerische Nachrichten, auch über Kyburg, und überdies eine sehr lehrreiche Reisebeschreibung nach Jerusalem, auf den Berg Sinai und nach Egypten verdanken. Nicht undeutlich gibt Faber auch zu verstehen, daß er in seiner Jugend durch diesen Oheim wesentlich gefördert wurde. Er verwaltete bis 1466 das Amt.“ Ebenso XVI, 2, 4, 108 Felix Faber; desgleichen Mone Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 8, 125 und oft, Feyerabend, Ottobeurer Jahrbücher II, 22; und v. Weech, Zeitschrift für den Oberrhein (23, 39).

5. Zu den Volksbüchern.

1. Schwäbisches Zeugniss.

„Ich muss darüber lachen und hätte nicht gemeint, daß man von einem Gelehrten anstatt der Sprache daneben doch nicht undeutli-

chen Zierlichkeit einen deutschen Hochzeitläder- oder Leichenbitterstilum fordern oder von ihm gar prätendiren sollte zu schreiben, wie vor einigen seculis der Amadis aus Graecia, der hörnerne Seyfrid oder der Froschmeuseler ihre Schriften stilisirt." Neue Beschreibung des zu Göppingen gelegenen uralten Sauerbrunnen, herausgegeben v. Rosino Lientillo, verlegt von Seitzen Chir. und Badmeister. Stuttgart, M. Müller 1725. 8. (Streitschrift.) S. 45. — Ebendaselbst S. 77 steht: „Wann man sich selbsten mit Gewalt ein Fieber an den Hals zwingen wollte, wie könnte man seinen Zweck leichter erhalten, als durch solche veritable Eulenspiegelstouren."

2. Elsässisch.

Der Schlettstadter Gelehrte Gregorius Rippel schrieb ein Buch „Alterthumb, Ursprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuchen und Gewonheiten der heil. kath. Kirchen — Straßburg, Lerse 1723. S. 555 steht: „Ich laß aber gelten, gesetzt die Bücher der Machthaber seien nicht canonisch, so seind sie dannoch keine Fabelbücher oder Eulenspiegel, sondern glaubwürdige Historibücher."

3. Niederrheinisch.

Aus dem Buche: „Predicanten Latein, das ist 3 Fragen allen genannten evangelischen Predicanten — oftmals aufgegeben — Gestelt durch Hermannum Josema — durch Johannem a. Werda. Cölln. B. Wolthers 1608." S. 12: „Er habe sein Kirchen in allen Landen gewiesen, da er doch nit ein einigen Calvinisten oder Calvinische Capell vor Luthers Zeiten gezeiget. Vergleicht sich hierin gar wol mit dem Abentheurischen Eulenspiegel, welcher auf solche weiß etliche blinde Bettler betrogen, die von jm ein Almosen begert. Gehet hin, sagt er, da habt ihr etliche Gulden, verzert sie in meinem Namen. Die Bettler bedanken sich, gingen hin und zechten lustig drauf. Da es nun an ein Zechtzalen kam, sucht einer bei dem andern daß Eulenspiegels Geld, finden aber nichts, denn er jnen nit ein Pfenning geben, sonder sich nur angestellt und mit Worten hören lassen, als ob er jnen etliche Gulden dargereicht und geschenkt hätte. Also rühmet sich Christmann Eulenkopf, er und die Seinen haben aus der Schatzkammer der heil. Schrift stattliche Argumenta herfürgebracht." — S. 73: „Wann du Christmann den Eulenspiegel oder Finkenritter veränderst, wirst du darob zum Antichrist? Dann ich

sehe: unser Kalender und Eulenspiegel seind bei dir eins Tuchs und Schmers." —

Ein Fridrich Niviandts in Düsseldorf schrieb ein kleines Schriftchen: „Der bellende Hund, so die irrgehende Schaf aufsuchet" 1752. Dieses volkstümliche Ding enthält S. 16 die Stelle: „Hat der Calvinische Glaub vielleicht zwischen Himmel und Erde geschwebet wie ein Paradiesvogel oder hat er gewohnet in dem beschreiten Schlaraffenland, allwo die Hüner Lobbenkräg tragen?" S. 19: „Wie da? sollte die wahre Kirch Christi 1000 Jahr lang das Fortunatushütgen aufgehabt und sich unsichbar gemacht haben?"

Folgendes Buch 4.: „Van Arnt Buschmañ uñ Henrich sym alden vader dem geyst, eyn wonderlich myrakel, dat geschyet ys yn dem land van Cleve by Düyßberch zo Meyerich — „Servais kruffter (sieh Germ. XI, 411 ff.) — enthält als Schluß eine Notiz über Tundalus.

Id is noch ein ander boich gedruckt geheissen Tondalus ein Rytter, der was dry dag doit vnd quam weder zom leuenn, da vil yn beschreuen steyt van den pynen die dye arme Selen lyden ym fegefuyr und in der hellen. ouch wat grosser freuden dye Selen haint, die selich synt ym ewigen leuenn. also dat dit boich Arnt Busman vnd Ritter Tondalus seer nae ǒuer eyn dragen vnd men hait sy gern by einander."

4. Von den sieben Schwaben.

Ich lese in dem von einem Augsburger Dominicus Maier a. 1717 und ff. Jahren aus Peru an seinen Bruder geschriebenen Missionsbriefen, die a. 1747 vom Neffen Homodeus Maier herausgegeben worden sind unter dem Titel „Neu aufgerichteter Americanischer Maierhof" usw. Folgendes, was für das Volksbuch der 7 Schwaben nicht unwichtig ist.

„Unter disen, schreibt Maier (in Turkuman) 2 Europäer — ein Niderländer und P. Henricus Cordele, ein Böhm; beide eines zihmlichen ehrwürdigen Alters; der letstere, dessen Haupt völlig mit Schnee bedekt ware, doch aber noch sehr gute Spezies von Teutschland, besonders von Schwaben hatte, gestalten er als Knab zu Regensburg sich in studiis aufgehalten, fragte mich gleich unter anderem: ob noch wohl in Schwaben jene 7 Bauern anzutreffen, welche sich mit gesamter gewaffneter Hand wider einen Hasen gesetzet, deme ich seltzame Nachricht ertheilt, wie auch andere Sachen, so er von Europa zu wissen verlanget."

6. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

1. Die alten weiber sprechen also: *Dost, Harthaw vnd weisse Heydt Thuot dem teuffel vil leidt.* Hieronymus Bock, Kräuterbuch. Strßb. 1560. Josias Rihel. Bl. 26[b].

2. von disen Graßkrenzen (römisch) haben wir noch ein Sprichwort in Festo Pompejo das heißt herbam dare, *das krenzlin überantworten* oder wie wir Teutschen sagen: *das helmlin geben, das ist: er sol mein meister und herr sein.* Ebenda 254[a].

3. Gemelte schwemme verwelken unnd verdorren im meyen, werden affter der Zeit im ganzen jar nit mehr gesehen. Dannenher ein sprichwort auffkommen: *du wechst und nimmest zu wie die morchel im meyen.* Ebenda Bl. 346[a].

4. *Vil Wort füllen den Sack nicht, sondern die That.* Neueste Beschreibung des Saurbronnens zu Jebenhausen — v. Brebiß. Rothenburg a. T. Millenau 1723. S. 7.

5. Doch sol dieses hierbei unerinnert nicht lassen, daß man auch nicht denken soll, als wenn in der kurzen Zeit, da man die Kur gebraucht, alle Beschwerlichkeit auf einmal Abschied nehmen müsse oder *man hernach es auf den alten Kaiser wieder anwagen dürfe.*" Ebenda S. 158.

6. *Milch, Käß und Butter kommen von einer Mutter.* Ebenda S. 147.

7. *Was das Bad bringet, das nimmt es auch wieder hinweg.* Seitz, Göpp. Saurbronnen 1725 S. 129.

8. Der gute Göppinger Brunnen hat *eben nicht allemal das Leberle gefressen.* Das Göpp. Bethesda v. M. Makowsky, Nördlingen 1688. S. 54.

9. *Ich rieht man bliebe bey dem Wein und ließ das Wasser Wasser sein.* Ludwig v. Hörnigk. 37. Frage. Ebenda S. 127.

10. *Böser Vogel, böses Ey und wie der Niederländer sagt: Quat Ey quat kuiten.* Predikantenlatein 1608. Cölln, Wolthers S. 27.

11. *Ist eben Gurr als Gaul, Viehe als Stall, faul Eyer und stinkende Botter gehören zusammen.* — Ebenda S. 30.

12. *Ins Lügen hast du dich gewehnt, gleich wie die Atzel in das Hüpfen.* Ebenda S. 31.

13. O, die legen auch ihr Gelübd wie man pflegt zu sagen, *in die lange Truhen.* Imhenhofer Mirakelbuch 4. 1659, S. 205.

14*). Hingegen ist es ein breuchlich Sprichwort: Gemein ist selten rein. Vorred.

Wer hoch ist, der felt gmeinlich hoch. S. 39.

Nun sag ich dir in wahrer Trew, zu vil ist bitter, was es sei.

Ein Ring von Eysen der zerspringt, so jemand jhn mit G'walt anzwingt.

Kein G'walt ist bleiblich, sag ich dir, G'mach reichen thut wol, das glaub mir. S. 75.

Der Heyd sagt, das der sei ein Laur der nur das Süß will, nit das Saur. S. 80.

Weil niemandt mehr des Fewrs begert dann welcher mit dem Frost beschwert. S. 109.

Du soltest besser sehen zu Nit bschliessen wan fort ist die Kuh. S. 110.

Was wir begynnen geht zuruck, es stieß uns umb ein müde Muck. S. 124.

Grecht ist der Mann, welcher sein Recht gibt jedem an. S. 137.

Rein will kurtzumb *rein* g'halten sein. S. 156.

Man sagt das sey eine böse *Kuh*, die d'andre nit laßt kommen zu. S. 195.

Ein Ordnung hand der Ketten ring, wer will mag drauß verstehn vil ding. S. 197.

Wer Honig sucht, der hat die Gfahr, das ihm der Imb stech auf das Haar. S. 108.

Ja welcher fischen will, der muß Netzen im Wasser seinen Fuß. S. 109.

Ein großen Schatz verbirgt man nit, das jeder mit dem Fuß drauff tritt. a. a. O.

*) Das Buch, dem die folgenden Sprichwörter entnommen sind, das ich noch öfters erwähnen muss, hat folgenden Titel: Der Ritter Gottlieb, daß ist ein geistliche ganz lustig und Läßwurdige Hystoria von dem edlen Ritter Theophilo zu teutsch Gottlieb genannt, wie er von dem Gottgyrey daß ist, einer jeden recht christlichen Seel, zu trost jhrer Seligkeit mag gesucht und gefunden werdn. Von einem Hocherleuchten Gottseligen ungenampseten Mann vor vil Jahren zusammen getragen, aber anjezo in Teutsche Rithmos gebracht durch den Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herren Dr. Franz Beeren, Administratorn S. Anthonien Hospitals zu Ysenheim Canonicum der Stift Thann im Obern Elsaß.

Lesen vnd nit verstehen
Ist gleichsam müßig gehen.

Getruckt zu Brunntrut durch Johann Schmidt. MDXCVIII. kl. 8.

Also bschicht, wann man einen Reyff außsteckt, so ist umb Wein ein G'leuff. S. 328.

Es ist ein Sprichwort, das ist wahr, wer wol sitzt, sey nit wandelbar. S. 331.

7. Mundartliche Pflanzennamen.

Folgende Notizen entnehme ich dem bekannten Kräuterbuche H. Bock's (Tragus) aus Zweibrücken, Straßburg 1560. Josias Rihel (2.)

Coriander nennt man auch *Coliander*. Die alte Weiber im Bistumb *Metz* heißen ihn *Anis*. Bl. 47ᵃ. — Die *Genßbluomen* nennet man im Bischthumb *Meintz St. Johannisbluomen*. Im Bischthumb *Metz* Trier und Speier nennen sie die Weiber *Kalbsaugen*. 52ᵇ. Zu Hildebrand im D. Wb. 5, 59. — Die Weiber im *Wormbßer* und *Meintzer* Bischthumb geben dem Gewächs (Streichblume) kein andern Namen dann *Steinblumen* und Streichblumen. 55ᵇ. — Dürrwurz und Flöhkraut, die man auf dem *Gaw* Speirer Bischthumb *Dürrwurz* oder *Donderwurz* nennt. 61ᵃ. Zum D. Wb. II, 174. — *Spargen* nennt man im *Gaw Teufelsdrauben* 82ᵇ. — Im *Gaw* (Rheingau) nennt man diß Kraut (Nachtschatten) *Genßfüssel* 112ᵃ, dann bei uns im Westerich nennt man die *Gunsel* mit den bloen Bluomen *Braunellen*. — Dagegen nennt man die braunen Bluomen im *Elsaß* die *rechten Braunellen*. 115ᵃ. — Das erst und weiß Nürnbergisch Augentrost nennt man im Waßgau *Teufelsblumen* 121ᵃ. Das (sog.) süß Kreutlin im Westerich *Knawel* genannt. 145ᵃ. — *Wild-Angelica*: das wild Unkraut in den Gärten nennt man Hinfuoß und im Westerich *Witscherlewetsch*. Fladert hin und her wie Quecken. 156ᵃ. — *Meisterwurz* wachset auf den hohen Wälden, umb *Tübingen* nennt man sie so. 160ᵃ. — Die andern (Erdbeeren), halb rote Beeren nennt man umb Speier *Harbeeren*, der rauhen, harechten Blätter halben und *Hüttelbeeren*. 186ᵃ. — Das lassen wir anstehn vnd sagen, das der *Weyssen im Elsaß* als die allerbreuchlichst und edelst Frucht *Korn* genannt wird. 237ᵇ. — Gleich wie die *Elsäßer* den *Weyssen* und die *Westericher* den *Speltzen* und *Dinkel Korn* nennen, also thut man mit dem Rocken 241ᵃ. — *Hasenbrot*: darumb daß solche Körnlein stets weben und zittern, nennt man es auch im Gau *Zedern*; an etlichen Orten Jungfrauenhaar, dann die Meidlin haben ihre Kurzweil darmit. Im Odenwald und über Rhein sagt man dem Gras *Hasenörlein*, im Westerich *Hasenbrot*. 251ᵃ. — Die vierten (Hyazinthen) mit den purpurfarben holen glöcklin nennt man im Beierland *Sewzwibeln*, sagt Herr Jörg Oellinger und wachsen in den Ha-

berfeldern im Beierland; die Sew thuon diesen Zwibeln fast gedrang. 288b. — Am Rheinstrom nennt man die *Goldköpflin Schabenkraut* oder *Mottenkraut.* 341b.

Gelegentlich bemerke ich, daß H. Bock stets Germania sagt. Unser Origanum und Dosten in *Germania* ist ein wolriechendes, liebliches Gewächs 13b. — Den wilden Saturny hab ich in *Germania* nit gesehen 17a. — Rosmarin ist zweierlei in *Germania* 20a. — Die recht wild Raut ist in *Germania* nit vil gesehen 25a. — Vom Kraen oder Rappenfüßlein, dasselbig kreutlin aber ist noch nit so gar inn *Germania* kuntbar 36a. — Es haben on Zweiffel inn *Germania* nit vil Apoteker das Recht gesehen. 74b. — Den 4 nachtschatten hab ich in *Germania* noch nit gesehen, da ich solchs schreib 112a. — Ein Geschlecht der *Grosselbeeren* hab ich wargenommen in *Germania* und fast gemein umb die statt Trier 359a.

KLEINE MITTHEILUNGEN.

1. Zu den deutschen Monatnamen.

Die deutschen Monatnamen des Lüneburger Kalenders von 1480, die ich in Wolf's Zeitschr. f. d. M. 2, 293 mittheilte, sind dort durch 4 Druckfehler entstellt, deren Verbesserung Herrn Professor Weinhold gerade zugehen sollte, als dessen treffliche Arbeit[1]) über die Monatnamen schon fertig die Presse verliess. Erscheint der Stoff darin auch so gründlich verarbeitet, daß nur geringe Nachlese übrig sein wird, so erlaube ich mir doch die Namen jenes Lüneburger Kalenders von 1480 hier noch einmal aufzuführen, um sie richtig zu stellen, namentlich den durch Druckfehler entstandenen '*nundeman*'[2]) auszurotten. Sie lauten: *Wolghebaren. Horningk. Mertze. Appril. Mey. Brakman. Hoyman. de hundeman. Heruestman. de Sathman. Winterman. Cristman.*

Wo der niederdeutsche Kalender gedruckt ist, war nicht zu ermitteln, Bruchstücke davon sind eingeklebt innen auf die Banddeckel verschiedener Theile der Incunabel Nr. 39 der Bibliothek der ehema-

[1]) Die deutschen Monatnamen von Dr. Karl Weinhold ord. Professor an der Universität zu Kiel. Halle 1869. 8. [2]) Weinhold l. c. S. 20. 46. 51.

ligen Ritterakademie zu Lüneburg[3]), die sich jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen befindet, die Monatsnamen stehen auf einem der Deckel von Tom. IV. — Ob der Hundemonat von der Zeit, wo die Hündin läufisch wird[4]), seinen Namen hat, möchte doch fraglich sein, da die Hündin bekanntlich zwei solcher Zeiten im Jahr hat. J. Grimm dachte (brieflich) dabei an die *Hundstage*, in denen auch ich den Ursprung des Namens suchen möchte.

Ein Computus, in den Einbanddeckel der Mss. Nr. 14 derselben Bibliothek[5]), jetzt auch in Göttingen, eingeklebt, hat neben dem *December* das Bild eines *Schweines*, was zu '*swynemaen*' Weinhold p. 58 zu vergleichen sein möchte; der jetzt verstorbene Auditor Möhlmann, der lange Zeit am alten erzbischöflich-bremischen Archiv zu Stade[6]) beschäftigt war und eine Menge Handschriften gesehen und copiert hat, versicherte mich, dies Bild komme neben dem December in alten Computis viel vor; es ist gewiß auf die Hauptzeit des Schweineschlachtens zu beziehen, (vergl. Slachtmant. b. Weinh. p. 54) wie der Name '*Kalvermaen*' für Januar (l. c. S. 47.) auf die Hauptzeit des Kalbens der Kühe geht, um Lichtmessen, natürlich nur da, wo die Thiere noch den freien Weidegang gehen. Im Göttingischen entspricht die Kalbzeit des Februar dem Austrieb im Mai. Zum Sylter *hungermuun* (l. c. S. 46) stellt sich der Stader Name *Hungervierteljahr*, *hungertyd*, für die Zeit von Ostern bis Johannis, wo die alten Vorräthe verzehrt sind, und die neuen noch nicht anwuchsen. Der Name '*Ossenmaen*' für Oktober (l. c. S. 51) hängt wohl mit den um St. Gallentach, 16. Oct., herumliegenden Viehmärkten zusammen, zur Zeit des Endes der Fettweiden.

In einer Handschrift der Rostocker Universitätsbibliothek finde ich folgende niederdeutsche Monatnamen: *de hartman. de hornung. der mertze. der april. der mey. der brachman. der hoyman. der austmon. heruestman. der windeman. wintermon. wluemon.*

Mit Ausnahme von 10. und 12. entsprechen diese Namen der von Weinhold S. 20 aufgestellten sächsischen Reihe; 8., 11. und 12. wird in der Handschrift *mon*, die übrigen *man* geschrieben. Beim *win-*

---

[3]) Martini Beiträge zur Kenntniss der Bibl. des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg (Lüneb. 1827. 8.) p. 94 hat die Kalendertheile nicht erwähnt. Die Incunabel ist der Koburger'sche Druck von Anthonini summa theologiae in 4 Theilen. Nürnberg 1477—79. [4]) Weinhold l. c. p. 46. [5]) Martini l. c. p. 46 nennt den computus nicht. Die Handschrift, eine Postille, ist von 1472, angebunden ist die Koburger'sche Ausgabe von Guilherini postilla. Nürnberg. 1481. Martini l. c. p. 95. [6]) Jetzt befindet sich dieses Archiv in Hannover.

deman dachte man gewiß nicht mehr an das alte Wort *windumemânoth* [7]), sondern an die im October tobenden Äquinoctialstürme, *wluemon* ist *wulvemon*, Wolfmonat, im December wird also hierzulande der Hunger die Wölfe zuerst in die Nähe der Menschen getrieben haben. Noch 1648 tödtete man im Lüneburgischen in einem Jahre 182 Wölfe [8]).

Das Kalendarium, welches die vorstehenden Namen enthält, ist Theil eines Sammelbandes mathematisch-astronomischen Inhalts, z. Th. in Thorn (1437), z. Th. in Rostock (1426) geschrieben und später wahrscheinlich in Rostock gedruckt, wohin auch die Familiennotizen zu gehören scheinen, welche neben einzelnen Kalenderdaten von 1438 bis 1464 eingetragen sind. Es war in Besitz eines *Gesselen*, dann der Artistenbibliothek.

Unter jedem Monat ist, vielleicht erst von der Hand der Familiennotizen, ein deutscher Knittelvers von vier Zeilen zur Memorierung der Haupttheiligentage zugesetzt, daneben steht der lateinische und deutsche Monatname von derselben Hand in folgender Weise:

Nota versus teutonicales sanctorum christianorum:

Nye iar unde twelfte dach
de holden dat erste s. lach *Januarius*
Marcel prisca sebastian *de hartman.*
vor paule se nicht verne stan.

Auffällig für Rostock ist *Nyejar* als 1. Jan., da in der Erzdiöcese Bremen das Jahr am 25. December begann. *Twelfte dach* (oder *Dertien dach*, namentlich in den Niederlanden) ist bekanntlich Epiphania, 6. Jan., das *sunte lach* soll wohl die Feste als eine Festgesellschaft, heiliges Festgelage, fassen. Aus den übrigen Versen könnten nur folgende ein Interesse bieten:

Zum Juni: *Vit der fleghen ist ein kreter*;

St. Vitus (15. Juni) bringt die Fliegen [9]), weshalb *kreter* vielleicht an *creator* anklingen soll.

Assumptio Marie (15. Aug.) ist ausgedrückt durch

Maria vorup frig (sic) *van denne*;

das „*vorup*“ bezieht sich auf den nächsten Vers: „*Bartholome mit johanne.*“

Beim November habe ich für:

Remigius der was milde (1. Oct.)
dinges dach maket gilde

keine Deutung.

---

7) Weinhold p. 61. 8) F. S. Voigt Lehrb. der Zoologie p. 264. 9) vleghenmaen, die Hauptzeit der Fliegen im August. Weinhold p. 37.

Weidenbach hat seinem Calendarium [10]) ein Glossarium vocabulorum medii aevi eingefügt, welches auch die deutschen Monatnamen enthält, meist nach Zinkernagel, Wallraff, Lacomblet, auch wohl Kilian. Ich lasse daraus hier die Namensformen folgen, welche ich als abweichendere von Weinhold außerdem bemerkt habe; Belege gibt Weidenbach sehr selten; da ich der alphabetischen Ordnung folge, ist weiteres Citieren unnöthig.

Bludemonat Febr. ist wohl nur Blijdemaent. — *evenmaent* Sept. wird von 1439 angeführt. — *Faremant* Apr. — *Fülmant* neben fulmant Sept. — *Glanzmonat* März. Fischarts glentzman bei Weinhold S. 49, Z. 2? — Für *grasmaend* wird von 1420 citiert: *imme aprile de man noempt graesmaent.* — *Haberernde:* '*op peter vinculae abend* (31. Juli) *zu der Haberernde.*' — *Hauwemanth* 1287 *Juni: imme hauwemanthe an deme neisten fridage . . . . Primi et feliciani.*" Dieser Freitag war der 13. Juni. — *Heilmond, helmaent,* Decemb. *ob thomasdag imme helmaent, da unser trost geboren wart* 1415; auch 1465, s. v. „*houlzfehrdag.*"— *Horremaent, horenmond* für Februar. — '*des andern dages na sente Agnetendage in dem maent, der da heisset lasmaent*'. — *Lenziginmaent* März. *Marzach* März. — *Medmond* Juli cf. Weinhold p. 49. — *Oegste* als August und September, mit Beweisstellen zu Weinhold p. 32 Abs. 3; *mensis messionum* gehört auch dahin. — Zu *Ostermonat* gehören die beiden Ausdrücke *mensis paschalis* für die Woche vor und nach Ostern, also nur für 14 Tage und *mensis novarum* für April, Über die Weihe des 'neuen Feuers' am Judassamstag, Charsamstag s. Weidenbach S. 198 Sp. 2. — *Sextilenmaent* August, wohl nur gelehrte Grille. — *Wintmaent* November. — *Wynmonat* October. — Von mittelalterlich lateinischen Namen stelle ich noch her *mensis fenalis* Juli, also Heumonat und *mensis magnus* Juni, etwa wegen der langen Tage zur Sonnenwendzeit?

Zum Schluß erlaube ich mir noch ein Wort über die Januarnamen *lasmand, laumaen. Las* ist der Lachs (salmo salar, in niederd. Glossaren oft *esox, eyn lass*), ich halte den Namen für Lachsmonat, Monat des Lachsfanges, vielleicht auch Anfang des Lachsfanges; dieser fällt nach der östlichen oder westlichen Lage in verschiedene Zeiten: nach v. Siebold 'Süßwasserfische', soll er freilich vom September bis December laichen, wohl am oberen Rhein, dann muss er aber schon früher aus dem Meer hinaufgezogen sein; nach Leunis synopsis

---

[10]) Calendarium historico-christianum medii et novi aevi. etc. von Anton Joseph Weidenbach. Regensburg 1855.

zieht er im Mai aus der Nordsee in die Flüsse, an der Ostsee kommt er aber früher, wenn die Flüsse offen sind, und in England soll er im Herbst in die Flüsse zum Laichen ziehen[11]). Es wäre daher, da *lasmand* niederländischen Ursprungs scheint, das Einziehen des Lachses in die Maas festzustellen.

Den *laumaent*[12]) möchte ich nun wirklich auf die Gerber, d. h. auf die Gerberlohe deuten, daß er ein Lohmonat wäre. Vor der jetzigen Arbeitstheilung, bei der die Gerber ihre Eichenborke kaufen, oft schon zerstampft, zogen sie aber zur Zeit des Holzfällens selbst zu Holze, um die Borke von den gefällten Eichen mit eigenen Instrumenten zu reissen; und die Zeit des Fällens der Eiche zu haltbarem Nutzholz ist Januar und Februar. Noch in den Jahren 1846—50 sah ich in Lüneburg die Schuster, welche dort das Recht hatten, das selbst zu verarbeitende Leder selbst zu gerben, zu Holze ziehen und die Borke von den angekauften Bäumen reissen, freilich schon im Knospentrieb, aber allgemein war auch die Klage, daß seit die Lohe theuer geworden, das Eichholz schlecht werde, weil Gerber und Schuster die zu fällenden Eichen jetzt auf dem Stamme kauften und dann bis zum Saft stehen ließen, wo die Lohborke freilich leichter und vollständiger abzustreifen, das Holz aber weniger haltbar sei. Der Laumaent ist nun wirklich niederländisch, dort aber ist der altberühmte Sitz der Gerbereien, und deren Bedürfniss hat die blühende Cultur der Spiegelborke wachgerufen, welche namentlich in dem Sambre-Gebiete Wohlstand verbreitet und von deren Ertrag jene ganze Gegend abhängig ist; der laumaent ist der Monat der alten Loherute, wann jetzt die Spiegelborke geerntet wird, ist mir nicht bekannt.

2. uns, us, ösek, sek.

Die niederdeutschen Formen des pron. 1. pers. plur. und seines Possessivs sind kürzlich von 3 Seiten von Neuem besprochen, von R. Schröder gelegentlich des Redentiner Spiels, Germ. XIV. S. 185, von A. Lübben in der Zeitschrift für deutsche Philologie II, 192 cf. 506 und von Höfer Germ. XV, S. 73. Der Unterschied der Formen scheint mir aber nicht nur ein sprachliches, sondern auch ein ethnographisches Interesse zu haben, insofern der anscheinend noch heute topographisch festzustellende Bezirk derselben vielleicht auf alte Stammesunterschiede zurückführt. Dabei machen denn freilich die schriftlichen Überliefe-

---

[11]) Ausland 1857. Nr. 14. [12]) Weinhold S. 48.

rungen manche nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Eine solche bietet auch die Annahme Schröders, daß das *'us'* *'use'* allmählich rechts der Elbe verdrängt sein möchte, früher aber dort neben *'uns'* gehört sei, eine Erscheinung, welche auch Nerger p. 107 für die ältere Zeit constatiert*). Es ist allerdings auffällig, wenn die aus *'uns'* erst entsprungene Form *'us'* (Grimm, d. Gr. 1 (2.) S. 781 Abs. 3) wieder zu ihrem Ursprung zurückgekehrt sein sollte, und in einer Zeit, wo Einfluß des Hochdeutschen noch nicht anzunehmen ist; indessen sind die rechtselbischen Gebiete ja Colonialländer und die niederd. Einwanderung hat ihre Sprachunterschiede mit herübergebracht und sicherlich erst langsam ausgeglichen; an einzelnen Orten sind sprachliche alte Unterscheidungszeichen noch heute deutlich. Andererseits scheint eine allgemeine oder doch weit und breit anerkannte und geübte Schriftsprache des Niederdeutschen sich im 14. und 15. Jahrh. über den einzelnen Dialecten ausgebildet zu haben, welcher die Urkunden abfassenden Kleriker, auch die Chronikenschreiber folgten, wenn sie auch nicht völlig die Localtöne verleugneten. Diese niederdeutsche Schriftsprache hat aber ziemlich überall das pron. in den Formen *'uns'* *'unse'* gebraucht; doch will ich gleich bemerken, daß die Braunschweiger Chroniken (Bd. 1. Leipzig 1868) nur *'os'* (s. Wortreg. s. v.) *'us'* (z. B. S. 57.) *'use'* (z. B. S. 64. 65) anwenden; im Volkslied kann natürlich von einer Schriftsprache nicht die Rede sein.

Zwei Sprachgrenzen für den bezeichneten Zweck vermag ich etwas genauer anzugeben, vielleicht folgen Forscher mit ausgedehnterer Kenntniss später diesen Spuren genauer. Im Bremischen, d. h. der preußischen Landdrostei Stade, wird an der Elbe nur *'uns'*, *'unse'*, um Bremen an der Weser nur *'ûs'*, *'ûse'* (auch *'use'*) gesprochen, so consequent, daß die Bewohner ihre gegenseitige Heimat sofort an diesem Pronomen erkennen; auf dem Geestrücken (der Abdachung der Lüneburger Haide) und in den Morstrichen zwischen Oste und Weser ist die Grenze, wo sich Vermischung zeigt.

In den Hamburger niederd. Chroniken, die Lappenberg herausgab, finde ich nur *'uns'*, in den Stader Urkunden ebenfalls, z. B. in dem von mir herausg. Archiv des Vereins f. Gesch. u. Alterth. zu Stade I (1862) p. 123 (v. 1376), 126, 143; Pratje Altes und Neues I, S. 343, auch meine Beiträge zur Gesch. Stades im Stader Progr.

---

*) Er sagt *ûser*, *ûs*, *ûs* komme bis über die Mitte des 15. Jahrh. hinaus in einer Menge Urkunden etc. vor. Noch von 1578 verzeichnet Wiechmann 2, 94, 20 *use juncker*.

1856, S. 19*). Das poss. '*unse*' erleidet um Stade dieselbe Kürzung „*uns*“ wie in Holstein (Schütze holst. Id. 4. S. 314), ebenfalls der gen. plur. ('uns' ên' = unser einer); an der Weser wurde dagegen auch im vorigen Jahrh. so ausschließlich gen. *user*, dat. acc. „*us* oder *uns*“, also bald kurz, bald lang gesprochen, daß das brem.-nieders. Wb. 2, S. 694 nur diese Formen verzeichnet, auch in den Nachträgen nichts hinzufügt, auch nicht einmal in dem 1869 erschienenen Th. VI. Ich selbst habe '*ûs*' Dat. Acc. lang sprechen hören, ebenso '*ûs*' für den Gen. (ûs ên), das poss. aber '*ûse*' und '*use*'. Auch im Oldenburgischen und in der Grafschaft Hoya gilt noch '*us*', fraglich ob mit langem oder kurzem u (Krüger Übersicht der heut. plattd. Spr. Emden 1843 S. 36); in Ostfriesland bezeugt Krüger l. c. '*uns*', Stürenburg S. 203 '*us*' und '*uns*'; hier wie in den friesischen Landen Oldenburgs ist bekanntlich die friesische Sprache durch das nachbarlich eindringende Niedersächsische bis auf landschaftliche Färbung und eine Reihe erhaltener Wörter erstickt**). Nebenbei sei bemerkt, das auf Helgoland dat. acc. kurz '*üs*', das poss. lang *üs* lautet.

Eine ähnliche Begrenzung ist der Formenreihe g. '*ûser*, *ûs*' (auch durch neuere Übertragung *ösek*, nicht aber *ösch*), Dat. und Acc. *ösek*, *ösch*, *sek*, Poss. '*ûse*, *ûs*' anzuweisen. Sie ist am sichersten erhalten hart an der Grenze des Niedersächsischen gegen das Eichsfelder und hessische Hochdeutsch im Leinegebiet und rechts an der oberen Weser, also im Göttingen-Grubenhagen'schen und weiter in Hildesheim und Lalenberg (Stadt Hannover), mit allmählicher Abschleifung des *ösek* und *ösch* zu ös. Wie weit diese Formen nach Braunschweig hineinreichen, weiß ich nicht; der Brauch der Braunschweiger Chroniken ist oben angegeben. Dieses selbe Gebiet braucht die Formen

*) Nach dem heutigen Sprachstande und dem Urkundenbrauche wird Schröders Annahme (l. c.) einer Herkunft des Hochzeitgedichtes Nr. 6 im Anhang zu Lappenberg's Lauremberg aus Buxtehude unhaltbar, auch Lappenberg sagt das nicht, noch hätte je ein Buxtehuder es übers Herz gebracht, diese seit alter Zeit dort bitter verhassten Lästerscherze der Nachbarn, vorzüglich der Hamburger über diese kleinste der Hansestädte so behaglich zu verwenden. Das Gedicht wird mit Benützung dieser Buxtehudiana in Hamburg verfasst sein, der Urheber aus der Wesergegend stammen.

**) In Hieronymus Grestius Reimchronik von Harlingerland (vor 1555) Herausg. von D. Möhlmann, Stade und Harburg 1845, kommt nur einmal p. 11. v. 178 das betreff. pron. in der Form '*uns*' vor; Grestius war aber ein Ravensberger aus Herford. Im Achimer Kirchenlied, das ich im Rostocker Schulprogr. Ostern 1868 p. 7 abdrucken ließ, lautet der Acc. *uns*, das poss. *unse*; Achim liegt zwischen Bremen und Verden, der Schreiber aber stammte aus Minden und hatte die Herforder Schule besucht.

'*mek* (mik') Acc. Dat. sing., nicht *mi*; und in der 2. Pers. *dek* (dich), *jök*. Das *ö* in *ösek* ist ganz kurz, das *u* in *ûse* deutlich lang*). Schambach S. 55 v. *ek* und S. 250 v. *use* hat die genannten Formen bis auf den elidierten G. pl. *ûs* (*ûs ein* neben *user ein*); das genitivisch gewordene *ösek* habe ich nur neben Zahlen gehört, auch Schambach bietet nur solch ein Beispiel „ösek wören man twei lüe", unser waren nur zwei. Das apocopierte auffällige 'sek' hört man seltener, es kommt aber nicht bloß als reflexiv 1. pers. oder nach Praep. vor; Sätze wie „hei het sek dat segt (esegt)", er hat uns das gesagt, — sind mir aus meiner göttingischen Heimat wohlbekannt, obgleich dort meist *ösch* gesagt wurde. Überhaupt hat sich das alterthümliche *ösek* und damit auch *sek* am meisten im Solling, dem Waldgebiet zwischen Weser und Leine, erhalten; urkundlich kommt es selten vor; das *sek* habe ich nur ein einziges Mal so gelesen, leider aber den Nachweis nicht zur Hand; ich meine bestimmt, es war eine Urkunde des Klosters Höckelheim. Die von Lübben l. c. aus dem 14. Jahrh. nachgewiesenen seltenen Formen *usik, usek, osek* und ebenso die von Höfer l. c. angeführten *ussich* (also mit kurzem u und sicher weichem s, so wie dem *ch* des 'ösch') neben *os* und *use* gehören demselben Gebiete an; die von Höfer aus Rügenschen und Mecklenburg-Vorpommerschen Urkunden beigebrachten ganz vereinzelten *usyk, usik* sind meiner Überzeugung nach ebendaher nach dem Osten eingeführt, vielleicht durch Einwanderung der abfassenden Cleriker.

Dem gegenüber haben wir nun die auffällige Erscheinung, daß in den Gegenden, wo *ûs, ûse* und wo *ösek, ösch, ûse* durchaus herrschen, fast alle schriftlichen Aufzeichnungen urkundlicher und vielfach auch chronistischer Art diese Formen n i c h t gebrauchen. Die Rynesberch-Schene'sche Chronik gebraucht meines Wissens nur *uns, unse, unsse*, z. B. p. 96, 119, 125, 138, 139, in Lappenbergs Ausg.; von den meisten Bremer Urkunden sind die Texte allerdings noch nicht diplomatisch treu publiciert, aber das *uns* ist überall herrschend; die genauen Texte im Bremer Jahrb. Bd. 1—3 geben überall *uns, unse* mit einer merkwürdigen Ausnahme in der Baurechnung des Bremer Rathhauses von 1405 und den folgenden Jahren. Derselbe Rechnungsführer, wel-

*) Krüger l. c. führt für Göttingen und Hildesheim '*uns*' neben '*ösek*' an, lässt aber '*ösch*', '*sek*', '*os*' und poss. '*ûse*' aus. Ich habe jenes 'uns' so wenig gehört wie Schambach. — Gelegentlich hier die Notiz, daß die Magdeburger Schöppenchronik (Die Chroniken der deutschen Städte. Band. VII. Leipzig 1869.) '*uns*' '*unse*' schreibt. — dick : ick, dat. noch 1557 in Mecklenburg bei Wiechmann 2. S. 37 (Rost. Geistl. ABC.) und wechselnd mit dy als acc. 1578 ib. 2. S. 93. Z. 6.

cher bis dahin *unse* geschrieben (Br. Jahrb. Bd. 2 S. 305 ff.), verlässt mit dem dritten Hefte diesen Brauch und schreibt *us* und *uze* (*z* = weichem *s*) bis ans Ende (S. 318). Die Urkunden dagegen im dritten Bande S. 145—158 von 1411—1422 lassen niemals das *n* aus, ebensowenig der Dialogus über den Kriegszug gegen Bremen 1547 (Bd. 1. p. 179) oder die Urkunde von 1586 (Bd. 1. p. 254). Gegen eine angenommene conventionelle Schreibweise ist also bei jenem Rechnungsführer sein heimischer echter Dialect mit dem *us*, *uze* wieder durchgebrochen. — Fast ebenso steht es mit dem südlichen Gebiete; die einheimischen Formen werden in den Urkunden verschmäht; beispielshalber hebe ich aus der großen Masse hier nur eine Reihe Eimbecker und Höckelheimer von 1489—1522 heraus, die Grotefend in der Zeitschrift des hist. Ver. f. Niedersachsen, Jahrg. 1867 p. 155 ff. veröffentlichte und in denen mitten in jenem Landstriche nie *ösch* oder dgl. stets nur *uns*, *unse* erscheinen.

Ich meine, daß diese Thatsachen die Berechtigung geben, von einem niedersächsischen Schrift- oder doch Kanzleigebrauch zu reden, welcher die Lokalsprache wenig beachtete oder ganz verwischte und vor eiligen Schlüssen daraus zu warnen, ob bestimmte Formen in den schriftlichen und urkundlichen Denkmälern einer Gegend nachzuweisen sind oder fehlen.

3. Haueman.

'*Haueman*' ist trotz Dähnert's (p. 179) richtiger Angabe von K. Schröder, Germ. XIV S. 195 f. als Edelmann, Herr vom Hofe, bezeichnet und als bäuerlicher Hofbesitzer, entsprechend dem Mhd. *hoveman*, in Anspruch genommen; ja als einziger niederd. Ausdruck für den ersteren 'eddelman' angegeben, für den jetzigen Gebrauch richtig, nicht aber für den alten. Hof heißt rechts der Elbe in Norddeutschland noch vorzugsweise das große Gut, Rittergut oder Domäne*), richtiger die Gutsgebäude, der Name *haueman* ist daher für den großen Besitzer, im Mittelalter also für den Herrn ritterliches oder diesem gleichgeachtetes Geschlechts durchaus bezeichnend, der Colonus hieß vielmehr '*bûman*', da er gerade das Bauen des Ackers besorgte, wahrscheinlich auch *hûsman*, da noch heute *hûsmann*, anderwärts *huswerd*,

---

*) In Lief- und Ehstland ist 'hof' gerade der Gegensatz des Herrschaftlichen gegen Alles, was dem Bauern überlassen ist. (Hupel) Idiot. d. deutschen Spr. in Lief- und Ehstl. Riga 1795. S. 95 fg.

auch *werd* allein neben *bûmann* in derselben Bedeutung vorkommt. Rostocker Chronik von 1310—14 (15. Jahrh.) in Schröter Beitr. zur Mecklenb. Gesch.-Kunde I, 1, 33 „dat nen borger ne scholde lauen vor yennigen *haueman*" kann nur heißen, es solle kein Bürger für einen fürstlichen Lehensmann Bürgschaft übernehmen; *hauewerk ouen* ib. S. 29 Not. 99 das kriegerische Thun und Treiben der fürstlichen Vasallen. So gebraucht in derselben Bedeutung Detmar bei Grautoff II S. 103 *hovelude* und ebenda „de drosten unde *houelude* der slote"; letzteres sind die Burgmannen, ersteres die fürstlichen Vögte (Grimm D. W. II Sp. 1437 f.) oder auch Pfandinhaber fürstlicher Schlösser, die in dieser Eigenschaft den Vögten gleichgeachtet sein mögen. Rynesberch-Schene (Lappenberg Geschichtsqu. des Erzstiftes und der Stadt Bremen) p. 88 setzt geradezu die *houelude* als ritterliche Leute den reichen Bürgern gegenüber; p. 140 wird erzählt wie Herzog Johann von Beyern, den „edelen von Ruczvort unde enen ritter unde vefftich *guder houelude* enthoueden" liess (1408); nicht weniger als acht Mal braucht diese Chronik das Wort, s. Lappenberg l. c. im Wb. p. 256 s. v. und daraus Brem. nieders. Wb. VI. p. 111. Die Braunschweig. Chronik hat das Wort in derselben Bedeutung I. S. 139. 9, wo Hegel in der Note die ritterlichen Mannen nennt, während das Wortregister v. *hovelude* „Kriegsleute" erklärt; *hovewerch* heißt dort aber geradezu „Krieg" (ib. S. 147. N. das Wortregister erklärt „Kriegsdienst") und '*verhovewerken*' im Kriege verbrauchen. In der Magdeburger Schöppenchronik ist im Wortreg. (Chron. d. d. Städte VII, S. 452) *hovewerk* als Vasallenrosdienst richtig erklärt, auch der Zusatz „berittene Schaar überhaupt" ist nach den beiden Stellen S. 254, 17 (wo als Gegensatz auch „de bur" genannt wird) und S. 390, 16 „hovewerke und soldener" wohl anzuerkennen, wobei aber vorwiegend doch an die Dienstmannengeschlechter gedacht ist. Das Rostocker '*hauewerk ouen*' nennt das Bremer Lied von 1408 (Haupt-Zeitschr. XI. S. 375 f. v. Liliencron hist. Volksl. I. S. 217 Bremer Jahrb. 3. S. 136 ff.) v. 74 *hoveren*, welches Wort sonst Turnierübungen u. dgl., ähnlich wie hoven*) bedeutet, dem mh. Brauch entsprechend. Lappenb. l. c. S. 88 und 96 (256) und daraus Brem. nieders. Wb. VI. S. 111. Lied von 1408 v. 3; als Subst. dazu bietet dann die Schöppenchronik l. c. p. 451 *hoverie* und hoveringe.

ROSTOCK. K. E. H. KRAUSE.

---

*) Auch die mh.-Verbindung hûsen und hoven kommt mnd. vor als hoven edher husen. Brem. nieders. Wb. 2. S. 638 v. hoven.

LITTERATUR.

Die Kosenamen der Germanen. Eine Studie von Dr. Franz Stark. (Mit drei Excursen: 1. Über Zunamen. — 2. Über den Ursprung der zusammengesetzten Namen. — 3. Über besondere friesische Namensformen und Verkürzungen.) Wien, Tendler & Comp. 1868. 191, XII SS.

Das genannte Werk hat sich zur Aufgabe gemacht, die Gesetze darzulegen, die bei der manigfaltigen Bildung der germanischen Kosenamen zu Tage treten; der Verfasser sagt selber von seinem 'Versuche' zur Lösung dieser Aufgabe: „Er ist in diesem Umfange und in dieser methodischen Gliederung der erste dieser Art und wird bei der ihm gegebenen Grundlage im Ganzen nicht verfehlt sein, wenn auch bei einzelnen Namen, insbesondere bei den aus romanischen Quellen entnommenen, wie auch bei den friesischen, abweichende Ansichten sich geltend machen können" (S. 2). Wenn der Verfasser weiter (S. 10) als das Ergebniss seiner Forschungen den Satz aufstellt: 'Die einfachen, einstämmigen Namen sind Verkürzungen der zusammengesetzten', so kann Referent trotz aller Anerkennung, die er den hohen wissenschaftlichen Vorzügen der Arbeit mit Freuden zollt, nicht umhin gleich hier zu erklären, daß er die Beweismittel derselben nicht durchaus gleich zuverlässig und stichhaltig findet und darum (im Hinblick auf S. 157) die Entscheidung, ob die beigebrachten einzelnen Belege für die ursprüngliche Identität einfacher und zusammengesetzter Namen volle Beweiskraft auch für die ungezählte Schaar aller übrigen einfach scheinenden Namen in sich tragen, 'achtbareren' Fachgenossen zu überlassen bereit ist; er für seinen Theil will wenigstens noch eine Zeit lang beim alten Glauben bleiben.

Da wir füglich voraussetzen können, daß wohl der größte Theil der Leser der Germania mit Starks Kosenamen schon in ihrer ersten Gestalt (Wien 1866 in zwei Heften) bekannt geworden ist, so wäre es überflüssig, wollten wir uns über die wohlbedachte Anordnung und die erstaunlich reiche Sachkenntniss, die sich allenthalben zeigen, des Weiteren ergehen und wir schreiten darum sogleich an die Besprechung des Einzelnen. Zunächst halten wir uns auf S. 12 f. bei Burgundofaro und dessen Schwester Burgundofara auf. Trotz der in der Anmerkung ertheilten Warnung lassen wir uns durch die alte urkundliche Form 'Faro *Burgundus*' beirren und erklären uns mit der Auffassung bei Pardessus ganz und gar einverstanden. Wenn Faro (welchen Namen man nach Belieben für einen einfachen oder verkürzten ansehen mag) sich Burgundo unterschrieb, so ist uns damit nur ein Beispiel mehr geliefert, wie man vormals, wie heute noch, im fremden Lande des heimischen Namens sich leicht entledigte und wie hin und wieder frühzeitig Namen fremder Völker oder Stämme volle Geltung von Personennamen erlangten. So beurtheilen wir z. B. — und können hier wahrlich nicht an Verkürzung zusammengesetzter Namen denken — die PN. *Durinc*, *Duringin*, *Pagiri*, *Pegirin*, *Freso*, *Fresin*, *Sahso*, *Sahsin*, *Walah*, *Walahin*, *Scot*, *Cumbro*, *Winid*, *Winidin* mit *Vinidisco*, *Vinidisca* (vgl. FN. Windisch, Windischmann) und mit Lautverschiebung des Dentals das vertrackte *Coranzan*, das, so lange keine bessere Deutung kommt,

für den Kärnter- oder Quarantanennamen gelten kann (vgl. Zeuss, Die Deutschen 618). Hatten aber Namen solcher Art einmal ihren ursprünglichen, mehr appellativischen Werth verloren, so erklärt sich gewiss leicht, daß sie wie andere echte PN. in neue Verbindungen treten durften: Durinchart (= Durne S. 17), Turinbertus (= Thuringus S. 16), Sahsbraht, Fresbraht, Swabperaht*), Scothard, anderseits Adalswab, Lanfranc. Halbthuring und Halbwalah (Förstemann 1, 596; Pott, Personennamen 185) zeigen uns schon im Namen die Mischung der Stämme und Völker, die in Saxwalo den genauesten Ausdruck erreicht hat, freilich ohne daß man gerade behaupten könnte, nur die Eltern Saxwalos seien sächsischer und wälscher Herkunft gewesen. Erscheinen uns Composita mit *walah* häufiger als solche mit *winid*, so ist das offenbar ein Beweis dafür, daß romanisches und deutsches Blut sich leichter vermischten als deutsches mit slavischem. Wir wollen hier gleich noch ein Weiteres anschließen: wo solche Mischung von Stämmen und Völkern vorkam, enthält vielleicht auch, worauf wir die Aufmerksamkeit der Forscher lenken möchten, mancher Name Dialectwidersprüche in sich, mancher ist auch geradezu ein Mischling aus Deutschem und Fremdem, wie z. B. *Celso*ildis, *Clar*munt, *Dulci*pert, Gundi*salvus*, *Urse*mar, wohl auch *Fuscu*radus, Sinde*fuscus* (vgl. Kosenamen 29), welche letzteren Namen unser Verfasser früher zweifelnd zu *funs* gestellt hat (1. Aufl. 283) und jetzt lieber unerklärt lässt. Selbst an slavische Stämme liesse sich hin und wieder z. B. bei Namen mit *mil, dom, seli* denken (Miklosich PN. 220 und 117, ON. aus PN. 33).

S. 14 sind die Namen Perduto, Pezittus als auf fremden Boden übertragene deutsche Namen, die dort fremde Suffixe (augmentatives *-uto*, deminutivisches *-ittus*) annahmen, unseres Erachtens nicht mehr wie andere deutsche Namen zu beurtheilen; die Kürzung von Albert in Perd-, Pez- wird uns hier, wie Prandus für Rot-, Gisprandus, undeutsch erscheinen können und wie Dries = Andreas, Län = Helena u. dgl. Namen zu beurtheilen sein. Verräth uns Perduto, Prandus vielleicht auch die Betonung *Albérto, Gisprándo*? Die Betonung wird mehr als bisher geschehen ist bei Namenkürzungen in Betracht zu ziehen sein. — Die auf S. 15 und 17 besprochenen Namen Wando = Wandregisilus, Tado = Tadelbertus gehörten nicht in die Reihe, sondern in die Abtheilung III, 2. — Suappoto = Suappo (S. 20), das Stark früher auch auf Suadpoto zurückführte, wird jetzt auch aus Svan- oder Sualpoto erklärt. An welcher Stelle des Namenbuches wird dann einst Suappoto sicher zu stehen kommen, wenn die strenge Wissenschaft die ursprünglichen Stämme wird geschieden haben? Wer billig denkt, wird bei solchem Stand der Dinge den stolzen Ton im Vorwort unsers Buches (S. 1), der sich gegen Förstemanns höchst anerkennenswerthe Vorarbeiten wendet, für keine sonderliche Zierde der sonst gar trefflichen Arbeit Starks ansehen; wie anders schloß Förstemann das Vorwort seines Namenbuches (I. Theil)! Was nun Suappoto betrifft, so wird die einfachste Deutung desselben an Suap (Swâp) anknüpfen; dann könnte auch Suappo der schlichte Schwabenname für sich sein (vgl. oben Durne, Thuringus) und bezüglich *pp* nach *â* kann auf Weinholds Bair. Gramm. §. 123 verwiesen werden. — S. 20 werden die Namen Elffo, Erffo (Urkundenb. v. St. Gallen saec. 9) für keltisch erklärt. Könnte man nicht wenigstens dem zweiten Namen seine Deutsch-

*) Wir müssen hier wie durchaus auf Bezeichnung der Längen Verzicht leisten, wie es Förstemann und Stark gethan haben, da ja oft die Etymologie eines Namens unsicher bleibt.

heit durch Hinweis auf die uralte St. Galler Glosse: *fuscus erpfer* (Graff I, LXVI) sichern? Man vgl. Erfman, auch Erqfman, Erpfmar, Erpherich, Erphroh usw. (Förstemann unter ARB). Referent muss leider gestehen, daß ihm noch nicht die Muße zu Theil wurde, keltischen Studien obzuliegen, daß ihm aber gleichwohl da und dort, wo unser Herr Verfasser Namen aus dem Keltischen erklären will, germanische Zweifel kommen mussten, mitunter sogar lateinische und griechische. Wer möchte nicht Ermogenianus, Armonius (S. 43 Anm. 1), Eufraxia (S. 4) für Hermogenianus, Harmonius, Eupraxia (vgl. fressa = pressa, Wackernagel, Umdeutschung) halten, Antunia, Prova, Beatus, Facetus u. dgl. N. für lateinisch? Mit Antunia hat man, gleichfalls im Verbrüderungsbuch von St. Peter, z. B. Juvinianus oder diakun, munistri, mit Prova prüeven zu vergleichen. Da zweifelsohne viele Namen von Umständen der Geburt sich herschreiben (s. Pott 537 ff.), so möchte man Secumdina doch am liebsten mit Quintus, Sextus usw. verbinden (vgl. bei Pott 543 Herennia Lucia et Herennia Secundina aus Neigebauers Dacien), nicht keltisch erklären, wie unser Verfasser (S. 45), oder Manicius (S. 76) mit Pott, aber ohne dessen Bedenken, an Manir Manilius anschließen. Am wirksamsten zeigt sich aber der alte böse Zaubeudes Keltischen, der deutscher Wissenschaft schon so manchen Spuk bereitet hat, bei den Namen *Johel, Jesus, Suffonias* im 'Ordo patriarcharum seu prophetarum' des Verbrüd. v. St. P., die nach S. 4 unsers Buches gut keltisch sein sollen. In Förstemanns verrufenem Namenbuch finden wir diese zudringliche Trias nicht. — Wofhart, Wofcoz u. dgl. Namen sind S. 23 gewiss mit Recht zu wuof clamor gestellt (auch von Förstemann unter VOP); warum soll Willoffus (8. Jhd., auch Villof bei Neugart) und Erlofus (8. Jhd., bei Meichelbeck) nicht auch so erklärt werden (vgl. Willolf, Erlolf, Erlolt)? Die Schreibung Willoff ist wie woffit gl. K. bei Weinhold Alem. Gr. §. 158. — Bei den S. 26 aufgeführten höchst interessanten Namen *Einbetta, Vorbetta, Villbetta* des 4. Jhd., die unser Verfasser für keltisch hält, haben wir an Identität mit den von Weinhold, Riesen des germ. Mythus, besprochenen Schicksalsjungfrauen Einbet, Wal- oder Warbet, Wilbet nicht zu zweifeln. Verdienen die Varianten Eimberta, Aimbertha, wie doch wohl anzunehmen ist, unsere Beachtung, so fällt Weinholds Erklärung aus bet = bat, Kampf und aller Streit über -bet hätte zugleich sein Ende (s. Simrock Mythologie [2. Aufl.] 368). Dann hätten wir aber, denken wir uns, die Form -betta doch in eine jüngere Zeit zu versetzen, als schon ins 4. Jhd. — Weshalb das an diese 'keltischen' Namen angeschlossene Bertramnus (7. Jhd., bei Pardessus) sicher, wenn nicht ein keltischer Name, doch eine keltische Form ist, wüssten wir nicht zu sagen. Steckt der Celtismus in der Form *bert*, was westfränkische Regel sein mag (Förstemann 1, 236), anderwärts aber auch begegnet, oder in ramnus = hrabanus, vgl. Chramnus, Chramnisindus, Ramnolf, Hramning bei Förstemann? Unser Verfasser ist nicht selten so knapp im Ausdruck, daß dem Leser arges Kopfzerbrechen bereitet wird. — Der S. 27 f. gegebenen Deutung von Focco dürfte — wenn hier noch einmal von friesischen Namen die Rede sein kann — auch Fokdag bei Heyne, Altniederd. Eigenn., Voccho im Notizenblatt (Wien 1855) VI, 21, 23 (aus den Urkunden im Verbrüderungsb. v. St. P.), ferner die Varianten zu Vokenrot bei Förstemann 2, 534 zur Stütze dienen; die Mittelstufe nähmen Volko, Folch bei Heyne ein. — Wenn wir zu dem (S. 29) aus romanischen Quellen geholten Namen des Stammes fusc *Fusca* (10. Jhd.), Seitenthal des Pinzgaues (bei Först. 2, 542) halten, das auf Fuscaha zurückführen wird, so könnten wir uns verleiten lassen, wenigstens bei diesem Fuscaha frühes Eindringen

des ohnedies heimisch klingenden lateinischen Wortes anzunehmen. Wäre dann Fusculo bei St. P. (8. Jhd.) wie Enzolo, Zozzolo u. dgl. auch mit deutschem Suffix versehen? Doch wäre nicht vielleicht an den in Dialecten mehrfach auftretenden Stamm *fusch* zu denken und Fuscaha das rasche Wasser? Berührt sich das zuletzt doch wieder mit *funs*? — Was die keltischen Namen der Anmerkung hinter Scetildis, Domnildis, Emnildis S. 31 zu bedeuten haben, will uns nicht einleuchten — wozu die Wortkargheit? Wir könnten nur rathen: kymrische Namen zeigen *yllt* für *ill* oder umgekehrt, darum (?) sind die oben genannten Scetildis usw. ja nicht an -hildis anzuknüpfen. Und diese -hildis, -ildis sind doch gerade auf westfränkischem Boden so häufig und, kann man meinen, eine gewiss lockende Analogie. Daß Starks Kosenamen ein schwergelehrtes Werk sind, wird Niemand bestreiten wollen, wir erklären es aber unbedenklich für einen Fehler desselben, daß darin zu den Namen mitunter gar so wenig Worte gemacht werden. — Mit der Deutung der Namen mit *luit*, deren auf S. 33 Erwähnung geschieht, will uns der Verfasser noch eine Zeit lang im Ungewissen lassen. Wer die slavischen Namen mit ljud- daneben sieht, wird doch an entschiedene Analogie denken wollen. Ausführlich handelt hier der Verf. über Dudo = Ludo; außer spanisch Nuño statt Munio und engl. Bobby für Robby hätte sich mit gleicher Assimilation Giggi, ital. Ghigo = Friedrich in Frommanns Z. VI, 458 stellen lassen. Mehr Beispiele, aber in ursprünglich fremden Namen, sind gleichfalls dort von Tobler beigebracht: Dudi = Theodor, Dodo = Anton, Bobi = Jacob, Mömi = Salome (vgl. auch Kuhns Z. XVIII, 225); wir werden mit Pott in Namen dieser Art Reduplication zu erkennen haben, die besonders in aargauisch Mangnangeli, Mingniggeli für Anna Maria und Marianne vorliegt (Frommann VI, 460). — Eine Reihe interessanter Namen wie Tuato, Tuota, Thuotmar u. dgl., über welche auch Grimm 1, 154 nachzusehen ist, werden S. 36 an das vereinzelte *gaduadi* der St. Galler Glossen angeknüpft. Dann dürfte dieses natürlich nicht gadwâdi gelesen werden (vgl. a. a. O. zui, suam, mitua) und stünde doch im Widerspruche mit benachbartem gloot, froter, groit u. dgl. = gluot, fruotêr, gruoit. Referent ist der Ansicht, daß wir unser gadwâdi in dem gleichfalls vereinzelt dastehenden md. *getwêdic* zu erkennen haben (Mhd. Wb. 3, 158. Pfeiffers Nicol. v. Jer. 163 getwedic geschrieben und zu gezwîden gestellt), überlässt aber das Weitere der etymologischen Untersuchung Anderer, die wohl auch constatieren dürfte, daß an. þýðr, das zu goth. þiuþ gehören wird, weder mit gadwâdi (vgl. þvasts?), noch mit jenen Namen Tuato, Thuotmar usw. etwas zu schaffen hat. — In welchem Verhältniss zu den Namen mit adal (St. P. auch adol, wie aus adul) und isan stehen solche mit athu, isu (Athuberaht, -ger, -lef, Isuporo, -warth, vgl. Isula, Isune)? Liessen sich Atho, Iso (S. 40) vielleicht enger an diese kürzeren Stammformen anschließen? Es hat mit den S. 40—46 behandelten Namen überhaupt seine großen Schwierigkeiten; unbeirrt von weitreichender Namenverkürzung, wie sie unser Verfasser annimmt, möchten wir z. B. ohne Bedenken Fagalind, Warsinda, Wachmunt, statt sie aus Faginlind, Warinsinda, Wacharmunt zu erklären, unmittelbar an *fagên* (vgl. dolalîh von dolên, Faholf, Fahswind mit fahêþs, fahjan), *warôn* oder wara (vgl. Sindwar und alle übrigen Namen auf -war, wara nebst den slavischen mit gleichbedeutendem var), *wachên*, wacha anreihen. Eine endgültige Entscheidung über derartige 'Erweiterung' oder 'Verkürzung' des ersten Theiles componierter Namen ist noch unerreicht; Referent will hier nur in aller Bescheidenheit der einen Ansicht Raum vergönnen, daß sich nicht selten im ersten Theil ein bereits mit einem häufigen

Suffix abgeleiteter Name wird erkennen lassen. So stellen wir *Sigil*-palt, *Sigin*ulf, *Frotle*bert, *Gerem*bold, *Cundul*war, *Theodil*hilda in engere Beziehung zu Namen wie Sigilo, Siguni und Sigina, Frutilo, Gerin, Guntulo, Theodila und glauben, daß unser Verfasser S. 66 mit Unrecht das Auftreten einer Deminutivform als ersten Theiles anzweifelt, da Namen wie *Diez*helm, *Engez*man, *Heinza*perht, *Gunz*elm, *Gunce*lindis zu finden sind (von welchen Beispielen höchstens Engezman, vgl. Enziman, Enzawib neben Enzi, Enza, anders erklärt werden könnte, wie auch die zahlreichen, von unserm Verfasser nicht besprochenen Kosenamen mit -mann). Manches -er oder -re vor dem zweiten Theile wird auf -heri oder auf ableitendes r zurückführen: man vergleiche z. B. mit *Landro*bert, *Gundr*ildis, *Floder*lindis, *Baldre*vert, *Wolfir*munt Namen wie Landar, Gundheri, Flodarius, Baldro, Vulfara, ferner Otbald*era*, Ermbold*ra*, Arnolu*ara* neben Otbald, Ermbold, Arnolf. Die westfränkischen Namen, denen auch unsere Beispiele zugehören, bieten so viel Besonderes dar, daß wir eine monographische Behandlung derselben für äußerst lohnend halten. Interessant ist auch z. B. unter den ON. bei Heyne Adikkarasluva von einem zu Adiko (auch in Adikonthorp) gehörigen sonst unbelegten PN. Adikkari, den wir, bis mehr Formen dieser Art untersucht sind, vorläufig für ein Patronymicum halten möchten (vgl. Camstra mit verwandtem Suffix = Camminga Kosenamen 170). Anders werden vielleicht die süddeutschen Namen mit -er, wie Hartler, Matter (zu Matthias), Lexer (zu Lex, Lexl, Alexius) zu verstehen sein, doch sind dieselben nach dem Kärnt. Wb. Hausnarren. Lexer, das unserm Germanistenherzen am nächsten liegt, könnte recht wohl einem Lex*ing* gleichkommen. Wir vermissen ungern diese Namensformen in Weinholds bair. Grammatik §. 212 *).

Im Widerspruche mit der Auffassung des Hrn. Verfassers befindet sich Referent bezüglich der S. 53 f. behandelten Namen wie *Ali*, *Rodi*, *Hugi*, *Asi*, *Bodi*, *Buni* usw., denen Stark zwei bei Förstemann nicht zu findende Namen: Ambri aus dem 4., Nausti aus dem 7. Jhd. als die ältesten Beispiele der 'einfachsten Deminution mittelst i' beigesellt. Wenn auch magati, eimberi, fugili als Deminutiva gelten könnten (deren Stämme eigentlich auf -îna ausgehen), was uns nicht völlig gesichert scheint (man denke an swîn, abgeleitet von sû und vergleichen daz laimi vezzeli bei Weinhold, Al. Gr. S. 223 c), so will uns doch die deminutivische Geltung jener alten Namen auf -i, die mit an. Brímir, Hœnir, Mímir usw. zusammen gehören werden, höchst zweifelhaft erscheinen. Gegen dieselbe spricht zuvörderst der Abgang obliquer Casus mit dem charakteristischen n: von Seggi lautet der Genetiv Secges (Förstem. 1, 1086 Sighi), zu den alten ON. der trad. Corb. Hikieshusen, Meckiestorp, Siniestorp müssen die PN. Hiki, Mecki, Sini (vgl. Hîko, Meko, Sini bei Heyne) gestellt werden, ebenso zu Edieslebo ein PN. Edi, s. Förstemanns schätzbare Untersuchungen zur Geschichte altdeutscher Declination in Kuhns Z. XVI, 323, 329. Diese Namen auf -i werden also *ja*-Stämme sein und darum keine deminutivische Geltung haben. Gilt es aber, das wechselseitige Verhältniss von Namen wie Poppi, Poppo, Geli, Gelo, Ebbi, Ebo, Buni, Buno u. dgl. zu ergründen, so verdient ein besonderer Fall des Zusammentreffens von solchen

---

*) Unter den Aargauer Namen bei Frommann VI, 456 ff.: Wîser = Aloys Brechtölder = Berchtold, Hemmeler = Abraham, Münder = Sigismund u. dgl. Mehr über solche Namen (s. Ruprecht Germ. N. R. I. 310) bei Becker, Die deutschen Geschlechtsnamen. Die von Ruprecht beigebrachten englischen Formen zeigen ganz ähnliche Verwendung von -er (Suffix des Nomen agentis) zur Weiterbildung von Worten.

Namen unsere Beachtung, zu welchem nur noch einige Seitenstücke nachzuweisen wären, um zur vollen Gewissheit über solche i- und o-Bildungen zu führen: in den tradit. Corb. finden wir einmal (Förstemann 1, 641) *Haddi* als Namen des *Vaters*, *Haddo* als den des *Sohnes*. Nach Starks Auffassung wäre seltsam genug, gerade der erstere ein Deminutivum, Haddo einfach ein verkürzter Name; beurtheilt man aber diese Formen vom Standpuncte der vergleichenden Grammatik, so ergibt sich leichtlich aus Haddi latinisiert ein *Had-ius*, aus Haddo ein *Had-ianus* und die beiden Namen stehen zu einander wie Seius zu Seianus, Vespasia zu Vespasianus; vgl. *Πολέμων* und *Πολεμώνιος*. Im Urtexte der späten Handschrift (des 15. Jahrh. nach Förstemann, bei Kuhn 16, 323) mochte also wohl für Haddo noch ein Haddio zu lesen gewesen sein. Wenn es sich in einem durchaus kritisch hergestellten Namenbuche um die Sicherstellung der ursprünglichen Stämme handelt, werden auch die von unserm Verfasser S. 55 aufgeführten Formen: Hrodio, Vangio, Agio, Mandio, wie Referent für seinen Theil vollkommen überzeugt ist, in Übereinstimmung mit Förstemann 1, 767 gothischen Nominativen wie baúrgja, ganja angeschlossen, nicht aber, wie in unserem Buche S. 54, für Deminutivformen angesehen werden, in welchen das verkleinernde i durch o 'verhüllt' ist. Förstemann hat ganz richtig erkannt, daß die Formen auf -eo nicht anders abgeleitet sind als die auf -io, und daß sich also Arbio und Arbeo, Agio und Erkeo, Burgio und Burgeo vollständig decken. Da nun aber, wie Jedermann bekannt ist, dies ableitende j (i) sehr früh sich verflüchtigt (treu erhalten ist es in den ON. Guddianstede, Willianstedè, Willianwege Kuhns Z. 16, 334, Wildionâ neben Wildonhâ bei Heyne 30), so wird eine große Anzahl der Namen auf -o älteres -eo, -io gehabt haben, wie das oben genannte Haddo. Unter den Formen auf -eo und -io finden wir übrigens einige, die eigentlich nichts anderes als bloße Appellativa sind und die zur Theorie der Namenverkürzung nicht recht zu passen scheinen: Wracchio (trad. Corb.) Wreckio (Heyne), ist ein goth. vrakja, wie Arbio arbja, Wardeo vardja, Burgio baúrgja, weiter Kamfio, Fendio (vgl. dem Sinne nach Faro), Scuzzeo, dieses doch zweifelsohne = Schütze und etwa dem griechischen *Ἥμων* an die Seite zu stellen (Förstemann liefert uns auch Coufman als alten PN.) Andere Namen dieser Stammbildung schliessen sich an Adjective: Richio an rîchi, Lezzio an lezzi, Horskio an horsc, Frickio an friks, frëh- wären die letzten zwei Namen nicht eine gute Stütze für ein anzunehmendes patronymisches -jan, da sie zunächst auf PN. Horsc, Freh (vgl. Frehholt, Frehholf) oder in schwacher Form Horsko, Frehho verweisen? Schwierig bleibt die Entscheidung über weibliche Namen auf -ia und -is, in deren ersteren unser Verfasser ebenfalls 'verhülltes' i der Deminutiva erkennen will, während er in Hildis, Bilis eine Ableitung -is sieht (S. 55). Uns schiene es am bequemsten und natürlichsten, Formen wie Hildia, Hiltea, Cozia als movierte Feminina zu den Mannsnamen Hildi, Cozi zu behandeln, vgl. wini: winja, niþjis: niþjô Grimm 3, 333; wäre Hiltun von Sehannat richtiger gelesen als Hiltiu bei Dronke N. 187 (Förstemann 1, 665)? Starke Formen zeigen dagegen ON. wie Kerhiltahusun, Grimhiltaperg, Suanahiltadorf usw. (Kuhns Z. 16, 330).

Sorgsamerer Untersuchung bedürfen noch die mit -l abgeleiteten Namen, denen gewiss nicht durchaus deminutivischer Werth zukommt und bei denen oft, wie bei Namen mit ableitendem n, nicht mehr zu ermitteln sein wird, ob ein spätes -il oder -in nicht etwa auf älteres -ul, -un oder -al, -an zurückgeht; die Assimilation, die unseren Ahnen ihre Wortformen so bequem machte, macht uns

die kritische Sichtung und Etymologie derselben ebenso unbequem. Nicht jede -il-Ableitung bildet ein Deminutivum: mihhil, putil, scephil; romanisierte Namen wie Fludullus, Teudulus, Prandulus (S. 56 Anm. 2) sind gewiss anders zu beurtheilen als gut deutsche ul-Ableitungen. Jenem wird deminutivische Bedeutung zuzuerkennen sein, diesen gewiss nicht in allen Fällen. Kann es gothischem veinuls, sakuls, skaþuls gegenüber bedenklich erscheinen, den ON. Thanculashuth bei Heyne (wenn nicht nach Freccius' Vermuthung = Thancolbeshuth) mit Thankilingthorp der Frekenhorster Heberolle auf einen alten PN. Thankul zurückzuleiten, wie die PN. Situli, Huguli (von denen der erstere nach unserem Buche S. 61 keltisch ist) auf älteres Situl, Hugul? Daß wir aber PN. wie Thankul, Situl, Hugul uns nicht als verkürzte Composita denken, ebenso wenig wie goth. veinuls, an. þögull (vgl. Tagulo?) u. dgl. Adjectiva, brauchen wir nicht erst zu erklären. Ein gemeinverständlicher Name des Cod. salisb. St. P. (Notizenbl. 1856) ist Frazal, gebildet wie slâfal, scamal. — Ueber die Namen mit *-inza*, *-enza*, *-inzo*, *-enzo* ist Referent ziemlich gleicher Ansicht mit unserem Verfasser (S. 58), der in diesen Suffixen 'Erweiterung' durch -n (-in), nicht einen bloß euphonischen Einschub sehen will, nur möchten wir die Erweiterung für ein altes Suffix halten. Unser Verfasser hat seiner Erklärung zuliebe Namen wie Maganza, Sigunzo und die Nebenformen Slauganzo, Slouganzo unerwähnt gelassen, die gewiss schwer ins Gewicht fallen; tritt Maganza nicht in nächste Nähe zu Magan, Maganus, Sigunzo zu Sigun oder Siguni, wie die Flußnamen Warinza, Argenza neben Warinna, Arguna stehen (vgl. Förstemann, Deutsche ON. 248)? Bei Heyne steht Werinza (aus Crec.) neben Werina; vgl. Wirinzo der Frekenh. Heber. Was den ganz besonderen Namen Slauganzo betrifft, so ist vielleicht der Gedanke, es sei in ihm ein slavisches Slovanec, Slavanec zu erkennen, unter Berufung auf den ON. Slougenzin Marchan (in Ungarn, 9. Jahrh. Först. 2, 1278), die alemannische Form Alpicauge (Weinhold §. 216) und bairisches Frogipolt, Peigiri (Weinhold §. 178) mit g für w gestattet. — Daß in der Anmerkung auf S. 59 dem italienisch geformten Perduto Namen wie Fastida, Sueridus, Fravitha, ferner Wanito, Tarih u. a. angeschlossen sind, können wir nicht billigen. Soll man zweifeln, ob sich in den ersten drei Namen gothisches þvastiþa und svêriþa mit ahd. frewida finden lasse oder, wenn man dem fremden -us von Sueridus seinen guten Grund zuschreiben will und zugleich die Suffixe genauer in Acht nimmt, sind Fastida, Fravitha nicht mittelst -an von den Abstracten abgeleitet (vgl. griechische Namen Τέρψις, Τισιας, und den alten PN. Friuntscaf), lassen sich nicht Sueridus, Wanito als Participien von svêran, wânjan (genauer also Sueraidus?) erklären, so daß Sueridus einem Ἀγαπωμενός, Φιλουμενός als ähnlich zur Seite träte, und könnte man nicht Wanito genau mit Speratus übersetzen? Tarit mit andern -it oder -id hat vielleicht activen Sinn mit scephid, helid, leitid. Hier sind noch große Schwierigkeiten zu beseitigen und Referent begnügt sich gern damit, auf sie nur aufmerksam gemacht zu haben, wenn auch keine seiner obigen Deutungen für stichhaltig befunden wird. — Ob unser Verfasser mit vollem Rechte S. 67 und 100 in Giúki, Sveinki, Brynki altnordische Deminutionsformen bestreitet (s. dagegen Grimm 3, 676 und 2, 285, nicht 1, 258 wie auf S. 100 citiert ist), da uns doch auch deminutivisches Steinka überliefert wird, erscheint uns zweifelhaft. — Die S. 77 besprochenen Namen Strune, Struno mit dem FN. Struntz möchte Ref. statt an an. struns fallacia lieber an das (vermuthlich damit verwandte) näher liegende striunjan anschliessen, das gerade so wie der genannte FN. in Baiern fortlebt (Schmeller 3, 686); û für

in Weinhold Bair. Gr. §. 60. — Dodalagia, das unser Verfasser S. 78 Anm. 4 für keltisch erklärt, lässt sich mit Hinblick auf Dodelindis, Dodobergia, gewiss auch als Deoda-lag-ia auffassen (vgl. Deodrada, Deodramnus) und an Namen wie Hermlagia Odelegius, Willagius, Tetlagius schließen, die wir mit Förstemanns Stamm LAG zu ags. lagu, ahd. ur-lac, an. lag stellen. — Die in der 1. Anm. auf S. 79 aufgeführten Sklavennamen Dopiriz (nach Förstemann auch Dapariz) und Pezzista, beide aus Meichelbeck, Historia Frisingensis, gemahnen uns an slavische und deutsche Klänge; wenn auch der erstere Name durch seine Variante schwierig wird, so möchte Ref. doch keinen Augenblick zögern, *Pezzista* für den regelrechten Superlativ zu *Pezzira* (bei Förstemann) zu erklären und mit *Liebesta*, *Herosta* den häufigen griechischen Namen solcher Bildung: *Φιλίστη*, *Φέριστος*, *Φέρτατος*, *Ἀγίστη* (auch mit Weiterbildung: *Καλλιστίων*, *Φιλιστίων* und charakteristisch, wie Dinge des Besitzes behandelt, Neutra wie *Καλλίστιον*, *Φιλίστιον*) an die Seite zu stellen. Wie mag unser Verfasser den erwähnten Namen Pezzira (bei Förstemann auch Pezzer und Richiro), Liebesta, Herosta (dazu wohl auch Neosta, vgl. *Νεώτερος* bei Pape) gegenüber sich verhalten? Will man solche Superlativ- und Comparativnamen zugeben, so führt das consequenterweise auch zur Anerkennung gleich verwendeter Positive und darüber ist natürlich die Theorie der Verkürzung in große Gefahr gerathen. Wenn solche einfache Namen wirklich, wie unser Verfasser annimmt, nur in vorhistorischer Zeit üblich waren, so möchten wir, obschon uns diese Behauptung durch nichts begründet erscheint, dem Verfasser wenigstens die eine Frage entgegenhalten, ob sich nicht hin und wieder ein schwachherziger Germane, der den Umschwung der Namengebung nicht gehörig wahrgenommen hatte, durch den Verkehr mit den imponierenden Römern und der Geistlichkeit konnte verleiten lassen, Namen wie Probus, Felix, Fortunatus, Longinus, Gratus usw. usw. nachzubilden? Gäbe es denn wirklich erhebliche Gründe, Geilo (vgl. FN. Fröhlich), Tulgo, Prun (bei Crecelius auch ein Brunist), Ercan, Tiurea, Sconea, Fruoto, Nando, Horsco, Perhto, Perhta ('nata est eis filia, cui nomen imposuerunt Bertham, quae interpretatur fulgida seu splendida' Förstemann 1, 240), Salicho, Suozo (Herbordus Dulcis = Suzo S. 82; vgl. *Γλύκων* und Dulcissima, das nach S. 57 keltisch isi), Leodro, Wirdigo, Wirdika für etwas anderes zu erklären als für substantivisch verwendete Adjectiva, und nicht aus componierten Namen herzuleiten? (Bei Pott 718 stehen altindische Namen mit Superlativform: Vasiṣtha = Dulcissimus, St. Peter dreimal) — Volzo, Foldger u. dgl. Namen, die Ref. mit as. folda, ags. folde verbinden möchte, werden S. 80 an an. fyldr, ahd. *fultar* angeschlossen und diesem Adjectivum der Sinn ferox untergeschoben. Wir möchten dieser Deutung wenigstens das Eine entgegenstellen, daß ahd. fultar höchstwahrscheinlich wie fuo-tar, hlah-tar gebildet ist und nichts weiter zu bedeuten hat als 'Füllung', Futter des Kleides (vgl. im Mhd. Wb. vülle 3, 364, 2 und 33) — Bei dem S. 81 erwähnten FN. Spatz wird manchem Leser die köstliche Figur Spazzos in Scheffels Ekkehard in den Sinn gekommen sein — woher hat der kenntnissreiche Dichter den Namen? Der FN. kann natürlich auch den Vogel meinen, dessen Name übrigens ja auch ein hypokoristischer ist wie Bezo, Gezo usw. Gelegentlich möchte Ref. den Elsternamen Atzel und das niederdeutsche Erpel (zu der oben erwähnten Glosse fuscus erpfer) als ähnliche Koseformen anschließen. — *Zudamar*esfelt, das S. 82 an Zuzo, das wohl = Zuozo, Zuto u. a. N. angereiht ist (S. auch S. 117), wird am leichteten aus slavischem Cudomir gedeutet, das sich seinem Etymon nach an *Αἰδέσιος* u. ähnl. Griechen-

namen schließt; in -mar für slavisches -mir haben wir eine Art Volksetymologie. Man vergleiche auch Stresmaren bei Förstemann 2, 1320, dessen Sinn ungefähr der von Warfrid ist, wenn man ein syntaktisches Verhältniss dieser Art wollte gelten lassen (was ja im Allgemeinen nicht statthaft sein wird).

Zu dem S. 85 unter Strinzo beigezogenen strîchen gibt das Mhd. Wb. mehr und bessere Belege; lip ist aus der ersten Auflage stehen geblieben. Dem Namen Froiza mochte Ref. Fruza nicht ohne Bedenken anreihen und lieber an den Stamm frod erinnern, dem mit begreiflicher Unterdrückung des Dentals Fruarit, Fruarad zugehören werden. Aehnlich ist Flarid, Flarich aus Fladrid, Fladrich zu erklären; das Erstere zeigen deutlich die Nebenformen des ON. Flaridingun bei Förstemann. — Clauza, nach S. 86 = Clawiza ist der Kosename der in derselben Urkunde vorkommenden Claudiana, wie dem Ref. von verehrter Seite versichert wurde. — Bei *Wieza* (S. 86), das mit Wiezil (S. 93) zusammenzustellen ist, erscheint uns besonders auffällig, daß das verschwundene r seine Spur, das dialektische ie für gleichfalls dialektisches i an der Stelle von ursprünglichem e (nicht ë) zurückließ; man vgl. Weinholds Bair. Gr. §. 91 die Beispiele für ie statt ê und §. 18 i statt ê. — An das S. 89 besprochene Trizo, über dessen Deutung unser Verfasser keine volle Sicherheit erreicht hat, lehnt sich wohl der FN. Treiz (= Trîzo und mit Trigbald, Trigmund zu vereinigen?), vielleicht auch Treitschke und Treitzsauerwein von Erntreitz. Die FN. Tretzl und Tretzer werden aber zu traz gehören. — Zu S. 91 erlauben wir uns die Bemerkung, daß 'pro Euurwini, Madalwyni, Brunheri, Meynheri' nicht einen obliquen Casus der Namen liefern muß und Förstemann eher im Rechte sein wird, als unser Verfasser. Dem weiter unten besprochenen Rukelo werden sich süddeutsche FN.: Röck, Ruck, Rockinger und bei Heyne der ON. Rokkonhulis anschliessen lassen. — Das schon von Grimm 3, 693 f. als doppelte Deminution behandelte Asig und Asico, das unser Verfasser S. 94 auf Adsico, Aziko zurückführt, kommt uns, wenn man Osic (bei Heyne) neben Osbern, Osbraht, Osi u. a. N. in Anschlag bringt, wie eine Bildung aus dem Stamme ans vor. Die Deutung unseres Verfassers könnte dagegen in Hesc = Hedwig (bei Grimm), ôsi gegenüber ôdi, zaser neben zader u. dgl. eine Stütze finden. — S. 95 sind zu den abgefallenen Stämmen bald, berga usw. aus dem Folgenden mehrere nachzutragen: bero, deo, funs usw. Warum ist unter diesen gytha in Lioba = Liobgytha (s. S. 15) besonders aufgeführt und nicht an gund angeschlossen? Der Name hat Dialectwidersprüche in sich und verräth nur im ersten Theile richtige Auffassung des entsprechenden ags. leóf. — Die S. 95—97 gegebene Uebersicht erinnert uns an eine ähnliche in Förstemanns Deutschen Ortsnamen, wo die 'verwitterte Wortmitte' von ON. in Betracht gezogen ist. Zwischen der heutigen und der ältest überlieferten vollen Form mancher Namen liegt wohl eine Mittelstufe mit hypokoristischer Namensform: zwischen Erboldeswane und Erbenschwang ein Erbineswane, zwischen Engilbertisriuti und Englisreute ein Engilisriuti, ähnlich wird es mit Blatmarisheim und Blödesheim, Baldhereswilare und Baltenschwail, Ansuinesheim und Enzheim usw. sich verhalten. Wir glauben, daß diese Art der Erklärung, nicht die von Förstemann, besonders dort berechtigt erscheint, wo das zweite Compositionsglied starrerer Natur ist, z. B. Alfrikesrod, jetzt Alvesrode, Waltricheswilare, jetzt Waltenschweil. — Zu bedauern ist es, daß uns der Verfasser über seine Auffassung des Namens Sabarethus (= Saba) nichts sagt; die mit aufgeführten Formen stören das Verständniss, Sebbi, das für Sabarethus steht, möchte wohl auf einen einstämmigen Kosenamen weisen. Könnte ags. sefa

zum Etymon gehören? Dem interessanten Cannabas = Cannabaudes stellt sich vielleicht aus dem Namenwulst Gundobagaudus (Först. 1, 558) ein ganz ähnliches Gundoba an die Seite (Gaudus appellativisch?). — Wenn S. 108 Zemifrid, Zemidrud und Zemfo zusammengerathen sind, so möchte Ref. bei Zemidrud darauf hinweisen, daß neben diesem Namen St. P. 107, 9 andere entschieden slavische Namen stehen: Liubona, Wizzemir und ein zweiter unleserlich gewordener Name auf mir. Zemidrud wird unserer Ansicht nach ein Missverständniss für Zemidrug sein; man vergl. auch Zemiliub, Zemusesdorf (F. 2, 1583), Zemigneu (St. P.) und sehe hierüber Miklosich, PN. 142, ON. 35. — Die Concession, zu der sich unser H. Verf. bezüglich des Namens Wamba herbeilassen will, 'eine Ableitung mit b auch für germanische Namen anzunehmen', regt entschiedenes Bedenken an. Wir erlauben uns, in *Wamba* nach schlichter alter Weise aus vamba (st. f.) mittelst -an gebildet aufgefaßt, einem *Γάστρων*, Naso u. dgl. Namen gegenüber weiter nichts Anstößiges zu finden, ob diesen Namen ein König oder ein Diacon in den schönen Tagen seiner Kindheit erhalten hatte. — Den Namen Joppo, Jôppo und Joperht, Eoperht an îwa anzuschließen, hält Referent nicht für rathsam. Jenem Jôppo bei St. P. möchte man zunächst Jûffo (Notizenbl. 1855 S. 474) anreihen, vielleicht auch Jodunch (St. P.); es scheint über die Etymologie noch nichts Sicheres gewonnen werden zu können.

Über den Sinn der Worte (S. 119), daß es zweifelhaft, 'doch in dieser Zeit immerhin möglich' sei, Nappo (12. Jahrhundert) ähnlich wie Woppo, Noppo (10. 11. Jahrhundert) zu erklären, bleiben wir im Ungewissen; sollen wir annehmen, Nappo aus Natbold sei gerade noch vor Thorschluss entstanden? Weiß unser Herr Verf. schon etwas Bestimmtes über die zeitliche Abgrenzung solcher Namensformen, so hätten wir gern davon gehört; Tobler gibt uns bei Frommann VI, 460 Noppi aus später Zeit = Nepomuk (?), vielleicht aus Norbert? — Wenn der ags. Name Wyppa (S. 122) auch in der Variante Pybba (das zweite Mal ist Pyppa wohl verdruckt wie auch Wybba?) und ebenso Porr für Worr zu finden ist, so haben wir hier wohl nichts weiter vor uns, als eine irrige Auffassung des asg. w, das sich leicht mit p verwechseln lässt. — Vergleicht unser Verf. S. 127 den friesischen Namen Hebe = Hebrich, was er für Hedbirgis hält, mit Hebetet bei Crecelius (Heyne 13), so müssen wir in letzterem Namen vielleicht eine Analogie zu Enziman, Enzawib erkennen und têt appellativisch fassen? Man denke an 'ther sun zeizo', Schmeller gibt 4, 287 *zeizo* pusio. Wie erklärt sich dann das neben Hebetet, auch in der frekenhorster Heberolle, erscheinende Hebo und Hevo? Der Deutung Ruprechts (Germania 13, 308) kann Ref. sich nicht anschließen und will nur auf Heyne 39, 25 f. verweisen (Têta, Têtico usw.) — Die S. 130 aufgeführten Namen Eburnus, Gagand, Leodego möchte Ref. anders auffassen als unser Verf. In Eburnus haben wir wohl eine synkopierte Form von Eburinus (F. 1, 361) zu erkennen, Gangand (das unser Verf. in Gagand ändert) ließe sich für Gangard = Gaginard ansehen und bezüglich des Lautwandels auf Weinholds Bair. Gramm. §. 170 verweisen, bei Leodeguz, woraus Leodego erschlossen ist, kann auch das abkürzende Zeichen für ri vergessen sein. Jedenfalls muss es bedenklich erscheinen, in ungewöhnlichen alten Namensformen Lautwandelungen viel späterer Zeiten anzunehmen. — Die meisten auf S. 130—141 besprochenen Namen möchte Ref. gar nicht als Kosenamen behandeln: Freck = Frederik, Sirck = Sirik, Sigerik ist ebenso wenig

hypokoristisch wie sziurke, ljurke, kirche, Lerche und sî = sige, wie schuoster, wëlt u. dgl. m. Vielleicht ist auch hin und wieder das Jota subscriptum der Friesen (Grimm 1,³ 414) übersehen worden.

Sehr zu Danke verpflichtet sind wir dem Verfasser für die drei sorgfältigen Excurse am Schlusse seines Buches, der letzte derselben hat in dieser Zeitschrift zu einer eingehenden Betrachtung friesischer Namen geführt, wobei es sich besonders auch um einen Punkt handelte, bezüglich dessen Ref. nicht der Ansicht unseres Verfassers beistimmen kann: das nach S. 170 *einmal* belegte Armet für Arnet, Arnold (wo vielleicht gar ursprüngliches w von wald auf n einwirken konnte, wie es bei b oft der Fall ist), scheint die Annahme der Vertretung von ursprünglichem n durch m in vielen andern Namen noch nicht zu rechtfertigen, wir sind vielmehr geneigt, den Ausführungen Ruprechts über den Ursprung des m in einer Reihe friesischer Namen (Germania 13, 301—304) Recht zu geben.

Was schließlich die Ausstattung unseres Buches betrifft, so haben wir an manchen Stellen Grund über entstellende Druckfehler zu klagen, wie z. B. M*a*tathesis (S. 27), s*y*copirt und s*i*ncopirt (S. 32 und 136), *k*ypokoristisch (S. 41), ge*mm*inirt und Gemmination, Exce*p*ten, P*e*tronymicum, Polypt*i*chon (im 3. Jahrg. unserer Zeitschrift war durchaus nur T*y*ptychon zu lesen). Ob alle Citate correkt gedruckt sind, kann Ref. leider nicht beurtheilen; bei Strinzo (S. 58) fanden wir eine auffällige Verschiedenheit zwischen 'Dronke n. 115 a. 883' und Förstemanns 'Dronke n. 515 a. 838.'

Leitmeritz, Juni 1869. J. PETTERS.

MISCELLEN.

Drei deutsche Litterarhistoriker.

Die letzten Jahre, wie sie den Kreis der Germanisten überhaupt in schmerzlicher Weise gelichtet, haben rasch nacheinander drei unserer verdientesten Litterarhistoriker weggerafft. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1868 starb August Friedrich Christian Vilmar, am 21. December 1869 folgte Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel, und am 8. März 1870 Karl August Koberstein. Ein reiches Stück Entwickelung unserer Wissenschaft ruht in diesen drei Namen; die Darstellungen deutscher Litteraturgeschichte, die wir ihnen verdanken, haben jede ihre Eigenart und laden zu einer vergleichenden Betrachtung ein.

Koberstein, der zuletzt Heimgegangene, betrat am Frühesten unter den Dreien das germanistische Gebiet. Am 10. Jänner 1797 zu Rügenwalde in Pommern geboren, empfieng er den ersten Unterricht von seinem Vater, der Prediger war, seine weitere Ausbildung seit 1809 durch die Cadettenanstalt

zu Stolpe, seit 1811 zu Potsdam, wohin dieselbe verlegt worden, und von 1812 bis 1816 auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 1816 bezog er die dortige Universität und widmete sich vorzugsweise philologischen Studien, nach deren Vollendung er eine Adjunctenstelle an der Landesschule Pforta erhielt. Er trat dieselbe am 3. August 1820 an, wurde 1824 zum Professor ernannt und rückte 1855 in die Stellung des ersten Professors auf. Einfach sind, wie man sieht, die äusseren Umrisse dieses Lebens, aber es war innerlich reich an segensreicher Wirkung auf die Jugend, die mit begeisterter Liebe an dem bis ins Greisenalter jugendfrischen Lehrer hieng. Denn hier war neben gediegenstem Wissen ein warmes Herz, ein ästhetisch durchgebildeter Geist, der seine Anregung Männern wie Böckh, Hegel, Solger und Tieck verdankte. So frisch wie sein Geist blieb auch bis ins Alter hinein sein Körper: der stattliche kräftige Mann erfreute sich der dauerhaftesten Gesundheit, als ihn im Sommer 1869 eine Lungenentzündung befiel. Zwar erholte er sich, aber wahrscheinlich in Folge einer Erkältung kehrte im Frühjahr 1870 die Krankheit wieder und raffte ihn dahin, als eben seine Collegen und seine ehemaligen wie gegenwärtigen Schüler sich zu seiner im August bevorstehenden Jubelfeier rüsteten.

Für Litteraturstudien hatte er schon auf der Schule und Universität eine Vorliebe gezeigt. Gleich seine erste Arbeit 'Über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege' (Naumburg 1823. 4) bewährte seine Befähigung zu litterarischen Forschungen auf einem schwierigen Boden, so daß Lachmann*) ihn mit einem 'herzlichen Gruß' in der 'Gesellschaft der Freunde des deutschen Alterthums' empfieng. Angeregt durch J. Grimms Bemerkung, daß die Sprachstufe zwischen dem Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen erst lückenhaft dargestellt sei, nahm er einen Dichter dieser Periode, Peter Suchenwirt, zum Gegenstande von Specialuntersuchungen, hauptsächlich grammatischer, aber auch metrischer Art. Zuerst erschien sein Programm 'Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt. Erste Abtheilung: Lautlehre (1828. 4.); es folgten 'Quæstiones Suchenwirtianae. II. Leges quaedam a Suchenwirtio observatae in arte metrica. De nominum declinatione' (1842. 4.), 'Über die Betonung mehrsilbiger Wörter in Suchenwirts Werken' (1843. 4.), und die 'Dritte Abtheilung: Abhandlung der Conjugation' (1852. 4.) Diesen in streng gelehrter Form verfassten Arbeiten schließen sich andere an, die, auf gleich gediegener Grundlage ruhend, doch in der Form den Bedürfnissen eines weiteren Leserkreises sich anpassen, meist Vorträge, die er seit 1837 im litterarischen Vereine des benachbarten Naumburg gehalten. Sie erschienen als 'Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte und Ästhetik' (Leipzig 1858. 8.) und spiegeln in ihrer Mannigfaltigkeit Kobersteins vielseitiges Wissen ab. Göthe und Shakespeare sind seine Lieblingsgegenstände, die Abhandlung über das Naturgefühl der Deutschen, die über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung vom Fortleben menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt, so wie die über Thüringens und Hessens Verhältniss zur deutschen Litteratur greifen in die ältere Zeit hinüber.

Ausschließlich der neueren Periode gehört die Herausgabe von 'Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike' (Berlin 1860. 8.), ein wichtiger

*) In der jenaischen Allg. Litteratur-Zeitung 1823, Nr. 194—195.

Beitrag zur Geschichte der Romantik, für welche Koberstein ein besonderes Interesse hatte. Sodann die Weiterführung von Wilh. Löbells 'Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Göthes Tode', nach den von Löbell ihm noch bei seinen Lebzeiten übergebenen Vorarbeiten: so erschien 1865, bald nach Löbells Tode, der dritte Theil, der mit Lessing sich beschäftigt. Auch ein kleiner Beitrag zu Gosches Archiv für Litteraturgeschichte I, 312—314 'über die 1776 unter dem Namen von J. M. R. Lenz erschienene Komödie die Soldaten', das letzte, was Koberstein geschrieben und erst nach seinem Tode veröffentlicht, gehört derselben Litteraturepoche an.

Der langjährige Unterricht im Deutschen rief seine 'Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und der neuhochdeutschen Sprache in ihren Grundzügen zum Gebrauch auf Gymnasien' (Halle 1862, 8, 2. Auflage 1867) hervor, ein Büchlein, welches unter den vielen gleichartigen, durch Klarheit der Darstellung und besonnene Auswahl des Stoffes eine ausgezeichnete Stellung einnimmt.

Sein Hauptwerk zu nennen habe ich bis zuletzt verschoben, wiewohl es in die Anfänge seiner litterarischen Thätigkeit hinaufreicht: seinen 'Grundriß der Geschichte der deutschen National-Litteratur' (Leipzig 1827. 8.) Hervorgegangen aus der Praxis, sollte das Buch ein Leitfaden für Lehrer und Schüler sein. Der damals freilich noch nicht umfangreiche Apparat für die ältere Litteratur wurde, hauptsächlich zum Frommen des Lehrers, in Form von Anmerkungen beigegeben, während dieselben für die neuere Zeit sparsamer ausfielen. Es war der erste Versuch von Seiten eines Germanisten von Fach, und er fand solchen Beifall, daß schon 1830 eine neue Auflage nöthig ward, der 1837 die dritte folgte. In beiden kam der allmählich angewachsene Apparat hauptsächlich den Anmerkungen zugute, indem Koberstein die neuesten Forschungsresultate unter Angabe der Quellen, oft auch der maßgebenden Äußerungen mittheilte, nach denselben aber auch, wo es nöthig war, den Text umgestaltete. Auf diese Weise waren für die ältere Zeit schon in der dritten Auflage die Anmerkungen zu bedeutendem Umfange angewachsen. In noch höherem Grade war dies der Fall in der vierten Bearbeitung, die etwa 1841 begonnen wurde, und ihren Abschluß mit drei starken Bänden 1866 fand. Wesentlich unterscheidet sich diese letzte von den früheren durch die Behandlung der neueren Litteratur. Während im Mittelalter nach wie vor Koberstein auf die Forschungen bewährter Fachgenossen sich stützte und der Werth seiner Darstellung in der kritischen Sichtung des Stoffes besteht, machte er für die neuere Zeit, da es hier an Vorarbeiten fehlte, diese selbst. Das erklärt die langsam vorschreitende Bearbeitung, den gewaltigen Umfang (3391 S. gegen 299 der ersten Auflage), die den Text überwuchernden Anmerkungen, in denen das Forschungsmaterial niedergelegt war, das jedoch ausführlicher mitgetheilt werden musste, weil nur selten auf vorausgehende Forschungen verwiesen werden konnte. Das verleiht aber der vierten Auflage ihren bedeutenden originalen Werth und macht sie zu einer unschätzbaren Fundgrube gewissenhaftester Einzelstudien aus den Quellen. Die metrischen Beobachtungen, die schon für die ältere Periode, wesentlich auf den Forschungen anderer, namentlich Lachmanns, ruhend, eingestreut waren, haben für die neuere einen durchaus originalen Werth und bergen eine Fülle des werthvollsten Stoffes.

Als in den letzten Jahren Koberstein zu einer fünften Bearbeitung sich

entschloss, musste sein Hauptaugenmerk auf die Neugestaltung des ersten Theiles gerichtet sein, denn hier lagen 25 Jahre fleißiger und ausgedehnter Arbeit dazwischen. Die Vorarbeiten dazu waren bei seinem Tode im Wesentlichen abgeschlossen, in Blättern und Fascikeln mit Excerpten nach der Seitenzahl der vierten Auflage geordnet, und die Ausarbeitung des Textes, der bedeutend umgestaltet werden sollte, beschäftigte ihn bereits lebhaft, als der Tod das rüstige Schaffen abschloß. Wenn auch nur ein kleiner Theil der Ausarbeitung vorläge, es wäre für den, der die fünfte Auflage auszuführen übernommen*), eine große Erleichterung, weil dann ersichtlich, in welchem Sinne und Umfange Koberstein die frühere Bearbeitung umgestaltet haben würde. Aber aus den sehr reichlichen Excerpten, die oft zu ein Paar Seiten des Textes gegen 30 Seiten Ms. bieten, ist so viel klar, daß die Textgestaltnng sehr verändert worden wäre, uud darauf deuten auch die Äußerungen Kobersteins in seiner letzten Lebenszeit hin.

Keine unserer Litteraturdarstellungen gibt ein so augenfälliges Bild von dem Gange unserer Forschungen, gerade der referierende Charakter von Kobersteins Arbeit, der mit seinem persönlichen Urtheil sich nirgend vordrängt, macht sie demjenigen so werthvoll, der die Geschichte der Forschung verfolgen will. Aber auch bei keiner hängt die Form, die das Buch allmählich gewonnen, so innig mit ihrer Entstehungsgeschichte zusammen. In wieweit hier, namentlich im Verhältniss von Text und Anmerkungen in der fünften Bearbeitung Veränderungen eintreten dürfen, wird der Gegenstand sorgfältiger Erwägung sein müssen.

Von Kobersteins Persönlichkeit musste sich auch wer nur kurze Zeit mit ihm verkehrte, lebhaft angesprochen fühlen. In den letzteren Jahren bildete er den patriarchalischen Mittelpunkt eines Kreises von jüngeren thüringischen Germanisten, der 'Vogelweide', die im Sommer in Kösen zusammenkam. Hier habe auch ich, nachdem ich ihn im Herbste 1865 zuerst kennen gelernt, im Juni 1867 einen fröhlichen Tag mit ihm und anderen Freunden verlebt, und mich an des rüstigen Greises jugendfrischem Geiste und Herzen erquickt und erfreut.

Vilmar, dem Alter nach Koberstein der nächste, und auch nächst ihm mit einer Darstellung der Litteraturgeschichte hervorgetreten, wurde am 21. November 1800 zu Solz in Kurhessen geboren, auch er eines Geistlichen Sohn, auch er durch den Vater ersten Unterricht empfangend. Nachdem er das Gymnasium zu Hersfeld absolviert, bezog er 1820 als Theologe die Universität Marburg, und erhielt 1827 eine Stelle als Lehrer an dem Gymnasium, dem er als Schüler angehört hatte. Als Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung (seit 1831) und der Kirchen- und Schulcommission übte er auf die hessischen Gelehrtenschulen einen bedeutenden Einfluß. 1833 wurde er zum Direktor des Gymnasiums zu Marburg ernannt, und wirkte hier als Lehrer ebenso wie in seiner früheren Stellung (auch am Hanauer Gymnasium war er kurze Zeit thätig), höchst anregend und fruchtbar. 1850 als vortragender Rath ins Ministerium des Innern berufen, 1851 vertretender Vorstand der Generaldiöcese an der Diemel und Schwalm, und 1852 Mitglied der ersten Kammer, wandte er

*) Auf Wunsch des Herrn Verlegers und der Erben Kobersteins habe ich mich der schwierigen Aufgabe unterzogen.

sich überwiegend praktischer Thätigkeit zu, die in Kirche und Schule dem strengsten Orthodoxismus huldigte. 1855 wurde er als Professor der praktischen Theologie nach Marburg berufen und hat bis zu seinem Tode diese Stelle bekleidet. Man sieht, es ist kein so ruhig hinfliessendes Leben wie das Kobersteins, sondern tief eingreifend in die Strömung der Zeit und tief von ihr ergriffen, ja selbst fortgerissen. Der Leidenschaftlichkeit dieser Natur musste inne werden, wer in das von tiefen Linien durchschnittene Antlitz Vilmars sah. Seine religiöse Richtung zu beurtheilen, liegt uns hier fern; auch seine nach dieser wie nach der pädagogischen und politischen Seite gehende litterarische Thätigkeit lassen wir bei Seite und beschäftigen uns ausschließlich mit seinen Leistungen für deutsche Sprache und Litteratur.

Dieser brachte Vilmar, der Landsmann der Brüder Grimm, eine warme verständnissvolle Theilnahme entgegen. Sein erster Versuch auf dem Gebiete war das Programm 'de genitivi casus syntaxi quam præbeat harmonia evangeliorum saxonica dialecto saec. IX conscripta commentatio' (Marburg, Elwert. 4.), eine gründliche grammatische Specialforschung. Von geringer Bedeutung war die Herausgabe des Lehrgedichtes 'von der stete ampten und von der fursten ratgeben' (Ebend. 1835. 4.), in welchem erst viel später F. Bech ein Werk von Johannes Rothe erkannte. Um so bedeutsamer ist seine Untersuchung über 'Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems' (Marb. 1839. 4.; 2. Ausg. Frankf. a. M. 1864), denn sie setzte einen schwierigen Punkt der älteren Litteraturgeschichte ins Klare und muss in ihren Hauptresultaten noch heute als maßgebend gelten. Seine 'Deutsche Grammatik' (Marburg 1840. 8.) war dem Bedürfniss der Schule entsprungen, an welcher Vilmar den deutschen Unterricht der Prima leitete, der erste von echt wissenschaftlicher Seite ausgegangene Versuch, die Resultate der historischen Betrachtung der Sprache in die Schule einzuführen. Der Erfolg zeigte, daß es ein glücklicher Griff war; schon 1841 war die kleine Auflage vergriffen, und 1864 erschien die sechste, wiewohl seitdem die Zahl derartiger Schriften sich bedeutend vermehrt hatte. Als zweiten Theil veröffentlichte kürzlich Grein 'Die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwickelung unter Benützung von Vilmars Nachlasse' (Marb. 1870), eine ebenfalls sehr verdienstliche Arbeit, die unter den Händen des Herausgebers bedeutende Erweiterung und Vervollständigung gefunden. Einem anderen Gebiete, für welches Vilmar viel Begabung besaß, dem der Culturgeschichte, gehören seine 'Deutsche Alterthümer im Heliand' (Marb. 1845, 4.; 2. Ausg. 1862. 8.), worin er mit feinem Sinn zeigte, wie bei allem treuen Anschluß des altsächsischen Dichters an seinen Stoff, doch sein Werk einen deutschen Charakter trage, sein Christus im Sinne eines deutschen Volkskönigs aufgefasst, das ganze Leben als ein Abbild altgermanischen Lebens zu betrachten und somit aus der altsächsischen Evangelienharmonie reicher Gewinn für unsere Alterthumskunde zu ziehen sei. Die Abhandlung 'Zur Litteratur Johann Fischarts' (Marb. 1846. 8.) brachte einen werthvollen Beitrag zur Litteratur des 16. Jahrhunderts und erschien 17 Jahre später (Frankf. a. M. 1865. 8.) in bedeutend erweiterter Gestalt, hauptsächlich durch Benützung der unvergleichlichen Meusebach'schen Bibliothek. Fischart war ein Lieblingsdichter Vilmars, und in seinem Nachlasse befindet sich eine mit allem kritischen Apparat versehene Ausgabe vom 'Bienenkorb' so gut wie druckfertig. 1852 erschien sein 'Spicilegium hymnologicum'

(Frankf. a. M.), welches unedierte lateinische Hymnen und ältere deutsche Übersetzungen brachte; die einzige litterar-historische Frucht dieser für Vilmar so bewegten Periode. Um so ergiebiger waren seine letzten Lebensjahre, die außer neuen Ausgaben älterer Schriften zunächst sein 'Deutsches Namenbüchlein' (Frankf. a. M. 1861, 8., 4. Aufl. 1865) brachten, eine hübsch geschriebene und für ein größeres Publicum berechnete Darstellung über die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Daran reiht sich sein 'Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes' (Marb. 1867. 8.), eine so recht Vilmars Geistes- und Gemüthsrichtung entsprechende Arbeit, eine treffliche Charakteristik des Wesens des Volksliedes, die solchen Beifall fand, daß schon im folgenden Jahre eine neue Auflage nöthig wurde. Auch seine letzte germanistische Arbeit, sein 'Idioticon von Kurhessen' (Marb. 1868. 8.) hängt mit dem Volksleben nahe zusammen und beruht auf langjähriger Sammlung des Stoffes und genauester Beobachtung und Kenntniss des Landes, dessen Sohn er selbst war. Nach seinem Tode gab Vilmars Schüler Piderit 'ein Weihnachtsspiel aus einer Hs. des XV. Jahrhunderts' unter Benützung einer Abschrift Vilmars mit dessen Anmerkungen heraus (Parchim 1869. 8.). Ebenso erschien aus dem Nachlasse noch eine Arbeit 'über Goethes Tasso'. (Frankfurt a. M. 1869), wieder voll schöner Bemerkungen, wenn auch nicht unbeeinflußt von seinem Standpunkte.

Keine seiner Arbeiten kann jedoch gleichen Erfolges sich rühmen wie seine 'Geschichte der deutschen National-Literatur'. Das Buch war aus Vorlesungen hervorgegangen, die Vilmar im Winter 1843—44 in Marburg gehalten hatte, und trug daher bei seinem ersten Erscheinen (Marb. 1845. 8.) den Titel 'Vorlesungen zur Geschichte der deutschen National-Literatur'. Die Entstehung aus Vorlesungen vor einem größeren Publicum muss als bedeutsam für den Charakter des Buches angesehen werden: ihr verdankt es die gehobene schwungvolle Sprache, die oft blühend ist, das Zurücktreten aller Detailforschung, das Verzichtleisten auf Vollständigkeit des Stoffes, das Verweilen bloß auf den Höhepunkten. Fast überall tritt Beherrschung des Stoffes zu Tage, überall ein feiner ästhetischer Sinn, eine liebevolle Hingabe an den Gegenstand. Den hervorragenden Theil des Buches bildet die Darstellung der älteren Litteratur, bis zum 16. Jahrhundert, dieses mit eingeschlossen, also die Zeit, in der auch Vilmars eigene Forschungen sich bewegen. In der Darstellung der neueren Zeit macht sich der individuelle Standpunkt des Verfassers mehr geltend, und hier wird man seinen Urtheilen nicht immer beipflichten können. Auch nachdem bei neuen Auflagen die Bezeichnung 'Vorlesungen' weggefallen, blieb doch der Charakter des Buches wesentlich derselbe; es wurde in einzelnen Partien erweitert und vervollständigt, die beigefügten Anmerkungen, reichlicher beim ersten als beim zweiten Theile, gaben das nothwendigste litterarische Material. Von Jahr zu Jahr wuchs die Verbreitung des Buches, 1869 erschien es in 13. Auflage. Was man den späteren Auflagen zum Vorwurf machen darf, ist daß nicht, weder im Texte, noch in den Anmerkungen, die neueren Forschungen berücksichtigt worden sind. Gleichwohl ist unter den populär darstellenden Litteraturbüchern keines, das mit gleichem Rechte sich die Liebe des Publicums erworben. Vilmars Buch hat viel dazu beigetragen, daß die altdeutsche Litteratur dem Volke vertrauter wurde. Ob es auch das Studium der Originale begünstigt hat, ist allerdings die Frage, denn gar mancher ließ

sich an Vilmar genügen, und noch andere lesen sogar Vilmars Auszug aus dem Nibelungenliede lieber als das alte Lied selbst. Eine Ergänzung zu dem Buche bilden die nach Vilmars Tode herausgegebenen 'Lebensbilder deutscher Dichter' (Frankfurt a. M. 1869. 8.), so wie die 'Charakterbilder der deutschen Litteratur von E. Labes' (2 Bände, Jena 1866—67. 8.)

Wackernagel, unter den drei Männern, von denen wir hier reden, in geistiger Begabung, in Ausbreitung und Vielseitigkeit des Wissens unbestritten der bedeutendste, wurde am 23. April 1806 zu Berlin geboren. Sein Vater, ein aus Thüringen stammender Buchdrucker, starb frühe und des Knaben Jugend war eine entbehrungsreiche und gedrückte. Auf dem grauen Kloster gebildet, widmete er sich 1824—27 unter Lachmanns Leitung ausschließlich den altdeutschen Studien, die er schon auf dem Gymnasium getrieben hatte. Die Zeit bis zu seiner Berufung nach Basel (1833) verlebte er theils in Breslau, theils in Berlin, als Privatgelehrter, indem er sich seinen Lebensunterhalt durch litterarische Arbeiten, Copieren von Handschriften, auch durch Theaterkritiken erwarb. Die Professur an der Universität Basel, der er 36 Jahre angehörte und der er zur glänzenden Zierde gereichte, war mit einer Stellung am Pädagogium verbunden, und darin berührt sich seine Thätigkeit mit der Kobersteins und Vilmars. Wie diese, wirkte er anregend fördernd und weckend auf seine zahlreichen Schüler. Ihm ist daher diese Schulthätigkeit, wenngleich sie die Mühen seines Berufes vermehrte, zeitlebens eine liebe und theure geblieben. An Basel durch geknüpfte Familienbande gekettet, schlug er die glänzendsten Berufungen nach größeren Universitäten, München, Berlin und Wien aus, an denen sich seinem akademischen Lehrtalente ein ganz anderes Feld eröffnet hätte. Die Schweiz war ihm zur Heimat geworden, hier hatte er eine Ruhestätte gefunden nach der Wanderzeit einer harten Jugend. Ihre Entbehrungen hatten ihn aber an Leib und Seele gestählt; die hohe kräftige Gestalt entsprach dem Eindrucke seines geistigen Wesens und der Energie seines Charakters. Allzugesteigerte geistige Anstrengung brach jedoch auch diese feste Natur. Seit Jahren nervös reizbar, zeitweise schlaflos, wurde er in den 50er Jahren wiederholt krank. Der Winteraufenthalt in Nizza (1864—65) schien ihn wieder herzustellen, aber auch nur vorübergehend, und er sah sich genöthigt, die Thätigkeit am Gymnasium ganz aufzugeben. Im Winter 1867—68 erkrankte er von Neuem bedenklich, aber kaum genesen, wandte er sich mit rastlosem Eifer gelehrten Arbeiten zu. Eine Wiederkehr des alten Leidens im November 1869 schien anfangs nicht so gefahrvoll, um so unerwarteter kam ein neuer Anfall am 11. December, der am 21. December seinem reichen Leben ein Ziel setzte.

In der Beurtheilung Wackernagels darf seine künstlerische und dichterische Begabung nicht bei Seite gelassen werden. Sie verlieh Allem, was er schuf, das eigenthümliche Gepräge, der Form die künstlerische Gestaltung, den Gedanken die weittragende Kühnheit und Combinationskraft, der Sprache den edlen dichterischen Schwung. Nach der philologischen Seite von Lachmann angeregt, und in der That einer seiner bedeutendsten Schüler, hat er in der Geistesrichtung und Anlage doch mehr Verwandtschaft mit J. Grimm, dem er auch an Vielseitigkeit von allen Germanisten am nächsten tritt. Seine gelehrte Thätigkeit begann er in frühen Jahren; schon 1827 ließ er die Gedichte zweier der ältesten Lyriker, des Kürenbergers und Alrams von Gersten

(Berol. 8.) erscheinen, gab 'Spiritalia theotisca' (Vratisl.) und eine Abhandlung 'Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen' (Berlin) heraus. Die Zahl seiner Schriften und Abhandlungen beläuft sich nach dem von Sieber und J. G. Wackernagel gegebenen Verzeichniss (Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 337—342) auf 114 und würde noch bedeutend höher sein, wenn man die einzelnen Aufsätze der Jahrgänge einer Zeitschrift besonders beziffern wollte. Indem wir im Allgemeinen auf dies Verzeichniss verweisen, wollen wir nach den Hauptrichtungen seine bedeutendsten Arbeiten kurz besprechen.

Von der eigentlich philologischen Thätigkeit der Textkritik, durch welche Lachmann glänzte, giengen seine frühesten Arbeiten aus. Sie beziehen sich überwiegend auf die mittelhochdeutsche, einige auf die althochdeutsche Litteratur. Außer den schon erwähnten sind es das Wachtelmaere 1828 [1]), Walther von Klingen (Basel 1845. 4.), Altdeutsche Predigten, 1848 gedruckt, aber noch nicht ausgegeben, mit einer litterarischen leider im Drucke unterbrochenen Einleitung, die nun wohl ein Fragment bleiben wird, die Meinauer Naturlehre (Stuttgart 1850. 8.), Hartmanns von Aue armer Heinrich (Basel 1855. 8.), begleitet von zwei jüngeren Prosalegenden verwandten Inhalts, die sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift (Basel 1866. 4.), und, die bedeutendste unter allen, die mit M. Rieger gemeinsam unternommene Ausgabe Walthers von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven (Giessen 1862. 8.). Mit Walther hatte Wackernagel sich schon 30 Jahre vorher gründlichst beschäftigt, wie seine Anmerkungen zu Simrocks Übersetzung (2 Bände. Berlin 1833. 8.) bezeugen. Dem rechtshistorischen Gebiete gehören die Publicationen 'Das Landrecht des Schwabenspiegels' (Zürich 1840. 8.) und 'Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13. Jahrhunderts (Basel 1852. 4.). Feines Verständniss, liebevolles Erfassen des Autors zeichnet die Ausgaben Wackernagels aus, seine Textkritik, wenn auch nicht genial, ist schonend und conservativ, oft sinnig, sie verschmäht das Gewaltsame zu kühner Änderungen und willkürlicher Behandlung in Sprache und Metrik, wovon sein Meister nicht immer freizusprechen ist.

Mehr zog ihn die Neigung jedoch zu litterarhistorischen Untersuchungen hin. Seine erste derartige Arbeit, die 'Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock' (Berlin 1831. 8.) fasst gleich einen weiten Gesichtspunkt ins Auge, und streift auf das Gebiet der antiken Poesie hinüber. Eine stattliche Reihe von Schriften und Abhandlungen auf diesem Gebiete folgte, zunächst 'Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur' (Basel 1833. 4.), seine Antrittsrede in Basel am 17. Mai 1833, ein Gegenstand, wie er kaum passender gefunden werden konnte. Dann 'die altdeutschen Handschriften der Basler Universitäts-Bibliothek' (Basel 1836. 4.), die schöne Abhandlung über 'die epische Poesie' 1837 [2]), die über 'Neidhart von Reuenthal' 1838 [3]), das Programm 'über die dramatische Poesie' (Basel 1838. 4.), die Abhandlung über 'die Gottesfreunde in Basel' 1842 [4]), 'über das Schach-

[1]) Friedrichsstadt, Januar. 8. Anmerkungen dazu in Maßmanns Denkmälern, München 1828, S. 105—12.

[2]) In Schweizerisches Museum für histor. Wissenschaften 1. 341—372. 2. 36 bis 102. 243—274.

[3]) In von der Hagens Minnesingern 4, 436—442.

[4]) Beiträge zur vaterländischen Geschichte 2, 111—163.

zabelbuch Konrads von Ammenhausen' 1846 [1]), 'Die altdeutschen Dichter des Elsasses: Otfried von Weissenburg, Heinrich der Gleissner' 1847 [2]), 'Konrad von Würzburg aus Würzburg oder aus Basel?' 1858 [3]), 'Leben und Wirken Walthers von der Vogelweide' 1865 in Nizza geschrieben [4]), und, der altsächsischen Litteratur angehörend, 'die altsächsische Bibeldichtung und das Wessobrunner Gebet' 1868 [5]), womit er theilweise zu einem vor 41 Jahren behandelten Gegenstande zurückkehrte. Endlich seine letzte Arbeit 'Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm' (Basel 1870. 8.), die in die Hände seiner Freunde kam, als der Tod schon an seine Thür pochte: ich erhielt das Buch, sein letztes Geschenk, am 15. December 1869. Ins romanische Gebiet hinüber greifen seine 'Altfranzösische Lieder und Leiche' (Basel 1846. 8.), die von sprachlichen und noch werthvolleren litterarischen Untersuchungen begleitet sind. Aber auch die neuere Litteratur gieng nicht leer aus: ihr gehören die Abhandlung 'zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Leonore' (Basel 1835. 4.) [6]), die Rectoratsrede über Lessings Nathan den Weisen 1855 [7]) und die Gedächtnissrede auf Ludwig Uhland bei der Uhlandsfeier zu Basel am 13. Jänner 1863 [8]).

Auch seine grammatischen Arbeiten ziehen sich durch sein ganzes Leben hindurch. Bereits 1830 veröffentlichte er eine Abhandlung 'über Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griechischen und Lateinischen' [9]) und in demselben Jahre erschien seine gediegene Untersuchung über 'die mittelhochd. Negationspartikel *ne*' [10]). Von seinen späteren Arbeiten gehören dem sprachlichen Gebiete an der 'Vocabularius optimus' zur Begrüßung der Philologen in Basel (Basel 1847. 4.), 'Die deutschen Appellativnamen' 1859 [11]), 'Die Umdeutschung fremder Wörter' (Basel 1862. 4., 2. Auflage 1863), die 'Voces variae animantium, ein Beitrag zur Naturkunde und zur Geschichte der Sprache' (Basel 1867. 4., 2. Ausgabe 1869), und über 'Sprache und Sprachdenkmale der Burgunden' 1868 [12]).

Wie hierin, so berührt er sich mit J. Grimm auch in der Neigung zu culturhistorischen und antiquarischen Forschungen, und hierin liegt eine der hervorragendsten Seiten seines Geistes. Außer zahlreichen kleineren Abhandlungen, namentlich in der Zeitschrift für deutsches Alterthum (Band II—IX), sind zu erwähnen 'Familienrecht und Familienleben der Germanen' 1846 [13]),

---

[1]) Kurz und Weissenbach, Beiträge zur Geschichte und Litteratur 1, 28—77. 158—222, 314—373.

[2]) Elsässische Neujahrsblätter 1847 S. 210—237; 1848 S. 190—216.

[3]) Pfeiffers Germania 3, 257—266.

[4]) Herzogs Realencyclopaedie für protestant. Theologie und Kirche, Supplementband.

[5]) Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 291—309.

[6]) Mit Nachträgen wiederholt in den altdeutschen Blättern 1, 174—204.

[7]) In Gelzers protestantischen Monatsblättern 1, 6, 232—256.

[8]) Ebendaselbst Jahrgang 1863.

[9]) Seebodes Archiv für Philologie und Pädagogik 1, 17—50.

[10]) Hoffmanns Fundgruben 1, 269—306. 347—400.

[11]) Pfeiffers Germania 4, 129—160. 5, 290—356.

[12]) In Bindings Geschichte des burgundisch-romanischen Königreiches S. 329 bis 404.

[13]) Schreibers Jahrbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland 5, 259—316.

'Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen', ein Vortrag [1]), 'Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter' (Basel 1858. 4.) und 'Die Lebensalter. Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte' (Basel 1862. 8.) Ferner aus der Mythologie seine "*Ἔπεα πτερόεντα*' zur Jubelfeier der Universität (Basel 1860. 4.) und das mit trefflichem Humor gewürzte Hündchen von Bretzwil und von Bretten 1865 [2]).

Aber gleiches Interesse brachte Wackernagel der Kunstgeschichte entgegen, und zeigt darin eine bei Philologen sehr seltene Vereinigung geistiger Fähigkeiten. Sein Buch über 'Die deutsehe Glasmalerei' (Leipzig 1855. 8.), seine Abhandlungen 'der Todtentanz' 1856 [3]) und über 'die goldene Altartafel von Basel' (Basel 1856. 4.) bewähren seine Meisterschaft auch auf diesem Gebiete. Dahin gehören auch seine lebendigen Vorträge 'Pompeji' (Basel 1849, 2. Auflage 1870. 8.) und 'Sevilla' (Basel 1854, 2. Aufl. 1870. 8.)

Tritt hier die künstlerische Begabung Wackernagels hervor, so noch mehr in seinen dichterischen Leistungen, die mit wenigen Ausnahmen nicht so bekannt und gewürdigt sind, wie sie es verdienten. Als Dichter trat er schon 1828 auf und gab die 'Lieder eines fahrenden Schülers' (Berlin. 8.) heraus. Außer zahlreichen Gedichten in Zeitschriften, veröffentlichte er dann noch selbständig 'Neuere Gedichte aus den Jahren 1832—41' (Zürich 1842. 8.), 'Zeitgedichte, mit Beiträgen von Balth. Reber' (Basel 1843) und das 'Weinbüchlein' (Leipzig 1845). Nach seinem Tode gab Gelzer in seinen Monatsblättern noch manche Gedichte der letzten Jahre heraus. Der in streng philologischer Schule gebildete Formsinn verleiht Wackernagels inhaltsreichen Gedichten noch einen besonderen Reiz, wie denen Simrocks, und wie dieser, hat er sich nicht gescheut, manche Wendung, manchen Ausdruck aus der alten Sprache in die moderne Dichtersprache einzuführen.

Zwei Werke haben wir noch zu erwähnen, die in innigem Zusammenhange mit einander stehen. Zuerst sein 'Deutsches Lesebuch', dasselbe erschien in drei Bänden, die von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1842 reichen (Basel 1835—42. 4. Aufl. des 1. Theiles 1861). Eine so allseitige Auswahl aus dem Schatze der gesammten deutschen Litteratur besaßen wir noch nicht; keine Richtung, keine bedeutende Erscheinung in Poesie und Prosa ist unvertreten, überall ist das Charakteristische mit feinem Sinne ausgewählt, die Texte in kritischer Bearbeitung mitgetheilt. Den ersten Band, das 'Altdeutsche Lesebuch' empfahl dem Philologen außerdem das treffliche beigegebene Wörterbuch, welches in der neuesten Bearbeitung (1861) zu einem 'Altdeutschen Handwörterbuch' erweitert worden ist. Von den zahlreichen Lesebüchern kann keines auch nur entfernt mit W. Wackernagels Werke verglichen werden, nur Gödekes elf Bücher deutscher Dichtung dürfen für die neuere Zeit eine gleiche Berechtigung beanspruchen. Eine neue, vom Verf. vorbereitete Ausgabe soll als erste Abtheilung nur 'gothische und altsächsische Lesestücke' sammt Wörterbuch enthalten und ist druckfertig.

Mit dem Lesebuche hängt aber seine 'Geschichte der deutschen Littera-

---

[1]) Erweitert abgedruckt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 9, 530 bis 578.

[2]) Neues Schweizer. Museum 5, 339—350.

[3]) Basel im 14. Jahrhundert S. 213—250. 377—425.

tur' (Basel 1851—55. 8. 3 Hefte) nahe zusammen. Die getrennten Vorzüge Kobersteins und Vilmars, die gewissenhafte Durchforschung und Beherrschung des Stoffes bei dem einen, und die geschmackvolle, oft schwungvolle Darstellung des andern, vereinigt Wackernagels 'Handbuch.' Es bietet dem Forscher, zumal in den Anmerkungen, den gelehrten Stoff in erwünschter Vollständigkeit und weiß doch durch die zusammenhängende, stets lebendige Darstellung zu fesseln. Kein litterarisches Denkmal unerwähnt lassend, und darin noch vollständiger als Koberstein, geht er an dem unbedeutenden doch schnell, oft nur mit Namensnennung vorüber, aber auf dem Bedeutsamen verweilt die, wenn auch immer knappe, eigenthümliche Charakteristik. Die Entwickelung der Ansichten, wie wir sie bei Koberstein in den Anmerkungen finden, ist mehr beschränkt, Wackernagel tritt oft mit ganz selbständigen Ansichten herrschenden Meinungen entgegen. Sein Werk, begonnen nach mehr als zwanzigjähriger litterarischer Thätigkeit, trägt daher gleich im ersten Wurfe den Stempel hoher Vollendung, bekundet überall den Mann, der unmittelbar aus den Quellen geschöpft, aus ihnen sich sein Urtheil gebildet hat und doch die Meinungen aller Mitforscher genau kennt, ihre Gründe und Gegengründe reiflich erwogen hat. Leider ist es ein Torso geblieben, es reicht bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts und seit 15 Jahren ist es nicht fortgeführt. Auch ist dazu keine Aussicht vorhanden; denn wer vermöchte bei den riesig wachsenden Dimensionen der neueren Litteratur in gleicher Weise es zu vollenden? Vielleicht, daß Wackernagel selbst vor der außerordentlichen Stofffülle zurückschreckte.

Von den Früchten seines Geistes hat er auch in dieser Zeitschrift ein Paar niedergelegt, die ihr zum bleibenden Schmucke gereichen. Sein Zurückziehen seit 1860 beruht auf persönlichen Verhältnissen, die hier auseinanderzusetzen nicht der Ort ist. Als ich im Herbste 1868 mich zur Uebernahme der Redaction entschloß, schickte ich auch ihm das damals erlassene Programm. 'Sie fordern mich auf', schrieb er mir am 26. October 1868, 'an der von Ihnen redigierten Germania wieder mitzuarbeiten. Es braucht für mich kein langes Bedenken, was ich darauf erwiedern solle: ich sage gerne Ja. . . . . Aber ich erkläre zugleich, daß Sie viel der Art nicht erwarten dürfen, und auch nicht so gar bald. Ich habe nun einmal meine Verpflichtung gegen Zacher und sehe überdies für längere Zeit wenig Kraft und Musse litterarischer Thätigkeit voraus. Ich spüre die Leiden des Alters' usw. Und als er mir am 28. August 1869 für den übersandten H. Ernst dankte, schrieb er: 'Leider kann ich auch für diese Gabe Ihnen einstweilen keine Gegengabe bieten und nicht einmal als Zeichen meines Dankes und meiner Anhänglichkeit einen Beitrag für die Zeitschrift. Ein volles Semester, der ganze Winter, ist mir in Krankheit dahingegangen, seitdem lebe ich in langsamer stockender Reconvalescenz: ich soll die 60 nicht ungestraft überschritten haben. Da gelange ich außer den Vorlesungen nicht zu viel Anderem'. So kam es, daß die Germania ihn nicht wieder in den Reihen ihrer Mitarbeiter erblickte, wie er seitdem auch zu Zachers Zeitschrift keinen Beitrag mehr steuerte.

Als wir im September 1862 nach den schönen Tagen der Augsburger Philologenversammlung, der ersten, wo eine germanistische Section getagt hatte, von einander Abschied nahmen, schrieb er die Worte des Dichters mir ein:

'Wann sehn wir uns, ihr Brüder,
In diesem Schifflein wieder?'

Mir war es nicht vergönnt, ihn wiederzusehen, aber theure Erinnerungen werden mir die Tage sein, die ich in Basel 1860, Frankfurt 1861 und Augsburg 1862 in innigem Verkehr mit ihm verlebt habe.

ROSTOCK, December 1870. K. BARTSCH.

Der litterarische Verein in Stuttgart.

Den kürzlich ausgegebenen hundertsten Band der Bibliothek des litterarischen Vereins hat der gegenwärtige Präsident desselben, A. v. Keller, mit einer Denkschrift (Tübingen 1870, 36 S.) begleitet, welche eine Uebersicht über die Geschichte und Thätigkeit des Vereins gewährt. Wenig Bibliophilen-Vereine können sich einer so erfreulichen, die Wissenschaft fördernden Thätigkeit, wenige eines so langen, unverkümmerten Blühens und Gedeihens rühmen. 1839 gegründet, steht er seit 1849 unter Keller's Leitung und hat seitdem nicht nur die Zahl seiner Mitglieder beständig wachsen sehen, sondern namentlich auch eine gesteigerte litterarische Thätigkeit entwickelt. Während in den ersten neun Jahren des Bestandes nur 17 Bände veröffentlicht wurden, beläuft sich die Zahl der von 1849—1870 herausgegebenen auf 83, was auf jedes Jahr durchschnittlich vier Bände ergibt. Getreu seinem Program, hat der Verein historische Quellen im weitesten Sinne eröffnet. Ausser den eigentlichen Geschichtsquellen, unter denen die auf Deutschland bezüglichen natürlich vorwiegen, erstrecken sich die Publikationen, und dies macht sie namentlich dem Philologen so werthvoll, auf Litteraturdenkmäler. Auch hier ist die deutsche Poesie vorzugsweise vertreten, und ihr sind nicht weniger als 50 Bände gewidmet. Aber auch die verschiedenen romanischen Sprachgebiete finden wir in italienischen, portugiesischen, provenzalischen und altfranzösischen Publicationen vertreten, ebenso die lateinische Dichtung des Mittelalters und der neueren Zeit. Welche gewaltige Lücke in unserem philologischen Apparat, wenn diese Bände fehlten! Im Interesse der Wissenschaft liegt daher das Gedeihen dieses Vereins, dem man nur wünschen kann, dass sein umsichtiger Leiter ihm noch lange erhalten bleibe.

ROSTOCK, December 1870. K. BARTSCH.

ZUM MUSPILLI.

Kritisches und Dogmatisches

VON

FERDINAND VETTER.

Das Muspilli ist in den letzten Jahren wiederholt in kritischer und im Zusammenhang damit, in dogmatischer, resp. mythologischer Beziehung eingehend besprochen worden. Zwei fast gleichzeitige Arbeiten: von Bartsch (vom Juli 1857) im dritten Bande dieser Zeitschrift, und von Feifalik im 26. Bande der Wiener Sitzungsberichte (Febr. 1858) behaupteten seine Entstehung aus verschiedenen älteren Liedern, resp. seine Interpolation, weil es Heidnisches mit Christlichem mische; ihnen gegenüber verfocht Zarncke (Ber. d. k. sächs. Ges. d. Wissensch. 1866) die Einheit, weil es nur Christliches enthalte.

Es war mir höchst interessant, im vorigen Frühjahr mit diesen Schriften bekannt zu werden, als ich zum Behuf meiner Doctor-Dissertation eine eigene frühere Arbeit über Muspilli wieder vornahm, die ich einst meinem verehrten väterlichen Lehrer Wackernagel vorgewiesen und in der ich ebenfalls über die Unebenheiten des Gedichtes durch Annahme einer Ueberarbeitung hinwegzukommen gesucht hatte. Jetzt prüfte ich meine Ergebnisse nochmals; das Resultat sind die folgenden beiden Abhandlungen, die ich, da ich schließlich einen weiteren dritten Theil (über den Versbau des M.) der beabsichtigten Dissertation allein zu diesem letzteren Zwecke bestimmte, hier zur Beurtheilung vorlege.

CHUR, im Februar 1871.

Kritisches.

(Zusammenhang und Ordnung.)

[Die Verse des Muspilli sind nach dem Text bei Müllenhoff u. Scherer citiert.]

Bartsch und Feifalik in den angeführten Aufsätzen und Müllenhoff in den Denkmälern (im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht, Haupts Ztsch. 11, 392) treffen in der Behauptung zusammen, daß die Schilderung vom *Kampf des Elias und Antichrist und vom Weltbrande* den Zusammenhang unterbreche und *eingeschoben sei.*

Im Einzelnen weichen ihre Herstellungsversuche ab. Einschiebungen nimmt auch Conrad Hofmann an.

Gegen alle Versuche einer Zerlegung wendet sich nun Zarncke's angeführte Arbeit, die Einheit und im Wesentlichen treue Überlieferung des Gedichtes behauptend.

Den ersten Eindruck des Springenden, Unverbundenen macht das Gedicht gewiß auf jeden unbefangenen Leser; auf ihn legt Zarncke's Widerlegung (s. unten), wie mir scheint, nicht genug Gewicht. „Er ist", sagt Feifalik, „kein einheitlicher; man fühlt dunkel in dem Gedichte die Verbindung von ursprünglich Fremdartigem, nicht Zusammengehörigem."

Wir wollen sehen, ob sich dieser erste Eindruck auch bei näherer Betrachtung als richtig erweist, und werden dabei nicht bloß das betreffende Stück, das jene drei Gelehrten seines Inhalts wegen als an falscher Stelle stehend erklärt haben, sondern das ganze Gedicht nach drei Gesichtspunkten in Betracht ziehen.

1. Der erste kritische Messer für ein allitterierendes Gedicht ist die Allitteration, die Prüfung, ob diese durchgängig in Ordnung sei. Die Allitteration in Vs. 73 führt uns nun auf eine frühe Zeit zurück: *hlûtjan, hlût, hlûtî* finden wir nur in den Keronischen Glossen, in Hraban, Isidor, den Psalmen; später ist das *h* vor *l* und *w* durchgängig abgefallen. Die Durchführung dieser älteren Formen durch das ganze Gedicht, die in einem einheitlichen Denkmal vor Allem möglich sein muss, hat keine Schwierigkeit, seitdem durch Hofmann's Entdeckung (Sitzungsber. d. bair. Akad., philos.-philol. Cl., 3. Nov. 1866. S. 232) in Vs. 66 auf *uueiz* und *uuênago* der richtige Reim (*uuartil*) gefunden ist (*huuelîhhan* ist Malfüllung, *uuartil* Hauptstab); man kann also Vs. 7 *huuederemo,* 19 *huuelîhhemo,* 30 *huuanta,* 60 *huuâr,* 62 *huuiû,* 64 *huuelîhha,* 66 *huuielîhhan,* 82 *hlêuuô,* 92 *huuelîh,* 93 *huuaz* einsetzen, wie die gleichzeitige Entstehung mit Vs. 73 verlangen würde, ohne daß irgendwo die Allitteration gestört wäre; auch 62 und 82 können nicht dagegen sprechen, wie Müllenh. HZ. 11, 382 glaubt: 1 Reimstab im 1. Verse genügt:

ni *uu*eiz mi huuiû puozê,
sâr verit si za *uu*îze.
*l*ôssan sih ar dero hlêuuô vazzôn,
schal imo avar sîn *l*îp piqueman.

Freilich darf man *lôssan* nicht streichen, wie MS. in den Denkm. — ein Reimstab fällt auch in 30 weg; dafür gewinnen wir einen neuen in 7. Bei diesem unzweifelhaft alterthümlichen Stand der Allitteration muss

es nun sehr auffallen, daß plötzlich 2 Verse, 61, 62, mit unbestreitbar beabsichtigtem Endreim begegnen. Nur der zweite allitteriert daneben noch = *uueiz* : *uuîze*, was aber bei der deutlichen Absicht, eine Reimstrophe nach Art Otfrieds zu bilden, nicht in Betracht kommen kann, wenn auch nicht mit Hofmann aus dem Grunde, weil *uuîze* an falscher Stelle stünde (vgl. Vs. 58, 59. Hildebr. 40. 60). Endreime ohne Allitt. sind aber überall Merkmale späterer Bearbeitung. Und für später erklären denn diese beiden Verse auch aus Gründen des Inhalts, auf die wir unten kommen werden, übereinstimmend Bartsch, Feifalik, Müllenhoff in den Dkm. und (nach Zarncke's Vertheidigung der Einheit) Hofmann.

Das Ergebniss unserer ersten Anforderung an ein einheitliches Gedicht: Richtigkeit der Allitteration, ist also: das Gedicht hat jüngere Verse, es zeigt Spuren einer späteren Bearbeitung.

2. Zweitens verlangt man von einem einheitlichen Gedicht, daß es keine Widersprüche enthalte. Haben wir also oben Entstellung der alten Gestalt vermuthen müssen, so werden wir diese anzunehmen doppelt geneigt sein, da wo sich einzelne Züge widersprechen. Das Letztere aber war es, was mir vor mehreren Jahren beim ersten eingehenderen Lesen des Gedichtes auffiel, und wovon ausgehend ich schon damals mit der ganzen Litteratur über Muspilli noch völlig unbekannt, wesentlich dieselben Umstellungen vornahm, die ich unten darlegen werde, — indem ich mir dazu bemerkte: „Im ersten Theile (bis Vs. 30) ist nur von dem Gericht über die einzelne Seele die Rede, im zweiten vom allgemeinen Weltgericht; im ersten ist das Urtheil über die Seele — oder vielmehr die gewaltsame Entscheidung durchs Faustrecht — bereits vollendet, Lohn und Strafe vollzogen, im zweiten findet noch einmal am Ende der Tage, nach Untergang der Welt, ein großer Gerichtstag und regelrechter Prozeß statt.

Ich schied daher Vs. 1—30 als ein besonderes Gedicht ab, ließ mit *daz hôrtih rahhôn* ein neues Gedicht beginnen, und zugleich, der besseren logischen Aufeinanderfolge wegen die Verse *sô denne der mahtîgo khuninc* bis *kiuuerkôt hapêta* der Beschreibung des Kampfes nachfolgen.

Ganz ähnlich fand ich nun auch bei Bartsch (a. a. O. 12 ff.) mit *daz hôrtih rahhôn* ein zweites Gedicht begonnen (Vs. 37—62), und mit *sô denne der m. k.* sogar ein drittes (31—36, und 63 bis Ende). Bartsch stützt sich auf die epische Eingangsformel Vs. 37, auf den besseren Anschluß der Theile und auf die bemerkte Unvereinbarkeit der beiden Urtheile über die Seele. Zugleich findet er im gan-

zen Gedichte heidnische Elemente, und hebt von den 3 Liedern namentlich das zweite als dasjenige heraus, das „am meisten den unveränderten mythologischen Charakter trage.“ Heidnischen Ursprung gibt diesem Abschnitt auch Feifalik und verlangt *deswegen* seine Ausscheidung.

Nun weist aber Zarncke a. a. O. schlagend nach, nicht nur, daß sich fast sämmtliche als heidnisch gefasste Züge aus christlichen Quellen herleiten lassen, sondern daß namentlich auch die zwei verschiedenen scheinbar sich ausschließenden Gedichte schon eine kirchliche Überlieferung sind und zur Trennung des Gedichtes keinen Anlaß geben können.

Feifalik's und Bartsch's Gründe zur Zerlegung in einen christlichen und einen heidnischen Bestandtheil, bezw. in drei verschiedene heidnische Mythen, fallen hiemit dahin: der Inhalt an sich berechtigt uns zu keiner Zerlegung.

Ferner steht durch Zarncke's Nachweisungen fest, daß die damalige Kirchenlehre wirklich zwei verschiedene Gerichte annahm, daß sie dann aber den darin liegenden Widerspruch in der Ausbildung des Dogmas eifrigst zu heben bemüht war (indem sie namentlich durch die Theilnahme des Leibes und die Steigerung des Lohn- und Strafzustandes beim zweiten Gericht, diesem zulegte, was sie dem ersten entzog).

Daß aber in einem *Gedicht*, wo doch die Einheit oberstes Gesetz ist, dieser Widerspruch sich findet, ohne irgend einen Versuch, ihn zu glätten, vielmehr noch recht in aller Schroffheit hingestellt, dürfte denn doch auffallen.

Die von Zarncke dargelegten Ansichten der Kirchenlehrer und ihre Versuche, die doppelte Entscheidung über die Seele zu erklären, zerfallen dem Wesen der Sache nach in zwei Gruppen.

Entweder findet nur ein Gericht statt, am jüngsten Tage. So Cyrill von Alexandrien, Gregor von Nyssa, Ephräm der Syrer. Vorher geht eine Art Seelenschlaf oder Unthätigkeit, oder ein indifferenter Aufenthalt der Seelen an zwei geschiedenen Orten je nach ihrer Natur, nicht aber nach einem Richterspruche (Lactanz, Eustratius)*).

Oder es finden zwei Gerichte statt, eines gleich beim Tode des

*) Vgl. namentl. von den Stellen bei Zarncke: Lactant. div. inst. VII. 21: Nec tamen quisquam putet animas post mortem protinus judicari; und *Εὐστρατίου λόγος ἀνατρεπτικός* bei Leo Allatius de utriusque ecclesiæ perpetua in dogmate de purgatorio consensione p. 531. 538.

einzelnen Menschen, wenn Seele und Leib sich scheiden, ein zweites am jüngsten Tage. Nach den älteren Kirchenvätern kommen dabei durch das e r s t e Gericht die Frommen in den anmuthigen, hellen Theil der Unterwelt (des ᾅδης, ἄβυσσος): in den **παράδεισος** oder **κόλπος Ἀβραάμ**, die obere (nach Hippolyt rechts gelegene) Unterwelt, das infernum superius, die Bösen in die dunkle, untere (links gelegene), das infernum inferius, in der Nähe der Hölle*); durch das zweite werden sie dann in Himmel und Hölle aufgenommen. So namentlich Hippolyt, Justinus Martyr, Hieronymus, Augustin, Isidor. Die Spätern erhöhen die Competenz des ersten Gerichtes und lassen, der Zeittendenz entsprechend, die Seelen der Guten s o g l e i c h in den Himmel, die der Bösen in die Hölle eingehen, durch das zweite Gericht aber nur noch Erhöhung von Seligkeit und Qual empfangen, woran nun auch der Leib theilnimmt. So namentlich Gregor d. Gr. und Beda, dessen großer Einfluß auf die spätere Eschatologie bekannt ist**). (Wackernagel, Basler Handschriften S. 21.)

Auf diesem letzteren Standpunkte Gregor's und Beda's, wo das ganze Schicksal der Seele vom e r s t e n Gericht, von der Entscheidung in der Sterbestunde abhängt, steht nun auch die Schilderung der Vorgänge beim Tode im Muspilli. Die Seele des Guten nehmen s o g l e i c h beim Scheiden Engel in Empfang und

pringent sia sâr
ûf in himilô rîhhi;

sie erhält *pû in pardîsû, hûs in himile*; die des Bösen aber leiten die Teufel *sâr, sogleich*

dâr iru leit uuirdit,
in fuir enti in finstrî,

und beide Orte werden denn auch ganz mit denselben Farben geschildert wie sonst der definitive Lohn- und Qualort, so daß eine Steigerung durch das jüngste Gericht kaum noch denkbar wäre, wenn nicht dann noch der Lohn und die Strafe am Leibe dazu käme. — Demgemäß mußte nun unser Dichter, wo er zur Auferstehung des Leibes und zum Weltgerichte kommt, etwa so sagen: Engel wecken die Völker zum Gericht; die Seelen kommen aus Himmel und Hölle heran, wo sie die oben beschriebene Belohnung und Bestrafung empfangen haben; sie ziehen ihre Leiber wieder an; Jeder muß seine

*) Bes. Hippolyt, opp. ed Fabricius, Hamb. 1716, I. 220 ff.

**) Bes. Gregorii M. Dialogi IV, 25, und die Vision des Northumbriers bei Beda, ed. Gilet III. 200 ff. von Zarncke theilweise angeführt. S. 201.

Sünden bekennen und geht danach zur höchsten Seligkeit oder Qual ein. Aber das Muspilli erwähnt mit keinem Wort der früheren Entscheidung, der verschiedenen Aufenthaltsorte der Seelen, die es doch eben geschildert: Die Menschen stehen auf aus dem Staube, lösen sich aus des Grabes Belastung, erhalten wieder ihr Leben (*lîp*) und ängstigen sich nun, wohin wohl der Spruch des Weltrichters sie versetzen werde. Keine Steigerung eines früheren Zustandes, überhaupt kein Bezug darauf: dieser ist einfach ignoriert.

Sehen wir zu, wo sich gleichzeitig und später die Vorstellung vom doppelten Gericht noch ausgesprochen findet und wie da die Auferstehung geschildert ist.

Unserem Gedichte der Zeit nach zunächst mögen wohl die angelsächsischen über denselben Gegenstand stehen. Die Angelsachsen nahmen auch wie Beda eine Entscheidung über die Seele gleich nach dem Tode an und bildeten diese Ansicht mit Vorliebe aus. Vgl. Judith 112 ff.: Holofernes kommt sogleich nach dem tödtlichen Streich in die Hölle, den Wurmsaal (*vyrmsele*):

läg se fûla leáp
gêsne be äftan,
gæ̂st *ellor hvearf*
under nevvelne näs
and þær genyðerad väs,
sûslê gesæled
syððan æfre,
vyrmum bevunden,
vîtum gebunden,
hearde gehäfted
in helle bryne
äfter hinsîðe.

Phönix 484 ff.:

ôd þät ende cymeð
dôgorrîmes,
þonne deád nimeð . . . . .
ealdor ânra gehväs,
and in eorðan fäðm
snûde sendað
sâvlum binumene
læne lîchoman,
þær hi longe beóð
ôð fŷres cyme
foldan biþeahte.

Crist 1667 ff. (Abschied der Seele vom Körper):

ofgiefeð hió þâs eorðan vynne,
forlæteð þâs lænan dreámas
and hió við þam lîce gedæleð,

und der Engel spricht zu ihr (1673 ff.):

vegas þe sindon rêde
and *vuldres leóht*
torht ontŷned:
eart nu tidfara
tô þam hâlgan hâm!

Also ganz dieselbe Vorstellung wie im Anfang des Muspilli: die

Seele wird sogleich zur Seligkeit oder Verdammniss abgeholt; — noch näher ist die Uebereinstimmung, wo ein wirklicher Kampf von Engeln und Teufeln stattfindet, wie in Älfrics Homil. II. 334 ff., wovon unten. — Demgemäß lesen wir denn aber auch, ganz entsprechend dieser Trennung von Seele und Leib:

Dômes däg 102: beođ þonne *gegädrad*
gæst and bânsele,
gesomnad tô þâm sîđe;

in demselben Crist, in dem der Tod so beschrieben war, wie wir eben sahen, kommen beim Schall der Posaune die auferweckten Menschen (889) als Engel und Teufel, weiß und schwarz, vor Gericht, je nachdem ihr bisheriger Aufenthalt beschaffen war:

895 ff. þar gemengde beóđ — hvîtra and sveartra,
onhœlo gelâc — *svâ him is hâm sceapen*
engla and deófla — *ungelîce*
beorhtra and blacra; — englum and deóflum.
veorđeđ bega cyme

und ebenda 1028 ist der Vorgang der Auferstehung näher so beschrieben:

þonne eall hrađe — (sceal) *leođum onfôn*
Adames cynn — *and lîchoman*
onfêhd flæsce . . . . — edgeong vesan.

auch der Phönix, aus dem wir oben 484 ff. verglichen haben, lässt demgemäß beim Gericht 513 *leomu lîc somod and lîfes gæst* sich wieder vereinigen; 519: *gæstas hveorfađ in bânfatu*; vgl. 523. 584, sowie Heliand p. 125 bei der Auferweckung des Lazarus.

Ebenso denn auch im Linzer Entekrist, Fundgr. 2, 130, 25:

Sa ze der stunde — *gebitin hant unz dar,*
von der engil munde — *unt ouh die got in siner beware*
dizint diu horn dicke. — *vil scone behaltin hat*
in aime ouginblicke — oder svi iz umbe si stat:
irstant die totin alli, — die suln irstan algeliche
beide die in dem hellewalle — *mit ganzim libe* werliche.

In der Görlitzer Evangelienharmonie, Fundgr. 1, 201, 1:

so choment von christe — di toten si wecchent,
di vier ewangeliste, — *so sament sich eren*
daz gebein sich chucchet, — *lip unde sele.*

In dem Gedicht von den 15 Zeichen H. Z. I. 117 dieselbe Vorstellung: in Folge dessen stehen Himmel und Hölle leer (dazu noch mit ausdrücklicher und hervorhebender Berufung auf *buoch*):

251: an dem drizenden tag
so erstand si all von dem grab.
diu greber tuont sich uf,
die toten rihtnt sich darus.
diu *buoch* sagent uns mær:
des tages stand all hellwiz lær,
und daz paradys,
daz schaffet krist der rich.
so kumt denn mit vollaist
iedlichen sin gaist.

Nur aus der Vorstellung eines Zwischenaufenthaltes der Seele in Himmel und Hölle und der Wiedervereinigung von Leib und Seele am jüngsten Tage konnte auch das vielbeliebte Motiv eines Gespräches der den Leichnam besuchenden Seele erwachsen, wie es uns zuerst bei den Angelsachsen begegnet: auch hier ist stets die Wiedervereinigung der seligen oder gequälten Seele mit dem Körper das Bezeichnende für den jüngsten Tag: Grein I. 202, 98 (vorher Vs. 4 beim Tode: *âsyndreð þâ sybbe, þe ær samod væron, lîc and sâvle*):

þonne rêde bið
dryhten *ät þam dôme* . . ,
sculon vit þonne *ätsomne*
siððan brûcan
svylcra yrmða,
svâ þu unc her ær scrife.
204, 159 forþan vyt beóð *gegäderode*
ät godes dôme etc.

und in den entsprechenden lat. und deutschen Gedichten: Karajans Frühlingsgabe 1839:

et scio præterea quod sum surrectura
in die novissima, *tecumque* passura
poenas in perpetuum etc.
doch weis ich . . . .
und an dem jungesten tage
mit dir dan mich liden clage, u. a.

Rieger in Germ. 3, 401 b (Darmstädter Gespräch):

des mois ich in pinen beven
bis an den *enxstelichen dach*
dan du is allis hores gewach,
und dan mois ich in dich varen.
och! da vort in is gein sparen:
van ewen zu ewen moisen wir birnen
des in kunnen wir neit internen.

im niederländischen Van der Zielen ende van den lichame, wo die Seele *bi den vate* was ghestaen *des lichamen daer si ute was ghegaen*: (Blommaert Theophilus 1836)

dat ic hier na verrisen sal,
alse God sal comen doemen al,
dan comt ierst mijn ongheval,
dan moet ic in der hellen dal.
daer moet ic werden dijn ghenoet,
met di dan doghen pinen groet.

Ueberall also finden wir die Rückkehr der bis dahin getrennten Seele in den Körper ausdrücklich erwähnt, oft, besonders wo daneben die Trennung der beiden beim Tode beschrieben war, mit dem Beifügen, daß sie aus Himmel oder Hölle kommt. Unser Gedicht hatte aber d o p p e l t e n Anlaß zu Beidem, da es eben noch so eingehend den

Zwischenzustand der Seelen in Himmel und Hölle geschildert hatte (und zwar mit der äußersten Schroffheit) und an dieser Stelle sich nothwendig daran zurückerinnern musste. Der Dichter, der Vs. 8 bis 17 gedichtet, konnte die Auferstehung nicht anders schildern, als oben Cynevulf im Crist oder der Dichter des Entekrist zum Theil ohne so zwingenden Anlaß es gethan haben.

Aber er begeht nicht bloß diese Unterlassungssünde, er widerspricht sich noch recht eigentlich; denn erstens kann

denne scal mannô gilîh
fona deru moltu arstên,
lôssan sih ar derô hlêuuô vazzôn,
scal imo avar sîn lîp piqueman

unmöglich anders verstanden werden, als daß der ganze Mensch mit Leib und Seele im Grabe liegt und wieder Leben (*lîp*) bekommt (oder sollte *lîp*, was mir weniger passend scheint, den Körper bedeuten, dann wäre es *erst recht* die *Seele*, die im Grabe liegt und die allein unter *mannô gilîh* und *imo* zu verstehen wäre); zweitens ist die Sorge vor dem Gericht und die Ungewißheit über seinen Ausgang nach der einen oder der anderen Seite (65, 66, 94.) gänzlich undenkbar, wenn es sich bloß um Erhöhung des bisherigen Schicksals und um Mittheilnahme des Leibes handelt, und vorher schon dieselbe Sorge beim ersten Gericht beschrieben ist (6); drittens ist die Ermahnung, rechtschaffen zu leben, damit man das große Gericht nicht zu fürchten brauche, schlechterdings unerträglich, wenn derselbe rechtschaffene Wandel (nach 20—21) schon die günstige Entscheidung des ersten Gerichtes herbeigeführt hat, welche ja die des Weltgerichtes in sich schließt; hat man durch sein Erdenleben den Himmel verdient oder verscherzt, so kann keine Ermahnung, keine Befolgung oder Nichtbefolgung derselben (wann müsste dieß geschehen?) die Entscheidung des Weltrichters ändern.

Alle diese indirecten und directen Widersprüche gestatten uns zwei Lösungen.

Entweder steht der zweite Theil unseres Gedichtes **auf einem anderen dogmatischen Standpunkte** als der erste, auf einem ante- oder doch anti-Gregorianischen, — etwa auf dem des Cyrill von Alexandrien, wonach kein erstes Gericht stattfindet, sondern die Seelen bis zum Weltgericht im Leibe schlafen*);

---

*) Vgl. Flügge, Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit. III. 216. 317 ff.

oder der Dichter des zweiten Theiles hat sich die Situation nicht klar gemacht — das musste er aber, wenn er den ersten Theil gedichtet — und folgt einer einfacheren, vielleicht im Volke umlaufenden Ueberlieferung, welche ein abgesondertes Schicksal der Seele nicht kennt.

In beiden Fällen aber war es nicht derselbe Dichter.

Dies also das Resultat unserer zweiten Anforderung an ein einheitliches Gedicht: keine Widersprüche!

Drittens verlangt man von einem einheitlichen Gedicht logisch richtige Aufeinanderfolge der Theile.

Diese Forderung berührt unser zweites Gedicht. Schon Bartsch Feifalik, Müllenhoff sind, wie bemerkt, darin einig, daß es diese nicht erfülle, und ich kann kurz sein in der Darlegung meiner schon vor mehreren Jahren selbständig angenommenen Umstellung. Unser zweites Gedicht zeigt folgende Theile:

1. Weltgericht und Rechenschaft (31—36);

2. Kampf des Elias mit dem Antichrist, Weltbrand und Weltuntergang (37—56), mit Nutzanwendung (56—62), welche den Übergang bildet zur Wiederaufnahme der Schilderung von

3. Weltgericht und Rechenschaft (63 bis Ende).

Aber Theil 2 steht ganz unvermittelt hinter 1 und hebt ganz wie von Neuem an: *daz hôrtih rahhôn d. uu.* 1 und 3 gehören ihrem Inhalte nach zusammen und der Weltbrand und Weltuntergang in 2 kann nicht zwischen das Gericht hineinfallen, sondern muss ihm vorangehen. Der Übergang von 2 zu 3 ist ein sehr gezwungener. — Logisch und historisch viel richtiger ist folgende Umstellung:

1. Kampf des Elias mit dem Antichrist, daraus folgend der Weltbrand und Weltuntergang: Vs. 37—57.

2. Diesem historisch folgend: Weltgericht und Rechenschaft: Vs. 31—36 und 63 bis Ende.

Hiebei fallen die Übergangsverse 58—62 aus, von denen zwei sich durch den Reim (s. oben) als später kennzeichneten, und die (s. unten) ein persönlich gefärbtes lückenfüllendes Machwerk des Schreibers zu sein scheinen. Daß durch ihre Wegreissung vom Folgenden (bezw. Streichung) die Ermahnungsreden armseliger und einseitiger werden sollten (Zarncke 226), sehe ich nicht ein: der Mahnung an die Richter braucht nicht eine an die streitenden Parteien zu entsprechen; jene konnte sich ganz ungezwungen, ohne einen Gegensatz zu haben, an die Schilderung des Gerichtes anschließen — ans himmlische Gericht eine Empfehlung der Tugenden des *irdischen* Gerich-

tes — es mochte dem Dichter Matth. 7, 1, 2 im Gedächtniss liegen: *μὴ κρίνετε, ἵνα μὴ κριθῆτε. ἐν ᾧ γὰρ κρίματι κρίνετε, κριθήσεσθε καὶ ἐν ᾧ μέτρῳ μετρεῖτε, ἀντιμετρηθήσεται ὑμῖν.* Daß sich beide Ermahnungen an die Streitenden und die Richter nicht entsprechen konnten, zeigt wohl auch die verhältnissmäßige Kürze der ersteren: diese sollte eben nur so gut als möglich vom Weltbrand zur Ermahnung der Richter überleiten. — Der Anschluss von 63 an 36 ist ganz ungezwungen; aber er wird es wohl kaum dadurch, daß man unter *mahal* 63 ein anderes Gericht versteht als in Vs. 34 und 31, wie Müllenhoff will, nämlich das „gewöhnlich irdisch-bürgerliche" (Zarncke bemerkt mit Recht, daß die beiden verschiedenen *mahal* so unmittelbar neben einander völlig unerträglich wären), sondern geradezu umgekehrt durch die Auffassung als himmlisches Gericht wie 34 und 31, und *suona* 65, mit Beibehaltung des unnöthig gestrichenen Artikels *demo*: daß der Mann jegliche Sache recht richte, das kommt ihm zu statten, wenn er zum jüngsten Gericht kommt: dann braucht er nicht zu sorgen, wenn er zur Entscheidung kommt — ich wüßte nicht, was dagegen zu erinnern wäre.

Die Resultate der drei gestellten Anforderungen sind also:

1. Das Gedicht hat eine Bearbeitung erfahren.

2. Der Theil vom Antichrist und Weltgericht und derjenige vom Tod und der Vergeltung sind nicht von demselben Dichter verfaßt.

3. Der zweite Theil ist in Unordnung und bedarf der angegebenen Umstellungen und Streichungen.

Demgemäß halten wir uns für berechtigt

auf Grund von 1 (und 3): *Vs. 58—62 zu streichen,*

auf Grund von 2 (und 1): hinter Vs. 30 unser Denkmal in zwei selbständige Gedichte abzutheilen.

Für eine *verschiedene Abfassungszeit* finde ich keine ganz entscheidenden sprachlichen Anhaltspunkte; sie sind nicht zu erwarten bei dem geringen Umfang der Stücke, und die spätere gemeinsame Aufzeichnung hätte wohl das Meiste verwischt. Die Durchführung des anlautenden *hl* und *huu* ist (s. oben) in beiden zulässig; nöthig jedoch nur im zweiten. Die Wörter *muor* 53 (Notker hat noch *salzmuorre*), *stûatago* 55 (sonst nur vb. *stuên*) des zweiten sind *ἅπαξ λεγόμενα* (Graff); doch lassen *himilzungal* (im 9. Jahrhundert nicht mehr vorkommend (Graff Sprachsch. 5, 683), das halbgothische *dazî, darî* (nach Hoffmann stand vielleicht auch 86 *derî*) auch das erste nicht zu spät ansetzen; es muß auch schon zu Otfrieds Zeit, der es benutzt (*thâr ist lîb âno tôd, lioht âno finstrî*, I, 18), ziemlich bekannt gewesen sein. — Dagegen scheint es entschieden für spätere Entstehung zu sprechen, wenn der erste Theil in didaktischer Schilderung ein einzelnes Factum giebt, während die zweite Handlung in epischem Fortschritt erzählt, — wenn ferner der erste eine längere Didaxis an einen epischen Eingang

knüpft (vgl. Otfrieds Mystice und Moraliter), während der zweite nur sehr selten eine kurze Ermahnung einmischt: vgl. Wackernagel, Littgsch. S. 269, Anm. 1., das Hildebrandslied zeigt erst einen einzigen Spruch. — Auch hat das zweite einige schwache Erinnerungen ans Heidenthum bewahrt (s. unten).

Die beiden Gedichte können übrigens schon früh in Vortrag und Aufzeichnung vereinigt gewesen sein; das zweite, mehr volksmäßig gehaltene, war ohne Zweifel sehr bekannt und konnte sich leicht aus dem Gedächtniss dem ersten anschließen — ohne daß man die Widersprüche beachtete, — oder aber einen Geistlichen zu einer mehr orthodoxen dogmatischen Einleitung veranlassen.

Auf Grund von 3 (und 1): das zweite Gedicht *mit Vs.* 37

daz hôrtih rahhôn
diâ uueroltrehtuuîsôn

beginnen zu lassen, also echt episch mit Berufung auf fremde Quelle (vgl. bei den ältern geistlichen Dichtungen; Wessobr. G.: *dat gafregin ih. Hêl: thô gifragn ik, thâr gifragn ik, so gifragn ik. Cynev. gifragn ic þâ* an v. O.; spätere Berufung auf Bücher: *Otfr. thên buahhon maht thar uuarten*: *Cyn. ûs secgađ bêc* u. a.) und die Theile wie oben angegeben zu ordnen: 37—57, 31—36, 63 bis Ende; Kampf des Elias — Weltuntergang — Weltgericht, endlich, wenn, nach Wackernagels kaum zu beweisender, aber sehr ansprechender Vermuthung das Bruchstück vom jüngsten Gericht, Fundgr. II, 135. Wackern. Leseb. I. 153, die Fortsetzung unseres Gedichtes war *), zum Abschluß noch die Seligkeit der Guten und die Qual der Bösen. Wir hätten damit die gesammte altdeutsche Eschatologie in einem Liede vereinigt vor uns, vor welchem die Verse 1—30 ganz störend und widersprechend wären.

Dieses ursprüngliche zweite Gedicht umfaßte also die Verse 37 bis 57, 31—36, 63 bis Ende, das erste Vs. 1—30.

Alle diese Entstellungen der ursprünglichen Gestalt der Gedichte dürften sich leicht so erklären:

Ludwig der Deutsche (Schmeller, Musp. p. 6, und Wackernagel, Littgesch. §. 29) oder wer sonst mit des Alters irrendem Gedächtniss diese Lieder aufzeichnete, hatte beide schon als Ganzes in der Erinnerung und schrieb zuerst das (jüngere?) vollständig auf (außer dem Anfang, der ihm entfallen sein mochte, wenn das nicht Fehler des Handschriftblattes ist) (Vs. 1—30). Sodann fielen ihm von dem zweiten zuerst die Verse *sô denne der mahtîgo khuninc* (31) ff. ein und er

---

*) Es schließt gerade da an, wo unsere Handschrift abbricht: beim Vorantragen des Kreuzes und Vorzeigen der Wunden; dann folgt die Eröffnung der Bücher (vgl. Musp. 69 in ruovu). Könnte es vielleicht gerade Ueberarbeitung des folgenden uns verlornen Blattes der Hs. sein?

schrieb sie (mit großer Initiale!) nieder, bis ihn das *kiuuerkôt hapêta* (36) an den ähnlichen Schluß des ersten Liedes (*after ni uuerkôta*) gemahnte, dem er die Anfangsverse des zweiten (*daz hôrtih rahhôn*) folgen zu lassen gewohnt war. Er schreibt daher unbeirrt so weiter (37 ff.); hinter 57 etwa fühlt er aber die Lücke, die jetzt durch Vorwegnahme der Verse vom Ansagen des Gerichtes und der Rechenschaft (31—36) entstehen muß bis zur Schilderung derselben; er füllt sie aus so gut es geht und bringt einen leidlichen Übergang zu Stande, wobei er ausspricht, was eben sein Herz am nächsten bewegen musste: eine wehmüthige Betrachtung über den Streit von Blutsverwandten, das Unglück seines Lebens; neben dieser für den Styl des Ganzen wenig passenden Specialisierung fließt als Merkmal der Posthumität bereits eine ganze regelrechte Reimstrophe dem Zeitgenossen Otfrieds in die Feder (61, 62)*). Dann nimmt er das ursprüngliche Gedicht (63 ff.) wieder auf und bringt es völlig zu Ende.

[Viel unwahrscheinlicher als diese leicht erklärliche Verschiebung scheint mir die Annahme, daß Vs. 37—62 ein Zusatz des Bearbeiters sei, welcher „die dem Weltgericht vorangehenden Ereignisse, die in dem älteren Gedicht übergangen waren, schildern wollte, aber mit seinem Zusatz an die falsche Stelle gerieth," wie Müllenhoff Dkm. 261 darzuthun sucht, der hier auch die Zusammengehörigkeit von 36 und 63 anerkennt. Der Verfasser eines so trefflichen lebendig bewegten Stückes wie 37—62 hätte ihm auch die richtige Stelle zu geben gewußt, anderseits trägt gerade dieses Stück entschieden das alterthümlichste Gepräge und ist auch poetisch viel besser als 63—72, was auch Müllenh. a. a. O. zugibt.]

Dies Alles festgestellt, würden sich Theile und Gedankengang folgendermaßen herstellen:

1. Gedicht: Vom Tode und der Vergeltung.

(Episch-didaktisch, jünger?)

Vs. 1—30.

„Dem Menschen ist gesetzt zu sterben. Die Seele verlässt den Leib; Himmels- und Höllenheer streitet um sie. Siegt das letztere, so

*) Vielleicht ist auch das unrichtige farprinnit für farprennit eine Ungenauigkeit späterer Zeit: vgl. umgekehrt das Trans. für das Intrans. in der Sangallischen Rhetorik, Hattemer Denkm. des MA. II, 577. sîn bald ellin ne lâzet in vellin, wo zur Bestätigung der Ansicht von Haupt (Müllenh. u. Sch., Dkm. 318), daß vellen für vallen mundartlich thurgauisch sei, (wofür im 12. Jahrh. der Lanzelot, im 14—15. die Appenzeller Reimchronik spricht), auch noch der Sprachgebrauch des heutigen Thurgauer und Schaffhauser Dialects gestellt werden kann, in dem man jetzt noch kein Fallen, gefallen hört, sondern nur fella, gfella. Vgl. das allgemeine schweizerische heba intr. = fest sein, dauern, das daneben auch als Trans. dient, wofür mhd. ebenfalls stets haben.

kommt sie ins ewige Feuer, im anderen Falle ins Himmelreich, wo lauter Leben und Seligkeit ist.

Moral (18 ff.) Deßhalb thue der Mensch Gottes Willen, auf daß er nicht in die Hölle zum Satan komme. Wehe dem, der im Höllenfeuer brennt: Gott erhört seinen Jammer nicht."

2. Gedicht. Vom jüngsten Gericht.

(episch, älter?)

Vs. 37—57. 31—36. 63 bis Ende.

„Das habe ich vernommen von den Weisen dieser Welt, daß der Antichrist und Elias einst mit einander kämpfen werden. Elias streitet für die Frommen ums ewige Leben, von den himmlischen Mächten unterstützt, doch soll er, nach vieler Meinung, verwundet werden; der Antichrist kämpft für den Satanas, daher wird er sieglos. — Von des Elias auf die Erde triefendem Blute entzündet sich der Weltbrand: Berge, Bäume, Flüsse, Meer, Himmel, Mond werden vertilgt, die Welt verbrennt, so daß kein Stein stehen bleibt; dann naht der Gerichtstag (*stûatago*) im Feuer (55.) — Der König entbietet dazu unter Bann (31 ff.), und alle Menschen müssen vor ihm erscheinen, um Rechenschaft zu geben über ihre Thaten. Deßhalb (63 ff.) sei der Mensch gerecht im irdischen Gericht, so kann er beim himmlischen ruhig sein. Denn alle Ungerechtigkeit, alle Bestechung verzeichnet der Teufel in ein Buch. — Durch ein Horn angekündigt, fährt der Weltrichter mit seinem Heer zur Gerichtsstätte; Engel weisen die Völker der Erde zum Gericht und wecken die Todten auf, die sich aus dem Staube erheben und Leben empfangen, um den Lohn für ihre Thaten zu ernten. Umringt vom himmlischen Heere und den Guten, sitzt der Herr zu Gericht. Alle Welt muß erscheinen und Alles wird offenbar, ja sogar durch die Glieder verrathen, außer was mit Fasten und Almosen gesühnt ist. Dann wird das heilige Kreuz herbeigetragen und der Weltrichter zeigt seine daran erhaltenen Wunden.

[Jetzt (nach dem Bruchstücke vom jüngsten Gericht), werden die Bücher vorgelesen, doch mit Uebergehung des Gebeichteten; die Bösen schämen sich, die Guten frohlocken, weil ihnen ihre Sünden vergeben sind. Die Guten werden ins Himmelreich geladen, die Bösen ins ewige Feuer geschickt; sie rufen reuig Gott an, aber es ist zu spät; auch die Guten verweigern ihnen, als Feinden Gottes, ihre

Hilfe. So gehts zum Scheiden und die Bösen jammern in ewiger Qual.“]

Dogmatisches.

(Die altgerman'sche Eschatologie und das Muspilli.)

Wir haben diesem Theil unserer Abhandlung bereits etwas vorgreifen müssen, wo wir die Nothwendigkeit der Zerlegung unseres Gedichtes in zwei zu begründen suchten. Doch ist es vielleicht nicht fruchtlos, nachdem Zarncke die Vorstellungen des Muspilli aufwärts gegen die Quelle hin verfolgt hat, dieß nun auch abwärts und seitwärts auf dem ganzen germanischen Boden zu thun und zugleich von einigen durch Zarncke weniger berührten Punkten aus eine nachlesende Rundschau thalauf und ab zu halten.

Wir werden sehen, was in Bezug auf die letzten Dinge damaliger Glaube war, und werden durch Betrachtung der einschlagenden Producte der christlich-deutschen Litteratur die Überzeugung gewinnen, daß unser Muspilli, dem Zarncke bereits den Stammbaum gemacht hat, auch unter *diesen* nicht als ein verwaistes Kind der verstorbenen heidnischen Urgroßmutter, sondern als freilich älteres, aber vollbürtiges Glied einer weitverzweigten und unerschöpflich fruchtbaren Sippschaft und Mannschaft dasteht.

Die Quellen des Muspilli liegen also — und der Nachweis davon ist wieder Zarncke's Verdienst — nicht in der nordischen Göttersage, sondern in der christlichen Kirchenlehre; als diejenigen unseres ersten Gedichtes, das über

(I.) Tod und Vergeltung

handelt, haben wir speciell Gregor und Beda gefunden. Von ihnen erst gieng die dogmatisch festgestellte Lehre vom doppelten Gericht und von einem selbstbewußten thätigen, bereits seligen oder unseligen Leben der Seele im Zwischenzustande — gegenüber dem indifferenten der früheren — aus, sowie die tendenziöse Ausmalung dieses Zustandes und seine Steigerung schon fast bis zur Höhe der wirklichen Himmelsfreuden und Höllenqualen.

Den Anlaß zu der Annahme, daß sogleich nach dem Tode die Seele zu Lohn oder Strafe eingehe, gab nach Zarncke zuerst das Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus. Noch entschiedener dürfte dafür gesprochen haben das Wort Jesu an den Schächer, Luc. 23, 43: *Ἀμὴν λέγω σοι, σήμερον μετ' ἐμοῦ ἔσῃ ἐν τῷ παραδείσῳ.*

Dieser Ansicht kam bei den Germanen entgegen, daß auch nach deutschem Glauben die Gestorbenen sogleich an ihre verschiedenen Aufenthaltsorte (Valhöll und Niflheimr im Norden) gelangten. Darauf beruht das Amt der Valkyrien, deren psychagogische Thätigkeit sich früher auf alle Todten ohne Unterschied erstreckt haben mochte (vgl. W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion. S. 405 ff.) darauf die Vorstellung einer langen Todtenreise und daherige Bestattungsgebräuche (a. a. O. 408), darauf anderseits die Schilderungen vom Leben der Einherier (Grimn. 18, 23. Vafþr. 41. Gylfaginn. 2. 24. 38—41). Sigruns Thränen hindern Helgi am Glücke Vallhölls. Brynhild, um mit dem todten Geliebten vereinigt zu sein, will hinter ihm her mit großem Gefolge zu Hel fahren, daß nicht die Pforte des Saales dem Fürsten auf die Ferse falle, — und selbst Baldr muß den Helweg reiten, und bleiben bei der bleichen Göttin, da der Unheilstifter in Thöcks Gestalt die Thränen weigert („Behalte Hel was sie hat“, Gylfag. 49).

Immer aber waren diese Zustände nur die Fortsetzung des leiblichen Erdenlebens; über die Art und Weise des Überganges und namentlich über das verschiedene Schicksal des geistigen und leiblichen Theiles der menschlichen Natur zu philosophieren, lag nicht im Wesen des Heidenthums. Desto mehr in dem der Kirche, und zugleich in deren Interesse. Anschließend an den nationalen Glauben und der Zeittendenz wie den hierarchischen und materiellen Bedürfnissen ihres Standes Rechnung tragend, sehen wir alle Kirchenlehrer deutscher Abkunft dieser Ansicht vom sofortigen Selig- und Verdammtwerden der Seele huldigen.

Aber das ergab einen Übelstand. Waren die Menschen beim Tode schon gerichtet, so verlor das jüngste Gericht seine Bedeutung. Man legte nun daher ein besonderes Gewicht darauf, daß die Seele getrennt vom Körper jene Wonnen und Qualen erfuhr, und stimmte meist (in unserem Gedichte allerdings nicht, eben weil der Verf. des ersten Theiles einen undogmatischen Standpunkt einnimmt) diese auf einen etwas niedrigeren Grad herunter; die Wiedervereinigung von Leib und Seele (nach Ezechiel und der Apokalypse) und der Übergang zur höchstmöglichen Seligkeit und Qual durch das jüngste Gericht war dann willkommen, diesem die entzogene Würde wieder zu geben.

Schon Herzog Radbod zu Ende des 7. Jahrhunderts erhält auf die Frage, wo seine tapferen Vorfahren sich befinden, die Antwort: „in der Hölle.“ Seither sind die Dinge nach dem Tode und insbesondere die dunkeln Probleme der Trennung und Wiedervereinigung von

Leib und Seele, welche Allem zu Grunde liegen, ein Hauptturmmelplatz der Thätigkeit deutscher Scholastik, die sich hier namentlich in Petrus Lombardus († 1164) und seinen Commentatoren gipfelt. Er und Richard von Middletown (in librum IV. Sententiarum) wissen ein Langes und Breites zu erzählen über das Schicksal des von der Seele getrennten Leibes Christi und die dreifache beim Tode aufgelöste unio unica von Gottheit, Seele und Leib, sodann über die Art und Weise der Auferstehung des Leibes: ob auch Mißgeburten auferweckt werden, ob die Leiber warm oder kalt, in gleichem Alter und gleicher Größe mit ihren früheren Schwächen wieder ins Leben kommen, ob alle Glieder, alle Säfte des Körpers, ob Haare und Nägel mit auferstehen usw. (zu distinct. 44). Besonders populär und verbreitet wurden ähnliche Speculationen durch die sog. Elucidarii (Lucidarii) oder Elucidaria, die neben theologischen und kosmologischen Gegenständen ganz besonders gern die letzten Dinge behandelten. Und diese letzteren sehen wir denn ganz auf demselben dogmatischen Grunde ruhen wie unser Gedicht und finden dieselben Vorstellungen wieder, nur genauer ausgeführt. Aus dem 11. Jahrhundert begegnet uns unter dem Namen des Anselm v. Canterbury (Elucidarium, sive dialogus summam totius Christianæ theologiæ complectens, in Anselmi Cantuar. opp. Paris. 1721, p. 457 ff.)*). Der Zwischenzustand ist ganz besonders betont. Ins Paradies (hierin geht er also weiter als Beda's Vision Hist. eccl. V, 12,**) kommen nur die Seelen der Vollkommenen sofort durch den Tod, d. h. Derjenigen, welche mehr gethan haben als geboten war: Märtyrer, Mönche, Jungfrauen. Die Gerechten (justi) sodann kommen ins irdische Paradies, vel potius in aliquod spiritale gaudium; denn der Geist kann an keinem körperlichen Orte sein. Die unvollkommenen Gerechten (justi imperfecti) sind in amoenissimis habitaculis; durch Fürbitte und Almosen kommen sie noch vor dem Gerichtstag in majorem gloriam, ut omnes post judicium angelis consocientur. Die Seelen der electi quibus multum deest de perfectione werden den Teufeln eine Zeit lang zur Bestrafung und Reinigung übergeben, zu welchem Zwecke sie einen besondern Körper erhalten; durch gute Werke können sie aber nach 7, nach 30 Tagen, nach einem Jahre erlöst werden. Es gibt zwei Höllen, einen infernus su-

*) Nach C. J. Brandt in: Nordiske Oldskrifter VII. pag. V ff. ist der wirkliche Verfasser Honorius von Autun, zu Anfang des 12. Jahrh.

**) Est (paradisus) in intellectuali coelo, ubi ipsa Divinitas, qualis est, ab eis facie ad faciem contuetur. lib. 3 c. 1.

perior und inferior, im ersteren herrschen varii dolores, im letzteren das unauslöschliche Feuer und neun Qualen, nach der Zahl der neun Engelchöre. Im obern waren die Frommen des alten Bundes, doch ohne Qual; — den Bösen aber, die sie sahen, schienen sie im Paradies zu sein (daher die Bitte des reichen Mannes an Lazarus, Luc. 16). Beim jüngsten Gerichte finden zwei Auferstehungen statt, eine der Seelen und eine der Körper, letztere zu Ostern, — hier wirft der Elucidarius schon nahezu dieselben Fragen auf wie der Magister Sententiarum. — Hier finden wir auch wieder die Vorstellung, die man in unserem Gedichte wiederholt zu einer heidnischen hat machen wollen (so J. Grimm, Mythologie 796 f., Bartsch, Feifalik a. a. O., Karajan, über eine bisher unerklärte Inschrift, Wien 1865, S. 17; — vgl. dagegen Zarncke a. a. O. S. 202 ff.); die eines Streites um die Seele, oder wenigstens einer sehr gewaltsamen Besitzergreifung derselben durch die Teufel: lib. 3. c. 4. cum mali in extremis sunt, dæmones maximo strepitu conglobati veniunt, aspectu horribiles, gestibus terribiles, qui animam cum pervalido tormento de corpore excutiunt, et crudeliter ad inferni claustra pertrahunt.

Die Vorstellungen dieses Elucidarius, welche im Wesentlichen auch die unseres Gedichtes sind, wurden bei der Beliebtheit des Buches, die ja bis heute fortdauert, maßgebend für die spätere Zeit. In Deutschland zeigt seit dem elften jedes Jahrhundert eine oder mehrere Bearbeitungen (vgl. Wackernagel, Basler Handschr. S. 19 ff.). Bei den Angelsachsen, wo das ganze Lehrgebäude mit besonderer Vorliebe scheint ausgebildet worden zu sein, finden wir sehr früh wenigstens einzelne Ideen desselben herausgegriffen und besonders behandelt, was uns denn bald auch in den übrigen Litteraturen, besonders wieder in der deutschen, häufig begegnet (s. unten). Der scandinavische Norden hat uns einen vollständigen, noch halb altnordischen Lucidarius aufbewahrt, der sich vielfach, oft wörtlich an den bei Anselm anschließt, aber doch von allen das meiste Eigenthümliche bietet. (Lucidarius en Folkebog fra Middelalderen. Kiobenh. 1849 in den „Nordiske Oldskrifter, udgivne af det nordiske Litteratur-Samfund. VII.) Es ist wieder die Ansicht vom sofortigen Selig- und Verdammtwerden wie im Muspilli, nur näher ausgeführt. S. 56: Discip.: *Huart kommær siælæn fra legæmæth thær hun thætæn far?* Mag.: *I then sammæ stundh antigh til hemerighes ællær til helvedæs ællær til skers eeld.* Dem letzteren, dem Fegefeuer, entgehen von den Guten nur *the thær æræ vth valdæ, so sum er martires, dydhæligæ jomfruær ok godæ clostær falk* (55.) Die Guten werden von ihren

Schutzengeln zu Himmel oder Fegefeuer abgeholt (55), die Bösen von den Teufeln in die Hölle mit großer Qual, *oc vordæ thæræ til domædawæ, oc siæn vordæ the thæræ mæth theræ legæmmæ e for vdhen ændæ* (57). Die Hölle ist unter der Erde und dreifach getheilt, indem das Fegefeuer dazu gerechnet wird; in der untersten Hölle, deren Weite und Tiefe so unermeßlich ist, daß nur Gott sie kennt, und daß die Hineingeworfenen in Ewigkeit keinen Boden finden, sind die gefallenen Engel, in der zweiten, aus der keine Erlösung ist, wo aber auch keine Strafe stattfindet, außer das Entbehren von Gottes Anblick, die Ungetauften; die dritte ist das Fegefeuer und daraus gibt es Erlösung (27). Bei der Auferstehung wird dann Seele und Leib wieder vereinigt, letzterer durchgängig im Alter von 30 Jahren, und mit denselben Einschränkungen wie bei Lombardus und Pseudo-Anselm.

Aehnliche, meist spätere Bearbeitungen des Elucidar., die ebenfalls unseren Gegenstand mit Vorliebe berühren, finden sich aber auch im Englischen, Italienischen, Französischen, Holländischen und Böhmischen.

Die Vorstellungen unseres ersten Gedichtes vom sofortigen Seligwerden nach dem Tode sind also nicht bloß auf christlichem Grunde aus dem Boden der Kirchenväter erwachsen, wie Zarncke zur Evidenz erwiesen hat (und zwar aus der schroffsten Ausbildung ihrer Lehre, bei Gregor und Beda), sondern sie sind auch von der Kirche in allen deutschen Landen eifrig fortgepflegt und verbreitet worden. Wie populär sie denn auch von den frühesten christlichen Zeiten an und weiterhin waren, wird sich uns aus der Vorliebe zeigen, mit der die geistliche wie die volksmäßige Litteratur, und besonders die poetische, einzelne Ideen aus diesem Kreise von Speculationen selbständig behandelte. Daß dabei besonders in den volksmäßigen Schilderungen einzelne nicht gerade orthodoxe Vorstellungen mit unterlaufen, darf bei der Schwierigkeit des Dogmas nicht wundern. Namentlich die körperliche Existenz der Seele im Zwischenzustande war eine theologische Subtilität, die nicht zu fassen war. Der Volksglaube half sich, indem er den Seelen Vögel (Schwäne, Enten, Tauben, Raben, vgl. Müller, Gesch. und Syst. der altd. Rel. S. 402) substituierte, wie in Märchen Schlangen und Blumen. Aus einem ähnlichen Zuge in der Edda (Sæm. 127 a) ist dieß wohl kaum herzuleiten; hier wie dort tritt für das Unbegreifliche ein Symbol ein, während das frühere Heidenthum eine leibliche Fortexistenz angenommen hatte. — Halfen

sich doch schon die Kirchenväter bisweilen mit körperlichen Vorstellungen!*)

a) Kampf der Engel und Teufel.

Die verschiedenen deutschen und französischen Behandlungen einer solchen Episode, des *Kampfes der Engel und Teufel* hat J. Grimm in der Myth. S. 796 ff. aufgeführt; besonders übereinstimmend mit unserem Gedichte ist Willeh. 49, 10:

vor dem tievel nam der sêle war
der erzengel Kerubîn.

Daß dabei nicht mit Grimm an einen Streit der Walkyrien im Auftrage Wuotans und Frowa's (bei den Christen Michael und Gerdrut) zu denken ist, dürfte nach Zarncke 202 ff. und dem Obigen nicht zweifelhaft sein. — Bei den Angelsachsen aber finden wir schon die ersten christlichen Jahrhunderte hindurch eine visionäre Dichtung über diesen Gegenstand, am ausführlichsten bei Älfric († 1051), aber kürzer schon bei Beda im achten Jahrhundert, also vor unserem Gedichte, erzählt; beide führen auf eine noch ältere Lebensbeschreibung des Schotten Furseus (ums Jahr 633) zurück. (Beda hist. eccl. 3, 19: de quibus omnibus si quis plenius scire vult, legat... libellum vitæ ejus). Furseus ist krank (Homilies of Älfric, in Homil. of the Anglo-Saxon Church Part. I, vol. II. p. 334 ff.); seine Seele wird von drei Engeln in weißen Federkleidern fortgetragen, dann, ohne daß sie es merkt, ebenso wieder in den Leib zurück (*seo sawul ne mihte undergitan hû heo on đone lichaman eft becom, for đæs dreames wynsumnysse*), nachdem sein Leib eine ganze Nacht bis zum Hahnkrat leblos gelegen. Er lebt noch drei Tage, da holen die Engel die Seele abermals und es beginnt, wie in unserem Gedichte, ein Kampf (*pâga*) und eine Auseinandersetzung (*suona*). *Hwæt đa comon đa awirigedan deoflu on atelicum hîwe đære sawle togeanes, and heora ân cwæđ: uton forstândan hî foran mid gefeohte. þa deoflu feohtende scuton heora fyrenan flân ongean đa sawle, ac đa deofellican flân wurdon þærrihte ealle adwæscte þurh đæs gewæpnodan engles scyldunge. þa englas cwædon to đam*

*) Z. B. Gregorii M. Dialogi IV, 9. Aliqui navigio Romani petentes in mari medio positi cujusdam Servi Dei qui in Samnio fuerat inclusus, ad coelum ferri animam viderunt. ib. 7 sieht Benedictus die Seele eines Bischofs Germanus von Capua nocte media in globo igneo ad coelum ferri ab Angelis.

Tertullian de anima philosophiert über die Körperlichkeit (corporalitas, corpulentia) der Seele und ihre Länge, Breite und Höhe; bei Irenæus nimmt der Körper die Figur der Seele an, wie das Wasser die des Gefäßes.

awirigedum gastum: hvî ville ge lettan ure siđfæt? Nis þes man dælnîmend eoweres forwyrdes. đa wiđerwinnan cwædon, þæt hit unrihtlic wære, þæt se man đe yfel geđafode sceolde buton wite to reste faran.... Se engel đa feaht ongean đam awyrigdum gastum to đan swiđe, þæs þam halgan were wæs geđuht þæt þæs gefeohtes hreâm and đæra deofla gehlyd mihte beôn gehyred geond ealle eorđan. Es folgt wieder ein Wortstreit, aber *þa wiđerwinnan wurđon oferswiđde, þurh đæs engles gewinne and ware.* Als sie weiter mitten durch die Flammen fliegen, beginnt ein neuer Angriff: *þa deoflu đa mid gefeohte ongean đa sawle scuton,* und neue Wechselreden über Schuld und Unschuld der Seele, indeß der Kampf fortdauert: *on eallum đisum geflitum wæs đæra deofla gefeoht swiđe stiđlic ongean đa sawle and đa halgan englas,* bis endlich *đurh Godes dôm đa widerwinnan wurdon gescynde.* Nach gefährlicher Wanderung am Höllenfeuer vorbei, kommt die Seele wieder in den Leib; Furseus ersteht zum zweiten Male und lebt und predigt noch 12 Jahre auf Erden.

Diese ausführlichste Dichtung über den Streit der Engel und Teufel hat also auch einen Kampf und einen auf Gründe sich stützenden Streit neben einander, ganz wie unser Gedicht (*dâr pâgant siu umpi, unzi diu suona argêt*), endlich noch einen den Streit entscheidenden Obmann wie Pseudo-Cyrill (Zarncke S. 212). Da Beda ausdrücklich einen Auszug aus einem größeren Ganzen gibt, in den ausgezogenen Theilen aber wörtlich mit Älfric stimmt, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Legende gerade so wie sie bei Älfric erscheint, schon dem Beda vorgelegen habe in jenem citierten libellus vitæ Fursei, daß also die Vorstellung von einem wirklichen handgreiflichen Kampfe schon vor dem achten Jahrhundert, also auch vor unserem Gedichte existiert habe, entgegen Zarncke's Ansicht p. 213, wonach sie erst viel später aufgetreten wäre. Wir sehen also auch in der Darstellung des Muspilli Vs. 2—13 nicht bloß einen auf Gründe sich stützenden Streit, sondern einen eigentlichen Kampf zwischen Himmels- und Höllenheer, den sich der Dichter ähnlich ausmalen mochte wie der Angelsachse; es ist das Natürlichste, bei *dâr pâgant siu umpi* an Schießen und Schirmen mit Ger und Schild, bei *kiuuinnit* (8) an die ursprüngliche Bedeutung „erkämpfen“, bei *suona* vielleicht auch an einen göttlichen Entscheid zu denken.

Auch jener nordische Elucidarius kannte (a. a. O. S. 55, 57, s. oben) wenigstens eine sehr gewaltsame Abholung der Seele durch Engel oder Teufel.

Also eine allgemeine germanische und uralte Vorstellung, ja,

wenn Feifalik's böhmische, mährische, slovakische und polnische Kinderspiele, die mir nicht zugänglich waren, wirklich auch darauf beruhen, eine auch bei Nichtgermanen vielbeliebte, eine allgemein kirchliche, was wiederum ganz entschieden gegen die Ableitung von den germanischen Walkyrien spricht. Zu den von F. weiter angeführten Ausläufern, einem argauischen Kinderspiel bei Rochholz (S. 436), wo man, je nachdem man beim Tanzen am Röcklein Schwindel bekommt oder nicht, Engel oder Rüppel wird und einem schleswigschen bei Müllenhoff (S. 468), wo das dreimalige Überspringen eines Striches, ohne daß man dabei lacht, den Ausschlag für Himmel oder Hölle gibt, und ein Wettziehen der Mutter Marie (auch Fru Rosen) und der Gegenpartei den Beschluß macht (beide kaum sehr zutreffend), stelle ich noch ein viel bezeichnenderes, das in meiner Heimat, der nordöstlichen Schweiz zu Hause ist (Vögelverchaufis): Ein Kind ist Mutter oder Vögelverkäuferin; zwei andere treten nebenaus, die übrigen erhalten von der Mutter Vögelnamen. Eins der Beiden kommt:

Holleho!
Mutter: Wer do?
De-r- Engel mittem guldne Schwert.
M. Was wotter?
E. En Vogel.
M. Wa für ein'n?
E. En Spatz (en Gwaag, e-n-Aegerste, en Heerehetzler, e Rothhüseli.)

Ist der genannte Vogel nicht da, so sagt die Mutter: Isch keine do! und der Engel muß abziehen; ist er da, so springt er sofort auf und wird vom Engel eingefangen. — Der andere Nebenausgetretene kommt:

Holleho!
M. Wer do?
Der Tüüfel mitter Ofechrucke
(oder: Der Cholli mitter Schindlehaue).
M. Was wott er?

u. s. w. wie beim Engel. Zum Schluß muß das Gefolge des Teufels zwischen dem des Engels hindurch „Spitzruete“ (Plumpsack) laufen.

Über Seelen als Vögel, vgl. Grimm Myth. 788, Müller altd. Rel. 402; oben S. 139. Die Mutter könnte die heilige Gertrud sein, welche die Seele in der ersten Nacht nach dem Tode in ihrer Obhut hat, in der zweiten ist sie bei St. Michael oder den Erzengeln über-

haupt, um in der dritten dahin zu kommen, sicut diffinitum est de ea, vgl. Schmeller in Haupts Zeitschr. I. 423. Grimm Myth. 798. 54. 282, der sie weiter mit Freyja zusammenbringt; Müller altd. Rel. 406 Anm. und 111, wo wenigstens der Anklang ans Heidenthum berührt ist.

b) Gespräch zwischen Leib und Seele.

Eine weitere vielfach für sich berührte oder behandelte Episode aus unserem Ideenkreis von Tod und sofortiger Vergeltung ist das Verhältniss von Leib und Seele im Zwischenzustand, besonders gern als Gespräch dargestellt. Daß die Seele zeitweise vom Leibe getrennt ist, namentlich gern, während der Körper schläft, in Thiergestalt ihn verlässt, ist eine alte Vorstellung (Altd. Rel. 403); in einem ags. Gespräche des Salomon und Saturnus erscheint sie in verschiedene Leibestheile zurückgezogen: *Saga me hwar resteđ þæs mannes sawul þonne se lychama slepđ? Ic þe secge, on þrim stowum heo byđ: on þam bragene, oþþe on þere heortan, oþþe on þam blôde.* (Thorpe, Analecta S. 98, vgl. die Benennungen *lîhhamo, gâsthof, bânfat, vat* vläm. Theophilus); bei Visionen (vgl. oben die des Furseus) entfliegt sie und besieht bei der Rückkehr den Körper wie einen wildfremden Gegenstand: *Aefter dissere spræce comon đa englas mid þære sawle, and gesæton uppon đære cyrcan hrofe, þær þæt lîc læg mid mannum besett; and đa englas hine heton oncnawan his âgenne lichaman, and hine eft underfôn. Furseus đa beseah to his lichaman swilce to uncuđum hreawe, and nolde him genealæcan..... þa geseah hê geopenian his lichaman under đam breoste,* und schlüpft wieder hinein. (Älfr. II. 346.)

Vornehmlich ist es aber die abgeschiedene Seele, deren Schicksal und Verhältniss zum Körper uns geschildert wird, in einer Reihe von Dichtungen, die theilweise oben S. 128 angeführt sind. Die Bearbeitungen vom 12. Jahrhundert an nennen als Gewährsmann einen Fulbertus von Francrîche (Philibertus Francigena), der nach einer um 815 geschriebenen vita (in Chifflet, hist. Ternoviensis. Dijon 1733, p. 70) um 616 geboren, Prior zu Raßbach war, 642 ein eigenes Kloster zu Jumiéges gründete und zahlreiche Visionen hatte, worunter jedoch die von Seele und Leib nicht vorkommt. Aber schon früher sehen wir denselben Gegenstand und zwar ohne die Einkleidung in eine Vision, in England bearbeitet (im Cod. Exon. u. Vercell. — bei Grein S. 198 und 203), und in Italien (von Alberich von Monte-Cassino?) in drei Florentiner Handschriften (vgl. Karajan, Frühlings-

gabe 1839. S. 154.) Als Vision und unter Philiberts Namen erscheint eine rixa animæ et corporis erst im 12. Jahrhundert (Karajan a. a. O. Wiener Jahrbücher der Litt. Bd. 59, S. 30.), wohl auch schon dem Bernhard v. Clairvaux oder Walther de Mappes zugeschrieben, und seither häufen sich die Bearbeitungen, namentlich die deutschen in Handschriften zu Wien (Karajan a. a. O. theilt zwei mit), zu Darmstadt und Basel (Rieger in Germ. III, 400 ff.), zu Nürnberg (Bartsch, die Erlösung S. 325), zu Heidelberg u. a. O., — dann auch nichtdeutsche: französische, spanische, englische, mittelniederländische, dänische, schwedische; das Bruchstück einer noch halb angelsächsischen aus der bodleian. Bibliothek steht in Thorpes Analecta S. 142 (the grave, a fragment). Die Situation beruht auf der Vorstellung der Trennung von Leib und Seele beim Tode, wie sie auch das Muspilli kennt; die im Höllenfeuer gepeinigte Seele (nur selten, wie im zweiten angelsächsischen [Verceller-] und im Basler Gespräch, ist es die fromme, bereits selige, oder die aus dem nur kranken, nicht todten Leibe verzückte), besucht den Leib im Grabe und spricht mit ihm. Dieß großartige, furchtbar ahnungsvolle Motiv, wo in stürmischer Nacht der irrende Geist seine modernde Hülle, einst die Genossin seiner Sünden wiedersieht, und eines dem andern die Schuld zuschiebt, bis der Leib vom Wurmfraß erschöpft ist oder die Seele von Teufeln in die ewige Verdammniss zurückgerissen wird, stammt wohl von den poetisch so hochbegabten Angelsachsen, bei denen es uns zuerst bearbeitet erscheint. Auf den Nordwesten weist wohl auch der spätere Träger der Vision, S. Philibert; von England und Nordfrankreich aus verbreitete sich die Vorstellung in der ernsten Zeit des 12. Jahrhunderts plötzlich epidemisch über Europa, gerade wie wir drei Jahrhunderte später (um 1350) unter dem Einfluß einer ähnlichen Stimmung das verwandte Motiv des Todtentanzes urplötzlich zu einem internationalen werden sehen. — Hervorzuheben ist noch, daß in der einschlagenden spanischen „Revelacion“ (in Sanchez, coleccion de poesias castellanas anteriores 1, 179) ein Vogel den faulenden Leichnam umflattert.

c) Höllenfahrt Christi.

Da jeder Sünder und Unchrist sofort in die Hölle kommt, so waren auch die Frommen des alten Bundes einst darin*) und

*) Recht im Gegensatz zu dem Schicksal der jetzt Sterbenden, also in Übereinstimmung mit unserem Gedicht, erwähnt dieß die sehr frühe Homilie in Septua-

daraus fließt, im Anschluß an Eph. 4, 9. I. Petr. 3, 19. 4, 6. Matth. 12, 40. die öftere poetische Behandlung der Höllenfahrt Christi, wo das Reich der Verdammniss geschildert und der Erlöser bei seiner Ankunft von den vorchristlichen Guten, Johannes der Täufer an der Spitze, freudig begrüßt wird. Auch dieser Stoff scheint den Angelsachsen anzugehören. — Vgl. namentlich die „Höllenfahrt“ im Cod. Exon. (bei Grein I, 191 ff) und Satan V ff. (I, 141 ff.); — von deutschen Bearbeitungen ist die ausführlichste die im Alsfelder Passionsspiel (Vilmar in H. Z. III, 510 ff.)

d) Bündniss mit dem Teufel.

Auf die Vorstellung vom Sogleichabgeholtwerden zur Verdammniss gründet sich auch die von einem Bündniß mit dem Teufel, wonach die Seele nach einer bestimmten Zeit ihm verfallen ist, — wie sie ja schon im 10. Jahrhundert von Gerbert im Schwange war. Hier begegnen wir abermals einer internationalen Legende, der von Theophilus, wo ein griechisches Original durch alle europäischen Litteraturen die Runde macht*), und in den Bärenhäuter- und Faustsagen bis heute unaufhörlich wiederklingt.

e) Schilderungen der Seligkeit.

Zu der formelhaften Schilderung der Seligkeit in unserem Gedichte endlich hat schon Müllenhoff (Dkm. 255) die Parallel-

---

gesima (Thorpe Anal. S. 72): *Eála hu fela heáhfæderas ær Moyses æ rihtlice leofodon, and hu fela wísegan, under þære æ, Gode gecwèmlice dróhtnodon, and hí, swa þeah, næron gelædde to heofonan ríce, ærðan þe Drihten nyðer astáh. se ðe neórxna wánges fæsten mid his ágenum deáðe geópnode and hí þa mid langsumre élcunge heora méde underfengon, þa ðe wé bútan élcunge, þærrihte, swa we of úrum licháman gewitað, underfóð.*

*) G. W. Dasent (Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues. Lond. 1845) gibt sie in den meisten Bearbeitungen und erwähnt, obwohl nicht ganz vollständig die übrigen. Sie tritt zuerst griechisch auf, dann bei Hroswitha, Marbod († 1123, opp. ed. Beaugendre p. 1507), Hartmann (12. Jh. von dem gelouben, v. 1927 ff.). Vincent de Beauvais († 1264, Speculum Historiæ 22, 69), Rutebeuf (dramatisch in Jubinal's Mystères inédits du XV. siècle Paris 1837. II. 79), ferner flämisch (Theophilus, v. Blommaert), isländisch, schwedisch (14. Jahrh. bei Dasent) wird erwähnt oder benutzt von Älfric 10—11. Jahrh. in der Homilie de assumptione beatæ Mariæ, Älfr. Society Part I Vol. I. 448), Fulbertus Carnotensis † 1029 (opp. Paris, 1608, p. 136), S. Bernhard († 1153, opp. Paris 1615 p. 268), von Gautier de Coinsi († 1236), Berceo († 1268), Bonaventura († 1274), Jac. de Voragine († 1298) im 13. Jh. und von verschiedenen deutschen Dichtern (Altd. Bl. 1, 79. Mone's Anz. 1834, 273. 1832, 25).

stellen angeführt: daß sie sämmtlich erst von dem nach dem jüngsten Gerichte eintretenden himmlischen Leben gemeint sind, worauf Zarncke a. a. O. 195 aufmerksam macht, entkräftet sie nicht, da, wie wir sehen, nach dem ersten Theil des Muspilli und überhaupt nach deutscher Anschauung, namentlich in späterer Zeit, der Zwischenzustand ganz derselbe ist, wie in der Ewigkeit. Ich stelle dazu (neben Cynev. Crist 1650 ff.) noch Phönix 607 (Grein S. 231), wo denn auch *sorgûn* und *dâr quimit imo hilfâ kinuok* seine Parallele findet.

.... leóhte in lîfe ...
ne biđ him on þâm vîcum viht tô sorge,
vrôht ne veđel ne gevindagas,
hungor se hâta ne se hearda þurst,
yrmđu ne yldo: him se äđela cyning
forgifeđ gôda gehvylc,

welche Stelle denn wohl auch mit der bei Muspilli, Cynevulf und Karajan auf dasselbe gemeinsame Vorbild in der Freisinger Predigt und der des Bonifacius zurückgienge, wenn wenigstens solche Übereinstimmungen in einer Schilderung, die überhaupt in den sämmtlichen angeführten Stellen ziemlich dieselbe formelhafte ist und sich in denselben Ausdrücken bewegt, etwas bewiesen für eine gemeinschaftliche Quelle.

Die mittelalterlichen Darstellungen über Himmel und Hölle, welche auch Grimm Myth. 767 und 781 ff. sammelt*), sind meist eben so allgemein gehalten wie die des Muspilli, die nähere Beschreibung und dogmatische Feststellung der Ideen überliess man der Scholastik**). Später wird die mehr biblische Vorstellung einer himmlischen Stadt für das Himmelreich häufiger: so in „Himmel und Hölle" (Wackern. LB. S. 155 und Müllenh. und Sch. Dkm. XXX) und oft im Barlaam, wie schon in dem früheren nordischen Roman dieses Namens (Barlaams ok Josaphats saga, udg. af R. Keyser og C. R. Unger. Christ. 1851. Cap. 208: til hinar samu borgar, bei Rudolf v. Ems. S. 393).

---

*) Eine höchst merkwürdige Vorstellung über die Hölle zeigt auch noch eine Antwort in dem von Thorpe Anal. S. 100 mitgetheilten Gespräch des Saturnus und Salomon: *Saga me forhwan byđ seo sunne reád on æfen?*
Ic þe secge, forþon heo locađ on helle.

**) Auch um Widersprüche kümmerte man sich nicht, wie z. B. überall die Hölle zugleich feurig und dunkel ist

Wir haben den kirchlichen Vorstellungskreis von Tod und Vergeltung, wie er im Muspilli erscheint, bis in seine Ausläufer verfolgt, und gesehen, daß er, der im Einzelnen von den meisten Kirchenlehrern abwich, doch den späteren einschlagenden Producten ohne Ausnahme zu Grunde lag und so recht eigentlich als der Ausdruck dessen, was damals Glaube war, gelten kann.

Wir haben ferner gesehen, wie tief und wie vielseitig diese Ideen in das geistige Leben und die Litteratur der germanischen Völker eingriffen, wie weithin und in wie übereinstimmender Weise sie fruchtbar waren: dieß und der Umstand, daß meist Geistliche die Träger dieser Litteratur waren, dürften ihnen zum Überfluß abermals ihren unheidnischen Ursprung sichern.

Streit um die Seele, Gespräch zwischen Seele und Leib, Höllenfahrt, Geholtwerden vom Teufel, Himmel und Hölle: das ist eine Reihe von Momenten, an deren jedes sich die dichtende Phantasie anheften konnte. Weniger mannigfaltig ist die Ausbildung und die Litteratur derjenigen Vorstellungen, welche dem zweiten Theil des Muspilli zu Grunde liegen.

(II.) Antichrist und Weltgericht.

Hier lag bei den Kirchenlehrern eine einfach epische und pragmatisch zusammenhängende Folge von Ereignissen vor, die denn auch immer einfach episch bearbeitet erscheinen, nicht in den freieren, auf Situationen fußenden, didaktischen und dramatischen Formen.

Die Litteratur über Antichrist und Weltgericht ist gesammelt in Hoffm. Fundgr. II, 102—104. Das Weltgericht allein mit den demselben vorhergehenden Zeichen ist außerdem vielfach behandelt (vgl. Sommer in H. Z. 3, 525 ff.), und diesen Gegenstand liebten auch die Angelsachsen, vgl. bes.: Cynev. Crist 779 ff. (bei Grein I, 169); *bî dômes dage* (I, 195), denen dagegen die Behandlung des Antichristmythus in dieser Zeit fremd gewesen zu scheint; auch der altdän. Lucidarius kennt ihn nicht. Das Gewöhnliche in den deutschen Bearbeitungen des Weltendes ist, daß die Erzählung vom Antichrist, als dem Vorläufer desselben, vorangeht, und zwar ganz übereinstimmend so, wie sie nach Augustin, Lactanz und den sibyllinischen Büchern uns zuerst zusammengefasst in dem zwischen 949 und 954 verfassten libellus de Antichristo Adsonis Abbatis Dervensis (Abt von Moutier-en-Der) entgegentritt. (Albuini opp. ed. Froben Tom. II, p. 526 ff; — angeblich ad Carolum Magnum ab Alcuino edita; ebenso

fälschlich dem Augustin und Hraban zugeschrieben.) Anschließend an die Deutungen jener Kirchenväter wird hier und später aus den Stellen Genes. 49, 17, Jes. 11, 4. 25, 7. Jerem. 33, 16. Ezech. 38, 8. 39, 8—16. Daniel 7, 25 ff. 8, 23 ff. 11, 37. 45. 12, 1. 7. 11, Zach. 4, 11. 14. Maleach. 4, 5. Sirach 48, 1 ff. 10 ff. Matth. 11, 21. 17, 10. 24, 14. 16. 22. Luc. 10, 13. Ev. Joh. 5, 43. Röm. 9, 27. II. Thess. 2, 3. 8. Apocal. 11, 2. 3. 7. 12, 6. 14 ff. 13, 7. 19, 20, 20. 1. ein Gebäude aufgeführt, dessen hauptsächliche Bestandtheile sind*): Abstammung vom Stamme Dan — Mitwirkung des Teufels bei der Empfängniss — Geburt in Babylon — Erziehung in Bethsaida und Chorazim — Herrschaft in Jerusalem mit Verfolgung der Christen, Zeichen und Wundern, 3½ Jahr lang — Untergang des Römerreiches und Verkündigung des Evangeliums auf dem ganzen Erdboden — Gog und Magog — Predigt des Elias und Enoch — ihre Tödtung durch den Antichrist — Auferstehung nach 3 Tagen — nach Erfüllung der 3½ Jahre Untergang des Ant. durch Gott selbst oder Michael — sodann 40 Tage und unbestimmte Zeit Ruhe bis zum Eintritt des Gerichtes.

Bei dem Letzten müssen wir doch noch kurz verweilen. Alle Bearbeitungen des Gegenstandes ruhen auf den obigen Momenten, nur daß die Dichtungen meist die Entwicklungsgeschichte des Antichrist weglassen und nur bei den dramatisch ergiebigen Punkten verweilen; einzelne Abweichungen gerade unseres Gedichtes hat Zarncke S. 213 ff. aus Varianten des christlichen Mythus selbst oder aus bewußter genialer Änderung des Dichters hergeleitet, so daß jetzt wenigstens Niemand mehr mit Feifalik in der Schilderung des Kampfes und Weltunterganges „das Bruchstück eines altheidnischen religiösen Liedes von der Götterdämmerung, welches verdunkelt und christianisiert im 9. Jahrhundert etwa noch in Baiern mag im Volksmunde umgegangen sein“, sehen wird. Aber für Eins genügen mir jene beiden Erklärungen doch nicht: eben für jene chronologische Abweichung und die Aneinanderreihung von Elias' Tod und dem Weltbrand.

Den Enoch mochte unser Dichter übergehen: von den einschlagenden vier biblischen Stellen (Malach. 4, 5. Sir. 48, 10. Matth. 17, 10. Apoc. 11, 3) erwähnen die drei ersten bloß den Elias; die Deutungen schwanken auch sonst (vgl. Zarncke), und namentlich kennt,

*) Die ganze Litteratur am besten gesammelt in dem großen Werke des Thomas Malvenda de Antichristo. Lugd. 1647.

wie ich sehe, das zweite der sibyllinischen Bücher (dem unser Gedicht ganz besonders nahe zu stehen scheint) bloß den Thisbiten Elias, der auf einem Wagen vom Himmel hernieder kommt*). Auch die Tödtung des Antichrist (46, 47; — es steht ja nirgends, daß sie durch den Gegner geschehe) während des Kampfes erklärt sich ganz ansprechend aus einer poetischen Prolepse seiner späteren Vernichtung durch Gott oder Michael.

Aber die 40 (nach Anderen 42 oder 45) Tage der Ruhe nach dem Tode des Antichrists, oder, was in unserem Gedichte der Zeit nach dasselbe ist, dem des Elias, sind ein so wesentliches Element der Eschatologie, so verhältnissmäßig gut begründet, und gerade zur Zeit unseres Gedichtes so eifrig commentiert und verfochten (während jene früheren Fragen sehr häufig offen gelassen werden), daß ihre Übergehung aufs Höchste auffallen muß, und die Annahme einer individuellen poetischen Licenz sehr gewagt erscheinen lässt. Gleich Beda im 7. 8. Jahrhundert spricht sich sehr entschieden aus (de temporum ratione 68): Percusso autem illo perditionis filio, sive ab ipso Domino, sive a Michaele Archangelo, ut quidam docent, et æterna ultione damnato, non continuo dies judicio secuturus esse credendus est, und der Grund dafür ist bei Allen derselbe, schon biblische (Beda a. a. O.): alioquin scire possent homines illius ævi tempus judicii, si post tres semis annos inchoatæ persecutionis Antichristi confestim sequeretur. Diese Ruhezeit sah man angedeutet in dem Silentium nach der Eröffnung des siebenten Siegels Apoc. 8, 1. (vgl. Beda zur Apoc.); für die Dauer gibt Dan. 12, 12 den Anhaltspunkt, was nach Hieronymus Vorgang ausgelegt wird: beatus qui interfecto Antichristo supra MCCXC. dies i. e. tres semis annos, dies quadraginta quinque præstolatur, quibus est Dominus atque Salvator in sua majestate venturus. Dies ist die allgemeine Ansicht. Requiescet orbis, lehrt schon Lactanz (de vita beata, mit Berufung auch auf die Sibylle), und im 10. Jahrh. Adso (a. a. O.): non statim (nach dem Tode des Antichrist) ad judicium Dominus veniet, sondern (nach Daniel) gebe der Herr den incantatis et caracteratis 40 Tage zur Buße, — mit Berufung auf Hieron. in Danielem 11, 45, und auf Augustin (Epistel über II. Thess. 4, 12, die übrigens nichts dergleichen enthält), sowie auf des Hieronymus expositio VII. tubarum ad Evervinum (Ed. Veron. I. 793). Die durchaus übereinstimmenden Ansichten der Kirchenväter hierüber sammelt Malvenda de Antichristo II. 243 ff.,

*) Corrodi, krit. Geschichte des Chiliasmus 1781. II. 341.

wo auch die scheinbar widersprechenden Angaben Ezech. 39, 12 (Begräbniss der Gefangenen 7 Monate lang) und 9 (Verbrennung der Waffen 7 Jahre hindurch), als bloß typisch, aus den Kirchenvätern widerlegt werden. Auch der Pseudo-Anselm'sche Elucidarius kennt 40 Tage Frist, auf die dann zu unbestimmter Zeit das Gericht folgt; im Basler Lucidarius erhalten die Juden 40 Tage zur Buße (Basl. Hss. 22.); der Entekrist, Fundgr. II. 126 bemerkt dazu: *so hat uns der wise beda gekundit, iohannes in apokalypsi kît, man lisit in daniele.*

Und in diese so allgemein angenommene Zwischenzeit setzt nun zudem noch ganz übereinstimmend das deutsche Mittelalter ein mit Vorliebe ausgebildetes Moment: die sogenannten 15 Zeichen, auch diese allgemein auf Hieronymus zurückgeführt, und namentlich von Thomas v. Aquin, Richard v. Middletown, Petrus Comestor ausgebildet, dann vielfach poetisch behandelt: vgl. Haupts Z. I, 117. III, 523. 'Fundgr. I, 130. II, 106. Wunderhorn 3, 199. Riegers alt- und angels. Leseb. 213, der Meißner in Minnes. III, 96 b, über die ganze Litteratur, Sommer in H. Z. III, 526 ff.; und bei den Angelsachsen, obwohl ohne das bestimmte Zahlenverhältniss, Crist 800 ff, und *Dômes däg* (Grein I. 195). Erst nach dieser Zwischenzeit, der nach Anderen sogar noch eine weitere unbestimmte Frist folgt (vgl. Fundgr. II, 129, 32), tritt die Auferstehung ein; bei denen die ein tausendjähriges Reich erwarten, bloß die der Märtyrer, bei den Uebrigen die allgemeine zum Weltgericht. — Alle aber trennen, oft mit ausdrücklichen Worten, das Gericht vom Kampf des Elias und Antichrist.

Diesen übereinstimmenden Ansichten steht nun die Darstellung unseres Gedichtes gegenüber als völlig unbiblisch und unkirchlich. Gieng der Dichter von jenen aus, wollte er biblisch und kirchlich dichten, so war kein Grund, hier davon abzugehen, auch nicht der einer wirksameren Concentration; man sieht nicht ein, warum er, wenn es ihm d a r u m zu thun war, dann nicht gleich auf Elias Tod die rächende Ankunft Gottes, von dem das Feuer ausgehen konnte, folgen ließ. Hier tritt auch eine ziemlich unpoetische Pause und Stockung in der Handlung ein, die, wenn sie concentriert sein sollte, gerade im Nahen des Richters gipfeln mußte.

Aber mir scheint, der Verfasser unseres zweiten Gedichtes steht eben, wie wir schon bei der Schilderung der Auferstehung, im Gegensatz zu der des ersten, bemerken konnten, nicht auf dem streng kirchlichen Standpunkt, sondern schließt sich an den V o l k s g l a u b e n an, d i e s e m und nicht seiner eigenen Genialität g l a u b e i c h, so hoch ich

ihn sonst als Dichter stelle, auch diese Abweichung zurechnen zu müssen. Wie viel das Mittelalter von Elias zu erzählen wusste, das wissen wir aus Myth. 157 ff.; warum sollte sich die dichtende Phantasie nicht gerade hier, auf dem Glanzpunkt seiner göttlichen Sendung, an seine Gestalt geheftet haben? — Aber jene Causalverbindung zwischen Elias und dem Weltbrand ist auch nicht unserem Dichter allein eigen.

Im zweiten sibyllinischen Buch lesen wir: der Thisbit kommt auf einem Wagen vom Himmel (Enoch fehlt ebenfalls) und thut vier Zeichen — *καὶ τότε δὴ* (also ohne Zwischen- oder Ruhezeit)

ποταμός τε μέγας πυρὸς αἰθομένοιο ῥεύσει ἀπ' οὐρανόθεν, καὶ πάντα τόπον δαπτήσει, γαῖαν τ' ὠκεανόν τε μέγαν, γλαυκήν τε θάλασσαν, λίμνας καὶ ποταμούς, πηγὰς καὶ ἀμείλιχον ᾅδην καί πόλον οὐράνιον ἀτὰρ οὐράνιοι φωστῆρες εἰς ἕν συῤῥήξουσι καὶ εἰς μορφὴν πανέρημον ἀστέρα δ' οὐρανόθεν θαλάσσια πάντα πεσεῖται.

Nun hören wir, daß die sibyll. Orakel früh in Deutschland bekannt und beliebt waren. Die Kirchenväter selbst dagegen sind mit dem ersten und zweiten Buch derselben gänzlich unbekannt (Herzog, Realencycl. unter Sibylle), selbst der Sibylloman Lactanz; diese beiden werden daher für viel später abgefaßt erklärt, als die übrigen. Wie, wenn die volksmäßige Verbindung von Elias und Weltbrand aus diesen, also aus der späteren apokryphen Überlieferung stammte, während die übrige, namentlich spätere, geistliche Dichtung den Kirchenvätern und der orthodoxen Lehre folgte? Jener Überlieferung konnte im Volksglauben so Manches entgegenkommen, was diese Verbindung noch fester knüpfte, Nebenumstände konnten sich nach Analogie heimischer Sagen umgestalten: das Blut des Drachen verzehrt den Struthen (vgl. das Gift der Weltschlange Vülusp. 55 und Gylfaginn. 51, — wohlverstanden nur als Analogie), das Gift, das auf Loki träufelt, veranlaßt das Erdbeben. Es wäre wohl möglich, daß unserer Darstellung jene jüdische*) Überlieferung in germanischem Gewande zu Grunde läge.

Und auf den Volksglauben und die volksmäßige Umgestaltung des Überlieferten führen uns denn auch noch einige andere Züge, die in der Kirchenlehre geringen oder keinen Grund finden; sie sind, um mit Wackernagel zu sprechen, „nicht heidnisch, sondern deutsch."

*) Vgl. die Vorstellung bei Pirke Eliezer (Corrodi a. a. O.), wo der Feuerfluß Dinor, durch den alle Menschen gezogen werden, aus dem Schweiße der Cherube am Wagen Gottes entsteht.

Der *uuarh* 39 konnte in der bestia ex abysso (Apoc. 11, 7) begründet sein; aber der Deutsche mochte doch wohl bei der bloßen Allegorie nicht stehen bleiben wie Beda (i. e. vidi hominem saevissimi ingenii de tumultuosa impiorum stirpe progenitum cui mox nato et per magicas artes a pessimis imbuto magistris adjungens se diabolus totam virtutis suæ potentiam... individuus comes attulit, de temporum ratione 68), sondern sich ein halbthierisches Ungethüm vorstellen, einen Werwolf, wie der Angelsachse seinen Grendel, der *heoro-vearh* heißt (Beóv. 1268, wohl mehr als bloß: Geächteter), oder wie der skandinavische Norden den Fenrir. In S. Oswalds Leben, H. Z. 2, 125, erscheint eine Heidin in der Hütte als *eyne grosse wolffynne*, der die Teufel Schwefel und Pech eingießen.

Die Theilnahme Satans am Kampf kann im Volksglauben nicht befremden, wo oft der *tiuvel und der antekrist* (H. Z. 6, 382) identificiert vorkommen.

Die bloße Verwundung des Elias konnte die populäre Überlieferung, die ihn verherrlichen wollte, seiner Tödtung substituieren; von seiner Wiederbelebung scheint sie nichts zu wissen, sonst wäre sie jedenfalls erwähnt.

Die Schilderung des Weltbrandes ist echt volksthümlich, ganz entsprechend der des Chaos im Wessobr. Geb. (Z. 3 *stein* zwischen *poum und pereg* nach Wackern., Höpfn. und Zacher I, 309): Himmel, Erde, Mond, Meer sind dem Deutschen für das Weltall, — Berg, Baum (vgl. im Altn. Gras) und als Letztes der feste Stein für die Erde das Bezeichnende (vgl. Völusp. 3. 5).

In der christlichen Lehre wird der Mond einfach verfinstert in blutigen Schein (Matth. 24, 29 u. ö., vgl. Heliand 131, 20.); fallen, wie hier, dürfte er nach Beda (in Matth. 24) nicht, da nach Apoc. 12, 1 die Kirche auf dem Mond steht.

Auch ein wirkliches Vergehen des Himmels, d. h. des Äthers, geben die Kirchenlehrer nicht zu, trotz Matth. 24, 35: nur die Erdenluft wird zerstört, denn nach Beda (de die judicii 69) wäre Verfinsterung von Sonne und Mond, und Fallen der Sterne unmöglich, si coelum ipsum, locus videlicet eorum, igne voratum transibit; auch der „neue Himmel“ (Apoc. 21, 1) ist nur per ignem innovatum.

Die Kirchenlehre von den Vorzeichen des Gerichtes läßt seit (Pseudo-) Hieronymus übereinstimmend durch eines derselben alle Berge geebnet werden (so schon im Codex unseres Gedichtes selbst das in die Predigt eingeflochtene sibyllinische Orakel: jam æquantur campi montes et cærula ponti, Schmeller Musp. S. 5; — H. Z. II,

523 und im Fries. *Âegabôk* ist dieß das neunte Zeichen, ebenso bei Petrus Comestor hist. evang. 141, — bei Ricardus a Media Villa das elfte, beim Meißner das sechste, H. Z. I, 123 das zehnte; P. Comestor nimmt sich sogar hist. ev. a. a. O. die Mühe des Beweises, daß trotzdem noch das Thal Josaphat, wo Gericht gehalten werden soll, existiert); hier verbrennen sie erst im Weltbrand.

Um das Alles kümmert sich unser Dichter nicht; er gab eben einfach, was Glaube war, voll volksthümlicher Züge — „heidnischer“ sagen wir lieber nicht, damit man diesen Ausdruck nicht wie bei Bartsch und Feifalik von directer Entlehnung aus dem Norden verstehe. Nicht Alles was volksmäßig-heidnisch ist, ist nordisch, hinwiederum aber dürfte Manches was christlich scheint, schon im germanischen und noch älteren Glauben begründet und später durch ihn begünstigt sein. So ist gewiß der Zwiespalt der Verwandten, den unser Gedicht andeutet, nicht zuerst aus christlicher Anschauung (Marc. 13, 12. Luc. 21, 6) geflossen, sondern ruht mit dem *skeggöld, skalmöld, vindöld, vargöld* der *Völuspâ* (entsprechend dem *fimbulvetr* in der Natur) auf einheimischer Vorstellung, nach welcher den Stürmen und Verfinsterungen in der Natur auch Sturm und Erlöschen aller Liebe in der Menschenwelt entsprechen mußte (Dietrich, Alter der Völusp. H. Z. VII), und der wir, wenn ich nicht irre, schon im indischen Kali-Alter vor dem Weltende (**Kali** Streit) begegnen (Vishnu Purâna übs. von Wilson S. 622 ff.): the observance of caste, order, and institutes will not prevail in the Kali age... family descent will no longer be a title of supremacy... the mother and father-in-law will be venerated in place of parents, and a man's friends will be his brother-in-law, or one who has a wanton wife. Men will say: „Who has a father? who has a mother? each one is born according to his deeds.“

Wüßten wir, ob der nordische Ragnaröks-Mythus und wie viel davon auch in Deutschland gelebt habe, so könnten wir mit Sicherheit von heidnischen Zügen sprechen und die betreffenden Theile, wie Bartsch thut, ins Heidenthum zurückübersetzen. So aber können wir nur volksthümliche Behandlung des christlichen Gegenstandes und Einmischung volksthümlicher Züge erkennen und müssen uns begnügen, einfach die ähnlichen heidnischen Anschauungen daneben zu stellen, es unentschieden lassend, ob sie wirklich verwandt — vielleicht unverwandt — sind, oder nicht. Es sind bes. Völusp. 45. 47. 55 (vgl. Gylfaginn. 51). 56.

Auch die entsprechenden Stellen der ags. Gedichte wird man

nicht, wie Bartsch die Deutschen (*der inan farsenkan scal = sigr fold î mar*), direct mit denen der Edda in Verbindung bringen. Es wird dasselbe Verhältniss zwischen Überlieferung und Volksglaube wie im Muspilli herrschen in Crist 808 ff. (vgl. *Dômes däg* 7 ff.), oder 931 ff.:

dyneđ deóp gesceaft
  and fore dryhtne fäređ
välmfyrr mǣst
  ofer vîdne grund,
hlemmeđ hâta lêg,
  heofonas berstađ,
trume and torhte
  tungol ofhréosađ:
þonne veorđeđ sunne
  sveart gevended
on blôdes hiv,
  seó þe beórhte scân
ofer ǣrvoruld
  älda bearnum
môna þät sylfe,
  þe ær moncynne
nihtes lyhte,
  niđer gehreósеđ
and steorran svâ some
  stredađ of heofone
þurh þâ strongan lyft
  stormum âbeátne.
Vile älmihtig
  mid his engla gedryht
mägencyninga meotod
  on gemôt cuman,
þrymfäst þeóden.

Also: Volksglaube, aus judenchristlicher (2. sib. Buch) und altnationaler Grundlage zugleich üppig emporwuchernd, ist es, worauf unser zweites Gedicht im Gegensatz zum ersten ruht.

Es sei endlich auch noch, nach den resultatlosen Anderer, ein Versuch gewagt zur Erklärung des heidnischsten der heidnischen Züge oder der einzigen ganz sicher heidnischen: des Wortes von dem unsere Gedichte seit Schmeller den Namen haben. Das ahd. *muspilli* (oder *muspil?**) dat. muspille (Vs. 57), das an. Muspell, Muspelsheimr, und das as. mudspelli mutspelli (Hêl. 79, 24. 133, 4.) mit Leo (H. Z. III, 226) aus dem wälschen mud und yspel oder dem gälischen muth und spuill abzuleiten und „Hinausschaffen" oder „Plünderung des Beweglichen" zu erklären, ist bei einem so alten und vorzugsweise bei den Skandinaven, die nie mit den Kelten nachbarlich sich berührten, gebräuchlichen Worte sehr bedenklich.

Jac. Grimm's Erklärungen oris eloquium oder mutationis nun-

*) Der Muspil Lachm., das Muspilli Schmeller, Müllenh., Bartsch, Zarncke. Die ahd. u. as. Stellen bieten nur den Dat. u. Gen., und den artikellosen Nom. (muspilli Hêl. 133, 4.). — Die altnordische (wohl männliche?) Personification in Muspells lyđir, synir, Muspellsheimr, kann für's Hochdeutsche nicht entscheiden.

tius (Gr. II. 526) haben formelle wie sachliche Bedenken und werden von ihm selbst (Myth. 768) aufgegeben. Richtig aber, wie ich glaube, ist an letzterer Stelle der zweite Theil des Wortes zu an. spilla, ags. spillan, ahd. spildan, as. spildian, pendere gestellt; für den ersten genügt Grimm keine der dortigen Ableitungen; man ist nach ihm befugt, darin „eine altverdunkelte entstellte Form zu finden."

Ich denke an den allgemein nordgermanischen Ausdruck für Gott: *metod* (*meotod*) im As. und Ags., *miötudr* im Altn. (vgl. Myth. 20), welcher Gott oder die Götter (als die Messenden, Bildenden, Schaffenden) bezeichnet (vgl. die mhd. Parallelen, Myth. 20, Müller altd. Rel. 148). Der hochdeutschen Form der Wurzel „*mit*" mit *z* würde der Mangel des *t*-Lautes in hd. *muspilli* entsprechen, (*z* vor *s* fiel aus, vgl. *bezist-best*), während sich zu as. *metan, metiri,* richtig das *t* oder *d* in *mutspelli* stellt; das An. assimilierte regelrecht. (Das Vb. *meta* kommt nur im Ptc. Pt. *metinn* *εἱμαρμένη*, vom Schicksal bestimmt, vor, Sigdrf. 20). Die Vorstellung von den Göttern als Bildnern reicht in die Urzeit zurück: auch im Sanskrit ist die Bildnerin, *mâtar*, nom. **mâtri** (zur Wurzel **mâ**) personificiert als Göttermutter. Dem ssk. *mâ* würde g. an. as. *mô* entsprechen, also ein dunkler Vocal. Für die Zusammensetzung darf wohl statt derjenigen mit *-od-udh* auf eine ähnliche kürzere Bildung, entsprechend derjenigen im Sanskrit zurückgegriffen werden, die in *mud mut* steckt. *metodô-spelli* (resp. *môtspelli*) Götterverderben, wäre für das Feuer und speciell das des Weltbrandes, die passendste Bezeichnung und würde sich sehr ansprechend neben *metodô-giskapu, reganô-giskapu* stellen.

GÖTTINGEN, im August 1870.

HARTMANN'S VON AUE HEIMATH UND STAMMBURG.

I.

Über Hartmann's Heimat bestehen vier Hauptansichten. Die einen, noch vertreten durch Kurz, halten ihn für einen Thurgauer aus dem Geschlechte von Westerspül. Diese Annahme wurde bereits von den Brüdern Grimm, Lachmann, Haupt, wie mir scheint, mit Erfolg be-

kämpft. Wilmanns meint, der Dichter wäre ein Franke; Bech wies auf Eigenthümlichkeit der Sprache und historischen Beleg sich stützend diese Ansicht als irrig zurück. So bleiben noch zwei Aufstellungen übrig. Stälin*), Lachmann, Schreiber, suchen seine Stammburg im badischen Oberlande, Brüder Grimm und Karl Roth im oberen Neckarthale. Welche beider Annahmen ist nun, wenn nicht die allein richtige, doch berechtigtere?

In der nächsten Nähe des bezüglichen badischen Au lebend, stellte ich mir die Aufgabe, die Gründe für die Stälin'sche Ansicht einer näheren Prüfung zu unterziehen. Das Resultat derselben erlaube ich mir hiemit als bescheidenen Beitrag zur Lösung obschwebender Frage beizusteuern.

Das Dörfchen Au, das in dieser Frage zunächst in Betracht kommt, ist eine Stunde von Freiburg am östlichen Fuße des Schünberges, in dem lieblichen Hexenthälchen belegen. Dasselbe begegnet uns schon als *Auwa* in einer Urkunde des Klosters St. Gallen vom Jahre 861 **).

Die Schreibung des Ortes erscheint urkundlich in folgenden Formen: *Owa, Oowa* (de) Rot. San. Petr. 85, 75; *Owon, Owen,* 86, 79, um 1120. *Owe, Ǒwe,* um 1280. Schreib. Urk. d. Stadt Freiburg, I, 113; *Ouwe* 1350, II, 150; *Aw* um 1470, II, 551 und jetzt *Au.*

Den Bestand einer „Burg“ in dem genannten Dorfe belegt die Stelle: *Au, burg ze Obhusen,* Mone, Zeitschr. des Oberrh. VIII, 390, sie lag auf einem allseitig sanft abfallenden, oben flachen Ausläufer des genannten Schünberges, in der Gegend, wo heute die 3 „Burghöfe“ sich befinden. Doch muß diese „Burg“ weder von beträchtlichem Umfange, noch fester Bauart gewesen sein, denn der unbefangene Wanderer würde kaum ahnen, daß hier ehemals eine Burg gestanden, so wenige Spuren zeigt noch die Stelle, so wenig geeignet für eine Veste überhaupt erscheint die Örtlichkeit.

Auf dieser Burg nun waren Ministerialen der Herzoge von Zähringen seßhaft; sie nannten sich zweifelsohne vom Orte selbst *von Ouwe.* Ihnen soll nach der Ansicht bezüglicher Forscher der „arme Heinrich“ und so der Dichter Hartmann selbst angehören. Die Stellen, welche zu dieser Annahme führten, sollen der Übersichtlichkeit und Wichtigkeit wegen soweit als nöthig im Wortlaute folgen.

*) Wirtemb. Geschichte II, 762; Lachmann Walther[3] 196. A. Schreiber: Die Minnesänger an den Fürstenhöfen im Breisgau. Freib. 1862.

**) In ea ratione ut annis singulis persolvamus den. II. ad basilicam quae dicitur Auwa .... Neug. cod. dipl. I, 320.

In einer größeren Schenkung des Herzogs Berthold III. und seines Bruders Konrad an das nahe Kloster S. Peter vom 26. December 1112 werden in folgender Reihe als Zeugen aufgeführt: ...astantibus nobilibus viris, quorum nomina in rei gestae testimonium suscripta sunt: Cuonone de Kunringen...... (Folgen neun Zeugen) et de domo ducis: Cuonone de Blankenberg, Reginhardo de Wilare, Berewardo de Verstatt, Heinrico de Owon, Gisilberto de Wilare et aliis quam pluribus. Rotul. San Petrinus, Beigabe zu „die Zähringer" von Leichtlen, Freib. 1831, S. 65.

Ganz dieselbe Fassung bezüglich der Zeugen hat die Schenkung Nr. 97, S. 75 ff. nur erscheint die jüngere Form de Owen. Gewichtiger erscheinen noch die beiden Stellen des Rotulus, worin eigene Schenkungen besagten Heinrichs verzeichnet sind, da dieselben uns belegen, daß derselbe wirklich im Dörfchen Au begütert und seßhaft war. Die Vergabungen lauten: Heinricus de Owa vineam unam et pratum apud Ufhusen[1]) situm pro salute animae suae S. Petro donauit. S. 85. Der Wortlaut der größeren, die um das Jahr 1120 zu setzen ist[2]):

Heinricus de Owon curtem suam una cum domo et omnibus, quae ibi possidebat, S. Petro donauit in praesentia domini sui Bertholdi III et fratris eius domini Cuonradi; audientibus quoque his liberis hominibus: Cuonone de Kunringen et filio eius Cuonone... (folgen noch 5 liberi, dieselben, die oben nobiles hießen) et de familia ducis Cuonone de Blankenberg, Reginhardo de Wilare et aliis quam plurimis. Rot. S. 86.

Aus vorgelegtem Material ergibt sich: Der Ministeriale Heinricus de Owon ist persönlich unfrei, denn anders könnte „liberi" der „familia ducis" — und zu dieser gehört er ja — nicht so entschieden gegenüber gestellt sein[3]).

Selbst unter den genannten Ministerialen ist Heinricus weder durch persönliche Stellung, noch durch etwaigen Besitz hervorragend, da er drei anderen ebenfalls unbedeutenden Geschlechtern nachgesetzt und hinter dem nächstfolgenden mit namentlicher Aufzählung der Zeugen als ganz unbedeutender Personen abgebrochen wird. Sein mit

---

[1]) Ufhusen, jetzt Uffhausen, Dorf 3/4 Stund von hier, 1/2 St. von Au.

[2]) So Schöpflin, hist. Bad. V,64, Stälin II, 20.

[3]) Alle Dienstleute (ministeriales) waren Hörige ihres Herrn. Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränk. Königen I, 179; damit im Einklang Stälin Wirt. G. II, 594; u. nach Bader Badenia (ältere) III, 45, „konnte der geringste Leibeigene der Stammvater eines edlen Geschlechtes werden."

Genehmigung geschenkter Besitz war nicht von Belang, sonst würde wie bei anderen beträchtlichen Schenkungen dieselbe detailliert sein, namentlich waren darin keine Eigenleute inbegriffen [1]).

Demnach ist Heinrich von Au ein unbedeutender, nicht einmal persönlich freier Dienstmann der Zähringer: ein Ergebniss, mit dem unsere obigen Angaben bezüglich der Burg völlig übereinstimmen. Betrachten wir dem historischen Heinrich gegenüber den „armen". Mit Übergehung der rein persönlichen Züge, als hier nicht ins Gewicht fallend, halten wir nur die Angaben über Geschlecht, Heimat und Besitz fest.

Der *herre Heinrîch* war *von Ouwe* geboren, *gesezzen ze Swâben.* Er war persönlich frei, *von geburt unwandelbære,* ja *wol den fürsten glîch.* War reich an Besitz und Habe, — *er hete ze sînen handen geburt und darzuo rîchheit... wart rîcher vil dan ê des guotes,* verfügte selbständig über freies Eigenthum (vgl. 246 ff. dazu Straßb. Hs. *sînen liebsten vreunden zehant, den bevalch er burge und lant* und 1452 *er gap in ze eigen dâ zehant daz breite geriute, die erde und die liute....,* gebot über Mannen, V. 1470 und konnte so in der That ein *schilt sîner mâge* sein.

Wohl hat in dem „armen Heinrich" der Dichter das Musterbild eines echten Ritters der damaligen Zeit gezeichnet [2]), wir legen darum auf die persönlichen Vorzüge weniger Werth, denn zu unterscheiden, wie viel Wahrheit, wie viel Dichtung vorliegt, ist unmöglich, müssen aber deßhalb obige, das Geschlecht berührenden Angaben auch Erdichtung, beziehungsweise unhistorisch sein? Sehen wir zu.

Anzunehmen, daß Hartmann sein eigenes Geschlecht, denn auch er ist ein Ouwære [3]), über die Wahrheit gefeiert habe, widerspricht zunächst geradezu seinem Charakter, in welchem als Hauptzug die *Mâze* anerkannt ist [4]); dann hätte er, und das will bei einem Hartmann viel sagen, durch eine derartige Verherrlichung sich unter den mit den wirklichen Verhältnissen des Geschlechtes der Auer gewiß

---

[1]) Die Schenkung solcher wird im Rot. ausdrücklich erwähnt. So S. 66, Nr. 14; 67, Nr. 24; 68, Nr. 34, 35, 36, 44 und noch oft.

[2]) Wackernagel, Lit. 105.

[3]) So nennt er sich selbst, so andere, die mit und nach ihm lebten. Vgl. die Citate bei Bech. „Ritter" und vorübergehend (freiwilliger) „Dienstmann" eines noch nicht ermittelten Herrn, aber nicht eines „von Owe". War gesessen „ze Owe", A. H. 5, wenn man nicht die Lesart B „von Owe" übereinstimmend mit I. B. 29 vorziehen will.

[4]) Wackernagel, Lit. 197.

genau vertrauten Landes- und Stammgenossen geradezu lächerlich gemacht. Ist dieß von dem *wîsen* Hartmann denkbar? Daß endlich der Dichter seine Familiengeschichte, reicht sie auch noch weiter zurück, gekannt habe, gedenkt wohl Niemand ernstlich in Abrede zu stellen [1]).

Ich halte daher an der Ansicht fest, daß die Angaben über den Adel des Geschlechtes, über Hab und Gut historisch seien und komme zu dem Schluße:

Jener persönlich unfreie, unbedeutende Zähringische Ministeriale Heinrich von Au im Breisgau kann nicht identisch sein mit dem persönlich freien über Land und Leute selbständig verfügenden Herrn Heinrich von Au in Schwaben [2]).

Ist nun die Stammburg des „armen Heinrich" nicht im Breisgau zu suchen, so kann auch der Dichter, da er zu demselben Geschlechte zählt und eine Verwandtschaft zwischen beiden Auern nicht nachweisbar ist, nicht aus unserer Gegend stammen.

Mit diesem allerdings negativen Resultate könnte ich abbrechen. Doch möge noch der Vollständigkeit wegen und zur Erhärtung unserer Ansicht das Geschlecht der Breisgauer Auer, so weit als urkundlich möglich, zur Besprechung gelangen. In keiner Urkunde aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., und ich habe deren nicht wenige durchgesucht, begegnete mir ein Breisgauer Auer außer wieder im Rot. San Pet. S. 75.

Die Stelle heißt: Liuffridus, miles de Oowa, uineam unam apud Ufhusin pro remedio anime sue Sancto Petro dedit. Die Vergabung geschah ungefähr um 1180—1190, wie aus dem Zusammenhang sich ergibt, mit welcher Annahme auch Sachs bad. Geschichte I, 53 übereinstimmt. Auch dieser „miles" muß als Zähringer Ministeriale angesehen werden, wenngleich er ohne ausdrücklich erwähnte Zustimmung seines Herrn vergabte [3]).

---

[1]) Oder sollte wirklich der „arme Heinrich" schon „mythisch" sein? Stälin (a. a. O.) und Lachmann, Walther 3. A. S. 196 setzen ihn durch die Identificierung mit dem Heinricus de Owon um 1112—1123, also 60—50 Jahre vor Hartmann: ein Großvater oder Großoheim wäre somit schon „mythisch?"

[2]) Da Hartmann offenbar Heinrichs und seine Heimat durch „ze Swaben" ausdrücklich angeben wollte, so würde er in Beziehung auf unser Au schwerlich in Schwaben, sondern im Breisgau gesetzt haben, denn letztere Bezeichnung war, soweit ich überschaue, die allein übliche. Man vgl. z. B. Dumgé, reg. bad. S. 119 vom J. 1101; S. 139 v. J. 1155; S. 138 v. J. 1198; S. 147 v. J. 1187 und öfter. — Wenn immerhin kein allzu großes Gewicht diesem Umstand beizumessen ist, so darf er doch nicht ganz übersehen werden.

[3]) Herzog Konrad 1122—1152 hatte der Abtei St. Peter die Freihei t bestätigt,

Zu diesem „miles Liuffridus", der so wenig als sein Ahne Heinrich eine Persönlichkeit von Bedeutung gewesen war, müsste unser Hartmann in näherem verwandtschaftlichen Verhältnisse gestanden und wie dieser ein Zähringischer Ministeriale gewesen sein [1]). Sein Herr wäre Berthold IV, gest. 8. Dezember 1186. Gegen diese Vermuthung streitet: 1. das Verhältniss Hartmanns zu seinem Herrn war mehr ein freundschaftliches als streng dienstliches, Bech, Lieder 2, 37; 8, 37 ff.; solche Innigkeit ist aber zwischen dem bis 30 Jahre jüngeren und niederstehenden Dichter und dem Herzog nicht anzunehmen; 2. Hartmann's Herr muß kurz, bevor derselbe den Kreuzzug antrat, gestorben sein, denn aus den bezüglichen Stellen spricht der noch ganze frische Schmerz um den herben Verlust des Freundes. Würde kaum zutreffen, selbst wenn wir die Betheiligung des Dichters am Kreuzzuge 1189 annehmen [2]); 3. der geborne Dienstmann wäre nothwendig an Berthold V. übergegangen. Dieser kunstsinnige Freund des Gesanges (vgl. Wackernagel, Lit. S. 110; Stälin, w. G. II, 298 ff.) hätte wohl einen sonst unbekannten Berthold von Herbolzheim, nicht aber den so bedeutenden Hartmann, dazu seinen Vasallen an seinen glänzenden Hof gezogen und dort fest gehalten? Hätte unter solchen Umständen, da ja gerade bei Berthold V. die gebührende Würdigung und Werthschätzung dem Sänger in sicherer Aussicht stand, er über seines Herrn Hinscheiden in dem Grade betrübt sein können, als uns die citierten Stellen belegen? — Nun aber ist überhaupt kein zweites Dienstverhältniss des Auers nachweisbar; er scheint vielmehr zurückgezogen auf seinen Gütern dem Familienglücke, den ländlichen Beschäftigungen und seiner Muse gelebt zu haben [3]).

---

daß seine Dienstleute ihre Güter diesem Gotteshause nach Belieben freiwillig überlassen könnten. Sachs. bad. Geschichte, I, 38. Von dieser Freiheit machte auch schon Heinrich von Au bei seiner kleineren Schenkung Gebrauch.

[1]) Daß der Dichter aber nicht wie Stälin (a. a. O.) und auch Andere meinen, dessen Vasall gewesen sein könnte, ist nun aus dem bereits mitgetheilten Materiale klar, denn der „miles Liuffridus" ist ja selbst im Besitz des Lehens, und anderen größeren Besitz hatten die Auer nicht.

[2]) Diese hat neuerdings wieder Seizler, (Forschungen z. d. G. 1870, 1. H.) durchzuführen gesucht. Er nahm deßhalb die schon von Grimm aufgestellte Lesart wieder auf:

ebte mîn her, Salatîn und al sîn her

Arm. H. S. 135 Berl. 1815.

[3]) Von dem Wappen, den Farben, womit Hartmann in der Hs. erscheint, auf welche Stälin an angeführter Stelle einiges, Schreiber dagegen mehr Gewicht legt, ist

Es mögen nun noch einige Auer sich anreihen, von denen ich allen Grund habe zu vermuthen, daß sie dem Breisgau angehören.

1. 1258. Eine Schenkung an das benachbarte Kloster Thennenbach: domine Adelheidis usoris mee dicte de Owe. Ihr Gatte war Werner Koler von Freiburg. Mone, Zeitschr. d. Oberrh. IX, 471.

2. 1327. Rudolf von Owe Zeuge bei einer Schenkung des Albert von Falkenstein. Mone, Z. 12, 463.

3. 1366. Clara von Ouwe, Rudinis von Ouwe, Wittib, gibt dem Markgrafen Otto das Wiederlösungsrecht über eine Gilte. Sachs bad. G. I, 441.

4. 1373. Ein Bruder Johannes von Ouwe, Johanniter, Zeuge bei verschiedenen Schenkungen. Mone, Z. XVI, 469.

5. 1427. Agnes von Ow, Wittib Rudinis de Ow, armigeri, macht eine Meßstiftung ins hiesige Münster. Lib. benef. Stadtarch.

6. 1465. Edelin de Ow, Priorin des Klosters Adelhausen. Klosterchronik. Stadtarchiv*).

In den bereits von Schreiber veröffentlichten zahlreichen städtischen Urkunden finden wir von dem Geschlechte keine Erwähnung, eine Thatsache, die nicht unterschätzt werden darf. Wäre das vor den Thoren der Stadt seßhafte Geschlecht durch Grundbesitz, Adel, Verdienste bedeutend je gewesen oder vorübergehend geworden, so müßte doch auch diese Bedeutung in der Geschichte unserer Stadt, wie bei anderen in der Nähe wohnenden Geschlechtern es wirklich der Fall, urkundlich bewiesen hervortreten.

Daß nun unter solchen obwaltenden Verhältnissen von einer Freiherrschaft zu Au, deren Annahme doch durch die Persönlichkeit des „armen Heinrich" bedingt ist (vgl. Haupt, Lied. XI), keine Rede sein kann, wird auch dem Fernestehenden augenscheinlich. Der Ortskundige weiß aber, daß für eine solche in dem rings von der Zähringer und anderer Edlen Gut eingeschlossenen kleinen Gebiete des

---

ganz abzusehen. Wie wenig damit anzufangen, zeigt der Umstand, daß auch für die Behauptung, Hartmann sei ein Edler von Westerspül, das Wappen beigezogen wird. Vgl. Haupt, Lieder X ff. Wenn ferner Schreiber sich lediglich auf die Lesart: „Her hacchen" in B, Haupt L. 1806 stützend von einem die Dichtkunst fördernden Hochbergischen Hofe spricht und den Dichter als einen Dienstmann dieses Hauses betrachtet, so vermag ich dahin nicht zu folgen. Vgl. über die Lesart Haupt S. V. [und Germ. XV, 411.]

*) Balthasar von Ow zu den Vorderöst. Ständen zählend 1468, Mone, Z. XII, 470 und Melchior von Au, Landvogt zu Hochberg 1553, Sachs bad. Gesch. I, 388 gehören dem Wirt. Geschlechte von Ow an.

Hexenthälchens gar kein Raum vorhanden wäre, und so fehlt nach jeder Seite hin uns die Berechtigung, sowohl den „armen Heinrich“, als den Dichter Hartmann diesem Geschlechte einzureihen und unserer Gegend zuzusprechen.

Zu diesem Resultate wurde ich nach und nach nur ungern nachgebend gedrängt. Schon im Begriffe, meine Forschungen auf die Auer im Oberneckarthale auszudehnen, hatte Freiherr v. Ow, den ich um gefällige Unterstützung in dem Vorhaben gebeten, die Güte, mich mit einer vollständigen Abhandlung über unsern Dichter zu erfreuen, eine Arbeit, die um so mehr zum Danke verpflichtet, als Familienurkunden dazu verwendet und verarbeitet sind, welche einem andern Forscher unzugänglich wären. Nach erbetener Genehmigung des Herrn Verfassers lege ich dieselbe hiemit den Verehrern des Dichters unverkürzt vor mit dem Beifügen, daß Freiherr v. Ow auf meine Bitte die Zusage gegeben, die bezüglichen Familienpapiere später vollständig veröffentlichen zu wollen.

F. BAUER.

II.

Her Hartmân hieß nicht bloß, sondern war *von Owe* (I. Büchlein 29, Ambraser Handschr.), ein *Ouwaere* (Iwein 29), *von Ouwe geborn,* wie der allda *ze Swâben gesezzene* Freie (*sîn burt unwandelbœre und wol den fürsten gelich*) *herre Heinrich,* welchen hochgeehrten und allbeliebten Ahnherrn er den Nachkommen, damit sie ihm mit Gebet dafür lohnen mögen, besungen hat (1—81).

Ihre Stammburg mit dem gleichnamigen *Stättlin Owe,* nach 1300 Obern-Owe genannt, seit 1400 Obern-Ow, endlich Obern-Au (zum Unterschied von dem abgetrennten jetzigen Bade Niedern-Au) — ist eine Stunde oberhalb Rotenburg am Neckar gelegen, theilweise erhalten und noch jetzt bewohnt.

Ebenso findet sich noch von ihrer zugehörigen freien Herrschaft Owe, — *burg und lant* (wie die Straßb. Hs. v. 250 ff. sagt), — der Theil *ob dem Berge* in dem Besitze der Reichsfreiherrn v. Ow (Linie ob dem Berge) zu Wachendorf, Birlingen, Neuhaus, Altdorf etc., der bis 1805 reichsunmittelbar blieb, mit Urkunden auch über den anderen Theil unter dem Berge (der ausgestorbenen Linien); wonach sich etwa 12 Orte und 5 Burgen des Gesammtgebietes als die alte Freiherrschaft Owe (des 13. Jahrh.) erweisen.

Der freie Herr Heinrich von Owe, von dem wir aus den Heidel-

berger- der Koloczaer- und der Straßburger Handschrift wissen, (siehe bei Haupt und Grimm die Noten am Ende, die in Bech's neuer Bearbeitung leider fehlen), daß er nach dem Tode seiner Frau sich in ein Marienkloster zurückzog, war wohl derselbe, der noch 1081 und 1091, als in der Nähe der Owe Reichenbach und das Marienkloster Zwifalten gestiftet wurden, jenem als clericus eine Schenkung seines Bruders — des dominus Mangold — bestätigte, diesem als mon. noster ein werthvolles beinernes Crucifix schenkte. (Würt. Urk. B. II, 401, 3. 9, namentlich die Verbesserungen 446. 47 und Heß mon. Guelfica XXI gegen Ende.)

Weitere Familienglieder sind: die Freien Gerbold und Werner Gebrüder, Zeugen bei der Stiftung von Alpirsbach 1095, Wolf und Albert desgleichen 1125—37, Letzterer auch im Cod. Hirsaug. f. 44ᵃ, sowie allda um 1150 mit einem Gütertausche: Hermann I, der sichere Stammvater der jetzigen Freiherrn v. Ow, 1161 Heinrich II, Zeuge in Barbarossas Dipl. für Pfeffers, Herman II Dominus de Owe 1245 Zeuge und 1251 †, nachdem er mit seinem Sohne Dominus Berthold und seinen Enkeln freie Güter der Herrschaft Owe an Bebenhausen geschenkt hatte.

Gleich Letzterem war Hartman um 1170 geboren, in glücklichen Verhältnissen, (*dem fröuden von kinde wonten bî*, L. 2, 39 — *der ie schein in vreuden schar* in Heinrichs von Türlein Krone 2415) und zeitweise auf der väterlichen Burg Owe, wo er die *maere* des Ahnherrn Heinrich *geschriben vant*, wenn nicht in dem nahen Kloster Zwifalten, dessen berühmte Schule er bis in sein 16. Jahr also durchlaufen haben dürfte, wie er dieß im Gregor (987—1028) noch aus frischem Gedächtnisse ganz umständlich beschreibt. Wahrscheinlich hatte man auch ihn, der sich mit Recht einer für damalige Zeit seltenen Gelehrsamkeit rühmen durfte (Anfang des Heinrich und Iwein), zum Pfaffen heranzubilden gesucht. Allein er wollte lieber *gotes ritter, dann ein betrogner klôsterman* werden.

Dazu sich den Weg zu bahnen, feine Sitte sich anzueignen und zugleich sein Dichtertalent auszubilden, hatte er ganz nahe die allerbeste Gelegenheit, das benachbarte Hoflager des Schwabenherzogs Friedrich V. von Hohenstaufen, wo er auch dessen Bruder, den ihm altersgleichen Konrad und den kaiserlichen Vater Friedrich I. selbst (1187—89) kennen lernen mußte. War er doch noch, als er den Gregor schrieb (V. 1401 ff.), *nie mit gedanke ein Beier noch ein Franke.* Die Ritter *ze Henegöu, ze Brâbant und ze Haspengöu* aber, die auch er als gute Reiter preist, hatte er wohl selbst gesehen als er jetzt —

wahrscheinlich bereits jenen Herzog Konrad begleitend — nach Nordfrankreich, der Musterschule des höfischen Geschmackes reiste und allda sein Französisch lernte. Denn *von Karlingen brâhte er einen zouberlist* (I. B. 1280), ohne Zweifel den Urtext des Erec und vielleicht auch des Gregor zurück, welche Werke er nun deutsch in Schwaben bearbeitete. (*Erec den von der Swâbe lande uns brâhte ein tihtære meister Hartman*; Heinr. v. Türlein in s. Krone 2353—60).

Daneben beschäftigte ihn auf der Owe auch noch eine Herzensangelegenheit. Er schwärmte für eine freundliche Jugendgespielin seiner Nachbarschaft, *der ich gedienet hân mit stætekeit ie sît der stunt deich mînen stap gereit* (L. 2, 44). Doch dieselbe, ein Mädchen von Stande, zur Jungfrau aufgeblüht, auch gehütet von strengen Verwandten, zog sich bald scheu zurück, so daß er nicht einmal dazukam, sich zu erklären, als er endlich wieder schied (L. 16, 9—10). Daher dann die klagenden Minnelieder und in gleichem Tone sein erstes Büchlein. Letzteres schrieb er, nachdem er das Meer gesehen hatte (352—66), vielleicht im Herbste 1191 mit seinem nunmehrigen Schwabenherzoge Konrad und Kaiser Heinrich VI, nach der Krönung zu Rom von den Küsten Apuliens und Neapels zurückgekehrt war, da jenem unglücklichen Zuge die Klageworte über versunkene Schiffe gelten mögen:

daz ist allen den wol kunt
die dâ mite gewesen sint
und hât vil manne den tôt gegeben.

In jene Zeit paßte auch V. 1688: *wær ich in Oriende,* weil damals Richard Löwenherz mit den Kreuzfahrern noch im Oriente weilte.

Sicherer scheint, daß Hartman dann einige Zeit in Franken bei eben jenem seinem Herzog Konrad ein Ehrenamt bekleidete, der allda schon 1189 Herzog von Rothenburg war, dazu 1191 das Herzogthum Schwaben erhielt, 1196 aber am 15. August bei Durlach erschlagen wurde. Nahm er doch aus Kummer unmittelbar darauf das Kreuz in dem ihm lieb gewordenen Franken, daraus man ihn noch nicht gebracht haben würde, hätte nicht jener traurige Sommer ihn so plötzlich seines lieben hohen Herrn und Freundes beraubt, bei dem er immer Freude, Freundschaft, Treue und Ehre fand, den er pflegte und dem auch seine Fahrt zu Hilfe kommen sollte, damit er ihn vor Gott wieder sehe. L. 2, 1 u. 37—40. 8, I, 37—48. 14, 1—18 und namentlich L. 10:

Ich var mit iuweren hulden, herren unde mâge:
liut unde lant diu müezen sælic sîn.

es ist unnôt daz iemen mîner verte frâge:
ich sage wol für wâr die reise mîn.
und lebte mîn her Salatîn und al sîn her,
dien bræhten mich von Vranken niemer einen fuoz.

Als ein freier Mann hatte daher Hartman des Herzogs Dienste genommen und Franken wiederum verlassen, um jenen Kreuzzug mitzumachen, der nach Saladins Tode († 1193) im Frühjahre 1197 unter dem Kanzler Konrad, Erzbischof von Mainz und dem Herzoge Bertold V. von Zähringen von Franken aus nach Italien und von Apulien zu Schiffe nach dem gelobten Lande gieng. Bei dem Aufbruche mit dem Kreuzesheere schrieb er jenes Abschiedslied, um jedermann die Nachfrage zu ersparen, an seine noch nicht unterrichteten fernen Verwandten. Letztere hätte Wilmans (Haupt Zeitschr. XIV, 150) um so mehr in Schwaben, nicht in Franken suchen, Bech dagegen das ganze Lied nicht wegen der Erwähnung Frankens etc. (in s. Vorbemerkung und noch in s. Einleitung zum III. Theile VII) auffällig finden sollen.

Hartman beweist ja durch seinen Heinrich nicht bloß, daß er von demselben edlen Geschlechte von Owe *ze Swâben* stamme, sondern daß er auch dieses Familiengedicht in Franken erst vollendet habe, wo er, obwohl schon Ritter, gleich stolz sich auch noch brüsten konnte: als des Herzogs freier — selbstverständlich nicht geborner Dienstmann.

Ein riter beginnt er, *der was Hartman genant und was ein dienstman* (*und was*) *von Owe* (*geborn* wie der *herre Heinrich*). So die Heidelberger und Koloczaer Handschrift. Wogegen man endlich einmal aufhören sollte, der Straßburger Handschrift nachzuschreiben: *dienstman zuo Owe*, (woraus erst Haupt *ze* gemacht hat). Auf der Owe, mitten in Schwaben würde ja der Dichter schon gar nicht gesagt haben: es war einmal ein Herr Heinrich von Owe *ze Swâben gesezzen*; oder (V. 1422 ff.): *den Swâben muoz ieglich biderber man jehen, der sî dâ heime hât gesehen, daz bezzers willen niene wart.* Freiwilliger Dienstmann aber war er nur in Franken bis 1196, nachher wie vorher sein eigener Herr — *der sorgen erlân, diu manegen hât gebunden an den fuoz, daz er belîben muoz* (L. 8. II. 19 ff.) — wie er sich denn auch in seinen späteren Gedichten nunmehr die *Riter*-Würde gibt. II. Büchlein 67 und 306, Iwein 21.

Letztere Stelle zeigt zugleich, daß er Mittel genug hatte, um nicht, wie so Viele des Broterwerbes wegen, sondern nur zum Zeitvertreib zu dichten, *swenne er sîne stunde niht baz bewenden kunde.*

In dem zweiten späteren Büchlein beurkundet Hartman, daß er mehr Lebenserfahrung gewonnen hatte und auch der Geliebten näher gekommen war (105 ff., 157 ff., 465). Er spricht zu ihr in einem viel vertraulicheren und begehrlicheren Tone und mit einiger Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz (245, 318, 660), trotz der Huth von Seite ihrer mißgünstigen Umgebung (97. 309 ff. 363. 576.). Abgefaßt mochte er es etwa während der Kreuzfahrt 1197—98 haben, da er oft wiederholt: daß er die edle Jungfrau treu wieder schauen möge, wie er ihr treu bleibe, da er sich durch drei Länder von ihr geschieden weiß (659) und (V. 44) sagt: wenn er einen wüßte, der seinen Kummer heilen könnte, zu dem würde er nach Griechenland gehen — *nâch dem strich ich ze Kriechen.*

Fast in derselben Zeit und in ähnlicher Stimmung geschrieben sind die Lieder: 7. 9. 11. 12. 17. 18, und namentlich verräth L. 16, 9—16, daß Hartman die Geliebte nach langem Scheiden endlich in einer seligen Stunde ohne Huth getroffen, sich ihr erklärt und sie ihn so empfangen habe, daß Gott es ihr immer lohnen möge, — *si was von kinde unde muoz sîn mîn krône,* ganz wie in L, 2. 14, weßhalb Wilmans (Haupt Ztschr. XIV. 146—55) nicht an zweierlei Minneverhältnisse denken sollte.

Ernsteren Sinnes von seinen Fahrten heimgekehrt, nunmehr Mitbesitzer auf der Owe — *ein Ouwære* — schuf Hartman sein Spiegelbild, den Löwenritter Iwein, der 1204 vollendet war, als Wolfram den Parzival (253, 9—17, vgl. auch 436, 5—10) schrieb. Darin zeigt er sich, beziehungsweise seinen Helden, nicht mehr wie im Erec vorzugsweise von der Minne, sondern ganz von der Ritterlichkeit beherrscht. Sein Vorbild war: der chévalier au lyon, (von Christian von Troyes), gleich dem er selbst *der riter mittem* (Owischen) *leun* hieß und sprechen mußte: *ich wil sîn erkant bî mîme leun der mit mir vert* (V. 5496—97. 5502), denn im 13. Jahrhundert, wie noch heute, führten Alle v. Owe den Löwen. (So siegeln 1275. 1289. 1291 die Brüder Alb. Herm. und Volkart Nobiles de Owe; Mone, Ztschr. III 222, IV 128 etc.)

Der Dichter lebte noch 1207, da Gottfried von Straßburg an seinem Tristan (117, 21—37) arbeitete. Heinrich von dem Turlin in seiner um 1220 verfaßten Krone beklagt (2406), daß der reine Hartman schon todt sei. Er mochte kaum 40 Jahre alt, auf der Owe gestorben sein.

Nachkommenschaft ist nur von Herrn Herman II. von Owe bekannt, der — wohl als der ältere Bruder — schon um 1200 mit Fa-

milie auf der Stammburg saß und Stammvater der verschiedenen Linien wurde, die nach 1275 die freie Herrschaft Owe ob und unter dem Berge theilten.

Die Erinnerung an Hartman aber vererbten in dem von Owischen Archive ein orientalischer Dolch und goldener Ring (Talisman), die er nach der alten Haussage einem erschlagenen Sarazenen abgenommen haben soll. Seinen Namen führt Eines der lebenden Familienglieder.

Schloß WACHENDORF, den 1. Juni 1870.

HANS C. FREIH. V. OW.

BRUCHSTÜCKE VON WOLFRAMS PARZIVAL UND WILLEHALM.

In seinem 'Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen', Heft II. (1868) hat Pfeiffer sämmtliche Handschriften und Handschriftenbruchstücke verzeichnet. Hinzugekommen ist seitdem ein Bruchstück einer Willehalm-Handschrift, welches Rückert in dieser Zeitschrift mittheilte (XIV, 271). Einige weitere Mittheilungen lasse ich hier folgen.

I.

Von den Regensburger Bruchstücken, welche jetzt in den Besitz des germanischen Museums übergegangen sind, hat Pfeiffer S. 29—31 das erste und letzte Blatt abdrucken lassen, von dem letzteren jedoch nicht die zerschnittenen Spalten: das erste war unter seinem Nachlasse nicht aufzufinden.

Das zweite Blatt begann mit I, 369 (= Lachm. 13, 9) und reichte bis I, 552 (= L. 19, 12). Von der ersten Spalte fehlen 369 bis 381, von dem übrigen 382—414 ist nur wenig erhalten und lesbar. 383 *man.* 386 *get.* 387 *iht.* 388 *an.* 389 *babest reht.* 390 *ht.* 393 *ba.* 395 *nive.* 398 *n schin.* 398 *shevin.* 399 *holt.* 400 *da den solt.* 402 *ůze h. n.* 403 *Ga din.* 405 *den siten.* 406 *ten.* 408 *nder sin.* 410 *smarat.* 411 *te gar.* 412 *gevar.* Auf der zweiten Spalte fehlen V. 415—427: sie reicht bis 460. Hier ist mehr lesbar, aber auch keine Zeile vollständig. Ich lasse daher das erlesene nicht abdrucken, sondern bemerke nur Ab-

weichungen von meinem Texte, auch in der Schreibung, weil diese in den Bruchstücken sehr sorgfältig ist. 439 *Tomasch* (= G). 451 *strebte.* 452 : *on danne...* 456 *flos* scheint das Bruchstück zu haben. *vmb.*

Von der dritten Spalte fehlen V. 461—472: von 473 ist nur ein *e* noch lesbar. Das Übrige aber ist fast vollständig erhalten und folgt daher hier im Abdruck.

474 D a wart er vil geschowe
D o sach er vz an daz velt
D a was geslagen manech ge
A lvmbe die stat v.....mer
D a lag: n kreftigiu her.
D o hiez er fragen der mære.
V ves div bvrch wære.
V vande ir chvnde nie gewan.
E r noch dehein sin schifman.
S i taten sinen boten chont.
si hiezze Patelamunt.
daz wart im minnecliche enboten.
V n̄ manten in bi ir goten.
D az er in hvlfe des wære in not.
S ine rvngen niht wan vmben tot.
D o der ivnge anshevin.
V ernam ir chûmberlichen pin.
E r bot sin dienst vmbe gv̊t.
A ls noch vil diche eîn riter tv̊t.
O de dazs im sagten vmbe waz.
Er solde dvlden der viende haz.
D o sprach vz eînem mvnde.
Der sieche vn̄ der gesv
D az im wære al gemeîne.
(I) r golt vn̄ ir gesteîne.
...solder alles herre ..sn.
E r mohte wol bi in genesn.
O vch bedorft er lvcel soldes.
V on Arabie des goldes.
H eter manigen knollen braht.
L vte vinster so div naht.
Waren alle die von zazamanc.
B i den dvht in div wile lanc.

Von der vierten Spalte fehlen die Verse 507—518: von dem Übrigen, V. 519—552, fehlen die Schlüße der Zeilen. Ich beschränke mich auf die Abweichungen. 519 *hetz.* 520 *ze sehn in lvzel des* (= G). 521 *im* (= G). 522 *het gesehn.* 524 *mûse.* 527 kein Absatz. 529 *cehn sovmære.* 530 *zogten.* 531 *zweînze..* 532 *sinen povel.* 534 *die hetten sich.* 537 *do* (= Dd). 540 *mûse.* 541 Absatz. 544 *einen.* 546 *da bi nach dem.* 547 *bvsvnære* (= G). 548 *tambûrre* (= dg.) 549 *sinen* (= G). 552 *vn̄ welscher videl...* (= G).

Das unmittelbar darauf folgende Blatt, Bl. 4 der Hs., umfaßte V. 553—736 (= Lachm. 19, 13—25, 16). Der vordere Rand des Blattes ist weggeschnitten, und oben etwa 2—3 Zeilen abgerissen. Von der ersten Spalte, V. 553—598 fehlen die zwei oberen Zeilen, außerdem durch Beschneiden der vordere Theil der Verse. Das Bruchstück hat V. 557 *folches.* 558 *morinne.* 567 *mangem.* 568 *arzt.* 569 *genesn.* 570 *gewesn.* 571 *floch.* 574 *..nchel.* 576 *..ns farwe.* 577 *enpfienc.* 578 *frevde..* 583 *manigen.* 584 *arme hiengen* (= G). 585 *hovbt waren.* 586 *selhe.* 588 *..t lagen.* 595 *mûreten chûste.* 596 *lvzel* (= gg) *lvste* (= G). 598 *was alsvs getan* (= dgg). Auf der zweiten Spalte feh-

len zwei Zeilen (V. 599. 600), und von der dritten ist nur *vil g...bote* übrig. Das folgende aber ist meist lesbar.

Frŏwe nv ist vnser not.
Mit freûden zergangen.
(D)en wir hîe han enpfangen.
(D)az ist eîn riter so getan.
(D)az wir ze danchen îemer han.
(V)nsern goten die in vns brahten.
(D)az si des îe gedahten.
(N)v sage mir vf die triᵛwe din.
...d.r riter mvge sin.
Frŏwe er ist ein degn fîer.
Des Barûches soldier.
Ein an..evin von hoher art.
A..i w.. lvcel wirt gespart.
S..l....a man in laezzet an.
..e.ehte er dar vñ dan.
Entwîchet vñ chêret.
D.e viende er schaden lêret.
Ich sach in strîten schone.
D. die babilone.
Alexandrîe losen solden.
Vñ do si dannen wolden.
Den Barûch triben mit gewalt.
Uvaz ir da nider wart gevalt.
An der tschûnfentiûre.
Da begie der gehiûre.
libe selhe tat.
Sine heten fliehens deheinen rat.
Da zû hœr ich in nennen.
in wol erchennen.
Daz er den pris vber manigiv lant.
het al eine ze siner hant.
nv sih et wenne ode wîe.
Vñ fûge daz er mich spreche hîe.
Vvir han doch fride allen disen tac.
Da von der helt wol riten mac.
Her vf zemir ode sol ich dar.
Er ist anders denne wir gevar
Oᵛwi wan tæte im daz niht wê.
Daz het ich gerne erfvnden ê.
Ob mirz die mîne rîeten.
Ich solde im êre bîeten.
Gerûchet er mir nahen.
Vvie sol ich in enpfahen
. . . .
. . . .

. . . .
min lip genennet pfant.
Frŏwe ich wil iᵛwern fvrsten sagen.
Daz si rîchiv cleîder tragen.
Vñ hîe vor iv biten.
Vnz daz wir zû iv riten.
Daz sagt oûch ivwern frŏwen gar.
Vvan swenne ich nv hinnider far.
So bringich iv den werden gast.
m svzzer tvgende nîe gebrast.
Dar an doch l...l
Vil dech
Der marschalch siner frŏwen be(t).
Balde wart do Gahmûret.
Richiv clei dar agen.
div legter an sus ho ich sagen.
daz div tiûr wæ
Ancher die swæren.
Von arabischem
Lagen drvffe alser
Do saz der minne geltes lon.
Vf eîn ors daz eîn babilon.
Geîn im dvrch tiostîeren reit.
Den stach er be daz was dem leit.
Ob sin wirt mit im iht var.
Er vñ sine riter gar.
I(a) deiswar si sint es fro.
Si riten mit eîn ander do.
Vñ erbeizten vor dem palas
Da manech riter vff
Die mûsen wol gecleidet sin.
Siniv chinder lieffen vor im in.
Iê zweî eîn ander an der hant.
Ir herre manige frowen vant.
Gecleidet w liche.
Der chvneginne riche.
Ir ovgen fûcten grozzen pin.
Do si gesach den anshevin.
Der was so minneclich gevar.
Daz er entsloz ir herze gar.
Ez wære ir liep ode leit.
Daz besloz da vor ir wiphcit.
Eîn wenech si im engegen trat.
Ir gast si sich chvssen bat.

Der Anfang der vierten Spalte ist stark lädiert: es fehlen V. 691. 92, im Folgenden bemerke ich: 693 (*S*) *azens in.* 694 (*V*)*f eînen.* 695 (*D*) *ar vnde eîn*: die einzige Hs., welche das richtige *unde* (= *under*) hat. 697 *gelichet.* 698 *het.* 703 *hovbt.* 708 *zvht si* (= G). 709 (*i*)*ch.* 710 *d...nahe... herzen.* 711 *ivch des niht* (= G). 712 *s...iv werre ode wirret* : *werre* ist eigenthümlich, *ode* steht dem vom Verse geforderten *od* am nächsten unter allen Hss. 715 *wan eînech man.* 716 *ode*, derselbe Fall wie 712. 720 *hoûptman.* 721 *viende.* 722 *fridebrant.* 724 *hîez* (nicht *der hiez*, wie Gg lesen). 725 *Herlinde.* 728 *helde.* 729 *Hvteger.* 730 (*r*)*iters tat* (= G). *manigiv.* 733 *manigen.* 735 *degn.*

Zum vierten Blatte, welches 737—920 (= Lachm. 25, 17—31, 20) umfasst, bemerke ich, daß Sp. a ganz bei Pfeiffer abgedruckt ist; doch ist zu lesen 25, 19 *Die braht alle.* 25, 29 *Ir herzen regn in gvsse warp* (= G). 26 6 *..er balt.* 26, 7 *daz die.* 9 *Diz.* 14 *wac.* 21 *eîn tor.* 27, 1 *lvzzel.* 5 *den.* Mit *Enwech* 27, 16 beginnt das Stück der zweiten Spalte, dessen größerer Theil weggeschnitten ist, daher sind von V. 796—826 (= 27, 16—28, 16) nur wenige Silben jeder Zeile erhalten. Ich bemerke 802 *Manige.* 803 *diz.* 805 *der* fehlt (= G). 808 *Eîn groz..* (= G). 811 Absatz (= 28, 1). 812 *Da er o*(*vch*): also eine eigenthümliche Lesart, wahrscheinlich *da er ouch sîn ende gewan.* 815 *Eîns* richtig. 816 *clag..* 819 *Ichn w..*, genauer als DG. 825 *ouch* fehlt, in keiner anderen Hs.

Das Folgende steht bei Pfeiffer (S. 31): an V. 886 (= 30, 16) schließt sich der Schluß der vierten Spalte, deren unterer Theil durchgeschnitten ist, doch so, daß die Stücke sich ergänzen. V. 887—920 lauten:

M an besl   sit.
V ns git vor ahte por   strit.
D es getriwen Isenhar
D ie hant vns schaden
S i ringent mit zorn
D ie fvrsten wol gebor
D es chvnges man von
V or ieslicher por
b   schar ein
Ein dur
Als Isenhart den lip   erlos.
S in folch div w   nach
D a engegen han wir eînen site.
D a stillen wir ir iamer mite.
U nser vanen sint erchant,
daz zwene vinger vz der hant.
B ivt geîn dem eide.
Irn geschæhe nie so leide.
Vvan sit daz Isenhart lac tot.
M iner frŏwen frûmt er herce not.
S o stet div chvnegin gemal.
F roû Belacane svnder twal.
I n einē blanchen samit.
G esniten von swarzer farwe sit.
D az wir div wapen chvrn an in.
I r trivwe han iame   at gewin,
D ie stechent ob den porten hoch.
F vr die andern æhte uns sûchent noch.
D es chûnen Fridbrandes her.
D ie getouften von vber mer.
I eslicher porte eîn fvrste pfligt.
D er sich strites vz b   wigt.
M it siner banier
V vir haben G   êre.

II.

Nicht angeführt ist das Bruchstück einer Pergamenthandschrift des Parzival aus dem 14. Jahrhundert, drei Quartblätter, im Besitze des germanischen Museums in Nürnberg (Nr. 17439). Das erste Blatt umfaßt 639, 5—641, 4, das zweite 651, 5—653, 4, das dritte 657, 5--659, 4: also immer 30 Zeilen auf der Seite, eine Seiten- und Spalteneinrichtung, die beim Parzival und Willehalm auf die ältesten Quellen zurückgeht. Der Text des Bruchstückes gehört zur Klasse von G.

639, 13, kein Absatz. 13 *danckten.* 16 *zetantze.* 17 *der tantz*ᵉ, 28 *vn̄ di freude reichen.* 29 *die*] *ir.* 640 rothes *G. Seyue.* 8 *zuo im ward er.* 10 *verswant.* 11 *am* liest das Bruchstück. 13 kein Absatz. 16 *ewren.* 20 *rates geleich reiche.* 22 *zu.* 23 *bin gar.* 26 *fraw ich wil in so.* 27 *freundin nie.* 641 rothes *G. Dar nach schier nam ende.* 2 *frawen.*

651, 11 *Zu hw*ᵉ *da hin̨ nu.* 23 *so gib im daz.* 27. 28 = Ggg. 652 rothes *N. schuf.* 2 = Ggg. 10 *ob der.* 11. 12 *solden : holden.* 13 *al di tauelrůnder.* 17 *ze*] *an.* 21 = Ggg. 25 *Ze.* 30 *Zu.* 653 rothes *A.* 2 *Vn̄.* 3 *w*ʾ *nach.* 12 = Ggg.

657, 7 = Ggg. 16 *in bei seinē weib.* 20 *mit dez.* 28 *Persica.* 29 *alrerst.* 658, 1 *nů.* 3 rothes *D.* 4 *so enwart.* 8 *dez kan ın von hertzen wol gezemen.* 9 *Gyrot.* 10 *d' vorhte.*11 *rotsche sabins : sins.* 20 *daz.* 23 = Ggg. 27 *beo gent.* 29 *wont.* 659, 1 *scharpfeu.* 2 = Ggg. 3 rothes *S.*

III.

Die Wiener Bruchstücke des Willehalm, welche Pfeiffer S. 6 unter Nr. 10 aufführt und von welchen J. M. Wagner im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1860, Sp. 178 Anfang und Ende, so wie einige Varianten mitgetheilt, hat mir J. Haupt in vollständiger Abschrift geschickt: das zweite Blatt umfaßt nicht, wie Wagner angibt, 37, 22—41, 6, sondern 36, 15—41, 6. Ich theile die Lesarten vollständig mit. 1, 13 *La.* 23 *di tauf.* 24 *di mich zweifel.* 29 kein Absatz. 30 *deiner tief antreite.* 2, 1 *an daz.* 2 *laufet.* 4 *daz si den.* 5 *Luft feuver wazzer vnd erde.* 6 *wonent.* 7 *deinem.* 9 Absatz. 10 *..rube naht.* 15 *din ort.* 28 *wenne.* 29 *svnthaf...* 3, 1 *In div.* 3 *hilf.* 7 *hertzen not.* 8 *lantgraf von during herman.* 9 *maer* hat das Br. 10 *in frazois.* 11 *Licont wilhalms von orangis.* 13 *hilf.* 14 *nimmer.* 15 *Er sag. nůt var got.* 16 *Der vnvertzagt werde bot.* 17 *Der erchennet ritter chumber gar.* 19 *erchand.* 20 *der den helm auf haubet pant.* 21 *Gegen seines uerhes chost.* 23 *veinden.* 24 *der schat von art.* 25 *hȯrt* allein richtig das Br. 27

stvnd vber. 29 *sein mag waren di.* 30 *an dem chunich charl nie.* 4, 1 *So werde. geporn.* 2 *di fur.* 3 *vnd hiet.* 4 *helfer.* 5 *diemůt. hohsten.* 6 *hilf tet bechant.* 7 *helfer.* 8 *hilfe.* 9 *Seit daz div.* 10 *du*] *div.* 11 *Hie en erd also pist du dort.* 13 *sand wilhalm.* 14 *meines sůndhaftē.* 19 *Mich wolframen.* 20 *parcifalen sprach.* 21 *aventewer mich weiset.* 22 *etleich. preiset.* 23 *di ez smahten.* 24 *wahten.* 25 *Gan mir nu got.* 26 *minne vnd.* 28 *dem.* 30 *vnsanft mag sich geno̊zen.*

5, 2 *di ich nu.* 3 *beginne — minne.* 5 *lad disev.* 6 *hause.* 9 *Habent.* 11 *und ouch*] *noch:* die richtige Lesart ist *joch,* was keine Hs. bietet, wofür *und, und ouch, noch* gesetzt wurde. 13 *Valshait.* 14 *horet ez hie.* 15 *Daz.* 16 *von Narribon der graf heimreih.* 18 *purg.* 19 *Noh dhein sein reihheit.* 22 *zu einem sun.* 25 *sein sv̊ne.* 29 *Stiez. reht ir zil.* 6, 2 *habent.*

36, 15 *fvrt. araboys.* 16 *setilyois.* 17 *Kricolang.* 18 *montang.* 19 *soters vnd di von.* 20 *weibe* (ohne *umbe*) *grůz het er vil gepeten.* 22 *tesereiz.* 23 kein Absatz. *terramern.* 24 *poydius. anchi.* 25 *chraft.* 27 *mit grozer storie.*

37, 1 *gesampten scharē.* 3 *seinem ponder.* 4 *ez moht erwagen.* 6 *war vil tot.* 8 *tvdel,* leicht die richtige Schreibung: Tudela. 10 *tshoys.* 11 *puzzat.* 13 *auf.* 17 *bedwanch.* 21 *ewigen lewens.* 22 *solhes gewens.* 27 *hilf.* 28 *getravten.* 29 kein Absatz. *Swer bei wilhalm starb.* 30 *des.*

38, 1 *ze* fehlt. 2 *do vns verwans.* 3 *gegen.* 9 *sô* fehlt. 10 *mir.* 12 *wambe*] *leiwe.* 14 *hellischen.* 16 *gewern.* 17 kein Absatz. *riwe. beihte.* 18 *vnd der w. an dem.* 22 *di himel do̊ne si wegten.* 26 *gegen.* 27 *en* fehlt. *weise.* 30 *dâ* fehlt.

39, 5 *manig.* 7 *marchgraf.* 10 *(a)lsus.* 12 *süeze*] *mein.* 14 *haben.* 16 *minneclîch*] *zwair.* 22 *mer dann.* 23 *(d)ann.* 26 fehlt.

40, 2 *pvsavn.* 3 *tam mavrn.* 4 *wůf.* 5 *welf*] *chint* 6 *..epurd ie mit tod můst.* 9 *ich so von im.* 11 *svnne durch sneit.* 12 *also.* 13 *suech nach seinem.* 15 *an dem.* 16 *wa erz.* 17 *thsoyis.* 19 *entrant.* 20 *gegen.* 21 *alitschantz.* 23 *gehůrtet.* 25 *von der.* 26 *di darvber.* 27 *chreftlost.*

41, 1 kein Absatz. 2 *ah ganch.* 3 *snellichleichen.* 5 *chorandes.* 6 *von dem solh.* 7 *erpitwen.* 9 *diz*] *daz.* 10 *kyburch.* 11 *termis.* 15 *chvniges korhand.* 16 *indyschem land.*

Der Text dieser Bruchstücke stimmt am häufigsten mit lnopt, bald mit der einen, bald der anderen, bald mehreren dieser Handschriften. Bedeutsamer wird er dadurch, daß an einer Anzahl Stellen er mit K allein zusammentrifft: so 3, 17. 4, 9. 5, 11. 37, 13. 38, 1. 40, 19, wozu Stellen kommen, in welchen das Bruchstück seine Les-

art mit K und ein oder ein Paar andern Hss. theilt, wie 3, 20. 4, 26, 5, 16. 6, 1. 36, 19. 37, 4. Offenbar stammt es aus einer guten, alten Quelle und deshalb verdienten seine Lesarten eine genaue Mittheilung.

KARL BARTSCH.

DAS SPIEGELBUCH.

Im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Aufseß I. S. 164 findet sich folgende Notiz: 'Spiegelbuch.

Hie (Hs. He) hebt ain ein spegel buch
der welt lauff und der sunden fluch
und hebt sich zo dem yrsten ayn
we got der herr den verdampten straffen began
der nyt dede den wyllen syn
darumb moyst er lyden groys pyn.

Bekehrungsgeschichte eines Sünders, worin Gott Vater, Teufel, Tod, Höllengesellen, Lehrer und Sünder im Gespräche mit einander vorkommen. Papierhandschr. aus dem 15. Jahrhundert, 13 Bl. in gr. 8. in der Stadtbibliothek von Trier. Das ganze gegen 640 Verse. Dasselbe in einer anderen Papierhandschr. daselbst, ebenfalls aus dem 16. Jahrh., 16 Bl. in Folio.'

Wackernagel erwähnt diese Notiz und dieses Werk Lit. Gesch. 313 Anm. 74 mit der Bemerkung 'Ein Drama? wahrscheinlich.'

Als in Folge des Krieges von 1866 das vor Kurzem erst dem Hause Hessen-Darmstadt heimgefallene Homburg vor der Höhe preußisch geworden war, kam mit anderem ehemals landgräflichem Mobiliarvermögen auch eine Bibliothek aus dem dortigen Schlosse als Privateigenthum des Großherzogs nach Darmstadt. Aus einem zu ihr gehörigen Sammelbande löste der Director der großh. Cabinets-Bibliothek, Herr Dr. Walter, ein namenloses altdeutsches Reimwerk und hatte die Güte, es mir zur Untersuchung und Benutzung anzuvertrauen. Als ich die in ihm redenden Personen mit der Notiz bei Aufseß verglich, ergab sich die Wahrscheinlichkeit, daß ich das in jener Trierer Handschrift enthaltene Spiegelbuch vor mir hätte, obgleich die gereimte Inhaltsangabe zu dem Anfange des Werkes in der Homburger Handschrift nicht paßte. Im Sommer 1869 fand ich bei einer zu-

fälligen Anwesenheit in Trier meine Vermuthung bestätigt; die zweite Trierer Handschrift, von der bei Aufseß die Rede ist, konnte ich aber trotz der bereitwilligen Unterstützung des Herrn Bibliothekars Schömann nicht ermitteln.

Ich fand das Werk, so sehr es in vollkommener Kunstlosigkeit und sorgloser Überlieferung die Kennzeichen einer späten und rohen Zeit an sich trägt, der Beachtung nicht unwerth, besonders nachdem ich beide Handschriften neben einander hatte. Ein Drama, wie Wackernagel vermuthete, ist es freilich nicht, aber ein auf mehreren Dramen beruhendes, aus ihnen zusammengestelltes Erbauungsbuch. Es eröffnet uns den Blick in die dramaturgische Thätigkeit eines klösterlichen Kreises, in welchem man das Bedürfniss fühlte, dem gemeinen Manne über den Kreis der herkömmlichen Festvorstellungen hinaus etwas nicht nur Erbauliches, sondern eigentlich Ascetisches, unmittelbar die Gewissen Angreifendes zu bieten. Diese Gattung verhält sich zum Weihnachts-, Passions- und Osterspiel, sowie zur dramatisierten Legende wie das bürgerliche zum heroischen Schauspiel; nur eine Varietät von ihr bildet die dramatisierte Parabel, die man aus dem berühmten Spiel von den zehen Jungfrauen kennt und von der man hier ein neues Beispiel kennen lernt.

Der Urheber oder Zusammensteller des Buches nahm ein Spiel (IV), wenn auch nicht vollständig, doch in solcher Ausdehnung auf, daß die Reden sich zu einem Ganzen zusammenschließen. Dies musste bei der Fortpflanzung seines Werkes nothwendig beachtet werden, und die Reihenfolge der hierher gehörigen Reden stimmt daher auch in beiden Handschriften überein, obgleich das Stück in der homburgischen (H) am Anfang, in der trierischen (T) am Ende steht und die erste Rede dort weggefallen — oder, da auch die Überschrift des ganzen Buches fehlt, wohl nur herausgerissen ist. Im übrigen dagegen nahm der Zusammensteller nur einzelne Reden, höchstens Scenen und diese nur unvollständig auf, wovon die Folge war, daß die Abschreiber hier überhaupt keinen Zusammenhang erkannten oder doch auf dessen Bewahrung keinen Werth legten, auch Einzelnes nach Belieben wegließen, wie denn das ganze Stück III nur in der Homburger Handschrift erhalten ist. Hier muß man daher das Verwandte aus bunter Unordnung und größtentheils aus zweierlei Unordnung zusammenlesen. Diese Mühe habe ich dem Leser zu sparen gewünscht und die einzelnen Reden nach meinem Dafürhalten geordnet und eingetheilt. Es muß aber auch versucht werden, die verschiedenen Spiele,

von denen sie Trümmer sind, der Anlage nach zu einiger Vorstellung zu bringen.

Das erste Stück beginnt mit einer die Verdammniss des Sünders begründenden und bestätigenden Rede Gottes. Ihr voraus gieng offenbar eine Reclamation des unversehens vom Tod ereilten, nun zu spät bußfertigen Sünders gegen das Urtheil, dem er verfallen ist, und weiterhin ist eine Entwicklung des leichtsinnigen, die Gnadenmittel (13) wie die Mahnungen Gottes (19) in den Wind schlagenden Sünderlebens vorauszusetzen. Nach 5 T befindet sich der Sünder während der Rede Gottes bereits in der Hölle, wahrscheinlicher aber nach H noch auf der die Erde darstellenden Abtheilung der Bühne, von wo die Teufel erst im Begriffe sind, ihn nach der Hölle abzuführen. In der in T folgenden, in H fälschlich vorausgehenden Rede ertönt dann, wahrscheinlich nach einer ausgefallenen Hohnrede eines oder einiger Teufel, seine hoffnungslose Klage aus der Hölle. Hier schliessen sich nun deutlich die in beiden Handschriften außer Zusammenhang stehenden Reden der verdammten Seelen und des Teufels an, die ich in der Reihenfolge von T wiedergebe. Zwei Seelen wenden sich warnend an die Zuschauer, eine dritte verweist den vorigen ihre verlorne Mühe und der Teufel heißt sie in seinem Interesse schweigen; dennoch folgt noch eine vierte Rede, die ganz den Ton eines Epiloges hat und mit der offenbar das Spiel endet.

Mehr ist von einem anderen Spiel in das Buch aufgenommen. Eng verwandt in Tendenz und Inhalt, ist II doch anders motiviert als I. Statt des Sünders tritt hier eine Sünderin auf, was freilich T im Texte wie in den Überschriften verkennt. Ferner wird nicht, wie in I, Teufel und Hölle als Rächer und Strafe der Sünde, sondern Tod und Grab als Vernichter der Leibesschönheit und Lebensfreude den Zuschauern vorgeführt. Der Teufel tritt zwar auf, aber nur als Verführer, nicht als Peiniger. Die Mahnung *nu nement min eben war, ir komment auch alle in unser schar* 218 f., bezieht sich nicht, wie die ähnliche Stelle 93 f., auf die Schar der Verdammten, sondern auf die Schar der Todten, und das Spiel reiht sich, wie unten noch deutlicher werden wird, in die Familie der Todtentanzpoesie ein. Die Rede 193—225 wird ihrem ganzen Inhalt zufolge und besonders nach 195 aus dem Grabe, nicht, wie die Überschrift in T angibt, aus der Hölle gehalten; vielmehr enthielt hier die Bühne offenbar keine Hölle und wird dieselbe in dem ganzen Spiel eigentlich ignoriert. Das ewige Verderben erscheint zwar als die Aussicht des bußlos Sterbenden 128. 132 und das ewige Reich als der Lohn der Bekehrung 152;

aber das Grab nimmt im Grunde die Stelle der Hölle ein und das ewige Verderben fällt, wie es scheint, mit dem der Seele fühlbar gedachten Zustande des leiblichen Todes zusammen, in welchem man der irdischen Freude beraubt ist, ohne das ewige Reich als Ersatz dafür zu besitzen. Eine dogmatische Differenz von I ist hierin natürlich nicht zu suchen; es bedeutet nur einen anderen Gedankengang und Vorstellungskreis der Dichtung, einen mehr populären und, wenn man will, etwas heidnischen, dessen Unverträglichkeit mit dem Dogma man sich aber nicht zum Bewußtsein brachte.

Die Einladung Gottes an die Jungfrau, mit der das Stück in H beginnt, setzt in den Worten *kere liebes kint din begirde noch zu mir* 125 einen fruchtlos gebliebenen Bekehrungsversuch bereits voraus; und überhaupt muß das weltliche Leben der Jungfrau im Anfange des Spieles zur Genüge entwickelt worden sein. Die Antwort der Jungfrau schließt sich an die Rede Gottes ohne Zweifel richtig an und wiederum an sie die Rede des Teufels, der das Werkzeug der Eitelkeit, den Spiegel, zur Förderung seiner Absicht herbeibringt. Unvermittelt folgt aber nun in H die Predigt des Mönches und ebenso auf diese wieder die Scene zwischen der Jungfrau und dem Tod. Ich vermuthe, daß die Predigt eher an eine frühere Stelle, wahrscheinlich an den Anfang des Spieles gehörte, in der Weise, daß die Jungfrau unter dem Volke ihr beiwohnt und, während vielleicht andere in sich giengen, ihre Verachtung solcher Lehren und ihr Beharren bei dem früheren Leben aussprach. So läge dann in der nochmaligen Einladung zur Bekehrung aus Gottes eigenem Munde, verbunden mit der Ankündigung des nahen Todes, eine passende Steigerung. Die Scene mit dem Tode wird auf die mit Gott und dem Teufel wohl unmittelbar gefolgt sein, doch muß zwischen 152 und 153 ziemlich viel fehlen; denn die Jungfrau wird den Teufel schwerlich ohne zustimmende Antwort gelassen haben und der Tod muß nothwendig gesprochen haben, ehe die Jungfrau die Rede 153—60 an ihn richtet; ja man wird einige Wechselreden zwischen ihr und dem Tode nach dessen Auftreten wahrscheinlich finden, bis es zu den schon gesteigerten Wendungen jener Rede kommt. Eine neue Lücke ist unverkennbar hinter den Reden des Todes, denn da er nicht erscheint um alsbald abzuholen, sondern um auch seinerseits zu warnen und sich erst anzukündigen (165 f.), so kann nicht unmittelbar nach seiner Rede die Jungfrau schon im Grabe liegen; sie muß vielmehr auch jetzt wieder ihren unheilbaren Leichtsinn kundgegeben haben und dann mitten in demselben vom Tode bei der Kehle gefasst worden

sein (188). Daß die Rede aus dem Grabe wirklich von der Jungfrau dieses Spieles gehalten wird, obgleich hier nicht nur die Überschrift in T von einem *sunder* spricht, sondern auch die Bildvorschrift in H mit *ic est mortuus* ins Masculinum fällt, macht der Inhalt unzweifelhaft. Die ironische Beschreibung der Leibesschönheit, insbesondere die Erwähnung des schönen Haares 205, sowie der *beckelin* 210, paßt nur auf ein Weib; und das Verlangen nach einem Spiegel 202, erinnert deutlich und drastisch an den früher vom Teufel der Jungfrau vorgehaltenen. Die Worte *ich was auch herlichen gesessen in minem throne* 194 stehen nicht entgegen, da es nur zum Effect beitragen konnte, wenn die Jungfrau auch von hoher Geburt war und dies in früheren Scenen den Zuschauern deutlich gemacht sein mochte. Auf diese Rede folgt sodann der Epilog des Spieles, neben dem auf der Bühne sichtbaren Beinhaus vom Tode gesprochen. Das darunter gesetzte *est plenum* in H, das mitten in dem Spiegelbuch kaum am Platze ist, bezeichnete ohne Zweifel in der Vorlage des Zusammenstellers den Schluß des vollständigen Spieles und wurde von ihm unbedacht mit abgeschrieben.

In den ältesten handschriftlichen und in Holz geschnittenen Aufzeichnungen des Todtentanzes geht demselben eine Vermahnung eines Predigers voraus: *O diser werlte wisheit kint* usw., die aber zum Schlusse nicht auf eine dramatische Vorstellung, sondern auf deren Abbildung, auf *dises gemældes figuren* Bezug nimmt und dadurch verräth, daß sie dem Todtentanze, als er noch lebendiges, zur Aufführung bestimmtes Drama war, nicht zugehörte. Gleichwohl vermuthet Wackernagel (Zeitschr. f. d. A. 9, 324), daß eine solche Predigt, wie der spanischen danza general und der französischen danse Macabre, so auch dem deutschen Schauspiel gleichen Inhaltes möge vorangegangen sein, und diese Weise der Eröffnung mag daher unser Spiel dem alten Todtentanze entnommen haben. Die Schlußrede des Todes neben dem Kerner hat es dagegen auch in den Worten gemein mit dem jüngeren *Doten dantz mit figuren* (s. Maßmann in Naumanns Serapeum II, 184 ff.), nur gewährt es sie in einem mehrfach von besserer Überlieferung zeugenden Text. Damit man sich hievon überzeugen könne, füge ich den Text des älteren Druckes mit den Abweichungen des jüngeren an der betreffenden Stelle anmerkungsweise bei. Unser Spiel hat also diese Rede einer der ersten Aufzeichnung näher stehenden, wohl noch fürs Theater bestimmten Handschrift des jüngeren Todtentanzes entnommen, wenn nicht gar selbst sie diesem geliehen. In einer anderen Rede, der des Leichnams aus dem Grabe, berührt es sich wenigstens hin-

sichtlich des Motives mit demselben Werke. Es findet sich daselbst als Titelbild und dann noch einmal auf Bl. 2 wiederholt ein Holzschnitt, auf dem sechs Gerippe ein siebentes, im offenen Grabe liegendes umtanzen; dem letzteren sind über der Wiederholung des Bildes 16 Reimzeilen in den Mund gelegt ähnlichen Inhaltes mit der erwähnten Rede unseres Spieles, nur freilich, wie die Eingangspredigt des alten Todtentanzes, zuletzt Bezug nehmend auf *dise figure* und darum nur dem Buch, nicht dem lebendigen Spiel zugehörig. Wörtliche Berührung mit unserem Spiele findet sich hier nicht (s. Maßmann a. a. O.).

Nicht im alten Todtentanze, wohl aber in dem jüngeren kommt als drittletzte Darstellung die Jungfrau vor. Die ihr und dem Tod in den Mund gelegten Reime haben mit unserem Spiele keine Verwandtschaft; doch aber wird es als Ausführung eines Todtentanz-Motives zu betrachten sein, mag der Verfasser dasselbe nach Analogie des alten Todtentanzes selbst erfunden oder dem jüngeren entnommen haben. Jedes andere konnte zu einer ähnlichen Ausführung auffordern.

Gering sind die nur in H vorfindlichen Reste eines Spieles vom reichen Mann und armen Lazarus (III.). Wir haben einmal die Rede einer wohlgesinnten Person, die dem Reichen zu seinem Besten räth, des letzteren abweisende Antwort und einen — offenbar nicht den ersten — Hilferuf des Armen; sodann den ersten Hilferuf des Reichen aus der Hölle, die erste Antwort Abrahams und eine Rede der Teufel. die den Reichen quälen. Auch diese Scenen sind also entfernt nicht vollständig; aber zwischen ihnen mußte nothwendig dargestellt sein, wie beide Personen starben und die eine von Engeln in den Himmel, die andere von Teufeln in die Hölle geführt ward; und ehe Lazarus beim Gastmahl des Reichen auftrat, muß schon eine mehr oder minder ausführliche Exposition beider Charaktere vorausgegangen sein. Aus alle dem konnte sich schon ein nicht allzu kurzes Spiel zusammenbauen. Die Einführung einer im Evangelium nicht vorkommenden Person, der die Rede 260—68 in den Mund gelegt ist, beweist, wie der Dichter sich einiger Freiheit zu bedienen wusste.

Sehr viel ausgiebiger als diese drei Spiele ist IV vom Zusammensteller des Buches benutzt worden; doch hat man auch hier keineswegs, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, ein vollständig erhaltenes Spiel vor sich. In dem stetig und wohl überlegt fortschreitenden Dialog 330—580 wird Niemand etwas vermissen. An ihn fügt sich als seine Frucht das Gebet 581—94 und an dieses wieder die Antwort Gottes bis 626; obwohl die in T nach 586 eingeschaltete Überschrift die Vermuthung nahe legt, dass hier bereits Gott

eine Antwort gegeben, durch welche die mit dem Vorhergehenden kaum zusammenhängende fernere Rede des Gesellen von 587 an hervorgerufen wird. Eine Lücke ist dagegen sicherlich zwischen 329 und 330. Die Berathung der vier Gesellen, von der die Überschrift in T meldet, konnte unmöglich nur aus der Rede des einen ernstgesinnten unter ihnen bestehen, der nachher die Unterredung mit dem geistlichen Manne hat. Die übrigen müssen ihm geantwortet und ihn allein gelassen, er muß alsdann den Mönch aufgesucht und angeredet haben; sogar die Art, wie dieser seine Rede 330 anhebt, sieht nicht aus, als ob er hier zum ersten Mal spreche. Schwer zu glauben ist ferner, dass die Anlegung des Ordenskleides nach 626 stillschweigend vorgegangen sei; auch kann dem Bruder sein großer Bart (638) nicht auf der Bühne gewachsen sein und er hat sie vor der Begegnung mit den Gesellen offenbar verlassen. Diese werden also allein aufgetreten sein und unter einander geredet haben, bis der Bruder wieder auftrat. Ein zusammenhängendes Stück bildet hierauf die Hohnrede eines der drei Gesellen und die Antwort des Bruders bis 676; hier aber, wo T abermals eine Überschrift mitten in die Rede derselben Person einschaltet, kann sich die Anklage der Sünder vor dem Herrn nicht unmittelbar angeschlossen haben. Ich glaube, dass hier die Gesellen in einer oder mehreren Reden zuerst repliciert, den Bruder auch thätlich mißhandelt und darauf sich entfernt haben. Die Anklage würde ungebürlich matt herauskommen, wenn sie sich nur auf die Rede 627 bis 644, auf die der Bruder bereits ausführlich geantwortet und das letzte Wort behalten hätte, begründete. Mit der Rede des Herrn kann das Spiel 728 füglich geschlossen haben.

Es ist eine sehr anspruchlose und elementare, ich möchte sagen eine recht hausmachende, aber, wie man am besten aus dem großen Stücke IV entnehmen kann, weder ungeschickte noch geistlose Dramatik, die ich hier nachzuweisen versuche. Dass dieser Nachweis in der Hauptsache wohlbegründet sei, kann ich nicht bezweifeln, denn ich frage mich vergeblich, auf welche andere Art man sich die Entstehung eines Productes wie das Spiegelbuch erklären könnte.

Prüft man Sprachformen und Schreibweise der Homburger Handschrift, so wird man schwerlich Ursache finden, die Gestalt, in der das Spiegelbuch hier überliefert ist, weit unter 1450 herabzurücken. Und doch beweisen so manche Verderbnisse des Homburger Textes, denen bessere Lesarten des im Ganzen so viel schlechteren Trierischen gegenüberstehen, dass auch jener schon eine gewisse Dauer der Überlieferung hinter sich hat. Wiederum muß der Herstellung des Spie-

gelbuches die Abfassung der ihm zu Grunde liegenden Spiele um einige Zeit vorausgegangen sein. Erst als die Spiele nicht mehr aufgeführt wurden und als todte Manuscripte dalagen, wird deren wichtigsten Inhalt Jemand in ein kleines Buch gebracht haben, um ihn nunmehr für einen Leserkreis nutzbar zu machen. So darf man sich wohl die Spiele nicht später als ganz zu Anfang des 15. Jahrhunderts verfaßt und aufgeführt denken. Als ein äußeres Zeugniss kommt der älteste Druck des oben erwähnten jüngeren Todtentanzes in Betracht, der die Schlußrede am Kerner aus unserem zweiten Spiele in vergleichsweise entarteter Gestalt wieder gibt. Dieser Druck ist zwar nicht datiert, aber auf das Titelkupfer des Münchner Exemplars hat, wie Maßmann bereits bemerkte, eine alte Hand die Jahrzahl 1459 gesetzt, was doch wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß der Druck in diesem Jahre schon vorhanden gewesen sei. Welchem der beiden Werke die ihnen gemeinsame Rede ursprünglich angehöre, habe ich oben dahin gestellt gelassen, da der bessere Text im Spiegelbuche nicht unbedingt entscheidend ist. Ich will aber doch noch auf einen anderen Umstand, der hiefür vielleicht nicht ohne Gewicht ist, aufmerksam machen. Gehörte die Rede ursprünglich dem Todtentanze an, so sollte man denken, daß bei dessen Ausstattung mit Holzschnitten Bild und Wort auch an dieser Stelle einen befriedigenden Einklang zeigen würden. Es ist aber nicht, wie man erwarten müsste, der Tod in der Haltung eines Redners vor oder neben dem Beinhaus dargestellt, sondern eine Mehrzahl von Gerippen, die sich aus den das Beinhaus umgebenden Gräbern erheben — also die Auferstehung der Todten, wozu der Inhalt der Rede keinen Anlaß gibt. Diese Freiheit des Illustrators scheint mir erklärlicher bei einem fremden Anhängsel, das dieser Todtentanz erst als Buch erhielt und für dessen Illustration es keine der Aufführung entstammende Überlieferung gab. Die von Kugler (Kl. Schr. zur Kunstgesch. I, 52) beschriebene Casseler Handschrift dieses Werkes enthält weder die fragliche Rede noch ein ihrem Inhalte verwandtes Bild. Beachtung verdient es schliesslich auch, daß der in der Rede vorkommende Reim *welt* : *gezelt* zu den conventionellen Reimen des Spiegelbuches gehört (s. 71. 85. 254. 352. 663), während er im Todtentanze sonst nicht vorkommt.

Die Homburger Handschrift zeigt oberhessische Mundart, wie sie bis zum Main und Rhein und an diesem bis zur Lahnmündung hinabreicht, den Ausgang der alten Mattiaci von Mattium, dem Hauptorte der Chatten, zum Überfluß erweisend. Die Sprachformen der Trierischen Handschrift sind niederrheinisch; im Rheinlande wird man

daher die Heimat des Spiegelbuches selbst wie der ihm zu Grunde liegenden Dramen zu suchen geneigt sein. Hiezu stimmt es, daß 634 die Gesellen wünschen, ihr geistlich gewordener Freund läge mitten im Rhein, eine Redensart, die doch nur in der Nähe dieses Stromes gebraucht werden konnte. Es stimmt aber auch dazu, daß der jüngere Todtentanz, bei seinem sei es activen oder passiven Lehnsverhältniss zum Spiele II doch wohl dessen Landsmann, durch ein unzweideutiges, von Maßmann bereits hervorgehobenes Merkmal dem Mittelrhein zugewiesen wird. Den Wirth redet nämlich der Tod mit diesen Reimen an: *Her wirdt her wirdt von Byngen, An diszen reyen mustu nu spryngen. Vyl boszheit hastu begangen Mit falscher speysz vnd myt wyn langen. Du hast gehalten lude allerley, die myt fluchen vnd schweren hatten eyn gros geschrey. Des bystu eyn orsach gewesen: Bidt got das dyn sele mog genesen.*

Dieses von Bingen ist die einzige örtliche Beziehung in dem ganzen Werke, und es muß daher wohl zur Aufführung nicht in Bingen selbst, aber an einem Orte der Nachbarschaft bestimmt gewesen sein, wo man auf Anklang beim Publicum rechnen durfte, wenn man den Binger Wirthshäusern etwas Schlimmes nachsagte. Nun zeigt zwar der älteste Druck (A), nach dem ich jene Reime mitgetheilt habe, ein östlicheres Mitteldeutsch, das rheinisches *ai, oi, ui* für *a, o u* fern hält; aber in dem Worte *stât* = lat. status, das im Titel den reinen Vocal zeigt, bricht auffallender Weise viermal (10^a. 11^b. 21^a) die Trübung *stait* hervor und verräth eine rheinisch geschriebene Grundlage. Der zweite, im Münchner Exemplar mit 1470 bezeichnete Druck (B) hat zwar dieselben Holzstöcke wie der erste benutzt, ruht aber hinsichtlich des Textes auf anderer Überlieferung, nämlich auf derselben, die auch der Casseler Handschrift zu Grunde liegt und die sich auf den ersten Blick in der abweichenden, offenbar ursprünglicheren Reihenfolge der Scenen kund gibt. Man sehe Maßmanns Zusammenstellung im Serapeum 1, 189. Wenn man hier die 14 in beiden Drucken verschieden angeordneten Scenen wegstreicht, so erhält man 24 in vollkommen gleicher Folge, offenbar den ursprünglichen Bestand des jüngeren Todtentanzes, übereinstimmend mit der ursprünglichen Scenenzahl des älteren; von den 14 später hinzugekommenen Scenen schiebt dann B 12 hinter dem *kindelin* und nur 2 an früheren Stellen ein, während A sie in Gruppen oder einzeln an vielen Stellen zwischen die 24 ursprünglichen untersteckt, also die spätere Zudichtung dieser Scenen weniger bemerklich zu machen strebt. Daß auch im Wortlaut des Textes jene andere

Überlieferung sich kund gibt, dafür will ich nur ein Beispiel anführen. In der Rede des guten Mönches heißt es in B *vn̄ der bruder byn worden, die da gehalten hant den orden,* übereinstimmend mit der Casseler Handschrift (s. Kugler a. a. O.), während A die freilich bessere Lesart gibt *vn̄ eyn bruder bynn worden, der da gehalten hat den orden*; die Casseler Handschrift ist aber nicht etwa von B abgeschrieben, da sie eine einfachere, reinere Orthographie zeigt. Es ist also nicht gleichgiltig, daß uns aus dem zweiten Drucke des jüngeren Todtentanzes so wie aus der einzigen Handschrift, die wir von ihm kennen, die oberhessisch-mittelrheinische Mundart in consequenter Ausprägung entgegentritt.

In Bezug auf Geist und Tendenz findet sich zwischen den Spielen des Spiegelbuches und dem jüngeren Todtentanz grosse Übereinstimmung. Der Letztere ist nämlich keineswegs eine Erweiterung des gleichnamigen älteren Werkes aus vierzeiligen zu achtzeiligen Reden, wobei etwa gar matte Weitschweifigkeit an die Stelle gedrungener Kürze getreten wäre. Er ist ein völlig neues und ohne Zweifel viel bedeutenderes Werk, das nur deßhalb vor dem älteren übersehen wird, weil dieses zur Entstehung großer monumentaler Kunstwerke Anlaß gegeben hat. Wenn der ältere Todtentanz nur den populären Gemeinplatz von der Eitelkeit alles menschlichen Treibens, von der unerbittlichen Nothwendigkeit des Todes variiert, so erfaßt der jüngere das menschliche Treiben in seiner manigfach gearteten, durch jede Lebensstellung besonders bedingten Sündhaftigkeit und stellt ihr den Tod in herben Sarkasmen als Richter gegenüber, der nur für den Frommen seine Schrecken verliert und zum freundlichen Vermittler eines besseren Daseins wird. War das ältere Werk eine unheimliche Posse, die freilich ernste Gedanken nahe legte, so sind in dem jüngeren diese Gedanken mit solchem Nachdrucke ausgeführt und so sehr zur Hauptsache gemacht, daß auch die possenhafte Form in Wort und Geberde eine neue, weit tiefere und herbere Wirkung gewinnt. Die Posse ist zum geistlichen Spiel mit ascetischem Zweck geworden. Hiemit steht der jüngere Todtentanz bereits auf gleichem Boden mit unseren Spielen des Spiegelbuches, noch bestimmter aber durch die nicht nur religiöse, sondern eigentlich mönchische Tendenz. Es wird nämlich allen Ständen der Welt und den Vertretern des geistlichen nicht am wenigsten vom Tod ihre besondere Standessünde oder doch die Unersprießlichkeit ihres Thuns und Könnens für das ewige Heil vorgehalten und von ihnen mit Verzweif-

lung oder doch mit Angst erkannt, obwohl hiebei der Pabst und der Bürgermeister in bemerkenswerther Weise geschont werden, jener wohl, weil er als die fernste Autorität die meiste Ehrfurcht einflößte, dieser, weil er als die nächste die meiste Rücksicht gebot. Außer dem kleinen Kinde, dem der Tod als wohlmeinender Bewahrer vor der Welt und ihrer trügerischen Lust erscheint, finden sich nur zwei Scenen, in welchen er mit freundlichem Zuspruch naht und ihm freudig gefolgt wird; und ihre Personen sind der gute Mönch (zum Unterschied von dem daneben gestellten bösen) und der Laienbruder. Sie sind es allein, die der Welt, von der alle Anderen verführt worden, völlig abgesagt, sich ganz in Gottes Dienst begeben, den eigenen Willen und Muth geopfert und dadurch die Schrecken des Todes besiegt haben. In gleicher Weise ist wenigstens das IV. Spiel des Spiegelbuches ganz auf die Empfehlung des Mönchslebens gerichtet. Die Ermahnungen des geistlichen Mannes, die das Herz des jungen Gesellen Schritt für Schritt gewinnen, haben zuletzt nicht etwa nur den Erfolg, daß er seine Sünden bekennt, Buße thut, ein gottseliges Leben gelobt, sondern er nimmt einen geistlichen Orden an — als verstünde sich dies nun ganz von selbst und wäre der alleinige Weg, sich von der Welt unbefleckt zu halten und nach Gottes Willen zu leben.

Solche Geistesverwandtschaft verbunden mit der erwiesenen Landsmannschaft und dem gegenseitigen Lehensverhältniss — indem eines der vier Spiele vom Todtentanze sein Motiv und dieser von jenem wieder die Schlußrede borgt — legt die Vermuthung nahe, daß die Spiele des Spiegelbuches mit dem jüngeren Todtentanz aus demselben Kloster hervorgegangen sein möchten. Es findet sich nun in dem IV. Spiele eine unverkennbare Beziehung auf den Cisterzienserorden, nämlich in der Bühnenweisung der Trierer Handschrift hinter 626: *Nu hait der gesell einen grawen rock vnd einen geistlichen orden ain sich genomen.* Graue Mönche hießen nach ihrer Ordenstracht die Cisterzienser: vgl. Leben der heil. Elisabeth 9334 *die grawen da von Citias.* 9547 *ein grawer munich,* wo das lateinische Original setzt *ordinis Cisterciensis monachus.* So wird man denn, da wir doch einmal durch den Todtentanz auf die Nachbarschaft von Bingen gewiesen sind, auf das berühmte Stammkloster dieses Ordens in deutschen Landen, auf Eberbach im Rheingau hingeführt.

Schwerlich mochte zwar die Aufführung von Schauspielen durch die strenge Regel des heil. Bernhard gestattet sein, aber wer die Grabmäler in der Eberbacher Kirche gesehen hat, weiß auch, daß

dort um das Jahr 1400 der Orden bereits eine freundlichere Stellung zu den darstellenden Künsten genommen hatte. Wenn nicht bei dem abgelegenen Kloster selbst, mochte die Aufführung in dem benachbarten mainzischen Eltvil oder in Mainz selbst stattfinden, und es ist vielleicht kein Zufall, daß im jüngeren Todtentanze — anders als im älteren — unter den sonst so vollständig aufgeführten hierarchischen Graden der Erzbischof fehlt. Doch ich fürchte, der Phantasie schon zu sehr den Zügel gelassen zu haben.

Eine Identität des Dichters steht bei den vier Spielen wohl außer Zweifel, da sie in der ganzen Technik, den Redensarten, stilistischen Manieren und Lieblingsreimen aufs Genaueste übereinstimmen. Beim Todtentanze vermißt man diese Übereinstimmung, die zum Theil schon durch die hier beobachtete Form der achtzeiligen Gesetze ausgeschlossen ist, und findet auch keine so weitgehende Genügsamkeit in Bezug auf den Gleichklang der Reime.

Es erübrigt mir noch Weniges von den benutzten Handschriften zu sagen.

H ist eine ungespaltene Papierhandschrift in Folio, deutlich, fest und sauber, aber vom Bl. 15^b an nicht mehr mit abgesetzten Reimen geschrieben. Bis zu Bl. 14 einschließlich ist die Rückseite jedes Blattes nur mit wenigen Zeilen, wie sie gerade bis zu Ende der angefangenen Rede reichen, beschrieben und der größere untere Theil der Seite für eine Zeichnung freigelassen; von 15^b an, wo die Reime nicht mehr abgesetzt werden, bleiben spärlichere Räume zwischen den einzelnen Reden oder auch zu ihrer Seite frei. Kein einziges Bild ist ausgeführt, aber fast zu allen finden sich klein geschriebene lateinische Anweisungen, aus denen hervorgeht, daß die Bilder wenigstens bis auf 14^b sich nicht auf die vorausgehenden, sondern auf die bei aufgeschlagenem Buche rechts neben stehenden Reden beziehen sollten. Es lag also dem Schreiber eine wirklich illustrierte Handschrift vor, ähnlicher Art, wie die von Kugler beschriebene des jüngeren Todtentanzes zu Kassel, und er wollte einem Zeichner Gelegenheit lassen, auch die seinige so zu schmücken. Hier, wie bei beiden Todtentänzen, dem älteren und jüngeren, sollte für das Auge des Lesers das lebendige Schauspiel durch Bilder ersetzt werden. Die Bildanweisungen mochten übrigens unserem Schreiber auch die Bezeichnung der redenden Personen ersetzen, indem er sich aller Überschriften im Texte selbst enthielt. Den Schluß der Handschrift bilden zwei leere Blätter mit allerlei halbverwischten Sprüchen beschrieben. Im selben Bande mit

ihr vereinigt waren zwei alte Drucke, die Mörin Hermanns von Sachsenheim von 1512 und Aurea bulla Caroli IV von 1477; die Handschrift machte den Anfang.

Über T ist außer der bei Aufseß gegebenen Beschreibung zu sagen, daß ihr Äußeres der verwilderten Überlieferung und Orthographie vollkommen würdig ist. Sie hat weder Bilder noch Raum für solche, dafür miniierte Überschriften. Dem Spiegelbuch voraus geht von Bl. 1 bis 13^b das Buch de arte moriendi magistri Mathei de Cracovia; noch auf Bl. 13^b steht die gereimte Überschrift und Inhaltsangabe des Spiegelbuches.

Auf Grund dieser Handschriften einen kritischen Text zu liefern, war weder der Mühe werth, noch bei dem Mangel metrischer Norm auch nur möglich. Ich stelle beide Texte neben einander und überlasse dem Leser, aus dem jüngeren und im Ganzen so viel schlechteren das Taugliche herauszufinden. An der Schreibung habe ich nichts Charakteristisches geändert, nur — um mich beim Abschreiben zu erleichtern — die regellosen *y* durch *i* ersetzt und *j* neben *i*, sowie *v* neben *u* nach unserem jetzigen Gebrauch angewendet.

DARMSTADT im Januar 1871. M. RIEGER.

H	T
	I.
Sundiger mentsche, als ich dich finde	
an dime ende,	
also urteil ich dich gar behende:	
darnach du hast getan	
mustu dinen lon han.	
fare hin zu der hellen und blip da ewicklich,	Belib ewiklichen da du bist, [1^a
wann kein erlosunge da ist sicherlich.	wan in der hellen kein verlosung nit ist.
du hast din leben nit gebeßert,	du hast den leben nit gebessert,
des mustu ewigklich werden gelestert.	dar umb mustu ewenklichen sin gelestert;
du hast stunde und zit wol gehabet,	dan stund und zit gieng der nit ab,
viel jare und auch mangen tag,	die du hast gehait vill jar und manchen dach,
das du mochtest haben ewig leben:	das du wul muchtes verdenet hain ewe leben:
aber es was dir nit eben.	aber es was dir nit eben.
der predigen vnd guten lere echt du nit vil,	der predegaten achtes du nit vill,
sie waren dir ungeneme ane ziel:	die waren dir gelich einem kinde speill:
du wolte [16^b] darnach nit leben,	

H

des mustu von mir ewicklich streben.
ruwe und bicht umbe din sunde,
darzu hett du kleine minne.
ich han dich dicke gemanet sere,
aber es was dir alles eine mere.
nu wil ich dich bevelhen den tuffeln in der hellen,
die werden nu sin dine gesellen;
den mustu nu volgen furbaß me,
daz du wirdest schrien ach und we
und die tufelsche Gesiecht ewiglich ansehen:
da von wirt dir sunderllch we geschehen.
mins lustlichen gesichtes mustu ewicklich enberen,
du tuhest es node oder geren.
der wonsamlichen sußen lustlichen freuden,
von der mustu imber sin gescheiden
und darzu pin und martel liden

nu woltestu gern ruwen han
und auch die sunde lan:
nu ist es versumet gar,
wan ich wil din nimmer genemen war.

Ach du ungetruwes weltliches leben,
du hast mich in den ewigen dot gegeben.

waß hilffet alle freude die ich ie gewan,
so ich sie nu muß lan?
pin und martel ist mir bereit
und darzu ein ewiges hertzeleit.
min gewißen ist mich ewiglich nagen
und wirt auch alzit sagen
'din pin nimmet kein ende,
das machent din groß en sunde'.

owe wie han ich die edel zit verloren,
in der ich wol hette ewige freude uß erkoren!
owe hie ist kein zuversicht nummer me,
wie ist das so ein bitter we!

T

ruen und bichten umb din sund,
dar zo hattz du wenich mind.
ich hain dich dick gemanet serre,
aber es was dir als ein merr.
nu will ich dich den duvelen befelen in der hellen,
de sullent nu sin din gesellen;
den must du nu volgen vor bas me,
des must du schrien ach und we
und must de dufelische gesicht ewechen ain gesen:
dar vain wurt dir sunderlich we gescheen.
mines lustichen angesichts must du enberren,
du dost es node ader gern.
ach der wansamlichen lustich freuden!
van den must du immer werden gescheiden
und darzo pin und martel liden,
das magst du nit wul vermiden.
dan wuldes du gern ruen hain
und de sund vorbas me lain:
nein is ist aber versumet gar,
dan ich nim dein nit me war.

He leit der sunder in der hellen und die dufel pinigen in und er spricht also zo der Welt.

Ach ungetruwes weltelichs lieben, [1[b]]
we hast du mich so gar in ewegen dot geben!
was hilft mich nu all freud die ich e gewan,
so ich si muß nu ewenclichen lain?
groiß martel und pin is mir ewech bereidt
und dar zo grosses hertzen leidt.
mein wonungk wirt mich ewichen sagen
und dach vur dach mich nachen
'dein pin nimbt kein end,
das machend deine gros sund.'
o we we hain ich de edel zit so gar verloren,
in der ich wul hett eweches lieben auserkoren!
o we hie ist kein zoversicht nimmer me,
we ist das so gar ein bitter we!

H

owe daz ich ie geboren wart:
wie ist die pin so bitter und so hart!
mochte ein hoffenunge hie gesin,
das ich mochte engeen dißer großen pin,
wie lange doch die hoffenunge were,
das were mir ein gute mere;
oder mocht ich doch ersterben!
nein ich muß ewiglich [16a] leben
und nit dester minner pine han:
das machet mir einen bossen argewan.
owe ache jammer und große hertzeleit,
wie bistu mir so vollenkommenlich bereit!
verflucht si nu vatter mutter und dot,
daz sprechen ich werlich ane allen spott.
owe ir tuffel, wollent ir diesse pin immer mit mir andriben,
wie wirt sich dan meren min großes liden!
owe das ich nit ein viehe bin worden,
so hette ich diesse pin mit sunden nie erworben.

*) We alle mentschen, hutent uch vor diesser großen pin, [15a]
in der wir hie ewiglich mußen sin.
ach du betrogen falsche freude und lost diesser welt,
wie gibestu ein so snodes klegeliches gezelt!

*) Ja das bin ich auch wol gewar worden.
ich wolte mich nie dar vor besorgen;
ich sprach auch allezit, ich wolte mich beßern morn:
des bin ich leider blieben da forn.

**) Ach, laßent den athem bi uch bliben, [15a, 13]
wann sie kerent sich nit an diß große liden;

*) Gegenüber auf 14b : *anyma.*
**) Gegenüber: *anyma.*

T

owe das ich e geboren ward:
we ist disse pin so gar bitter hart!
mocht doch ein hoffenung ummer he sin,
das ich engein mocht disser groser pin,
we lang doch de hoffenung werre,
das were mir ein gode merre;
ader mocht ich ummer ersterben!
nein ich moiß ewanchlichen lieben
und desto minder nit pein haben:
das macht mir einen boissen won.
owe jamer und hertzleid,
we bist du mir so gar vollenklichen bereit!
verflocht si vater moder und got,
das sprechen warlich ich on allen spot.

Der verdampten in der hellen spricht einer all so.
Owe nu hoden uch vor diser groser piin, [3a]
in der wir ewanclichen mussen siin.
ach du velsch freud diser welt,
we lones du so gar mit bosem geld!

Aber nu spricht ein ander all so vort
ja des sin ich wuil gewar worden.
ich wold mich ne besorgen;
ich sprach als der raff 'morn morn': *)
als so bin ich nu leider verloren.

Dis herna spricht ein ander also.
ach nu laint den athem in uch beliben,
wan sie keren sich nit an dis groß liden;

*) Vgl. Wackernagel Voces var. animant.[2] 16.

H	T
wann sie meinent lange leben	sie willend noch langer leben
und wollent sich darnach gotte ergeben,	und sich dan got ergeben,
als wir auch in dem leben haben getan:	als auch wir hain gedain:
des mußen wir ewiglich pin und liden han.	dar umb mussen wir ewich piin hain.
[wie selig ist der der tzuhant von sunden wichet	
so die sunde in ine slichet!]	
	Der dufell spricht nu zo dem verdamten in der hellen.
*) Laßent uwer warnen sin, [15ᵃ, 9]	Lasen nu ur murmeren siin,
wann ir sint nach gar viel min.	urer ist noch gar vil min.
sie habent großen lost nach dieser welt,	de da lusten dieser welt,
des mußen ir noch gar vil under min gezelt.	erer moiß nach vil under mein gezelt.
**) Aane allen zwifel got ist barmhertzig gnugk, [15ᵃ, 21]	Ja on allen zwivel got ist barmherchich genug,
er ist aber gerecht auch zu aller stunt.	er ist auch gerecht zo fugh.
er kan auch wol ein wilche swigen:	er kan wuil ein wiil schwien,
die straffunge der sunden wil er doch nit miden.	aber die straffung der sunden mach er nit vermiden.
	sællich ist der van sunden wichet,
	so die sund nit in iin schlichet.
aber es nemment dieser rede gar wenig war, [15ᵇ]	aber ir nemmen disser red gar wenich war,
darumbe komment ir viel in unser schar.	dar umb kommen urer also vil under unser schar.
da werden wir auch singen glich	da werden wir singen all gelich
das wir scheiden sin von dem ewigen rich.	das wir siin geschiden vain dem hemelrich.

II.

H	T
	Hie prediget ein lerer dem sundigen menschen und spricht all so.
***) Ich lesse und wieder lesse alle schrifft [11ᵃ]	Liß und weder liß alle geschrifft, [3ᵇ]
und finde nicht das boser gifft ist,	so vindes du kein boser vergifft,

*) Gegenüber *diabulus.*

**) Gegenüber: *anyma.*

***) Gegenüber auf 10ᵇ: *Monycus facit sermonem Populus.*

H	T
dan das der mentsche blibet in dem leben,	dan daz der mensch blibet in einem lieben,
dar inne er nit begeret zu sterben.	da er nit begert in zo sterben.
wann nicht sicherst ist dan der doit	wan nust sichers ist dan der tod
und nit unsichers ist wan die stunde siner nott.	und nust unsichers dan de ziit siner noit.
wann auch unser kranckes uppiges leben	unsers kranckes oppeges leben
ist nit anders dan stede zu dem tode streben.	ist nust anders dan zo dem tod streben.
dem mentschen ist sin ende nit bekant,	wan dem menschen ist sin end nit bekant,
gelich wol wirt er von hinnen gesant.	glich wul wurt er hinnen gesant.
wann als die vische mit dem hamen	so gelich als der fisch mit dem hamen
werdent unvorsiechtlichen gefangen	werden wir onversichtlich gefangen,
und auch die vogelin mit dem garn,	und we de fogel mit dem garn,
also werden wir auch von hinnen faren.	also mussen wir all vain hinnen farren.
wann glich als der diep slichet in den stal,	und gelich als der deiff schlichet in den stal,
also kommet der doit auch uber uns all.	also komt der tod uber uns all.
den sollen wir stedicklich in unserm gedechtniß han,	den sullen wir stetlich in unserm hertzen han,
wan ime niemant engeet, es si frauwe oder man.	wan im nemen engeit weder frawe noch man.
und darumbe kein artzeni noch kein lere	darumb kein artzenni noch lerr
uberwindet die sunde also sere	uberwindet de sund also ferr
noch verleschet hie bose wollust uff erden,	noch verlestiget die wullost he off erden,
als die bedrachtunge des ellenden sterben.	als betrachtung des ellenden sterbens.
die augen werden sich verkeren	die augen werden sich verkeren,
und das liden wirt sich auch in uns meren,	das liden wurt sich in uns meren,
lip und sele werdent sich von einander scheiden	leib und seel werden sich von einander schiden
mit großer pin und nit mit freuden	nit mit groisser freuden,
und auch mit mangem bittern stoß:	sundern mit mangen harten bitteren stoß:
daz wirt zulest sin unßer loße.	das wurt zum lesten sin unser loß.
	He lert got der herr den sunder un̄ spricht allso.
*) **Kere, liebes kint,** din begirde noch zu mir, [10a]	sunder, ker dein begerd noch zo mir, [2a, 15]

*) Gegenüber auf 9b:

Dominus in wolcken

fyrgo *speculum* *dygabulus*

H	T
din sunde wil ich gutlich vergeben dir,	din sund wil ich vergeben dir,
wann du wirst gar kurtzlich sterben	wan du wurst kurtzellichen sterben,
und hute dich, das du it ewiglich werdest verderben.	das du nit ewanchklichen werdest verderben.
nit habe lost in diesen zergencklichen dingen,	nit hab lust in desen vergengklichen dingen,
die du must laßen und darnach nimmer me enpfinden.	de du dar na must lasen und nit finden.
was hilffet dich nu ein kurtze freude,	was hilffet nu ein kurtz freud,
wann darnach kommet gar ein bitter weide?	wan dar na kumbt ein kald weid?
	Nu antsert der sunder und spricht.
Ach solte ich nu nit frolich sin?	Ach sold ich nit frolich sin,
min hertz weiß doch von keiner pin.	so mein hertz weis doch van keiner pin?
o du junger lip und du hoher mut,	o junger liib und hoer moid,
ich laß dich nit umbe das himmelrich gut.	ich lasen dich nit durch das hemelch gut.
springen und dantzen sal dir nit sin verseit,	springen und dantzen sal dir nit sein versacht,
wann du bist auch allezit wol darzu bereit;	wann du haist an ein schones kleit:
darumbe saltu in lost und in freuden leben,	dar umb salt du in freuden und wullost leben,
es komme dir joch wol oder uneben.	es kom dir obel ader eben.
	Dis rattet der dufel dem sunder.
Beschauwe dich hinden forn und neben,	Beschwau dich hinden vor und neben,
das du der welt gefallest eben,	das du der welt gefallest eben,
wan sie hat viel lostes allezit nach dir.	wan si hait vil lost na dir.
dar umbe komme und wone bi ir,	dar umb salt du kommen zo ir.
so wirdestu auch in freuden streben,	so wirst du in freuden leben
wann sie wirt gar lustlich mit dir leben.	und si gar lustich vor dir sweben.
nit habe ein missentruwen an dem herren:	nit hab einen mistrwe an dem herren:
er wirt dich doch zuleste bekeren.	dan er wirt dich doch zo lest bekeren.
er ist auch barmhertzig also sere,	er ist barmherchich al so serr,
das laße dir sin ein gute mere.	das laß dir sin ein gode merr.
also wirdestu doch vor dim ende bekeren dich [10b]	also wirs du bekeren dich
und darnach auch kommen in das ewige rich.	und dar na kommen in das hemelrich.
Woltestu mir min leben auch also balde abebrechen, [11b]	

H

ich wolte dich ee mit eim swert erstechen.
fluch balde von mir enweg,
anders ich werffe dich in den dreck.
hilff got, wie bistu so recht ungeschaffen!
ich wolte lieber wonnen bi den affen,
dan ich solte woñen bi dir:
darumbe so gang balde von mir.

*) Ich sage dir, du enkanst mir nit also engeen, [12a]
wann ich und du mußen auch bi einander steen,
und ich bin es der doit:
hute auch dich, ez dut dir not
und beßer furbaß din leben,
wann du wirdest kurtzlich sterben.
aber du meinst, du sist noch junk,
darumbe habest du noch zit genung.
zu dirre zit wiltu mich nit bekennen;
dan zulest wirstu mich wole befinden.
so werden ich dir din glidder uß einander strecken
und werden ir eins von dem andern herwecken.
o waz pin wenest das auch da werde sin,
da du alle ding auch must laßen sin,
mit den du auch so viel lostes hast gehabt
viel zit vnd auch viel mangen tag,
und must allein geen in ein fremdes land,
das dir gar wenig ist bekant.
wer diesse itelkeit dirre zit recht ane sehe,
der verwurffe die uppigkeit dirre welt dester ee.
sage mir, wa sint nu die liephaber diesser welt?
wa ist ir freude und ir groß gelt?
waß notzet ine nu ir uppige ere und gewalt?

T

Dis herna spricht nu der toidt also.

wul recht bin ich der grimich tod;
hut dich, es deit dir not. [4a]
kenttes du mich, villicht huttes du dich und bessert dein lieben
ee dan du werdest sterben.
aber du meinst du sist noch junck
und habest noch ziit genug.
du wilt mich nit erkennen:
zo lest wirst du mich wul finden,
wan ich dir diin geleder uisser nander strecken
und eins van dem anderen erwecken.
so du all ding must lasen ligen,
o waß pin must du dan liden,
mit dem du vil lost hast gehait
vill jarr und mangen dach,
und must allein faren in ein frimdes lant,
das dir ist gar onbekant.
wer den adel disser welt nit an siit he,
der verwerff sine oppecheit desto ee.
nu sach mir, wo sint die liebhaber disser welt?
wo ist ir groiß freud und auch ir gelt?
was nutzet in nu ir uppigkeit und ir gewalt?

---

*) Gegenüber auf 11b:
fyrgo *mors.*

H

siehe wie suberlich sie nu sint gestalt.
wa ist nu ir richtum und ir freude?

wie sitzen sie nu so in großem leide!
wol bin ich es der doit genant,
wan ich werden ine auch wolbekant.
aber ein deil meinent ich enkonde nit zu ine kommen,
biß ich sie begriffe bi dem gommen: [12b]
so werden sie dan bekennen mich,
wann ich so recht grimmlich in sie slich.

*) Sehent an mich alle herschafft und weltliche schone: [13a]
ich bin auch herlichen gesessen in minem throne
und lige nu hie in diessem grabe, das ist min lone.
owe ich bin in minem sale zierlichen gesessen:
nu stinck ich und hant min frunde min gar vergeßen.
ach in minem huse wart ich gespiset wol:
nu freßent mich die worme in diesem phule.
sehent wie suberlich bin ich gestalt!
ich waß jung und bin worden alt:
hette ich ein spiegel, ich muste mich besehen;
so wurdent ir mit alle bekennen vnd verjehen.
es ist uch nu wol offenbar
und als auch bewiset min schones har,
auch dartzu min lieplichen augen,
die mag man auch wol gerne schauwen.

ich han auch gar einen suberlichen munt,
das si allen mentschen kunt.

T

sich, we sint se nu so soberlich gestalt.
wo ist ir eer und ir richtum und err groiß freude?
we sitzen se nu so gar in großem leid!
wul bin ich der tod genant,
wan ich wert in allen wul bekant.
aber erer ein deil meinent ich kun nit zo in komen,
bis das ich si werd grifen mit dem gummen:
so erkennen si dan mich,
wan ich grimmenchlich in se schlich.

Nun is der sunder unversichtlich gestorben und liit in der hellen und spricht.

Ich was herlich gesessen in minem thron: [2b]
nu bin ich in dem grab, das ist min lon.
in minem sal bin ich herlich gesessen:
nu stincken ich und hat man miner gar vergessen.
in minem huiß wart ich gespiset wuil:
nu fressen mich de worm he in desem poll.
seend we bin ich so suberlich gestalt!
ich was junck und bin worden alt:
het ich einen spegel, ich must mich besegen;
so werd ir mir all helffen ja jehen.
es ist auch wuil offenbarr,
als dan bewiset mein harr
und dar zo min lebliche augen,
die mach man ain mir wuil schauwen.
ich hain och gar einen suberlichen mont,
das ist uch allen gar wuil kont.

---

*) Gegenüber auf 12b:
ic est mortuus.

H	T
sehent an mine beckelin wie suberlich,	seend ain min schone becklin,
und gar schone sint sie und auch lustigklich.	we hubsch und we fiin.
ach min nase ist mir abgefallen,	ach min nase ist mir abgefallen,
darumbe so getar ich mit me woll kallen;	dar umb kan ich nit me kallen;
doch der zene han ich ein michel teil,	doch der zenn hain ich noch ein michtell,
das machet mich etlicher maßen geil.	das mecht mich etlicher masen geil.
ach wolten ir auch lachen mit mir,	ach wuld ir lachen mit mir,
das were wol ein lustliches spiel.	das werr mir ein lustich speill.
nu nement min eben war:	nemen min eben war:
ir komment auch alle in unser schar.	ir werden kommen all an dese scharr.
ir mußent mir alle werden gelich:	ir mussent werden mir gelich:
darumbe sehent und gedenckent an mich. [13b]	dar umb gedenchen stetz an mich.
aber mine rede geet uch nit zu hertzen:	aber min redt geet uch nust zo hertzen:
des mußent ir zuleste liden großen smerzen,	dar umb werden ir zolest mit mir liden,
so ir auch mußent werden als ich;	wan ir werden als ich,
so werdent ir dan gedencken an mich.	so gedencken dan ain mich.
Merckent und gedenckent auch alle menschen gemein, [14a]	
das hie ligent gebein groß und klein.	Hie liend gebein groß und klein: [4b]
wer kan nu hie gemerken recht,	wer kan da gemirken recht,
wa si man frauwe ritter oder knecht?	welcher si da herr ader knecht?
nu hat sich hie zulegen recht	hie hait zo lien recht
der riche bi dem armen, der herre bi dem knecht.	der herr bi dem knecht.
herumbe so nement alle war	dar umb nement al war
das wir alle kommen in die erde gar,	daz wir komen in de erd gar,
und uberhebe sich niemans sins adels oder gewalt,	und ubberhebbe sich nemand sichnes richs noch adels gewalt,
sins richtums oder siner schonen gestalt,	richtums noch schonen gestalt,
wann wir mußent alle werden glich,	wan wir mussen al gelich
so wir scheiden von diesem irdenschen rich.	scheiden vain dissem ertrich.
wann wir sin glich in sunden enpfangen	als wir sin nackent entpfangen
und sin von muter libe glich nackent ußgangen,	und vain moder liib gangen,
also mußen wir glich nackent scheiden von hinnen:	also mussen wir auch nackent scheiden vain hinden:

H	T
so wirt einer den andern in dem kerner finden.	so wurt dan einer den aderen im kerner finden.
da schauwe einer auch den andern an,	da sie einer den anderen ain,
welche da si die schonste frauwe oder man	welcher da sie ein edelman
oder welcher da si der edelst oder riche under ine,	und der richtest vain in
der sal da haben guten gewin;	und auch der wiist da si;
welcher auch si der geweltigst an siner gewalt	der geweltigest mit siner gewalt
der tred hervor, er si jung oder alt.	der ge er fur er si jungk ader alt.
ach wie ist es so ein kranckes ding umbe unser leben,	ach we ist es so ein kranck dingk umb unser leben,
so wir doch mussen also ungestalt werden!	daß wir all so ongestalt mussen werden!
ach wie sin wir so rechte blint,	owe wie sin wir so recht blint,
das wir nit ansehen ein solich gruselich ding,	das wir nit ain geseen so graussem dingk,
daz ie eins nach dem andern hinnen slichet	daß einer na dem andern hin schlicht
und ie eins zu dem andern in den kerner wichet!	und einer na dem anderen hin in den kerner wicht!
nu buwe auch jederman uff diesse welt	nu buwe ederman off disse welt [5a]
und sehe an ir suberliches schones gezelt: [14b]	und sie ain ir schoneß gezelt:
der kerner ist es genant,	der kerner ist es genant,
dar inne so kummestu gar zuhant*).	dar in kumbs du auch zo hant.
	deß machstu dich wul erfrauwen
	und dich gar eben beschauen.

est plenum.

*) Folgendes ist die Lesart dieser Rede im jüngeren Todtentanze nach Druck A: Merckent unnd gedenckent ir menschen gemein, Hie ligent gebein grosz unnd clein. Wellichs sin man frawe ritter oder knecht? Hie hat sich zu ligen iederman recht, Der arme bi dem richen, Der knecht bi dem herren, Und durffent sich nit vil darumb eren, wellichs si unden oder oben an: Es ist eins glich als das ander gethan. Herumb so nement alle eben war, Wir muszen alle sampt in die erde gar, und uberhebe sich niemant sins adels oder gewalt, Sins richthums oder siner schonen gestalt. Wan wir muszen alle werden disen glich, So wir scheiden von disem ertrich. Wan wir sint in sunden entfangen Und von muterlibe nacket usz gangen. Also muszen wir scheiden nackt von hinnen; so wirt einer den andern in dem kerner finden. So schawe dan eines das ander an, Wellichs si das schonste under ine gethan, Oder welcher da si der edelst oder richst under in (gethan bis in fehlt in B), der sol da haben gut gewin. Welcher och si der geweltigst an sinen gewalt, Der tred her fur, er si junck oder alt. Ach wie ist es so gar ein kranck ding umb unser leben, Das wir doch muszen so ungestalt werden. Ach wie sin wir so rechte blindt, Das wir nit ansehen ein sollich gruszlich ding, Das ie eins nach dem andern schlychet (B hinnen schlichet) Und ie eins nach (B zu) dem andern in dem kerner wichet. Nu buwe

H

III.

Da ißest und trinckest nach dinem lost, [16b, 14]
gib dem armen Lazaro auch von diner kost:
anders dir wirt versaget nach diessem leben.
hettestu hie almussen geben,
es queme dir dort gar eben.
der arme lit dir vor dinen augen,
wiltu, du mahst ine wol schauwen;
wiltu aber sin also gar vergessen,
so wirt man dir des glichen auch meßen.

*) Min gut ist mir also wert,
ich gebe es nit dem der es gert.
ich wil allein ein herre dar uber sin,
wann es gehoret mir zu und ist min.
ich wil lost und freude da mit vollenbringen
und solten die armen ein gantz jare schrien und singen.
wer gut hait der ist wert
und giit man ime waz er begert.

**) Deile din brosamen mit mir, [17a]
wann ich han darzu ein große begir.
ich beger nit großes gutes von dir:
ein wenig magestu wol geben mir.
nim war, die hunde leckent mir min wunden:
darumbe saltu mir billich din almusen gunnen.
ich und du sin geschaffen glich
und sollen kommen in ein rich.
von dem almussen eupfehstu] großen lon,
in himmel die ewige krone:
daran soltestu billich gedencken

---

auch ein iedermann uff dise werlt Und sehe an ir suberlichs unnd schnodes gezelt. Der kerner ist es genant, Dar in so komen wir gar tzu hant. Got wolle das wir also dar in komen, Das es kome unsern selen tzu fromen.

*) Daneben Raum für ein Bild.

**) Vorher Raum für ein Bild.

H T

und din augen nit also von mir wencken.

*) Vatter Abraham, erbarme dich uber mich [17b]
und sende Lazarom herabe von dime riche,
das er mit waßer erqwicke min zunge,
wann sie brennet mich sere in minem gummen.
minen lost essen drincken und klaffen wolt ich nit laßen
daheime in gaßen und uff den straßen,
darzu was min zunge nit dure:
darumbe wirt sie gepiniget mit dem helschen fure.
**) Min sone gedencke du hast lost und
freude gehabt in dem leben din [17a, 9].
und Lazaro hat dabi gehabt groß martel und pin:
nu sal vorbaß Lazarus in freuden leben
und du in der hellen kleben.
du woltest dich nit uber ine erbarmen,
das wirstu wol furbaß erarnen.
sin ruffen zu dir neme du nit war:
nu vergißest mann, din gantz und gar
du kunde ime auch gar wol versagen:
nu leßet man dich schrien und klagen
und ein droppfelin versagen.

Hie liit der riche mann in der hellen begraben,
der mit großem gut wolt verzagen.
er enhat kein acht uff di armen
und wolt sich nit uber sie erbarmen.
umbe zitlich gut ist er hie geeret worden:
wir wollen ine leren einen andern orden.
wir wollen in grinen und zannen ann,
wann er ist nu vorbaß unßer man.
wo ist nu sin ere sin gut sin hoher mut?
hette er wol getann daz were ime gut.

---

*) Darunter Raum für ein Bild, am Rande *aput sybi*.
**) Daneben Raum für ein Bild.

H T

IV.

We veer gesellen zo rait worden vnd meinten erer ein deil zo gein in einen geistlih chen orden und sprach einer under in also.

We sulden wir unser lieben ain phaen [5a, 7]
daz wir got dem herren auch mogen behaen
und also erwerben ewich lieben
und nit in sunden sterben?
wan eß ist zit daz wir abstene van sunden
e dan der tod mit unß werd ringen,
wan wir doch vain hinden scheiden mussen:
teten wir wuil, wir mochtens genissen.
dan daz lieben und der tod werden uns vor geleicht:
welches wir ain tuin, daz ist unser ckleit.
lerten wir recht tuin, daz wer uns noit,
wan der loin der sunden is der ewiger toid.

Disser red wart einer heillicher munich gewar und ging zo dem gesellen und sprach.

H:

Nit habent liep die welt und daz in ir ist, [1a]
wann sie gibt gar bosen lon zu lest.
die welt muß gar und gantz vergan,
wann ire bosser lost mag mit nichte bestan,
wann sie valsche und auch betrogen ist allezit,
wann kein ware minne noch truwe an ir lit.
sie bewiset sich fruntlich dir allewegen
so lange du ir lost magest gegeben:
wann aber du der welt nit me lustlich bist,
so leßet sie dich als den unreinen mist.
alle die wile sie din genießen mag,
so bistu ir liep alzit nacht und dag:
aber wann sie din nit genüßet me,
so fraget sie nach dir als nach dem snee.

T:

Nit hab lieb de welt und waz in ir ist,
dan si gibt gar bosen loin zo lest.
die welt muß gantz und gar vergein,
dan ir boser lost mach nit lang me stain. [5b]
sie ist falsch und bedrogelich all ziit,
wan kein warheit ain ir liit.
sie wiset sich gar suberlich gegen dir all wegen
so lang als du ir magst lost geben:
wan du ir aber nit me lustich bist,
so laist se dich als einen onreinen mist.
alle die weill du or gefallen magst,
so geleist si dir nacht und dach:
ader so bald als se din nit genuset me,
so fraget si na dir als na dem alden schne.

H	T
bistu jung und suberlich, so bistu ir wert,	bis du jungk und suberlich, so bis du ir werdt;
wirdestu alt und ungestalt, zuhant sie din nit begert.	wurstu alt und ongestalt, dan si din nit me begert.
nu mercke der welt druwe gar eben	nu merck der welt truwe gar eben,
und auch welchen lon sie dir wirt geben.	welchen loin si dir werd geben.
wann du von hinnen wirdest scheiden,	wan du van hinden most scheiden,
so wirt sie din nit me beiden,	so wurt si dan din nit me beiden,
dann so wirt sie fliehen verre von dir	sunder se fluget ferr van dir
und suchet anderswo ir bose begir,	und sugcht anders wo begerr.
und also verlusest du die welt	also verluses du die welt
und darzu das himmelsche gezelte.	und dar zo daz himmelisch gezelt.
und darumbe kere dich von ir zu got,	dar umb so kerr dich van ir zo got,
da findestu ware trüwe ane allen spott.	da vindes du warr truwe sunder alle spot.
da kanstu nit betrogen werden	da kanst du nit betrogen werden
und scheidest auch darzu frolich von diesser erden.	und scheidest auch frolich van disser erden.
	Nu antwart der sunder und spricht also.
Solde ich minen eigen lip ane drostunge laßen also hingan, [1b]	Solt ich minen liib on kost also hin lasen gain,
wie mocht ich dan in den krefften bestan?	we mucht ich daz an kreffen bestain?
so wolt ich als mer frolich sterben	so moicht ich also mer frolich sterben (6a)
und auch scheiden von diesser erden.	und scheiden vain deser erden.
wann solt ich nit eßen und drincken nach minem lost,	sold ich nit essen und trincken und haben lost,
warzu were dan die spise geschaffen und die kost?	war zu werr dan die spiiß und auch die kost?
ich mag mich auch wol suberlichen kleiden,	ich magh mich auch wul suberlich kleiden,
wann ich enmag nit enberen zimlicher freiden.	wan ich mach nit enberren sulcher freuden;
darumbe laß es bi eim slechten bliben,	dar vmb laist uns bi einem schlechten leven bliven,
anders du wirdest mich von dir vertriben;	ader ir werd mich van uch triben.
wann der lip muß etlicher maßen in freuden leben,	
anders er müste gar vil dester ee sterben *).	

*) Hier wie auf der Rückseite jedes folgenden Blattes ist Raum für ein Bild gelassen mit der Vorzeichnung *j* und *m*, d. i. *juvenis* und *monachus*.

H

Es ist ein wonder daz dir nit ist zu sagen, [2ª]
das du als balde an minen worten wilt verzagen.
nim eben war was ich dir wil sagen,
so wirdestu nit also über mich klagen.
du salt nit vil achten uf dinen lip,
wann er blibet nit suberlich allezit.
der mentsche wehßet her vor als daz greselin,
aber wann es vellet, so verluret es sinen schin.
also grunet der mentsche in sinem leben:
gelich wol wirt er ungestalt und muß dartzu sterben.
wie suberlich er dann gestalt wirt,
das bewiset sich wole so er gestirbet:
wann er ist von eschen worden und von erden,
darzu muß er auch zu leste werden,
es si ime liep oder gar leit,
wann er treit an ein dotliches kleit.

ein unreiner lip ist es genant,
der uns auch allen ist wole bekant.
von ußen ist er wol geformeret,
Von innen ist er nit gar wol gezieret.
gedechten wir ime flißiglichen nach,
nach sinen freuden were uns nit so gach,
und lernten uns selber bekennen,
so furen wir dester sicherer von hinnen.
darumbe sollen wir unser leben von ime keren,
so werden sich geistlich freuden in uns meren.
so werden wir dan gedencken nach himmelschen dingen: [2ᵇ]
da wurden wir ware lost und freude befinden.
wann diesser lost und freude
ist gemischet mit bitterkeit
und des sint ir auch viel geware worden,

T

Aber leret der munch den sunder und spricht.

Es is ein wunderdingk daz dir nit is zu sagen,
das du also bald van minen worten wilt verzagen.
nim eben warr waz ich dir wil sagen,
so wurs du nit also ober mich clagen.
nit acht vil ob din lib,
wan er blib nit frolich all ziit.
ein mensch wust we ein gresselin,
aber wan es felt, so verlurd es sinen schin.
also grawet der mensch na sinem lieben;
gelich so bald wird er ongestalt und moiß sterben.
wie suberlich er gestalt wurt,
das bewiset sich wuil wan er gestirbt:
wan er ist van eschen worden und van erden,
dar zo moiß er zom lesten werden,
es si im lieb ader leid,
wan er dreit an ein gar suntlich und totlichs kleit.
ein onriner korper is ez genant,
der ist uns allen wul bekant.
uiß wennich is er wul formeret, [6ᵇ]
inwendig is er nit wul gezeret.
bedechten wir dem eben nach,
na sinen freuden wer uns nit so gach,
und lerten uns selbs bekennen,
so faren wir deßto sicher van hinden.
dar umb sulden wir unser leben van im kerren,
so werden sich in uns geistelich freuden in uns meren
und werden dar na gedencken na hemmelischen dingen,
da wir waren lost verdenen und freude finden.
wan disser lost und freud
ist gemischt mit bitterheit,
deß irer vil gawar worden,

H	T
die do sint gewest in demselben suntlichen orden.	die da sint gewest in dem suntlichen orden.
	Antwort der sunder und spricht.
Ich enmag die welt nit also versmahen,	Ich magch die welt nit so gar verschmahen,
wann ich muß mich zu ir nahen,	dan ich moiß mich zo ir nahen.
und solte ich also ane allen drost bliben,	salt ich on allen troist beliben,
wie mocht ich das imerme angetriben?	we mocht ich daß de lenge gedriven?
die welt ist auch gewortzelt in mir,	die welt ist gewurzelt in mir,
darumbe han ich zu ir lost und begeir	dar umb zu ir han ich lost und begir
und hoff, es solle mich nit scheiden von gotte,	und hoffen, eß sult nit mich scheiden vain got,
noch duwe nit freuenlich darumbe wieder sin gebot.	ader ich ton frevelich weder sin gebot.
die welt ist auch nit als ungedruwe	die welt ist nit so ongetrue
als du mir hast gesaget nu,	alß du mir hast gesacht nu,
wann sie bewiset sich gar fruntlich gein mir,	wan sie bewiset sich gar fruntlich gegen mir:
darumbe so wonen ich geren bi ir.	dar umb wain ich gern bi ir. [7a].
	Nu spricht der geistlich man also.
Du wilt nu nit recht mercken mich: [3a]	Du wilt nit recht mircken mich:
darumbe so muß ich baß bescheiden dich.	ich wil baß bescheiden dich.
du salt dich von der welte scheiden	du salt dich van der welt scheiden,
als verre sie dich wil verleiden	of se dich wult verleiden,
und dich ziehen von diner selen heil	und dich zu der selen heil nahen,
und dar zu von dinem rechten erbeteil.	dinen rechten erbteil.
dine wort sint gar frevenlich gestalt:	dine wort sind gar fremelich gestalt:
wann woltestu gern werden alt,	wan du wullest gern werden alt,
du hettest got vor dinen augen,	hab got vor dinen augen,
das er dir auch nit worde drauwen	daß er dir nit wert trawen
und worde dir din leben abe sniden;	und wurd dir din lieben abschniden;
das mochtestu mit nicht vermiden.	daz muchts du nit wol vermiden.
were es nit beßer ein korze freude enboren	wereß nu nit besser ein kurtz freud entporren
wan also vallen in gottes zoren?	dan also vallen in gottes zorn?
er leßet dich ein kleine wile mutwillen:	er laist dich ein klein will modwillen hain:
wann er wil, er sal dich balde stillen	wan wain er wilt, er hilfft dir bald dar vain
mit liden und mit bedrupniß viel.	mit freuden ader mit betrubnuß vil.
dar tzu weiß er wol gar eben ein ziel.	dar zo weiß er sinen ziill.
uber daz magstu ime nit engeen,	deß magst nu im nit engain,

H

dů must ime zu dem rechten steen.
so ruoff dañ die welt dinen frunt an
und luge auch waß sie darwidder kan:
so wirdestu wol geware wie got ein herre si,
und werstu noch eins so stoltz und so fri.
man hatt auch dinen glichen me befunden,
sie lagen aber zulest des krieges unden.
dañ qwemestu zu gnaden, [3b]
das wolt ich dir raden,
das sich der herre erbermte uber dich,
das du qwemest zu ime in sin ewiges rich.

Ich wil an mich nemmen ein guten willen,
do mit wil ich den zoren gottes stillen,
wann der friedde gottes wirt den verluhen,
die mit guten willen habent ruwen.
wann das ertrich ist vol barmhertzigkeit des herren;
darumbe wil er sich allewegen zu uns keren.
sin barmhertzigkeit uberdriffet alles das da ist,
darumbe vergibt er mir min sunde zulest.
der herre ist gedultig und barmhertzig viel,
darumbe gibt er mir stunde ziit und ziel;
er wirt uns nit ewiglich drauwen
noch sin zoren wirt uns nit ewiglichen schauwen.

Du suchest aber einen bossen funt, [4a]
der ist mir altzu wolle kunt.

T

wan du moß dem herren zum rechten stain.
so roff dan die welt dinen goden frunt ain
und sich waß sie dir gehelfen kan:
so wurß du wuil gewar we got ein herr si,
und wereß du nach so stoltz und so fri.
man hait din gelichen auch me funden, [7b]
se lagen ader zu lest deß kregs unden.
dan quemest du zo genaden,
daß wult ich dir raden,
also daz der herr sich erbarmt ober dich
und daß du moichst kommen in daz hemmelrich.
gescheit eß nit bald, so wurß du nit behalden,
wan we alder e boser, ie rieher e karcher und archer.

Aber nu antwart der sunder und spricht.

ich wil nu an mich nemen einen goden willen
und also godes zorn stillen,
wan der freid gottes wurd auch den weltlichen,
die mit godem willen hain ruwen.
wan deß ertich ist vol barmhertzicheit deß herren;
darumb wilt er sich alzit zu unß keren.
sein barmhertzicheit gewis
ist ober treffen alß waz ob ęrden iß,
darumb vergibt er mir zu lest min sund.
der herr ist barmhertzich und gedultich viill,
darumb gibt er mir stund und zill;
er wurt unß nit ewanclichen drauwen
noch sinen zorn lasen schauwen.

Nu straifft den sunder der geistelich.

du suchest aber einen boisen fund,
der ist mir auch wol kont.

H	T
du ertzelest hervor gottes barmhertzigkeit,	du zuchest her vor gottes barmhertzicheit,
die sii auch uns alletziit bereit:	die si unß allziit bereidt: [8a]
aber von der gerechtigkeit gottes und der straffunge der sunde,	aber van der gerechticheit und straffung der sund,
dartzu hast du nit gar vil minne,	dar zu haistu wenich mind,
wann da durch wurde din gewißen besweret	wan dar durch wurt dein gewis beschweret
und wurde din hertze da von verseret.	und din hertz ferseret.
darumbe wiltu dir kein gewißen machen,	dar umb wilt du dir einen gewissen machen,
das du von innen und ußen mogest lachen,	daz du auswendich und inwendich moigß frolich lachen,
und also wiltu nit von der gerechtigkeit horen sagen,	und gern van der gerechticheit gottes horen sagen,
das din gewißen dich icht werde zu faste nagen.	daz dich din gewiß nit werd nagen.
ist dir die geschrifft an einem ende bekant,	ist dir die schrifft ain eim end bekant,
laß dir si an den anderen ende auch werden genant.	so laiß si dir ain dem anderen end auch werden genant.
nimmestu der barmhertzigkeit gottes war,	nemmeß du gottes barmhertzicheit war,
so nimme sin gerechtigkeit und fure sie auch dar.	so nim sin gerechticheit und furr si auch dar.
din guten wercke volgent dir nach,	dine gode werck volgen dir na,
zu den laß dir alleziit wessen gach:	zu den laiß dir auch sin gach:
wann mit der maße da du mit hast gemeßen,	wand mit der masen, dar mit du haist gemessen,
mit der selben wirt man auch din nit vergeßen.	mit der selber wurt man din nit vergessen.
als du din glidder hast uß gestreckt zu der boßheit,	alß du din geleder haist gestreckt zu boisheiit,
also strecke sie auch wedder uß zu togende mit hertzeleit.	also sterck sie nu zu togend und hertzenleith.
sie sind zart und weich bereit,	sie gar zart sint bereit,
die do wollent ane große arbeit	die da willend on dogent und arbeid und
die untogende und das laster uberwinden	lastert ober winden
und darzu auch togentlich werck bi ine finden.	und tochenckliche werck befinden.
nein, man muß es mit arbeit auch vollenbringen [4b]	nein, man muß mit arbeit daß volbringen
und muß sich gar ernstlich darzu zwingen,	und sich dar zu ernstelich zwingen,
wann er were nit ein ritter genant uff diesser erden,	wan er wirt nit ein kemper genant off disser erden,

H

solte es imme nit bitter und auch sure werden.
wiltu in dem himmel gecronet werden,
so mustu auch ritterlichen striden vff dießer crden.

Ich han din wort wol gemercket
und bin do durch sere gestercket.
ich wil ein gutes leben auch heben an,
das mußen sehen frauwen und man:
darumbe bidde den herren fur mich,
das sin gnade nit von mir wiche.
doch muß ich ein ziit noch beiden,
so wil ich mich dan recht bereiden;
wann solte ich mich der welt also balde enbrechen,
es wurde mir gar dieff in min hertze stechen.
viel lichte wurde ich auch nit besteen
und wurde also widder hinder mich geen.

Woltestu nu dich zu dem herren keren, [5a]
du suchtest nit als vil fromder meren.
wiltu der heiligen geschrifft nit nemmen war,
so muß ich mich von dir scheiden gantz und gar;
wann gang glich in ein einfaltigen sinne hin,
so geet dir die heilige geschrifft dann in.
es ist nit schedelichers in dieser ziit,
wann das der mentsche stede da oben liit,
allewegen willen han gute wercke zu vollenbringen
und wil sich doch nit ziitlich darzu zwingen,
sunder er verlaßet es von tage zu tage:
zulest geet ime an ziit und auch an gnaden abe.
waß hulffet dan der wille ane die werckei
so es doch gott lange von ime hat begert?

T

solt es im nit bitter und suwer werden. [8b]
wilt du in dem hemel gekronet werden,
so mois du ritterlich striden off disser erden.

Der gesell antwort nu also und spricht.

ich hain dich wul gemercket
und bin dar durch gestercket.
ich wil ein godeß lieben faen ain,
daß eß segen sulden frauwe und man:
dar umb bittent got vor mich,
daß sin genad nit vain mir wich.
doch moiß ich noch ein ziit beiden,
e ich noch vain der welt werd scheiden;
dan sold ich mich also van ir abbrechen,
daß tet mir durch mein hertz stecken.
villicht wurd ich nit bestain
und wider hinder mich gain.

Aber spricht der munch zo dem gesellen.

wuldeß du dich zu dem herren keren,
du suchest nit so vill meren.
wilt du der geschrifft nit nemen war,
so mois ich van dir scheiden gar;
wid gain weder uns wech hiin,
so gait dir die schrifft velicht in.
eß ist nust schettelichers in der ziit,
dan der mensche vain goden werken biibt,
die alle ziit gode werck hain willen vollenbringen
und sich nit zitlich dar zo zwingen, [9a]
und verzugest also van dach zo dach:
zo lest geit im an der ziit und genad aff.
waß hilfft dir dan der will ane werck,
so eß got hait lang vain dir begert?

H	T
der unfruchtber baum ist nit gar ture,	der onfruchtber baume ist nit zo mail durre
wann er wirt zuhant geworffen in ein fure.	und wurt doch zuhant gewurffen in ein furre:
also ist es auch umbe din suntliches leben,	also isseß auch umb din suntlichß lieben,
besserstu dich nit, du wirdst dem fuwer gegeben.	besserß du dich nit, so wurß du dem furr geben.
dir wirdt vor geleit daß wasser und der brandt:	dir wurt vor gelaicht das wasser und der brant:
welches du wilt, dar zu strecke din hant.	welches du wilt, dar zo streck dein hant.
daß leben und der doit werden dir dar gestaldt:	daß lieben und der toit werden dir vor gestalt:
welches du wilt undir den zwein, daz behalt.	welches du wilt, daz behalt.
lerne wol dun, daz duhit dir noid,	lerr wul doin, daß dir noit,
wann der sunder lone ist der ewige doid.	wan der loin der sunder ist der ewege toit.
wan vil geiseln sint den sundern bereid,	vill geissellen der sunden sint unß bereit,
die do antragent ein sundiges kleit, [5b]	wain wir an toin eiin suntdelichß kleiit,
das ist der lip, der da ist beladen mit vil sunden:	daß ist der lib beladen mit sunden:
der wirt vil pin zuleste in sich slinden.	daß wurt im groiß pin bringen.
innewendig und von ußen wirt er mit fure umbgeben,	inden und uissen iß er mit fuwer umbgeben,
das bringet ime zu sin wustes unreines leben.	daß macht sin onreinicheß leben.
der pin mahstu auch wol engeen,	der pinen machstu wull entstein,
wiltu vorbaß von sunden ledig steen.	willt du der sunden ledich gein.
	Nu antwort der sunder dem geistlichen.
Sollent die sunder also verloren sin	solden die sunder also verlorren sin
und mussent auch liden also große pin,	und liden also groisse piin,
die doch kein ende nimmer gehat,	die da nummer kein end hait, [9b]
das were ein klegelicher harter stadt.	das ist ein schreckelich stait.
so bidde ich dich, das du underwisest mich,	so bit ich dich daß du underwisest mich,
wie ich der pine engee, daz ich komme in das ewige rich;	das ich der pinen entgain moch und komme daß hemelrich.
wann ich wil dir nu volgen und furbaß me,	ich dir nu volgen fortbaß me.
und solte mir von hertzen geschehen wee.	

H

wann ich weiß wol das ich muß leben ewiglich
entweder in der helle oder in dem himmelrich,
und des mag mir auch kein mittel gesin:
darumbe wolte ich mich gern huten vor der hellen pin;
wann du hast mir vor als viel gesaget,
das mich min gewisen stetiglich naget.

Wan du also detest und ließest dir sagen, [6a]
so were gut mit dir tagen.
nim war, got hat dich geschaffen nach sinem bilde,
darumbe soltestu nit sin als wilde.
er hat auch din nature an sich genommen,
das du desta sicherer mochtest zu ime kommen.
den bittern doitt hat er gelitten durch dinen willen,
das er den ewigen doit an dir mochte gestillen;
und das solte dir billich zu hertzen gan
und darumbe vorbaß ledig von sunden stan.
sin fronlichenam hat er dir gelaßen zu einer spise:
das solte dich billich vorbaß machen wise
und soltest ime billich danken nacht und dag,
werestu nit als gar ein sundiger sack.
du weist wolle das du dem tode nit macht engeen
und weist nit wo er dich hute oder morn werde besten.
darnach soltestu billich ein gedencken han:
villicht wurdestu ein selig bieder man.
alle ding sint auch also zergencklich:
weß wiltu dan furbaß frauwen dich?
du soltest auch furbaß ansehen din bitter sterben,

T

wan ich weis daß ich moiß leben ewanchlich,
eß si in der hellen ader in dem hemelrich,
des kain ich nit ab gesiin:
dar umb wuld ich mich gern hudten vor sulcher grosser pin;
wan du haist mir vor sovil gesacht,
daß mich mein gewissen nacht.

Aber leret der geistlich man und spricht.
Wain du also tetest und leissest dir sachen,
so werr gut mit dir dagen.
nim war, got hait dich geschaffen na sinem bild,
dar umb biß nit du so wild.
er hait auch die menscheliche nature an sich genommen,
daß du deß do sicherer mugest zo im kommen.
den bitteren dot hait er umb dinen willen geleden,
daß er den ewechen tod ain dir much stillen.
daß soll dir billich zo hertzen gain
und vortbaß me vain sunden stain.
sinen fronen lichnam hait er unß gelasen zu einer spiise:
daß soltz du werden wiiß
und im des dancken nach und dach,
werreß du nit also gar ein zage.
du magst dem tod nit engen
und weiß nit hude ader morn stein. [10a]
deß salt du gedechniß hain,
wilt du sin ein erber man.
alle dingh sin auch vergencklich:
weß wilt du dan erfrawen dich?
sich ain diin bitter sterben,

H	T
das dich zuleste wirt beruren gar eben.	daß dich wurt umbgeben.
wann von einander scheiden lip und sele ist die groste pin,	wan lib und seel van einander scheiden,
die hie in diesser ziit nit jemerlicher mag gesin.	das ist die grosse pin die hi in deser zit immer magh sin.
gedechtestu stede und flißlich daran,	gedechteß du stetz dar ain,
du ließest die sunde wol vor dir stan.	du list die sund vor dir hin gain.
bedechtestu auch die strengikeit des lesten gerichtes	betrachteß du die strengheit deß lesten gerichteß,
	daß du dem entgain nit machs,
und urteilstu dich hie in diesser ziit,	und ortelß du dich selbs in der ziit,
so wurdestu dort ledig und qwit,	so werß du ledich und quiit;
und gedechtest darnach nach den himmelschen freuden,	so muchs du dan din lieben bereiden
so wurdestu dich und din leben anders bereiden.	zo der eweger frenden.
	Hie velt der weltlich gesell uff sin knege und wilt sich bekeren und spricht.
Herre, biß gnedig mir armen sunder,	Herr, biß mir genedich, mir armen sunder,
das ich von dir gescheiden werde nummer.	das ich vain dir gescheiden werd nummer.
not und angst hant mich umbegangen	noit und angst hait mich umbfangen
und die smertzen der hellen hant mich umbefangen.	und die schmertzen der hellen hain mich angangen.
herre, ich han gesundet in den himmel und in dich,	o herr, ich hain gesundicht weder dich,
dar umbe bin ich nit wirdig zu gen in din rich.	dar umb bin ich nit werdich zo gain in dein rich.
	Nu spricht auch vort der gesell.
lieber herre, wir haben uns nit selber gemacht,	Lieber herr, wir hain unß nit selbs gemacht,
darumbe gute wercke zu wircken ist uns hart.	darumb gute werck unß zo doin ist uns hart.
herre, du hast uns alle geschaffen gar,	herr, du haist uns geschaffen gar, [10b]
darumbe so nim unser auch selber war.	darumb nim unser selbß war.
herre, ich wolte auch geren bekeren mich,	herr, ich wult gern bekeren mich,
were ich echt von gnaden rich:	wer ich vain genaden rich:
lieber herre, die magestu mir wol gegeben	herr, du machs mir die genade wul geben
und darnach auch das ewige leben.	und dar zo daß ewege lieben.

H

*) Des mentschen kint ist kommen zu diesser erden [7a]
darumbe das die mentschen durch ine behalden werden.
er ist nit kommen zu ruffen den gerechten,
sunder den sundern, das sie ine solten anebeten.
nim war, du bist gesunt worden:
darumbe hute dich vor dem suntlichen orden.
behalt die gnade, die du hast erworben,
das du it vallest widder in den alten orden.
du hast mich nu wol gemercket:
wiltu, du wirst auch wol gestercket.
wiltu auch min warer junger sin,
so halt mit fliße die gebotte min.
das ist min gebott, das ir einander fruntlich sin,
so mogent ir engeen der ewigen pin;
und das eins daz ander mit druwen mein,
so werdent ir auch von gotte rein.
woltestu haßen das mir liep ist,
wie woltestu dan̄ behalten werden zulest?
wer da wil erhoret werden von gott,
der sal auch vollenbringen sin gebott.
wie sal der von got erhoret werden,
der doch nit gliches begert uff erden?
nust nit bedruget die gantz welt als sere,
dann das sie nit enachtet der gebott gottes und siner lere,
wie sie sprichet: wiltu ingeen in das ewige leben,
so behalt auch die gebott gottes gar eben.
ir sollent nit werden als die tiere ane vernufft,
die da nit wißen von keiner zukunfft,
wann̄ ich han gesprochen gar eben,
das mine wort sint auch das ewige leben. [7b]

T

Diß sprich got der herr zo dem sunder.
deß menschen kint ist kommen herab off disse erd
darumb daz der mensch durch in behalden werd.
er ist nit kommen zu roffen dem gerechtichen,
sunder dem sunder, daz sie in ain sulden bitten.
nim war, du bist nu gesunt worden:
hut dich nu vort vor sunlichem orden.
behalt nu die genad, die haist erworben,
daß du nit vallest in einen alden orden.
wilt du min warer jungelinck siin,
so behalt mit fliiß die gebott mein.
dis ist mein gebott, daz einer dem andern frundlich si [mein,
und daz einer den anderen mit truwen
so mochen wir werden vor god rein.
wuldes du hassen daz nit mir lieb ist,
du muchs werden behalden zu lest;
wan wer da wilt erhort werden van god,
der vollenbring siin geboder.
we sol der erhort werden,
der nit gelichs begerd hi off erden?
nuist betrugt die welt also serr, [11a]
dan daß si nit acht de gebot gotz und sein lerr:
wilt du in gain in daz ewich leben,
so behalt die gebot gotz eben.
ir sulden nit werden als de there on vernufft,
die da nit wissen vain keiner zokunfft,
dan ich hain gesprochen eben,
mein wort sein daz lieben.

*) Gegenüber auf 6b: *dominus*.

H	T
	willen ir lieben ewanchlich,
	so behald die lerr, die da gaid durch mich.
	Nu hait der gesell einen grawen rock und einen geistlichen orden ain sich genomen und koment zo im siin gesellen und spotten siin und sprechen also.
Sage uns, lieber, warzu bistu worden,	Sage uns, lieber, war zu biß du nu kommen,
das du an dich hast genommen ein solichen orden?	das du nu sulchen orden ain dich haist genommen?
darumbe das du hast einen geistlichen schin an,	dar umb daz du einen geistelichen schin ain,
wenestu darumbe sin ein geistlich man?	weneß du auch siin ein geistelich man?
solten geistlich kleider geistlich machen dich,	solden geistelich cleider geistelich machen dich,
so qwemestu allein in das himmelrich;	so quemeß du allein in das hemelrich;
also musten wir gescheiden auch da von sin.	also musten wir da vain gescheiden sin.
uns were lieber du legest mitten im Rin;	unß werr lieber du legest in dem Rein;
wann es schadet von ußen nit ein frolich leben,	wan eß schadet nit uswenich ein frolich leben,
so das hertz vor gotte steet gantz und eben.	so daß hertz vor god iß eben.
sehent nu, wie ist er so geistlich gestalt	sehent wie ist er so suberlich gestalt
und hatt darzu gewonnen einen großen bart!	und hait einen graen bart!
narre gauch lothart gugguck,	naro gaugh lolhart gockkock, [11b]
sehe umbe die wie du nu so kluck!	se we biß du nu so klock!
hat uns der tufel mit dem narren bescheßen?	hait uns der dufel mit narren beschischen?
er wenet iedermann solle sich an ime beßern	er meind eder man sul sich ain im besseren:
und wil sich nit an uns keren,	er wilt sich ain unß red nit keren
er dut gelich als weren es meren.	und theid alß weren eß meren.
	Nu antwurt der broder und spricht:
*) Die in diesser welt narren sint genant, [8a]	Die in disser welt naren sint genant,
die sint gotte sunderlichen wol bekant.	se sint vor got wul erkant.
es ist vil beßer das mich die boßen haßen,	es ist besser das mich de bosen hassen,
dañ ich mit in lieff uff den gaßen.	dan ich mit iin leib ob der gassen,
man sal verre wichen von den bosen,	man sold wichen van den bosen,

*) Gegenüber auf 7b: *socius socius socius frater.*

H	T
so wirt sich der mensche von sunden losen,	so mach man sich vain sunden loesen;
wann wer zu den bosen vermischet ist,	wer sich zu den boesen mengen ist,
der wirt auch bose mit ine zulest.	der wurt mit in boes zo lest.
ich wil bii guten mentschen wonen uff dißer erden,	ich wil sin bi goden leuden hie off disser erden,
von den min leben mag gebeßert werden.	van welchen mein lieben gebessert mach werden.
nit lant uch missevallen min snodes kleit,	nit lasen uch misfallen mein schnodes ckleit,
wann ich wil uch furbaß nit me sin bereit,	ich uch darumb will nit furbas sin bereidt,
sunder wan got dem lieben herren min,	sunder got dem herren mein,
des eigen ich allewege furbaß me wil sin.	des ewich wil ich eigen sin.
wann ir hant mich dicke angelachet	ir hait mich dick ain gelacht
und mich doch glich wol hinderklaffet:	und gelich zu hant hinderklafft:
darumbe wil ich uch furbaß miden,	deß wil ich uch nu me miden,
daz ich auch ritterlichen moge gestriden.	off das ich rittellich moch striden. [12a]
wann die liebe gottes und diesse welt	wan die leibt gotteß und auch disser welt
mogen in eim hertzen nit haben ein gezelt,	mogen in einem hertzen nit hain eir gezelt,
als wenig als auch die augen	also wenich alß de augen ein mael
zu einem male himmel und erden mogen geschauwen.	himmel und erd mogen beschauwen.
darumbe wil ich lieber versmehte also hingan,	dardmb will ich verschmechlich hin gain,
dan̄ daz ich wolte der liebe gottes liedig stan.	uff daß ich in der liebden godeß mogh besser stain.
das sunde auch nit sunde were,	wain sund nit sund werr,
noch dan so were sie mir unmere	noch werr si mir ein onmerr
umbe ir manigveltige und große unfledigkeit.	umb erer groser onfeletichheit willen.
das lernet auch mich min bescheidenheit.	daß bewiset mich bescheidenheidt.
darumbe kein freude noch lost wil ich forbaß me han, [8b]	kein freud noch lost wil ich hain,
dann allein in dem crutze Ihesu Christe, ob ich kan.	dan allein in dem crutz Ihesu Christi, ab ich kan.
in dem ist mir die welt ein crutz und ich ir:	in dem ist mir die welt ein crutz und ich in irr.
also mage ich lichtigklich vertriben alle bose begir.	dar durch mach ich lichtlich vertriben all boeß beger.

H	T
	Hie bittet disser broder got den herren und spricht also.
Herre, wie lange sollent die sunder herschen in irer gewalt?	Herr, we lang sullend die sunder herschen in erer gewalt?
wann sie hant sich gar grusenlich gein mir gestalt.	wan si hant sich gar greussenlich gegen mich gestalt.
herre, nimme es auch flißlich war,	herr, nim erer eben war,
wann die sunder sint gesediget gar,	wan die sunder sint gesediget gar,
dasselbe uberhebent auch sie sich,	des uberheben se sich
das sie nit viel fragent nach dime rich.	und fragen nust na dinem rich.
sie nemen das ez ine allewege ginge so eben	si nemen daß in geng eben
und fregten nit vil nach dem ewigen leben.	und frachtent nit na dem ewigen lieben.
herre, es geet ine wol in allen iren sachen,	herr, es geid in wul in eren sachen,
darumbe so mogen sie frolichen lachen.	des mogen frolich lachen.
du enstraffest sie nit umbe ire sunde uff diesser erden,	du straffest si nit umb erre sunden hi off erden, [12b]
darumbe sie ie stoltzer und hoffertiger werden.	dar umb sie e stoltzer und me homuticher werden.
sie sint auch satt von boßheit,	sie sint vol boesheit,
darumbe hant sie mir wiederseit.	des hain sie mir ganß und gar verseit.
sie frauwent sich wañ sie hant sunde vollenbracht	sie hant vil sunden volbracht und beromen sich deß
und berument sich so es ine in iren sunden wolgait.	daß eß ein in eren boesheiden wul gait.
	Nu antwort hie got der herr dem broder und spricht also.
*) Mochtestu dich auch ein wile geliden, [9a]	Mochtes du dich ein wenich liden,
wañ ich werden kurtzlich mit ine striden.	ich wurd kurczilich mit in striden.
ich wil ine zuhant auch botschafft senden,	ich wil in bald botschafft senden,
das sie etwaß zu schaffen gewinnen.	das sie etwas haben zo schaffen gewinnen.
wer nach der welt gut und ere stett	dan wer na der welt geit und na erer err steit
und wem ez wole in sinen sunden geet,	und wem eß wul in sinen sunden geit,
das ist ein zeichen gar gewiß	daß iß ein zeichen wol gewiss
siner ewigen verdammeniße.	ener ewiger verdamniß.

*) Gegenüber auf 8b: *frater deus*.

den bosen sal nust in dem himmel werden;	den boesen sol nust in dem himmelrich werden;
so sollen die guten nit trostes han uff diesser erden,	so sold die goden kein trost hain hi off erden,
sunder einer guten hoffenunge sollen sie sich frauwen,	sunder einer goder hoffnung sulden se sich erfrauwen,
das sie darnach ewige freude werden schauwen.	das sie dar na mogen ewige freud beschauwen.
wañ die bossen werden zulest dorren gelich dem graße	die boesen werden dorren gelich dem graiß
und werden auch gegeben zu dem ewigen haß.	und darzu gegeben in den ewigen haß.
wañ so sie es aller minnste getruwen,	so si es allerminst getruwen,
so werden sie umbegeben mit liden und undruwen.	wirt si umbgeben leid und ruen.
wañ glucksamkeit der narren	den gelucksamheit der narren
machet sie in iren sunden vollenharren;	mechet sie in sunden beharren;
aber so der hammer hoher uber sich erhaben wirt,	aber so ein hammer me hoer of wirt gehaben,
so er darnach hertiglichen under sich fert.	so er me herter beginnet zu schlain, [13a]
so man den bogen harter hinder sich zuhet,	und so man einen bochgen wider hinder sich zuhet,
so er den pfile hertiglicher von ime tribet.	so er den phil harter fur sich tribet.
als vil hie in ziit gott gnediger ist,	also vil got der herr den sundichen menschen of disser erden genedich ist,
so vil harter wirt er auch sin zu lest.	als vihder me hartter in ist zo lest.
und darumbe als verre als es an dir ist,	dar umb so ver alß in dir ist,
so habe frieden bii den du bist.	so behalt freid bi dem du bist.
nit beger rache gein dinen wiedersachen:	nit beger zo rechen gegen dein wedersachen:
ich werde es wol slecht zuschen uch machen.	got wurd es wol swischen uch schlecht machen.
wañ wer diesse durtze ziit	dan wer disse kurtz ziit
vor die ewige freude git,	vor die ewige freud nit gibt,
der hat sich selber gar betrogen [9b]	der hait sich sels bedrogen
und zimmert uff ein regenbogen.	und zimmert off einen regenbogen.
darumbe hastu got, so halt ine fast,	dar umb haiß du got, so halt ein fast,
wañ er ist ein guter gast;	wan er ist gar ein goder gast;
nit laß in von dir wichen,	nit laiß iin vain dir wigen,
so enmag nicht boses in dich geslichen.	so mach nust boes in dich schlichen.

LITTERATUR.

Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen. Von Karl Simrock. Dritte sehr vermehrte Auflage. Bonn bei Adolf Marcus. 1869. XII und 625 Seiten. gr. 8.

Der Umstand, daß nun wieder nach wenigen Jahren eine neue Auflage des rubricierten Buches nothwendig geworden, zeugt deutlich genug dafür, daß es Bedürfnissen entspricht, die sich sicherlich nicht bloß in den gelehrten Kreisen der Germanisten fühlbar gemacht haben, sondern daß es dieselben theilweise erst erweckt und sich auch auf diese Weise kein geringeres Verdienst erworben. Man sieht oft Simrock's Edda und Mythologie da angeführt, wo Kenntniss der germanischen Götterwelt ohne ihn nicht hingedrungen wäre, und Gleiches gilt von seinen anderen Arbeiten. Bleiben wir jedoch bei der Mythologie stehen, so habe ich zuvörderst die bereits bei Besprechung der zweiten Ausgabe (Germ. X, 107) gemachte Bemerkung zu wiederholen, daß im Vergleich mit der vorhergehenden auch in der vorliegenden die Gesammtheit seiner Ansichten im Ganzen und Einzelnen, so weit ich wahrgenommen, wesentlich unverändert geblieben, wogegen sich zahlreiche Zusätze zur weiteren Entwicklung und Bestätigung des früher Ausgesprochenen vorfinden; weggelassen dürfte nur wenig sein, hauptsächlich blos S. 165—66 der 2. Ausg. Ich komme weiter unten auf jene Zusätze zurück, will aber gleich hier bemerken, daß, wenn Simrock meine erwähnte Anzeige nicht gleichmässig berücksichtigt hat, sich dawider nichts sagen läßt; er glaubte eben dem von mir Angeführten nicht überall beistimmen zu können; nur nimmt es mich Wunder, daß Berichtigungen offenbarer Versehen von ihm nicht beachtet worden sind. Oder hängt dies etwa damit zusammen, daß auch eine nicht geringe Zahl von Druckfehlern und unrichtigen Citaten sich in beiden Ausgaben identisch wiederfinden? geht S.'s Festhalten an dem Bestehenden (*conservatism the wyse call it*) so weit? denkt er wie der alte hochconservative Lord Eldon, daß kleine Mängel, gleich den Muttermalen einer Geliebten, die Schönheiten und Vorzüge eines Gegenstandes (wie die rotten boroughs die der englischen Verfassung), nur desto mehr hervortreten lassen? oder warum soll der schottische Wassergeist *Shellycoat* durchaus zu einem Hausgeist werden und es bleiben (S. 435)? etwa, weil Grimm ihn dazu gemacht? aber dieser hat sich geirrt, wie ich ganz deutlich gezeigt (Germ. 10, 112, wo die Verweisung auf Müllenhoff zu streichen ist); und warum hat S. selbst die unrichtige Schreibung *Shellykoat* (mit *k* statt *c*) und das unrichtige Citat „M. 428“ statt „M. 479“ beibehalten? Ferner, warum soll denn durchaus *meisje* auf holl. ein Mäuschen bedeuten (S. 446), was doch unrichtig ist (s. Germ. a. a. O.)? Item, warum sind S. 198 wiederum die 700 nützlichen Historien stehen geblieben, da die daraus mitgetheilte Geschichte doch schon bei Aesop vorkommt? (s. Germ. a. a. O. S. 111; zu Kurz's Nachweisen zu Waldis 3, 40 füge noch Herod. 1, 34—45, auch bei Val. Max. 1, 7 Ext. 4; ferner eine englische Sage, von mir mitgetheilt in den

Heid. Jahrb. 1868 S. 91 Nr. 11 „Die Weissagung“). Anderes übergehe ich, wie z. B. den sehr elastischen und für mythologische Ausdeutungen sehr bequemen nordischen Winter von sechs, sieben, acht und neun Monaten oder komme gelegentlich darauf zurück. Zunächst will ich Verschiedenes anführen, was sich mir bei Durchlesung dieser neuen Ausgabe dargeboten, obwohl es meist auch auf die frühere Anwendung findet, so z. B. heißt es S. 17: „Darin aber trifft die eddische Überlieferung mit der *griechischen* und indischen zusammen, daß die Sündfluth der Erschaffung des Menschengeschlechtes vorausgeht.“ Aber die Menschenschöpfung hat nach der Vorstellung der Alten vor der Sündfluth stattgefunden, wie die Sage von Prometheus und Deukalion zeigt. Über die Sündfluthsage überhaupt s. Ewald in den Jahrb. der biblischen Wissensch. Bd. VII. S. 21 — S. 21. „Der Mann im Monde.“ Eine Musterung der betreffenden Vorstellungen der verschiedenen Völker s. im „Ausland“ 1869 Nr. 45 in einem Aufsatz von Oscar Peschel. — S. 23. „Des Kuckucks Bezug auf das Siebengestirn ist aber noch darin begründet, daß er nur von Tiburtii bis Johannis seinen Ruf erschallen läßt und nur um diese Zeit das Siebengestirn am Himmel sichtbar ist.“ So nach Grimms Myth. 692; es muß aber heißen: ‘nicht sichtbar ist’; denn die Auslassung des nicht in der angeführten Stelle bei Grimm ist ein sinnstörender Druckfehler; s. Ztschr. f. d. Myth. 3, 309 (nämlich auf der Seite, die auf S. 308 folgt, denn die Seiten 309—328 erscheinen durch Versehen zweimal hintereinander). — S. 111 „Weltuntergang.“ In den Gött. Gel. Anz. 1866 S. 1331 f. habe ich eine Reihe von Zügen der tatarischen Heldensage zusammengestellt, die mit andern der deutschen Mythologie übereinstimmen und worunter auch der von den obersten Göttern, den Kudai's, erscheint, die wie die nordischen und Zeus (s. auch J. G. Müller Gesch. der amerik. Urreligionen S. 148) unter das Schicksal gestellt sind und das Ende der Dinge voll Angst erwarten (das dort ausgefallene Citat über das Lebenswasser, welches am Fuße der goldenen Birke in goldener Schale vergraben liegt, ist „Schiefner S. 62 V. 425 ff.“). — S. 116 f. „Naglfar.“ Grimm sagt ungenau an der von S. angeführten Stelle, daß dieses Schiff aus den schmalen Nägelschnitzen der Leichen zusammengesetzt sein werde; vielmehr, wie S. richtig anführt, aus den unbeschnittenen Nägeln jener. — S. 142 „Deutsche Qualhölle voll Sumpf und Schlamm, Meuchelmörder und Meineidige müssen sie durchwaten.“ Schlamm und Koth finden sich auch in der griechischen Hölle; s. Welcker Gr. Götterlehre 2, 527; Kock zu Aristoph. Fröschen V. 145—150, wo namentlich auch die im Schlamm gepeinigten Meineidigen erwähnt werden und Kock dazu die betreffende Stelle der *Wöluspa* (nach Simrock) anführt. Mit dem aus Schlangenrücken gewundenen Saal und *Nidhöggr* vergleichen sich die ὄφεις καὶ θηρία bei Aristoph. l. c. v. 143. — S. 143 „*Nobiskrug.*“ Simrock verweist hierzu auf Gervas. 168. Das dort Angedeutete ist weiter ausgeführt und genauer bestimmt in meinem Aufsatz: „Ein alter Brauch“ Philol. 20, 378 ff. und ferner ergänzt in Germ. 10, 110; Lazarus und Steinthal's Ztschr. f. Völkerpsych. 5, 68 (wo zu lesen „Eckermann 2, 44. 75“). Hierzu füge ich jetzt noch folgende Stelle aus Tzetzes Chil. XII, 590 f.: „Ἑρμῆς τῆς Μαίας ὁ υἱός, Ἑρμῆς δὲ καὶ ὁ λόγος — Ἑρμῆς καὶ σύμπας ἀνδριὰς καὶ ὁ σωρὸς τῶν λίθων.“ Diese letzten Worte „Ἑρμῆς... καὶ ὁ σωρὸς τῶν

λίϑων („Hermes bedeutet auch einen Steinhaufen") dienen zur Bestätigung der Ausdrücke ἕρμακες, ἑρμαῖα, welche, wie ich in Philol. l. c. gezeigt, ursprünglich alte Grabdenkmäler bezeichnet haben müssen. Das Hinzuwerfen von Steinen auf Gräber bespricht auch W. Schwartz in der Ztschr. f. Gymnasialwesen 20, 798 f., der namentlich auch die von mir mehrfach erwähnte Sitte Todte auf Bergen zu begraben, wo dann jeder Vorübergehende einen Stein hinzuwirft, durch ein neues Beispiel aus den Fuchsinseln (Unalaschka) belegt, wozu ich nun auch das folgende aus classischer Zeit hinzufüge: „In Gargani summitate duo sepulchra esse dicuntur fratrum duorum; quorum cum major virginem quandum despondisset et eam minor frater conaretur auferre, armis inter se decertati sunt, ibique ad memoriam, invicem se occidentes, sepulti, quae res admirationem habet illam, qua si qui duo, inter ipsam sylvam agentes iter, uno impetu vel eodem momento saxa adversum sepulchra jecerint, vi nescio qua saxa ipsa separata ad sepulchra singula decidunt." Serv. Aen. 11, 247. Anderes für jetzt übergehend, führe ich bloß noch folgenden sibyllyschen Vers nach Casaub. zu Theophr. 17 (περὶ δεισιδ.) an: „κἀν παρόδοισι λίϑων συγχώματα ταῦτα σέβεσϑε" (auch beim Vorübergehen auf den Heerstraßen ehret diese Steinhaufen), wo die λίϑων συγχώματα den von mir im Philol. l. c. S. 381 erwähnten λαΐνα ἐξογκώματα entsprechen. — S. 172 „Kinderstamm." In Malory's *Morte Darthur* (Book I. Ch. 3. 4) wird erzählt, daß, als nach dem Tode Uther Pendragon's, der keine legitimen Leibeserben hinterlassen, am Tage der Königswahl die Großen des Reiches in der Hauptkirche Londons versammelt waren, „auf dem Kirchhofe gegenüber dem Hochaltar ein großer viereckiger Stein gesehen wurde, in dessen Mitte etwas, was einem Amboß von Stahl ähnlich sah, einen Fuß hoch emporragte; darin steckte mit seiner Spitze ein schönes, entblößtes Schwert, und um dasselbe waren mit goldenen Buchstaben folgende Worte geschrieben: „„Wer dieses Schwert aus diesem Steine und Amboß zieht, ist von Geburt rechtmäßiger König von England."" Und da nun keiner der Gegenwärtigen das Schwert herauszuziehen vermochte, war der noch junge Arthur allein dies im Stande und wurde demgemäß König." Dieser Zug ist wahrscheinlich dem französischen Merlin entnommen (s. Dunlop-Liebrecht S. 67[a]) und erinnert an die griechische Sage von Theseus und an die nordische von Sigmund; so wie nämlich Arthur der Sohn zweier Väter ist, des Herzogs von Tintagil und des Königs Uther Pendragon, ebenso ist Theseus der des Aegeus und Poseidon, wie Sigmund der des Wölsung und Odhin („Odhin selbst erscheint bekanntlich an der Spitze des Wölsungenstammes, denn Sigi, mit dem er beginnt, wird Wöls. S. Cap. 1 Odhins Sohn genannt; an Sigmund hat er noch näher Antheil, denn Wölsung hatte ihn mit einer Walküre gezeugt, die Cap. 2 Odhins Geliebte heißt." Simrock Myth. 171). Arthurs Schwertprobe haben wir eben gesehen, ebenso gewinnt Theseus seines Vaters Schwert durch das Emporheben des schweren Steines, unter den jener es verborgen, und auch Simgund vermag allein nur das Schwert aus dem Kinderstamme zu ziehen, in den es Odhin gestossen. Übrigens gleicht Arthur dem Sigmund auch noch darin, daß er gleich diesem mit seiner Schwester einen Sohn zeugt, worauf ich schon zu Dunlop (S. 470 Anm. 143) hingewiesen. — S. 173 „*reyrsproti.*" In einem Rittergedichte des Florentiners Antonio Pucci „Historia della reina d'Oriente" (herausgegeben von Anicio Bonucci als

Nr. 41 der „Scelta di Curiosità Letterarie. Bologna. Romagnoli") befinden sich unter anderen Spuren von Volkssagen, welche A. Wesselofsky in dem Ateneo Italiano 1866, 15. Aprile p. 1 ff. zusammengestellt hat, auch folgende zwei Strophen, welche sich darauf beziehen, daß, als die Königin des Orients das furchtbare Heer des Königs von Rom gegen sich heranziehen sieht, sie in ihrer Bedrängniß den Himmel um Hilfe anfleht:

„Un agnol, poi che l'orazion fu detta,
Li apparve e disse: non ti sgomentare,
Perchè di Dio se' tu stata diletta,
Mandato m'ha per non ti abbandonare.
E poi li disse: To' questa bacchetta,
Tra' tuoi nemici sì l'abbi a gittare,
Dicendo: gite come fumo al vento;
E lo tuo cor di lor sarà contento.
Poich'è partita quella santa voce,
L'alta Reina a cavallo è montata,
Fecesi il segno de la santa croce,
Inverso a' suoi nemici ne fu andata,
E come giunse, allor tutta feroce
La bacchetta tra lor ebbe gittata,
Dicendo come l'Agnol detto avia;
E tutta quella gente si fuggia.
(Cant. II, 13. 14.)

Mit Recht weist hierbei Wesselofsky (p. 9) auf Odhin's *reyrsproti* hin, und ist es interessant, gegen Ende des 14. Jahrh. einer derartigen Sage in Italien zu begegnen. — S. 195 „Der norwegische Gurorysse (Riese Guro) oder Reisarova mit ihrem langen Schwanz (Myth. 397)". Die Stelle bei Faye, worauf Grimm sich bezieht, die er aber mißverstanden hat, lautet folgendermaßen: „*I Spidsen før Faerden farer Guro Rysse eller Reisa - Rova med sin lange Rumpe* u. s. w." Dieß heißt: „An der Spitze [von Aasgardsreia] fährt Guro Rysse-rova oder Reisa-rova", d. i. Guro Stutenschweif; *rysse* und *reisa*, isl. *hryssi* und *hreisa*, bedeuten beide Stute, und *rova* isl. *rófa* ist = Schweif. In einer Anmerkung fügt Faye noch hinzu: „*I Nissedal kaldes hun Rumpeguro* [Schweifguro], *der er vaen fortil, men huul bag og har en stor Hesterumpe.*" Über Guró = Gudrun s. Mannhardt Zeitschr. f. d. Myth. 4, 428; Guro ist also kein Riese, wie Simrock meint. — S. 203 „Rigr oder Heimdall". Gegen die Identität derselben s. Herrigs Archiv 30, 305 ff. — S. 209 „Von Karl dem Großen wird auch erzählt, er habe zu Aachen ein halbgöttliches Weib zur Geliebten gehabt u. s. w." Daß eine entsprechende Sage, in welcher auch das Korn (granum) im Munde der Geliebten vorkommt, im Orient gleichfalls vorhanden ist, habe ich gezeigt in den Gött. Gel. Anz. 1866 S. 1639 und wiederhole sie hier zur Bequemlichkeit der Leser: „Der Chalif Jezid (der von 679—683 regierte), warf eines Tages einer seiner Gemalinnen, die er bis zum Wahnsinn liebte, beim Gastmal scherzweise einen Traubenkern zu, an welchem sie jedoch erstickte, als sie ihn verschlingen wollte. Jezid gerieth hierüber ganz außer sich vor Schmerz und wollte sich von dem todten Körper seiner Geliebten durchaus nicht trennen, bis endlich seine Diener, welche den übeln Geruch desselben nicht länger er-

tragen konnten, den Chalifen durch ihr Flehen bewogen, den Leichnam begraben zu lassen.“ S. d'Herbelot s. v. Jezid (2, 834 der deutschen Übers.). Eine ähnliche Erzählung findet sich ebendas. s. v. Gelaleddin (2, 486 f.), wonach dieser Sultan von Chowaresmien (regierte etwa von 1218—1236) in eine von seinen Sklavinnen so sterblich verliebt war, daß er ihren Leichnam noch lange Zeit nach ihrem Tode bei sich behielt und demselben alle Tage zu essen vorsetzte, sich dabei nach ihrem Befinden erkundigte, und ob es besser mit ihr stehe als an dem vorhergehenden Tage. — S. 219 „Orion“. Dieser wird nicht aus dem Speichel, sondern aus dem Urin der drei Götter geschaffen, welcher hier aber wohl so viel wie Samen bedeutet; man vergleiche die indische Sage von Hasischta. Über die Identität des Begriffes von Samen, Harn, Blut und Speichel vgl. Gervas. 70 ff. — S. 245 „Thor als Hercules.“ Außer den von S. angeführten Analogien vergleiche man auch noch Thor als Ochsenfresser in Hymiskv. 15. Thrymskv. 26 mit Herakles Buphagos, Pamphagos, Adephagos, und Thor, der die Ebbe trinkt (Gylfag. 47) mit Herakles als Zecher; s. Jacobi Mythol. Wörterb. 414 Anm. 1. — S. 255 „Thor angelt die Midgardschlange.“ Man vergleiche die folgende neuseeländische Sage. „Als Kupe an der Ostküste Castle-Point, das er Te-Wheke-Muturangi nannte, erreichte, floh aufgescheucht ein großer Tintenfisch (cuttle-fish) aus einer Höhle dieses Vorberges in der Richtung gegen Raukowa oder Cooks-Straße; Kupe folgte, ruderte zur Mittelinsel in die Awa-iti-Straße, spürte eine heftige Strömung vom Lande her und nannte die Einfahrt Kura-te-au. Hier hatte der Fisch sich verborgen und griff mit seinen Armen, die von Saugern besetzt waren, nach dem Kahn, um ihn herabzuziehen; Kupe sah es und warf eine leere riesige Wassercalabasse aus dem Kahn. Der Fisch, welcher den Kahn zu fassen glaubte, erhob sich, um ihn niederzudrücken mit vollem Körper, wurde von Kupe's Axt getroffen und in zwei Hälften zerhauen.“ Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer u. s. w. S. 24. Hier entspricht die Wassercalabasse dem von Thor als Köder gebrauchten Stierhaupt, die Axt dem Hammer Thors, das Zerhauen des Tintenfisches in zwei Hälften den Worten in Gylfag. 48: „Die Leute sagen: Thor habe der Midgardschlange im Meeresgrunde das Haupt abgeschlagen“, und endlich der Kupe begleitende Reti (Schirren S. 113) dem Hymir. — S. 261 universalis columna quasi sustinens omnia.“ Vergl. August. De Civ. Dei 7, 11, wo der Beiname des Jupiter Tigillus also erklärt wird: quod tanquam tigillus mundum contineret ac sustineret. — S. 267 Z. 8 v. u. streiche das Citat „Kuhn W. S. 2, 200.“ — S. 276 „Heimdall ist von neun Schwestern geboren, es sind die Wellenmädchen, Oegirs Töchter.“ Ich will hiebei daran erinnern, daß die zehnte Meereswoge gewöhnlich größer ist als die neun vorhergehenden, daher die Ausdrücke fluctus decimus decumanus, δεκακυμία; vgl. Festus s. v. decumana und Passow s. v. τρικυμία. — S. 276 „Regenbogen“. Folgendes nordenglische Kinderliedchen ist wegen der darin enthaltenen Personification des Regenbogens, wobei ihm auch Kinder beigelegt werden, bemerkenswerth:

„Rainbow, rainbow, haud awa' hame,
A' yer bairns are dead but ane,
And it lies sick at yon grey stane,
And will be dead ere you win hame.

Gang owre the Drumaw and yont the lea,
And down by the side o' yonder sea;
Your bairn lies greetin like to dee,
And the big tear-drop is in his e'e."

Henderson, Notes on the Folklore of the Northern Counties of England etc. Lond. 1866 p. 16. — S. 311 „Njördr von Skadi wegen seiner schönen Füße zum Gemahl erwählt." F. G. Bergmann, Les Gètes etc. Strasb. u. Paris 1859 S. 247 bemerkt gelegentlich dieser Göttersage: „Je ne sais s' il y a quelque rapport éloigné entre ce mode de choisir un époux et l'épreuve à laquelle on soumet le nouveau marié, aux noces dans le Berry." „Quand sonne l'heure du repos pour les époux, on fait ranger par terre toutes les femmes de la noce ensemble, et sur le dos; on les déchausse de leur bas et de leur souliers; on les cache toutes d'un drap, depuis la figure jusqu'aux mollets exclusivement, qui seules restent découverts. Dans ce pêle-mêle de jambes nues, le mari doit reconnaître, sans se tromper, celles de sa femme. S'il met la main dessus, il a le droit d'aller se coucher immédiatement; sinon, son bonheur est renvoyé à la nuit du lendemain." Felix Pyat, Les Français paints par eux mêmes. T. II. p. 329." — S. 312 Rosenlachen. S. Benfey's Pantschat. 1, 380. — S. 316 „Auf Pfauen schwören." S. Grimm RA. 901. Vgl. meine Anzeige von Uhlands Schriften Bd. III in den GGA. 1867 S. 179. Noch in später Zeit kommen dergleichen Gelübde auf Phasanen vor; s. Barante, Hist. des ducs de Bourgogne. VIII, 18 (3. éd.) — S. 326 „Venus Libitina." Diese gehört nicht hieher, denn sie entspricht nicht der Venus vulgivaga. — S. 340 „Die unterweltlichen Schätze bedeuten die Güter der Erde, den reichen Pflanzensegen." Bei Philostr. Vita Apoll. 6, 39 wird der Erde geopfert, daß sie einen Schatz schenke; sie erhört die Bitte und schenkt außer dem Golde auch noch eine reiche Oelernte. — S. 353 „Herodias wird in den leeren Raum getrieben und schwebt ohne Unterlaß." Von einer Mehrzahl durch die Luft gejagter Töchter des Herodes weiß oder wußte eine catalanische Sage (la danza aerea á que estan condenadas las Herodiadas por la muerte del bautista) s. Ferd. Wolf Proben portug. u. catalan. Volksromanzen Wien 1856 S. 29 (Sitzungsber. der phil.-hist. Kl. XX, 43). — S. 371 „Die wilden Frauen haben ihren Aufenthalt bei alten Malbergen und Freisteinen. Wolf HS. 150." In der zweiten Auflage war citiert Wolf WS. 150; da aber Wolf keine westph. Sagen geschrieben, so hat Simrock, ohne noch einmal nachzusehen, dies jetzt in „Hess. Sagen" umgeändert, wo aber nichts Hierhergehöriges steht. Gemeint ist jedoch Kuhn WS. 1, 150, wo indeß nur wegen „Frauenstuhl" auf S.'s Mythol. S. 417 (I. Aufl.) verwiesen wird, weil da von „der wilden Frauen Gestühl" die Rede ist; von Malbergen und Freisteinen spricht Kuhn a. a. O. nicht. — S. 379 „Bertha schneidet dem, der an ihrem Feste (Epiphania) andere als die althergebrachte Speise zu sich genommen, den Bauch auf u. s. w." Nach einem ähnlichen Glauben in Italien bringt Beffana am Dreikönigstage nicht bloß den Kindern Geschenke (DM. 260), sondern schneidet auch andern derselben den Bauch auf, und um dem zuvorzukommen, ist es probat Bohnen zu essen. „Altri putti nulladimeno ne cerca la Beffana per forare loro il corpo; ad evitare il qual male il rimedio è trovato di mangiar

fave, lo che si usa tuttora da molte persone in quella sera." Manni, Istorica Notizia dell' origine e del significato delle Beffane p. 16 bei Du Méril Hist. de la Comédie. Paris 1869 vol. II p. 117. Welche Rolle die Bohnen in Deutschland am Dreikönigsabend spielen, ist bekannt genug (s. Simrock a. a. O.); in Italien scheinen sie gegen die Beffana ebenso gebraucht zu werden, wie in Frankreich und sogar schon im Alterthum gegen die Wiedergänger. „Il y avait naguère des provinces où les enfants chassaient les revenants en jetant des fèves. Dacier In Pauli Diaconi excerpta commentarii p. 426 ed. Lindemann. Varron disait déjà, De vita populi Romani l. I: Quibus temporibus, in sacris fabam jactant noctu, ac dicunt se lemures domo extra januam ejicere. Voy. aussi Ovide Fast. l. V v. 436 et suivants." Du Méril Etudes sur quelques points d'Archéologie etc. Paris u. Leipz. 1862 p. 119. — S. 392 „Riesen und Zwerge werden zu Stein, wenn ein Strahl der Sonne sie berührt." Daß diese Vorstellung auch sonst noch und zwar bei den Ureinwohnern von Hispaniola vorhanden war, habe ich zu Gervas. 83 gezeigt; vgl. J. G. Müller Gesch. der amerikan. Urrelig. S. 179. Aber auch auf den Fidschi-Inseln findet sie sich, wie aus der Angabe des Engländers John Denis Macdonald hervorgeht, dessen Bericht über seine im J. 1856 gemachte Reise 1857 erschien und worin es nach dem Auszuge in Le Tour du Monde, Paris 1861, vol. I p. 194 also heißt: „Ndengée, la divinité superieure des Vitiens, avait envoyé Lando-Alewa, une déesse, et Lando-Tangam, un dieu, pour sceller au sein des eaux le Ndaveta-Leva [eine der größten Fidschi-Inseln]; mais tous deux s'étant laissé surprendre dans l'exécution de ce travail par les premières clartés de l'aurore, furent metamorphosés en rochers, qui forment le recif même, dont nous venons de parler." (Dies Riff befindet sich in der Nähe der genannten Insel.) Eine von der Simrocks abweichende Erklärung dieser Vorstellung giebt Kuhn Herabkunft des Feuers 93. — S. 419 „Elben borgen Verschiedenes von den Menschen für ihre Hochzeiten und Feste." Nach dem Volksglauben in Dardistan pflegen die unter der Erde wohnenden Dämonen bei ihren Hochzeiten ganz ebenso zu verfahren und das Geliehene jederzeit richtig wiederzugeben. S. Trübner's Record no. 53 S. 647 nach Leitner's nächstens erscheinendem Werke über Dardistan. — S. 426 „Das Vieh, das vor der Unterwelt weidet und dessen Hirt" vergleichen sich den Heerden des Hades und dessen Hirt Menoitios. — S. 427 „Wer Speise und Trank der Unterirdischen genießt, ist ihnen verfallen und kann nicht mehr ins Menschenleben zurück." Vgl. Müller und Schambach Nieders. Sagen S. 373. Auch nach einem japanesischen Mythus kann die von ihrem Gemal, dem Gott I-za-nagi bis in das Reich der Wurzeln (die Unterwelt; vgl. Niflheim unter einer Wurzel Yggdrasils) verfolgte Göttin I-za-nami mit demselben nicht wieder zurückkehren, weil sie bereits an dem Herd der Unterwelt gegessen (Pfizmaier Theogonie der Japaner, in den Sitzungsber. der phil.-hist. Cl. der Wiener Akad. Bd. XLVII. S. 435). Hier haben wir die etwas veränderte Sage von der in den Hades entführten Persephone und dem dort genossenen Granatkern. Diese unterweltliche Frucht erinnert an den gleichartigen Perseabaum, der in der egyptischen und anderen Mythologien eine so hervorragende Rolle spielt, wie Jul. Braun nachgewiesen hat, s. dessen Naturgeschichte der Sage II, 476 s. v. Baum des Lebens. Auch der Gegensatz

kommt vor; so erzählen die Bewohner der Tonga-Inseln, daß die Töchter des Gottes Langi (Himmel) sich heimlich und gegen das ausdrückliche Verbot ihres Vaters auf die Erde schlichen, „weil sie sich nach der Liebe der schönen Männer von Tonga sehnen. Allein alle Fürsten gerathen beim Anblick der schönen Himmlischen sofort in Streit, wer sie besitzen soll und kämpfen so heftig, daß die Götter den Lärmen hören und rasch den Langi, um seine Töchter zu strafen, nach Tonga senden; die eine war schon todt, denn sie hatte irdische Speise genossen; die andere tödtet der erzürnte Vater. Dieser Proserpinenmythus findet sich auch sonst in Polynesien. Vom Paradiese aus fuhren einst die Götter nach den eben geschaffenen Tonga-Inseln, die ihnen so gut gefielen, daß sie daselbst zu wohnen beschlossen und deßhalb ihren Kahn zerbrachen. Allein kurze Zeit darauf starben einige von ihnen, die anderen, entsetzt, versuchen wieder in ihre himmlische Heimat zurückzufahren, aber umsonst. Die anderen Götter verkünden ihnen, weil sie Frucht der Erde gegessen, seien sie nun selber sterblich.“ So nach Mariner's Tonga Islands bei Gerland Altgriech. Märchen in der Odyssee. Magdeb. 1869 S. 24. Vgl. Kuhn Herabkunft 83 Anm. — S. 427 „Tischchen deck dich.“ Amalthea, die Tochter des Haimonios, hatte ein Stierhorn, welches, wie Pherekydes sagt, die Kraft besaß, jede gewünschte Speise oder Trank im reichsten Maße herbeizuschaffen. Apollod. 2, 7, 5. In Frere's Old Deccan Days or Hindoo Fairy Legends ist in dem Märchen Nr. 12, welches KM. Nr. 36 „Tischchendeckdich“ entspricht, von einem Kruge die Rede, aus welchem man die köstlichsten Speisen wol für hundert Personen herausnimmt, und je mehr man herausnimmt, desto mehr bleibt immer darin (vgl. meine Anz. in den Heidelb. Jahrb. 1869 S. 493). — S. 428 „Den Marmennil suchen die Menschen in ihre Gewalt zu bringen, damit er ihnen weissage. ...Er hüllt sich aber gern in hartnäckiges Schweigen und bricht es nur unwillkürlich.“ Es ist ein alter Zug, daß übermenschliche Wesen die ihnen innewohnende höhere Weisheit nur gezwungen den Sterblichen kund thun. Bekannt ist der Mythus von dem Satyr oder Silen, der von Midas durch Mischung einer Quelle mit Wein berauscht, eingeschläfert und gefangen wurde, dann aber seine Freiheit durch Mittheilung weiser und verborgener Dinge wieder erhielt. Über die im Alterthum allgemein angenommene Kunde der Satyre von den verborgenen Dingen s. Casaub. de Satyr. Poesi p. 48. Halae 1774, vgl. Davis. zu Cic. Tusc. 1, 48. S. auch Kuhn Herabkunft S. 33—36, wo zu den S. 34 angeführten Sagen noch hinzuzufügen ist Straparola IV, 1 u. Schneller Märchen und Sagen aus Wälschtirol S. 213 f. die Sage vom Salvanel (d. i. Salvanello, Silvanus). Hierher gehört auch die von Kuhn a. a. O. u. Simrock (S. 565) nach dem mhd. Gedichte „Salomons Lob“ erwähnte Sage von dem Drachen, der erst, nachdem er berauscht und gebunden ist, dem Könige ein zum Tempelbau nothwendiges Geheimniß offenbart. Diese Sage stammt aus dem Talmud, wo aber statt des Drachen der Geist Aschmedai eintritt; s. W. Schwartz Poetische Naturanschauungen, Berlin 1864. I, 79 (nach Eisenmenger). — S. 429 „Melusine.“ Daß diese Fee böhmischen Ursprunges sei, dünkt mir nicht wahrscheinlich; ihr Name kann durch das böhmische Volksbuch von derselben (Gräße Lehrbuch 2, 3, 385) leicht unter dem Volke bekannt und von diesem dem geisterhaften Wesen beigelegt worden sein, von dem Grohmann

spricht. Dagegen empfiehlt sich eine andere Conjunctur. Melissa war nämlich ein Beiname der Artemis-Selene und identisch mit der asiatischen Mylitta der Himmelskönigin (Melechet), diese aber ist dieselbe wie Astarte, Atargatis, Derketo usw., sämmtlich Zeugungsgöttinnen und gewöhnlich, besonders die letzteren beiden, an der unteren Hälfte in Fischgestalt dargestellt. Hiervon ausgehend, sagt Baring-Gould Curious Myths of the Middle Ages, Lond. 1868, II, 234: „The name Melissa was probably introduced into Gaul by the Phocian colony at Massilia, the modern Marseilles, and passed into the popular mythology of the Gallic Kelts as the title of nymphs, till it was finally appropriated by the Melusina of romance.“ Dieß ist um so wahrscheinlicher, als das erste Auftreten der Melusinensage (Gervas. p. 4) in der nächsten Nähe von Marseille stattfindet; s. meinen Aufsatz Amor u. Psyche usw. in Kuhn's Ztschr. f. vergl. Sprachf. 18, 64 (das dort erwähnte Städtchen Trets liegt zwischen Aix u. Marseille). Diese kleinasiatische Abstammung also würde denn auch den Fischschweif der Melusine erklären. Daß übrigens jene Bemerkung Gould's ursprünglich ihm selbst angehöre, möchte ich bezweifeln, da er nur gar zu gern litterarisches Eigenthum anderer, namentlich deutscher Gelehrten sich stillschweigend aneignet; s. meine Anzeige in den Heid. Jahrb. 1868 S. 644 ff. — S. 433 „Der *Taterman* ist wohl von Tatern, Zittern benannt.“ Gelegentlich des altnl. *tatolf* habe ich in meiner Anzeige von Kausler's Denkm. Bd. III in den GGA. 1866 S. 1035 Folgendes bemerkt: „Dies Wort ist wahrscheinlich eine Nebenbildung von *tatrman* und gebildet wie Rudolf, Ludolf, Morolf usw. s. Grimm, Gramm. 2, 330—334. Myth. 721 f. (über die Bedeutung der Ableitungssilbe *-olf*); *tatrman* aber ist = (hölzerne) Puppe, Kobolt, s. Myth. 468—471, vgl. Simrock Myth. 471 (2. Aufl.) und ist vielleicht aus dem engl. tatter (altn. *tötr*) zu erklären (Grimm l. c. 470), wie eben auch *tatolf* muthmaßen läßt, welches nach Kilian eigentlich eine Puppe für Schneider, die Kleider daran anzupassen, bedeutet. Lumpen und Kleider werden oft durch das nämliche Wort bezeichnet; so franz. chiffons, engl. buntings, lat. pannus, woraus ital. panno Tuch und panni Kleider (span. paño u. paños), gr. ῥάκος (βράκος); also *tatolf* Lumpenpuppe, Kleiderpuppe, später wie *tatrman*, stummes, hölzernes Koboldsbild und als solches für einfältig, dumm gebraucht. Demnach wäre also die Bedeutung „Gliederpuppe für Schneider“ die ältere und dergleichen mögen allerdings schon früh im Gebrauch gewesen sein. Oder wurden Götzen- und Koboldspuppen auch aus Lumpen und Fetzen gebunden und hingestellt, so daß die Bedeutung „Gliederpuppe“ die spätere ist? Vgl. Grimm Myth. 469. 470. Doch bietet sich für *tatrman* (*tatolf*) auch noch die wahrscheinlichere Ableitung aus *Tater*, *Tatter*, d. i. *Tatar*, wenn man sich nämlich der Schilderungen des gräulichen Aussehens der Hunnen und Tataren erinnert, wie sie uns die Schriftsteller des Mittelalters geben. Jene Wörter bedeuteten dann also eigentlich Fratzenbild, dann aber Kobold. Das *-man* in *tatrman* ist ein Anhängsel wie in *Peterman*, *Heinzelman*, *popelman* (*popel* = Popanz) u. s. w.“ — S. 437 „Ramslohn“. Was an dieser Stelle nach Kuhn NS. 398 von dem diesen Namen tragenden Ährenbüschel gesagt ist, stammt, wie S. anführt, aus Menzels Odin 173, welcher letztere sich aber versehen hat. Bei Kuhn S. 395 Nr. 99 nämlich (nicht Nr. 398, die nicht vorhanden ist), steht Folgendes: „Im Saterland läßt man bei der Roggenernte

einen Busch stehen, den man mit bunten Bändern umbindet; man nennt ihn Peterbült oder Peterbölt. Scharrel und Ramslohe". Letztere beiden Namen sind die der Dörfer, wo dieser Gebrauch herrscht; Menzel aber hielt sie für Benennungen des Ährenbüschels und las überdies Ramslohn statt Ramslohe, so daß er irrthümlicherweise die von Simrock wiederholten Folgerungen daran knüpfte, die deßhalb wegfallen müssen. — S. 446 „Rattenfänger von Hameln." „It is singular that a similar story should exist in Abyssinia. It is related by Harrison in his „Highlands of Aethiopia", that the Hadjiuji Madjuji are daemon-pipers, who, riding on a goat, traverse a hamlet, and by their music, irresistibly draw the children after them to destruction." Baring Gould Myths etc.: 2, 158, vgl. oben Bd. XIV, S. 398 f. Noch will ich auf eine nordgrönländische Sage hinweisen, die ich in den Heidelb. Jahrb. 1869 S. 123 mitgetheilt und die demselben Sagenkreise anzugehören scheint. Einem alten Manne wurde der Seehundfang durch das Geschrei von Kindern zunichte gemacht, die sich in einer benachbarten Bergkluft mit einer Anzahl junger Mädchen, ihren Wärterinnen, befanden und dort spielten. Darüber erbittert rief er aus: „Bergkluft, schließe dich!" Dies geschah alsobald und die armen Geschöpfe waren sämmtlich in den Berg eingeschlossen. Die kleinen Kinder fiengen an zu hungern und zu weinen und die Mädchen suchten sie zu trösten. Endlich nach langer Zeit kamen wirklich die Mütter und brachten Wasser, das sie durch eine Spalte hinuntergossen. Da jene das Wasser sahen, drängten sie sich herbei und leckten es auf und die Mütter konnten dies sehen, ihnen aber nicht weiter helfen. Endlich kamen jene alle vor Hunger um. — S. 448 „Daß die Seele auch als Licht erscheint, sehen wir aus den Märchen von den Probestücken des Meisterdiebes BM. 21. KM. 192." Ebenso in Simrocks Märchen Nr. 54. Die Stelle im Theatrum de Veneficis (Frankfurt am Meyn 1586), worauf ich in meiner Besprechung der letzteren in Benfey's Or. und Occ. 3, 376 hingewiesen, lautet wie folgt: „Es schreibt auch jetztgemeldter Eras(mus) es sey eben der Pfarherr gewesen, der auff den H. Pfingsttag lebendig Krebs auff dem kirchhoff habe kriechen lassen mit angehefften brennenden wachßkertzlein. Da dieselben bei den gräbern umbher krochen, war es nachts erschrecklich, vnd dorfft niemand nahe hinzugehen. Darvon ward ein groß geschrey. Wie jederman vbel erschrocken war, stund der Pfarrherr an die Cantzel, vnnd sagt, es weren seelen der abgestorbnen, die begerten dz man sie auß der großen noth durch Messen vnd almusen wölte erlösen. Diser betrug ist bald hernach also offenbar worden: man hat ein krebs zwen in den steinen vnd scherben gefunden, die der Pfarherr nit wider hat auffgelesen, an denen die wachskertzlin noch gewesen sind." Diese Stelle stammt aus den Briefen des Erasmus l. XXII p. 854, woraus sie Ludovicus Lavaterus „Von Gespenstern, Ungehewren usw. Theil I. Cap. 8 in dem genannten Theatrum S. 129 mittheilt. — S. 452 f. „Hexenproben durch Werfen ins Wasser." Dieselbe fand bis vor Kurzem zu Malwah in Hindostan ganz ebenso statt. Gervas. 188 Anm. 61. Auch Steph. Byz. s. v. *Θίβα* erzählt von einer zauberischen und Schaden stiftenden Völkerschaft im Pontus, deren Athem den Nahestehenden tödtlich sei und deren Körper, ins Wasser geworfen, nicht untertauche (*καὶ τὰ σώματα αὐτῶν ῥιφέντα εἰς θάλασσαν οὐ καταδύουσι*). Hier müssen lebende Personen gemeint sein, denn todte Körper schwimmen stets auf der Oberfläche

des Wassers, was also nichts besonders wäre. — S. 454 „Helgi aber, der zum dritten Male wiedergeboren war, hieb einst im Kampfe u. s. w." Helgi war zwar als Haddingjaskati zum dritten Male geboren, aber nur zum zweiten Male wiedergeboren. — S. 458 „Hexen reiten auf Besen." „The witch's broom, or besom, appears to be not less ancient than her cauldron, for it is known in the folk-lore of the Hindus as well as in that of the west." „The Asiatic as well as the European witches practise their spells by dancing at midnight, and the principal instrument they use on such occasions is a broom." Asiatic An. Regist. 1801. Miscell. Tracts p. 31." Kelly Curiosities of Indo European Tradition etc. Lond. 1863 p. 225. — S. 458 „Nach Myth. 992 heißt *hugsa* dalekarlisch Hexe. Wäre an *hugjan* denken zu denken?" Auf isl. heißt *hugsa* denken, was noch näher liegt. — S. 459 „Elsterncultus, welchen Gr. Myth. 640 nachweist", nämlich Spuren desselben in Poitou. Der edle span. Frauenname Urraca dürfte also doch wohl von der Elster (urraca) entliehen sein, wenn diese mythische Antecedentien hat, woran Diez (WB. II s. v.) nicht dachte. — S. 460 „Daß die Todten geritten kommen, sehen wir aus Modgudrs Worten zu Hermodr." Daß ehedem die Todten auch auf Pferden reitend nach dem Grabe geführt wurden, zeigt Rochholz Aarg. Sag. 2, 22 f. — S. 478 „Über die berüchtigte Semmelgeschichte Liebr. Germ. X, 109." Die betreffende Stelle steht bei Jean d'Outremeuse vol. III (nicht II). — S. 479 „Die Kuh Sibilja, vor deren Gebrüll sich Niemand erhalten konnte; daher pflegte sie der König Eystein mit in die Schlacht zu führen." Ihr entspricht (auch im Namen) die göttliche Kuh Sabala, die durch ihr Brüllen dem Vasischta hundert Könige schafft, welche das Heer Visvamitra's vernichten. Jul. Braun Naturgesch. der Sage 2, 431. Hieher gehört auch wohl das von Herbelot s. v. Aschmuil (1, 424 der deutsch. Übers.) Angeführte, wo es nämlich heißt: „Was aber die Schechinah, die über der Bundeslade war und von welcher diese ihren Namen hatte, anlangt, so versichern die muselmännischen Schriftsteller, daß es das Bild eines Thieres gewesen, das einem Leopard ähnlich gesehen, der, so oft als man die Bundeslade gegen die Feinde des Volkes Gottes aufbrechen lassen, sich auf die Beine erhob und ein solches schreckliches Geschrei erhob, daß es sie ganz außer sich brachte und zu Boden schlug." Man vergleiche auch noch was Holmboe in seiner Abhandlung Om Civaisme i Europa S. 38 ff. (Vid.-Selskabets Forhandlinger for 1866. S. 217 ff. Christiania) über die sich sowohl in Indien, wie im alten Norden findende göttliche Verehrung der Kühe mitgetheilt hat; ferner die eiserne Kuh bei Mannhardt Germ. Mythen 51. — S. 484 „Hatten die Alten so genaue Vorstellungen über die Lage des Embryo?" Warum nicht? Sie erhielten dieselben freilich nicht auf dem anatomischen Theater; aber in jenen wilden Zeiten, wo man die Kriege mit so unmenschlicher Grausamkeit führte, mochte es nicht selten geschehen, daß schwangere Frauen getödtet und ihnen der Leib aufgeschnitten wurde, was sogar noch in neueren und neuesten Zeiten selbst unter Christen vorgekommen sein soll (vgl. Liliencron, Volkslieder Nr. 157, Str. 9). Ich füge nun noch zu den Germ. 10, 108 angeführten Beispielen einige andere, aus denen wiederum erhellt, daß man unter den verschiedensten Völkern den Leibern der Gestorbenen im Grabe die nämliche Stellung zu geben pflegte, die sie vor der Ge-

burt im Schoße der Mutter eingenommen hatten. „Die Sitte, die Todten in zusammengekauerter Stellung, die Knie nahe am Kinn und die Hände auf der Brust gekreuzt zu begraben, reichte bis zu den Guoytecas-Inseln [ganz nahe bei der Insel Chiloe], wie die natürlichen Mumien des Museums zu Santiago beweisen.“ Augsb. Allg. Zeit. 1867 S. 2387. Im Museum zu Lima befinden sich vier oder fünf Mumien von Inkas „assises dans une position accroupie et la tête penchée.“ Revue Moderne. Paris 1865 vol. 34 p. 54. „Nach Laurentius Lydus de mensibus IV, 26, p. 183, vgl. IV, 21, p. 177 ed. Röther kehrt der Todte zu nochmaliger Geburt in den Mutterschoß der Natur zurück. Alles was die erste Entstehung des Menschen auszeichnet, wiederholt sich nun. Die Empfängniss, die Schwangerschaft, das Wiegenalter kehrt zurück. Die Gräber Unteritaliens liefern für jede dieser Entwickelungsstufen entscheidende Denkmäler. Wir finden naturgetreue Nachbildungen des uterus gravidus..... Die keltische Sitte, dem Leichnam im Grabe die Haltung und Lage des Kindes im Mutterleibe zu geben, ist öfter, neuerlich selbst in der Provinz Constantine beobachtet worden (Revue archéol. 1862 p. 524). Sie kann nur als eine Äußerung des Glaubens an Wiedergeburt aufgefaßt werden. Etrurien schließt sich an. Mehrere der Gräber von Marzabotto (am Eingange der Apenninthäler, zwei Stunden westlich von Bologna).... wiederholen ... die Form des uterus plenus, wie diese sich in den angeführten Terracotten darstellt.“ Bachofen, die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie u. s. w. Basel 1867 S. 37ª. 38ª. Vgl. auch noch folgende von demselben in seiner Gräbersymbolik Basel 1859 S. 91 angeführte Stelle aus Cic. de legg. 2, 22: „Redditur enim terrae corpus, et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur.“ Zu wie falschen Ansichten die Unkenntniss dieser, wie wir gesehen, so alten und weitverbreiteten Sitte Anlaß geben kann, erhellt z. B. aus folgender Nachricht des Journal de Liége vom 29. Mai 1861: „On nous écrit de Hasselt le 28: En creusant de nouvelles caves sous la Société Litteraire on a trouvé un squelette humain parfaitement conservé, quoique, selon toutes les apparences, il y ait sejourné depuis deux à trois siècles. Ce squelette paraît être celui d'un jeune homme de 25 à 30 ans. La position, dans laquelle on l'a trouvé, a fait d'abord supposer un crime mysterieux. Il était assis, le dos vouté, la tête fortement courbée vers les genoux, les jambes repliées sur elles mêmes, et la terre conservait parfaitement les traces des os du bassin. Hier on a decouvert six autres squelettes. Cette nouvelle decouverte semble prouver que c'est dans cet endroit qu'on enterrait les suicidés et les heretiques.“ Nicht von einem christlichen Begräbnissorte für Selbstmörder und Ketzer, die man nie in dieser Stellung begraben, sondern von einem alten keltischen handelt es sich also hier, und der Grund der in Rede stehenden sich so vielfach wiederholenden Begräbnissweise dürfte ohne Zweifel der oben angegebene sein. — S. 485 „Kinder bei Neubauten in Grundwälle eingemauert.“ Zu meinem von Simrock angeführten Aufsatz im Philol. 23, 679 füge noch den Nachtrag ebend. 26, 727 ff. Daß die dort erwähnten Thieropfer auch noch jetzt vorkommen, zeigt ferner Wuttke Deutscher Aberglaube §. 439 (2. Ausg.); Rochholz Aarg. Sag. 2, 19; dessen Glaube und Brauch 2, 144. Aus Guldalen in Norwegen berichtet die Zeitschrift Folkevennen Kristiania 1859 VIII, 472: „Kommer Sygdom i Faareflokken, og Grunden antages at vaere den, at de Underjordiske ere fornaermede, slagtes et Faar paa den Maade, at Hovedet

afhugges med en Öxe — da standser Sygdommen." — S. 492 „Seidenfäden, heilige Schnüre, eiserne Ketten um Kirchen." An der von S. erwähnten Stelle Philol. 19, 582 habe ich die Hegung durch Fäden und Schnüre besprochen (füge hinzu GGA. 1865 S. 464); die um die Kirchen gelegten Ketten hingegen in den Heidelb. Jahrb. 1868 S. 652. Offenbar war der ursprüngliche Sinn dieser Umhegung eine Schenkung des eingeschlossenen Gebäudes oder Gebietes an die betreffende Gottheit, deren Bildsäule die Enden des Bandes in die Hand gegeben wurden; irre ich nicht, so finden sich auch schon im Alterthum Beispiele davon. Noch führe ich folgende Strophe eines altdänischen Volksliedes an: „Min kiaere Herre, lade wi det gaa: — i lade vore Land met Jernlencker beslaa! — daa kommer der ingen vd eller ind — vden Told, Mand eller Quind." Svend Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser Nr. 139 B. Str. 5 (III, 281). — S. 493 „Über Baumwohnungen und Baumgeburten Liebrecht Heidelb. Jahrb. 1866, 367 und Philol. 19, 582." Letzterer gehört nur hierher wegen der dort S. 583 mitgetheilten mongolischen Sage (wo zu lesen 1. série V, 273 und weiter unten *grossesse* st. *guassesse*); zu ersteren (S. 867, nicht 367) füge hinzu ebendas. 1868 S. 93 f. GGA. 1868 S. 114 f. — S. 503 „Die Sudkunst (*seiðr*) scheint ihren Zauber unmittelbar aus dem Opferkessel zu schöpfen. A. M. ist Maurer 136." Auch F. G. Bergmann in der sehr lesenswerthen Abhandlung „Influence exercée par les Slaves sur les Scandinaves dans l'Antiquité. Colmar 1867, worin er namentlich den Ursprung und die Bedeutung der Worte *skald*, *völva* und *seiðr* bespricht, ist anderer Meinung und bemerkt unter Anderem p. 13: „Le Seidr n'était pas lui-même un chant magique ou une incantation, puisqu'il est dit, dans les traditions, que les femmes qui pratiquaient le Seidr (Seidkonar), accompagnaient cette opération magique d'une incantation. Le Seidr n'était pas non plus une cuisson magique ou une opération pratiquée moyennant le feu, comme pourraient le faire croire les mots de sioda (cuir, bouillir; all. sîden) et de seydir (feu pour cuire), qui ressemblent à sêda (pratiquer le seidr) et à seidr. Le nom de Seidberendr (Porteur de Seidr), par lequel on désignait les sorciers et les devins, indique que le seidr était quelque chose de portatif. Or, comme on ne porte pas le feu ni la cuisson, l'expression de Seidberendr prouve également, que le seidr n'a pas été une opération magique dans laquelle on se serait servi du feu ou de la cuisson." Bergmann erklärt *seiðr* also namentlich durch Vergleichung mit slavischen Wörtern für einen Zauberstrick, eine Zauberschlinge, deren man sich bediente, um Personen oder Dinge auf zauberische Weise zu binden oder zu schwächen. Hierbei hätte er auf jene Stricke, Fesseln, Hafte hinweisen können, die in dem ersten Merseburger Zauberspruch den Hauptgegenstand bilden, wobei zu bemerken, daß es auch hier Weiber sind, die den Strickzauber üben, wie sonst gewöhnlich den *seiðr*. Dann erwähne ich auch noch das Nestelknüpfen, welches gleichfalls ein mit einer Schnur oder einem Band geübter Zauber ist. Bergmann selbst zieht indeß eine zweite Erklärung des *seiðr* vor, wonach er wiederum auf slavische Ausdrücke sich stützend, denselben für einen Siebzauber hält, indem man durch das Zaubersieb gute oder böse Wirkungen hervorrief. Auch hier hätte Bergmann auf den sonst noch vielfach geübten Siebzauber hinweisen können; s. Simrock im Reg. s. v. Sieb, Siebdrehen. —

S. 506 „Atzmann“. In Betreff dieses unter mannigfachen Völkern geübten Zaubers s. Tylor, Über die Urgeschichte der Menschheit. Deutsche Übers. S. 151 f. Ein weiteres Beispiel aus Indien wird angeführt in Henderson's Notes etc. p. 198, wonach ein Mann aus der Gegend von Pakunari in der Nähe der Thür seines Hauses ein Holzbild vergraben fand, welches an verschiedenen Stellen mit Nägeln durchbohrt war, damit er selbst an den nämlichen Theilen seines Körpers heimgesucht würde. — Ebend. „Man glaubte, die Hexen könnten den Leuten das Herz aus dem Leibe essen.“ Vgl. Schwartz, Die poet. Naturanschauungen u. s. w. 1, 19 und die von mir in der Anzeige dieses Buches (Heid. Jahrb. 1864, S. 826) aus Pietro della Valle's Reisen angeführte Stelle, die sich gleichfalls auf orientalischen Volksglauben bezieht. S. auch die Abhandlung von Rochholz „Das Märchen vom gegessenen Herzen“ in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 1, 181—198. — S. 509 „Siebdrehen“. Unter den Arabern besteht ein ähnlicher Aberglaube. Zu dem Sprichwort: „Super hoc circumversus est urceus“ bemerkt Freytag 2, 115 Nr. 103 Folgendes: „Proverbii hujus originem hanc fuisse narrant. Hariolus ut in domo furti auctorem cognoscat, inter duos indices posito urceo, fascinationibus, quae flando fiunt, et incantationibus utitur. Tum, si furem se invenisse putat, urceus circumvertitur (dum hariolus ista verba dicit) et ad personam furti ipsi suspectam pervenit. Proverbium significat, personam rei notitiam habere vel ad eam rem spectare.“ — S. 510 „Unmittelbar selber schienen die Götter den Weg zu weisen, wo ihre an den Hochsitzpfeilern ausgeschnitzten Bilder ans Ufer trieben, M. 1094.“ Es wird vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich aus meinem Aufsatz „Nord und Süd“ (Philol. 26, 729 f.) folgende hierher gehörige Stelle wiederhole. „Mir scheint, daß auch Griechenland in ältester Zeit diese Sitte kannte und Colonienführer Götterbilder zu gleichem Zwecke aus den Schiffen warfen; denn nur so gewinnt die Diomedes betreffende Sage, die Tzetzes zu Lycophr. 615. 625 ff. anführt, einen rechten Sinn. Er erzählt nämlich, daß dieser nach Italien ausgewanderte Heros wegen seines Sieges über den Kolchischen Drachen in Daunien aus Steinen der ilischen Mauer, die er als Ballast mitgebracht, sich selbst Bildsäulen errichtete, welche jedoch von dem König Daunos, nachdem er den Diomedes getödtet, mit diesem selbst in das Meer geworfen wurden; aber sie tauchten immer wieder empor und nahmen ihre alten Plätze wieder ein; so berichtete der Sicilier Timaeos und Lykos. Diese Angabe nun, daß Diomedes sich selbst Bildsäulen errichtet, klingt ziemlich ungereimt, erklärt sich aber in Verbindung mit der folgenden von dem Wiederauftauchen derselben aus dem Meere sehr wohl, wenn man annimmt, daß der ursprünglichen, später aber aus Unkenntniss verunstalteten Sage nach ein griechischer Colonienführer, der wahrscheinlich seines Namens wegen den Gott Diomedes als seinen besonderen Schutzgott verehrte und daher Bildsäulen desselben (natürlich hölzerne) bei sich im Schiffe hatte, diese in der Nähe der italienischen Küste auswarf und durch sie nach Daunien geführt wurde, wo er sie in seinem neuen Wohnsitze ebenso wieder aufrichtete, wie dies ohne Zweifel auch mit den Hochsitzsäulen der alten Nordländer nach ihrer Landung geschah. Daß ferner diese Götterbilder des Diomedes nach dessen Tode durch einen feindlichen Häuptling ins Meer geworfen wurden, gleichwohl aber wieder ans Land schwammen, kann man dabei immerhin annehmen,

dadurch gewänne sogar die Angabe von der mehrmaligen Wiederholung letzterer Thatsache ihre Erklärung." — S. 511 „Von der Hydromantie macht Göthe Gebrauch im Großkophta, nur daß eine Glaskugel die Stelle des Wassers vertritt." Dies gleicht also der Krystallomantie, über welche s. Düntzer in Scheible's Kloster 5, 118, der auch auf Göthe verweist. — S. 513 „Heilende Hände . . . legten sich noch spät die französischen Könige vielleicht als Siegfrieds Erbe bei." Anderer Meinung ist Paulus Cassel Le Roi te touche. Berlin 1864; er leitet die heilende Kraft der Könige von Christus her, dessen Stellvertreter auf Erden jene seien. „Die Könige üben nicht mehr die Ceremonie aus, in der sie Kranke berühren. Das Vorbild dessen, dem sie es nachgethan, steht aber noch immer vor ihnen. Sie sind Hirten, sind Könige, sind Ärzte. — Sie haben die theuere Kraft zu weiden, zu regieren, zu heilen — mit Beispiel, Herz und Geist und lebendigem, unerschütterlichem, wahrhaftigem Glauben an den der spricht: — „Ich der Herr bin dein Arzt." — Halleluja!" — S. 514 „Wenn man die Kranken durch ausgehöhlte Erde, hohle Steine und gespaltene Bäume kriechen ließ, wurde durch diese symbolische Handlung eine verjüngende Wiedergeburt beabsichtet. Liebr. Gerv. 170." An dieser Stelle habe ich unter Anderem auf einen indischen Religionsgebrauch hingewiesen, wonach der die symbolische Wiedergeburt Suchende sich in eine goldene Kuh einschliessen und dann durch die Geburtstheile derselben herausziehen läßt. Dieser Umstand gibt Aufklärung über folgende Notiz, welche unlängst die Augsb. Allg. Zeitung 1869 Nr. 255 S. 3941[b] nach der Madras Mail brachte und worin es hieß: „Eine andere nicht minder theuere Feierlichkeit soll nächstes Jahr stattfinden, genannt *Ernjagherpum*, wobei Se. Hoheit (der Maharadschah von Travancor) durch eine goldene Kuh geht, die dann ebenfalls geistliches Eigenthum wird." Was übrigens die Rolle der Kuh bei dieser symbolischen Handlung betrifft, so stellte sie ohne Zweifel ursprünglich die große Erdmutter dar, aus deren Schoß wir hervorgegangen, in welchen wir zurückkehren und aus dem wir, ob wirklich oder symbolisch, auch wiedergeboren werden können; deßhalb auch ließ der egyptische König Mykerinos seine Tochter in einer goldenen Kuh begraben. Herod. 2, 129, wie Osiris die Isis in einer hölzernen. Steph. Byz. s. v. Βούσιρις. Diese ganze Anschauungsweise erklärt uns übrigens auch, warum man, wie Simrock a. a. O. bald darauf anführt, „Leichen zwischen entzwei getheilten Wagen, die für heilige Geräthe galten, hindurchtragen, des Falls verdächtige Mädchen hindurchgehen ließ." In ersterem Falle in Bezug auf die Leiche wird eine einstige Wiedergeburt symbolisch angedeutet. Jedoch hierüber sowohl wie hinsichtlich der der Schwangerschaft verdächtigen Mädchen verweise ich auf meine Anzeige von Wuttke's „Deutscher Aberglaube" in den Heid. Jahrb. 1869 S. 812 zu §. 695. — S. 516. Daß die Dichtung von der Bildung des *earknastein* (l. *iarknasteinn*) aus Kinderaugen dadurch veranlaßt wurde, daß der Waise, pupillus an Augapfel erinnerte (vgl. Grimm DM. 1167 f.), glaube ich nicht. Die Vorstellung, daß die Sehe des menschlichen Auges ursprünglich aus einem Edelstein gebildet sei, mag wohl eine allgemeine und in der Wielandsage nur zufällig auch auf Kinderaugen angewandt sein. Vgl. WB. 1, 812 s. v. Augenstein, und so heißt es auch im neugriech. Liede bei Passow Nr. 355: Κρίμα 'τανε νὰ

φάῃ ἡ γῆ τὰ μάτια τὰ ζαφύρια, — Ποῦ τἄχαν τὰ ῥηγόπουλα πέτραις 'ς τὰ δαχτυλίδια. „Schade wäre es, wenn die Erde die saphierenen Augen verzehrte, welche die Königskinder als Steine in den Ringen tragen könnten." — S. 517 „Lyncurius". Dieser Stein sollte nicht aus den Augen des Luchses, sondern aus dessen Harn entstanden sein, worauf schon der Name hindeutete, wie man glaubte, s. z. B. Plin. 8, 38 (57), der übrigens wie das ganze Alterthum das Wort als Neutrum gebraucht (Lyncurium, *Λυγκούριον*); die männliche Form ist späteren Ursprunges. — S. 521 „Umzug mit dem Bären." Dieser Bär erweckt die Frage, wie wohl dieses Thier zu der ihm bei mancherlei deutschen Volksfesten zugetheilten Rolle gekommen sein mag (vgl. Kuhn und Schwartz NS. im Reg. s. v. Bär), da es doch sonst im germanischen Alterthum, außer in der Thierfabel, fast gar nicht auftritt. Mir scheint hier deßhalb eine schon vor langer Zeit eingetretene Verwechslung zu Grunde zu liegen, indem Bär auch einen Bachen oder Eber bedeutet (WB. 1, 1124), welcher letztere als Fro's Thier bei jenen Festen weit mehr an seiner Stelle wäre, so z. B. zu Lätare in Halberstadt, wo St. Stephan auf Fro zu weisen scheint (Simrock 245); zu Weihnachten (NS. 403), wo ja der sonargöltr (jetzt in Schweden julgalt) eine so große Rolle spielte, wie auch jetzt noch nach geldrischem Aberglauben Derk mit dem Beer (Dietrich, d. i. wahrscheinlich Fro, mit dem Beer) in der Christnacht seinen Umzug hält; ferner bei Hochzeiten (NS. 433 Nr. 281), wo das Thier des Gottes der Fruchtbarkeit und des Ehesegens gleichfalls besser hingehörte als der Bär; ebenso tritt zu Pfingsten ein Bär auf (NS. 384), dagegen in Dänemark der *gadebasse*, was Grimm DM. 736 durch „Gassenbär" erklärt und mit diesem Bär wiederum Eber gemeint ist; denn das dän. basse bedeutet nur letztern, obwohl Grimm wegen des altn. bassi, Bär und Eber, es für erstern genommen hat. Deshalb auch wird ferner bei dem DM. 745 erwähnten Wildifer (Wildefor) nicht die Bärenhaut, sondern der Name das Ursprüngliche und letztere nur später hinzugefügt sein, um einen vermummten Tanzbären zu erhalten. Auch Wilhelm Grimm nimmt an, Wildeber werde wohl, wie der Name schon anzeigt, nicht als Bär, sondern als gezähmter Eber umhergezogen sein (Heldens. 30. 388. Erste Aufl.) — S. 552 „Man darf vermuthen, daß Skakespeare, dem die alte Symbolik so lebendig war, eben aus diesem Grunde die Hochzeit des Theseus mit der Hippolyta auf Maitag legte." In England sind jedoch Hochzeiten im Mai sehr verpönt. „It is a common notion amongst ladies that May-marriages are unlucky." Choice Notes from Notes and Queries 1, 190 f., wo dieser Aberglaube auf den römischen (Mense malas Maio nubere vulgus ait. Ov. Fast. 5, 490) zurückgeführt und erwähnt wird, daß er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Italien noch bestand, wie er jetzt noch in Frankreich allgemein unter dem Volke sich findet, so daß in Berry sogar jede unter üblen Auspicien geschlossene Hochzeit eine Maihochzeit (mariage de mai) heißt. Edel. Du Méril Etudes sur quelques points d'Archéol. Paris 1862 p. 121. — S. 558 „Eine große Menge Figuren ist bei dem schwäbischen Pfingstritt betheiligt." Einen gleichfalls mit zahlreichen Figuren versehenen alten Pfingstzug durch die Straßen von Huy (an der Maas, nicht weit von Lüttich) schildert Alberic. Trium Font. ad ann. 1224 (2, 513) auf folgende Weise: „Universitas Hoyensium tam senes quam juvenes masculini sexus an-

tiquos ludos, vestibus mulierum induti, barbis rasis, reducunt ad memoriam: habebant enim praecellentes personas secundum diversitates locorum, Imperatorem videlicet, Regem, Ducem, Comitem et Abbatem. Quidam eorum erant armati loricis et galeis fulgentibus, gladiosque nudos portantes in manibus suis: pellifices habebant pellicea grisea et vulpina deforis pilos habentia, et omnes alii, prout poterant, ad modum mulierum erant adornati, qui quomodolibet [quolibet; Chapeav. 2, 241 nach dem Magnum Chron. Belgic.] die festi pentecostes, nullo domi remanente, ibant processionaliter bini et bini per vicos et plateas cantando et ad diversa loca extra oppidum choreas dicendo [ducendo. Chap.]" Bemerkenswerth sind hier besonders die als Frauen verkleideten Männer und man denkt dabei an den von Tacit. Germ. 43 erwähnten Priester in weiblicher Tracht; vgl. Kuhn, Märk. Sag. S. 346, wonach in der ehemaligen Grafschaft Ruppin in der dem Weihnachtsfest zunächst voraufgehenden Woche auf dem Lande ein Umzug gehalten wird, wobei mehrere Bursche sich als Weiber verkleiden und „die Feien" heißen. Ebenso ziehen in der Woche vor Ostern die jungen Bursche in Ost-Lancashire auf dem Lande umher, wobei die einen Instrumente spielen, die anderen tanzen und sich gelegentlich auch junge Frauenzimmer anschließen, in welchem Falle sie Männerkleidung, die Burschen dagegen Frauenkleidung tragen. Man erinnert sich bei diesem Kleidertausch an die Feste, welche einst in Vorderasien zu Ehren der Aschera, des Baal-Melkart usw. auf gleiche Weise gefeiert wurden; s. Bachofen, Die Sage von Tanaquil S. 52 f. Anm. 19. Chwolson, Die Ssabier und der Ssabismus 2, 470. 731 n. 95. — S. 571 „Liebrecht Heid. Jahrb. 1868 Nr. 6." Nicht ich, sondern der das. S. 82 von mir angeführte Bastian sieht in dem dort erwähnten Gebrauch der Naturvölker eine Spur deutschen Volksglaubens. Diese Gelegenheit zur Ausübung des suum cuique will ich zu der Bemerkung benützen, daß meine von Simrock 507 berührte Zurückführung von main de gloire auf mandragora, wie ich erst später wahrnahm, sich bereits DM. 1155 findet.

Hiermit schließe ich die Reihe der Einzelnheiten, die sich mir bei Lesung der neuen Auflage von S.'s Myth. geboten und komme nun auf ein anderes Capitel, das bei fast allen in Deutschland gedruckten Büchern eine ebenso große wie unangenehme und störende Rolle spielt; ich meine das der Druckfehler; leider ist dies hier kein sehr kurzes, was um so mehr zu bedauern, als die betreffenden Irrthümer meist sich auf Citate beziehen. Da nun dieselben sich oft sogar in allen dreien oder doch den zwei letzten Ausgaben wiederholen, so will ich die wichtigsten, so weit sie mir aufgefallen, hier verzeichnen und hoffe damit einen nicht unwillkommenen Dienst zu erweisen. Also S. 30 Z. 7 lies 58; — 93, 4 l. 90; — 130, 12 v. u. l. 1868; — ebend. 11 v. u. st. Tripe l. Tere; — 135, 8 st. werthe Fürsten l. bewährte Leute; — 139, 11 l. unverlorenen; — ebend. 13 l. verlorenen; — 171, 4 v. u. l. Wölsung; — 178, 9 v. u. l. jedes; — 185, 3 v. u. l. VII; — 199, 4 l. 481; — 234, 3 statt f. M. S. lies f. M.; — 235, 10 l. Lokhman und Villano; ebend. 11 l. 260; — 240, 10 st. Sohn l. Gatte; — 258, 19 l. Lex; — 260, 7 l. v. d. Hagens German. 1, 288; — 275, 19 l. GDS.; — ebend. 29 l. 19; — 277, 12 v. u. l. heimskastr; — 285, 18 l. Nr. 92 S. 41; — 316, 2 l. RA. 901; — 356, 13 v. u. l. 56; — 317, 7 v. u. st. 32 l. 31; — 320, 4 v. u. l. 56; — ebend. letzte Zeile l. Antwerpen und Manneken-Pis; —

324, 10 st. MW. l. WM.; — 325, 5 l. Staffordshire; — 328, 12. 13 l. von Freyja auf Frigg; — 331, 6 statt der l. den; — 347, 3 v. u. l. 65; — 352, 6 v. u. l. aux neiges; — 355, 17 v. u. l. angulus; — 362, 9 v. u. l. 173; — 370, 19 v. u. st. 645 l. I, 6; — 377, 7 st. Wanzen l. Warzen; — 379, 4 v. u. l. Twelfth; — 382, 16 v. u. st. Jnk l. Ink; — 401, 7 l. 177; — 418, 10 v. u. st. sie l. die draci; — ebend. 9 v. u. l. 988; — ebend. 8 v. u. l. ihren schwachen Abkömmlingen; — 430, 3 l. welchen; — 432, 3 l. verlangen; — 435, 6 v. u. l. 479; — 446, 18 l. 229; — 457, 2 v. u. l. kveldridur; — 465, 5 v. u. l. das anderemal Skirnir für den Freund; — 501, 20 l. S. 394; — 506, 13 l. vêum; — 511, 17 v. u. l. VI; — 512, 14 v. u. l. 1115; — 531, 8 v. u. l. So erzählt man in Eichsfeld; — 541, 8 l. twelve; — 543, 19 l. von ihm; — 553, 23 l. der der Hochzeit; — 571, 20 l. MS. 363; — 583, 15 l. 478.

Ich will hier nur noch auf einige der bereits erwähnten größeren Zusätze zu dieser neuen Auflage zurückkommen; sie befinden sich fast alle in dem späteren Theil; so z. B. der ganz neue §. 130ª (S. 464—470), worin sämmtliche in dem ganzen Werke an verschiedenen Stellen dargelegte Berührungen der Götter- und Heldensage übersichtlich zusammengestellt sind; der §. 145 hat auf S. 541—547 eine anziehende Erweiterung erhalten, worin die Nachwirkung und die Spuren der Vorliebe der alten Deutschen für den „grünen Wald" auch in heute noch vorhandenen Sitten und Gebräuchen nachgewiesen werden; auf S. 551—554 findet sich das Hauptsächlichste wiedergegeben aus der Abhandlung, welche S. seiner Übertragung von Shakespeare's Midsummer-night's Dream (Hildburgh. 1868) beigefügt und worin er sich darüber rechtfertigt, daß er jene Benennung durch „Walpurgisnachtstraum" wiedergegeben u. s. w. Von kürzeren Zusätzen hebe ich nur den auf S. 260 hervor, woraus erhellt, daß S. die so schöne Darlegung Uhlands (Schriften VII, 567 bis 588) in Betreff des Entstehens der Sage vom Herzog Ernst für nicht zutreffend erachtet und statt einer historischen Grundlage derselben eine mythische annimmt, die nähere Ausführung dieser Ansicht aber sich vorbehält. Anderes übergehe ich und will nur noch mit vorzüglichem Lobe das Register erwähnen, welches in dieser Auflage mit ganz besonderer Sorgfalt gearbeitet ist und zur bequemen Benutzung der „Mythologie", die sich eine so hervorragende und wohlverdiente Stelle auf dem Gebiete, dem sie angehört, erworben, nicht wenig beitragen, so wie dieselbe immer weiteren Kreisen zur Belehrung nahe bringen wird.

LÜTTICH. F. LIEBRECHT.

Rumpelt, Dr. H. B., das natürliche System der Sprachlaute und sein Verhältniss zu den wichtigsten Cultursprachen mit besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik und Orthographie. Halle 1869. 8.

Es ist eine verdienstliche Aufgabe, die hier auf eine sehr ansprechende Weise gelöst wird. Physiologie und Linguistik sind hier zum erstenmale in geordneter Systematik mit einander verbunden und die Resultate ihrer naturgemäß getrennten Arbeit als ein Ganzes in übersichtlicher und klarer Darstellung vorgelegt. Die populäre Haltung eines solchen Buches rechtfertigt sich von

selbst; sie ist in diesem besondern Falle, wo sie auf gründlicher Sachkenntniss nach beiden Seiten hin beruht, um so berechtigter, als es sich um die Verbreitung großer wissenschaftlicher Thatsachen von allgemeiner Gültigkeit und nicht bloß um die isolierte Berücksichtigung einer einzelnen Sprache oder Spracherscheinung handelt, obwohl selbstverständlich, wie auch der Titel anzeigt, die Erscheinungen unserer deutschen Sprache den Ausgang und das Ziel der Untersuchungen bilden.

Je mehr aber dieses Buch nicht bloß dazu bestimmt ist, eine bisher schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen, sondern durch Form und Inhalt sich ohne Zweifel in einem ausgedehnten Leserkreise wohlverdiente Anerkennung und Autorität erwerben wird, um so mehr scheint es gerathen auf einige Punkte hinzuweisen, wo nach unserem Bedünken die Ansichten des Verfassers oder seiner Gewährsmänner einiger Beschränkung oder Erweiterung bedürfen. Wir glauben damit der Sache, die er mit so vielem Talente und Eifer vertritt, am besten förderlich zu sein, wenn wir gewisse Einseitigkeiten, wie sie sich auf so natürliche Weise bei den Vertretern eines relativ neuen wissenschaftlichen Principes geltend zu machen pflegen, in dem Flusse einer unbefangenen und wahrhaft objectiven Kritik aufzulösen bestrebt sind. Denn es ist keine Frage, daß unsere Linguistik im Durchschnitt noch viel zu wenig die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen oder physiologischen Betrachtung der Sprachlaute sich zu eigen gemacht hat, aber es ist ebenso wenig fraglich, daß ihr der Zutritt zu diesem Felde nicht gerade durch ein Entgegenkommen von jener Seite erleichtert worden ist.

Zuvörderst constatieren wir diese Thatsache, von der wir herzlich wünschen und auch mit Zuversicht hoffen, daß sie recht bald ein überwundener Standpunkt heißen möge. Es scheint uns nämlich, als wenn der Verfasser dieses Buches in einer gewissen Verstimmung, wie sie sich ja so leicht gegenüber der vis inertiae des Publicums bei einem eifrigen und von seinem Stoffe ganz erfüllten Forscher zu erzeugen pflegt, doch mit etwas zu schwarzer, oder wenn man lieber will grauer Farbe den gegenwärtigen Zustand der Lautlehre, insbesondere auf dem Specialgebiete der deutschen Grammatik gemalt hätte. Es ist wahr, Jacob Grimm ist niemals auf die physiologische Seite des Lautwesens consequent eingegangen, weil ihm dazu, wie es scheint, ebensowohl die Neigung wie die Vorkenntnisse gebrachen. Doch hat er wenigstens überall, wie ja auch Hr. R. oft genug erwähnt, auch dem lebendigen Klange nachzuspüren getrachtet, so gut er es nach seinen empirischen und sporadischen Hülfsmitteln vermochte. Daß er sich dabei mitunter geirrt, daß er namentlich die urkundlich fixierte Gestalt des Buchstabens als das Maßgebende betrachtet und von dieser aus seine Folgerungen auf das Wesen des dadurch dargestellten Lautes nicht immer das richtige treffen konnte, ist ein offenbares Geheimniss, wenn es auch noch nicht oft mit so rückhaltloser Schärfe, wie es hier geschieht, dargelegt worden ist. Daß sich manche unter seinen Schülern und Nachfolgern — und wer, der wissenschaftlichen Sprachstudien ergeben ist, wird es sich nicht zur Ehre anrechnen, zu den einen oder den andern, oder in gewissem Sinne zu beiden zu gehören — mit den physiologischen Irrthümern des Meisters zufrieden gaben oder neue damit verbanden, ist unläugbar. Doch ist damit weder der Fortsetzung und weiteren Durchführung des großen von Jacob Grimm begonnenen Werkes einer wahrhaft historischen Betrachtung der Sprache überhaupt und der deut-

schen insbesondere, noch dem physiologischen Erkenntniss der Lautvorgänge ein wesentlicher Eintrag geschehen. Datiert die letztere, so weit sie von der Hand der eigentlichen Sachverständigen geschaffen ist, überhaupt doch erst aus dem letzten Jahrzehent, denn was vor 1856, vor Brücke's Grundzügen, auf diesem Gebiete geleistet war, muß doch bei allem Verdienste im Einzelnen als unzureichend gelten. Der Linguistik ist also erst seit verhältnissmäßig kurzer Zeit Gelegenheit gegeben, die physiologischen Hülfsmittel, die sie aus sich heraus unmöglich schaffen konnte, zu benützen, und wenn man die Kürze der Zeit erwägt, kann man billigerweise mit dem Erfolge nur zufrieden sein. Es bedarf nur der Verweisung auf Rudolf v. Raumer, der das Lautsystem der deutschen Sprache in seinen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen beinahe von allen Seiten her und an allen Stellen mit seiner ebenso gründlichen wie lichtvollen Methode gewissenhaftester Prüfung des Thatbestandes wie kein Anderer aufgestellt hat. Aus ihnen allein ließe sich eine systematische Darstellung desselben herstellen, die wenig Lücken und noch weniger erhebliche Irrthümer zeigen würde. Hr. R. läßt den eminenten Verdiensten dieses Forschers, wie sich von selbst versteht, die gebührende Anerkennung zu Theil werden, aber er steht damit nicht allein. Ein Blick auf die neuere linguistische, speciell germanistische Litteratur zeigt, daß alle Mitstrebenden die Leistungen eines so hervorragenden echten Schülers und Nachfolgers von Jacob Grimm wohl zu würdigen und zu verwenden wissen. Es ist damit zugleich die Thatsache auf die glänzendste Weise festgestellt, daß die streng historische und die exact physiologische Betrachtung der Sprache von einem und demselben Forscher mit gleicher Meisterschaft gehandhabt werden kann, und diese Thatsache genügt, um den großen Fortschritt, der aus dieser Verknüpfung für die Linguistik hervorgeht, gegen alle antiquierten Vorurtheile, gegen die Bequemlichkeit und Trägheit, aber auch gegen den allzu jähen Eifer einseitiger Vorliebe für die bloß naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Sprache sicherzustellen. Auch dieser ist der Sache nur schädlich, und gibt sich, wie ein Blick auf so manche exclusiv physiologische Erklärungsversuche der Sprachprocesse beweist, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat, arge Blößen. Denn eine unbefangene, von allgemein wissenschaftlicher Durchbildung getragene Erwägung des Sachverhalts wird bald erkennen, daß doch immer nur ein relativ kleiner Theil des ganzen Sprachlebens vor der Loupe oder unter dem Kehlkopfspiegel der Physiologen sichtbar oder gar verständlich wird.

I. Die erste Veranlassung, nach unserer Absicht Einiges zur Erläuterung und Verständigung zuzufügen, gibt uns eine Anmerkung auf p. 37: „Den Lautwerth der Vocale nach ihrer etymologischen Herkunft bestimmen zu wollen, ist ein äußerst mißliches Unternehmen. Insbesondere ist die Behauptung J. Grimm's, das deutsche *e* habe einen verschiedenen Laut, je nachdem es aus *a* oder aus *i* stamme, nur mit der größten Behutsamkeit aufzunehmen und für weite Landstriche ganz gewiß falsch." Zuvörderst behauptet J. Grimm den Unterschied der beiden *e* nur „für die Hauptfälle" D. G. 1^3, 220, ohne freilich zu bestimmen, was er darunter meint. Eine durchgreifende Zusammenstellung und Untersuchung aller *e*-Laute der gegenwärtigen Sprache, in ihrem Lautwerthe verglichen mit dem der früheren Zeit, kurzweg des Mhd. ist weder von ihm, noch — so viel wir wissen — von irgend einem Andern versucht worden. Und doch wäre dieß eine unerläßliche Vorarbeit; ehe sie gemacht ist, wird es allen-

falls erlaubt sein, wie es hier geschieht, sich mit allgemeinen Muthmaßungen in der Form von Behauptungen zu begnügen, aber der Linguistik erwächst daraus kein Gewinn. Eine solche Untersuchung wäre sicherlich unendlich schwierig, aber ihre Ergebnisse würden die Mühe belohnen. Sie müßte zuerst eine Statistik der gegenwärtig lebendigen Aussprache des Schriftdeutschen durch ganz Deutschland geben und nachweisen, wie die verschiedenen hier in Frage kommenden Buchstaben und Buchstabenverbindungen *e*, *ä*, *ae*, *ee*, *eh*, *äh* wirklich lauten; daran würde sich eine ebenso sorgfältige Statistik der Aussprache im eigentlichen Volksmund schließen, und beides zusammen wäre dann mit der gebildeten mhd. Aussprache und mit dem, was wir von den eigentlichen Volksmundarten jener Periode wissen, zusammenzuhalten. Die mhd. Schreibweise, die in ausgedehnter Weise phonetisch ist, erleichtert diese an sich sehr bedenkliche Untersuchung in etwas, ebenso gibt der Reimgebrauch der feinhörigen Dichter des Mittelalters bekanntlich auch für die meisten Fälle eine sichere Handhabe. Aus beiden Hülfsmitteln läßt sich wenigstens entnehmen, in welchen Fällen eine Identität des Lautes stattgefunden haben muß, und in welchen trotz der gleichen Schreibung *e*, was für die sog. Brechung, den Umlaut und die aus früherem Diphthong entstandene Länge in gleicher Weise zur Verwendung kommt, doch eine erhebliche Differenz im Lautwerth angenommen werden darf. Wie freilich der lebendige Laut des Mhd. selbst in dieser seiner Verschiedenartigkeit geklungen habe, läßt sich nur vermuthen, aber nicht beweisen. Gewöhnlich wird angenommen, das aus dem *i* entstandene *e* sei unserem sog. geschlossenen, das aus dem *a* entstandene unserem offenen gleichzustellen; *ê*, wie wir es in unseren kritischen Ausgaben, die Handschriften aber bekanntlich sehr selten bezeichnen, unterschiede sich im Bereiche der Längen dann ebenso von *ae*. Indessen lassen sich doch auch, worauf wir schon bei anderer Gelegenheit aufmerksam machten, sehr erhebliche Gründe für die entgegengesetzte Auffassung anführen. Der Gegenstand möchte für die Bestimmung des heutigen Lautwerthes insofern eine nicht bloß archäologische Bedeutung haben, als es nicht gleichgültig ist, zu wissen, ob die heutige Aussprache erst der modernen Zeit angehört, oder im Wesentlichen schon vor 700 Jahren vorhanden war, und deßhalb sei er der Forschung angelegentlichst empfohlen, die ihn bisher wenig beachtet hat. Der gegenwärtige Lautstand des *e* aber ist im Großen und Ganzen eben doch kein anderer, als ihn J. Grimm bezeichnete, nur daß mit seinen „Hauptfällen“ wenig geholfen ist. Kurz zusammengefaßt liegt die Sache so: alle deutschen Dialecte ohne Ausnahme, so weit sie wirklich noch die ungestörte Volkssprache darstellen, unterscheiden zwei *e*-Laute — abgesehen von den vielen möglichen und wirklichen Nüancen — die im Wesentlichen sich unter die Terminologie eines offenen und eines geschlossenen bringen lassen. Daß der erstere bis nahe an ein wirkliches *a* herandringen und von einem weniger scharfen Gehör geradezu für ein solches genommen werden kann, ändert so wenig an diesem Haupt- und Grundverhältniss, wie die andere Thatsache, daß das geschlossene *e* mundartlich bis nahe an's *i* zu streifen und mit ihm verwechselt zu werden pflegt. Prüft man die Vertheilung dieser beiden Laute nach den Postulaten der Sprachgeschichte, so ergibt sich, daß der erstere dem mhd. *ë*, um diese allgemein geläufige Bezeichnung zu gebrauchen, der andere dem *e* entspricht. Ausnahmen sind zugegeben, aber sie werden sich alle unter feste Gesetze bringen lassen: entweder hat der Einfluss folgender Consonanten oder eine falsche Analogie,

die nicht bloß die „Gebildeten“ oder Buchgelehrten, sondern auch das „naive Volk“ recht oft auf Irrwege leitet, sich eingedrängt. Das eine ist unzweifelhaft vor der Consonantenverb. *rd*, *rt*, *rz* geschehen, wo die meisten Mundarten nur *e* dulden, was sogar in die gemeinschriftdeutsche Aussprache übergegangen ist, das andere scheint nur in vereinzelten Beispielen und am meisten in solchen Mundarten aufzutreten, die einer vielfachen Berührung mit undeutschen Sprachelementen ausgesetzt waren. Wenn sich Hr. R. gegen J. Grimm's Axiom auf seine schlesische Volksmundart beruft, die *regen pluvia* nicht von *regen movere* unterscheide, so geben wir die Thatsache zu, d. h. Jedermann wird diese Aussprache leicht vernehmen können, aber bei einiger Aufmerksamkeit wird er in den Grenzen desselben Dialectes noch einer ganz andern begegnen, die beide Wörter sehr wohl von einander trennt, und entweder *rägen* und *rĕgen*, oder wohl auch *ragen* und *riägen* mit dem so beliebten „halben“ Diphthonge, oder auch *rĕgen* und *riegen* zu sprechen versteht. Der Volksmund hat auch überall sich die Fähigkeit bewahrt, die Hr. R. an einer andern Stelle dem heutigen deutschen Organ abspricht, *ĕ* als wirkliche Kürze zu sprechen, und zwar nicht bloß vor Consonantenhäufungen, wie in *ende*, *held* oder in allen den Fällen, wo die nhd. Orthographie aus etymologischen Gründen *ä* schreibt, um den ursprünglichen Vocal des Thema's zu bezeichnen, also z. B. in *wände*, *hände*, von *wand*, *hand*, obwohl — setzen wir hinzu — der Einfluss der Schule oder der höheren Bildungssprache dieses nicht bloß historisch berechtigte *ĕ* mehr und mehr verdrängt. Wo sich eine deutsche Mundart überhaupt die Fähigkeit bewahrt hat, die altberechtigten kurzen Vocale vor einfachem Consonant zu sprechen, wie es noch in vielen Landstrichen des Südwestens gehört wird, da ist auch noch immer ein wirkliches *rĕden*, *lĕgen*, *hĕben*, nicht ein *rêden*, *lêgen* etc. zu vernehmen, der Quantität und möglicherweise auch der Qualität nach identisch mit dem mhd. Laute, der uns freilich vom streng historischen Standpunkt, weil Umlaut des *a*, als ein *e* zu gelten pflegt.

Die „gebildete“ Aussprache hat dieß natürliche Verhältniss ohne Zweifel sehr oft verrückt — wie wäre sie sonst gebildet, wenn sie es nicht gethan hätte? — aber ganz zerstören konnte sie es doch nicht. Hr. R. möge sich nur hüten, zufälligen Spielarten des Lautes, wie er sie in seiner nächsten Umgebung vernimmt, irgend eine Allgemeingültigkeit zuzuschreiben; wenn die (d. h. manche) „Gebildeten“ *regen pluvia* und *rĕgen movere* nicht von einander unterscheiden, so haben wir doch schon nachgewiesen, daß es das Volk noch sehr wohl versteht, und anderwärts verstehen es auch solche, die nicht zu dem Volke in diesem Sinne zählen. Es ist wahr, die Schule und falsche Analogie, wie sie sich so begreiflich aber doch so störend in eine wesentlich auf reflectierter Handhabung beruhende Schriftsprache einzudrängen pflegt, haben z. B. dem Umlaut des *a*, weil er graphisch mit *ä* bezeichnet wird, ganz gegen die sonst instinctiv befolgte Regel den Werth eines offenen *e* gegeben, so daß *e* in Hände ebenso klingt wie in geben, und die Volkssprache fügt sich dieser Verunstaltung mehr und mehr. Denn eine Verunstaltung wird es nicht vom pedantischen Standpunkt des archäologischen Linguisten, sondern von dem wahrhaft frei- und weitsichtigen des lebendigen Kenners der Sprache heißen müssen, wenn zwei Laute, die dazu bestimmt sind, unzählige Wörter und Formen auseinanderzuhalten und die ohnehin so bedenkliche Monotonie in der sinnlichen Erscheinung der Muttersprache auf das energischste zu unterbrechen, zusammen-

gewürfelt werden. Wo ein deutscher Sprachunterricht existiert, erscheint es uns als eine seiner wesentlichsten Aufgaben, klar in das Sachverhältniss zu sehen und nicht zu weiterer Verunstaltung der Muttersprache, also zu dem Gegentheil dessen, wozu er bestimmt ist, beizutragen.

Wir haben bisher nur das Verhältniss der jetzigen *e*-Laute zu den mhd. Kürzen besprochen. Die andere Seite, das Verhältniss zu den mhd. Längen *ê* und *ae*, bietet größere Schwierigkeiten, weßhalb wir es hier auf sich beruhen lassen. Nur das Ergebniss sei kurz ausgesprochen; auch hier ist die berechtigte Doppelnatur des *e* bis heute von allen Mundarten gewahrt, und nur hie und da in der gebildeten Sprache verstört aber nicht zerstört.

II. Die Bezeichnung der vocalischen Länge im Neuhochd. ist begreiflich auch hier ein Gegenstand der Erörterung. Alle Systematiker sind darüber einverstanden, daß die jetzige Inconsequenz nicht länger haltbar sei. Die Mittel der Abhülfe werden bekanntlich sehr verschieden gewählt. Die eigentliche Praxis geht inzwischen langsam, aber consequent auf ein bestimmtes Ziel los, nämlich alle besondere Bezeichnung der Quantität ganz aufzugeben. Die Doppelvocalzeichen sind auf diese Art schon fast beseitigt und sehr viele *h* mit ihnen. Da es so steht, wird man sich auch mit der Einführung neuer Längezeichen nicht einverstanden erklären, gleichviel ob man sie als Circumflexe, oder wagrechte Striche, oder auch als das bekanntlich als Dehnungszeichen gewissermaßen historisch berechtigte *h*, consequent angewandt, einführen will. Die Circumflexe scheinen von technischer Seite her am wenigsten zu empfehlen, weil sie den Druck und die Schrift am meisten erschweren würden, ähnliches gilt von den Längestrichen, am bequemsten wäre noch das *h*, wenn man sich erst daran gewöhnt hätte, so viele „überflüssige“ Buchstaben mehr zu setzen. Am besten ist es also von Seite der Systematiker, gar nicht gegen die doch unaufhaltsam sich vollziehende Thatsache zu remonstrieren, sondern sich ihr zu fügen. Das Bedürfniss nach möglichster Kürze der doch immer nur symbolischen, also nur bis zu einer gewissen Grenze ausreichenden Widergabe des Lautes, die Analogie aller anderen europäischen Schriftsysteme, von denen kein einziges eine consequente Bezeichnung der Längen durchgeführt hat, die meisten aber gar nicht einmal den Versuch dazu machen, streitet für sie. Darum möge man überall da, wo es auf wissenschaftliche Betrachtung der Sprache abgesehen ist, auch für unsere mhd. Vocale Längezeichen — gleichviel welche — gebrauchen, über die man sich leicht verständigen wird, die eigentlich lebendige Verwendung der Sprache in Schrift und Druck kann ihrer entrathen, wie sie deutlich zeigt. Sie kann es um so mehr, weil sie mit richtigem Instincte, wie es scheint, herausfühlt, daß sie gerade in den Fällen, wo etwa ein Fremder über die deutsche Quantität schwanken könnte, wo es also hauptsächlich darauf ankäme, dem Irrthum vorzubeugen, selbst nichts allgemein gültiges bieten könnte. Man erwäge die einsilbigen Wurzelwörter mit einfachem consonantischem Schlusse, wie *Bad*, *Tag*, *Lob* etc. Zwei Drittel, ja drei Viertel aller gebildeten Deutschen sprechen sie — historisch erklärbar durch den Einfluss des centraldeutschen Lautwerthes auf die allgemein deutsche Aussprache seit dem 16. Jahrh. oder, sagen wir frischweg, seit Luther — als vollkommene Längen: die Quantität des *a* in *Bad*, *Tag* ist die nämliche wie die in *wahr*, *Rath*, das *o* in *Lob* dasselbe wie in *los*, und nur in einigen Strichen des Nordostens hört man noch die historisch begründete Kürze, aber freilich selten die reine

der mhd. Periode, meist die geschärfte, wie sie überall im Nhd. in hochtonigen Silben durchgedrungen ist, so weit sie nicht eine Verlängerung des Stammvocals erfahren haben. Insofern ist die Identificierung dieser Spielart der nhd. Aussprache mit der mhd., die auch Hr. R. wie mancher andere deutsche Grammatiker vollzieht, doch nur sehr bedingt zuzugeben. Selbst in der Aussprache der Gebildeten seiner Heimat, der er hier wie anderwärts eine ihr keineswegs zustehende Allgemeingültigkeit für ganz Deutschland beilegt, lautet *Tag* nicht mit der einfachen Tenuis *k* aus, wofür mhd. gewöhnlich *c* geschrieben wird, sondern mit der aspirierten Tenuis, wofür man $\overset{c}{k}$ oder *kh* schreiben dürfte. Auch klingt dieser Schlusslaut in den meisten Fällen nicht als ein einfacher Consonant, sondern als Doppelconsonant, um einstweilen diese herkömmliche aber wissenschaftlich unzureichende Bezeichnung zu gebrauchen, deren Werth zu prüfen sich bald Gelegenheit geben wird. Man müßte consequenter Weise, wollte man der Aussprache völlig gerecht werden, *tak*$\overset{c}{k}$ oder *takkh* schreiben, was freilich seltsam aussehen würde. Übrigens betonen wir ausdrücklich, daß diese Aussprache auch in den bezeichneten Landschaften, wobei wir vorzugsweise die schlesische Heimat des Hrn. R. im Auge haben, keineswegs aus jedem Munde vernommen wird, man hört ebenso oft, namentlich im eigentlichen Volke, auch den einfachen Auslaut, also *ta*$\overset{c}{k}$ oder *takh*, ja mitunter auch noch die reine Tenuis, so weit diese überhaupt von einem deutschen Munde hervorgebracht werden kann, dieselbe, die wir auch häufig, aber wahrscheinlich nicht überall in der Aussprache der entsprechenden mhd. Form voraussetzen dürfen. Daneben aber fehlt auch die im übrigen Deutschland gültige Aussprache nicht, des *g* als einer Aspirate, und zwar findet sie sich nicht bloß bei Eingewanderten, welche die heimische Gewohnheit festhalten, sondern auch strichweise im eigentlichen Volke, wo nicht an fremde Einflüsse gedacht werden kann, und damit das Maß voll werde, kann man auch noch die reine Media im Auslaut hören, also ein wirkliches *g*, nicht ein *k* oder *kh*, aber auch nicht ein $\overset{c}{g}$ oder *gh*, wie weitaus in den meisten andern deutschen Landschaften. Die Quantität des vorhergehenden Vocals ist selbst wieder eben so viel Modificationen unterworfen, so daß also *tă*$\overset{c}{k}$ und *tâ*$\overset{c}{k}$, *tăk* und *tâk*, *tăg* und *tâg* oder $\overset{c}{g}$ neben und durcheinander oft in demselben Munde gelten, nur ein *tâk*$\overset{c}{k}$ ist selbstverständlich unmöglich, denn die Verdoppelung des Consonanten ist hier nichts weiter als das Hülfsmittel zur Erhaltung der Kürze des hochbetonten Stammvocals.

In der Aussprache *tâk* berührt sich diese Mundart — rein zufällig — mit manchen des Südwestens, die im Auslaut die alte mhd. Tenuis noch bewahrt haben.

III. Wir haben im Vorigen das schwierige Gebiet der Doppelconsonanten schon gestreift, und wollen es jetzt noch einmal und zwar mit festerem Tritte beschreiten. Hr. R. hat durch klare und gründliche Darstellung des Sachverhaltes vom physiologischen Standpunkt aus sich das Verdienst erworben, unsere gewöhnliche grammatische Doctrin von allerlei Irrthümern und Confusionen zu befreien, in die sie hauptsächlich durch die Schuld der Schriftbezeichnung verstrickt war. Seine Darstellung zeigt, daß auch die

sog. Tenuis oder nach physiologischer Bezeichnung der harte Verschlusslaut, also *p*, *t*, *k*, nach den verschiedenen Graden der Emphase, mit der er gesprochen wird, eine verschiedene Zeitdauer in der Aussprache gewinnen kann. Insofern ist es gerechtfertigt, auch auf die Consonanten das Quantitätsverhältniss, welches man sonst nur auf die Vocale beschränkt, zu übertragen und von conson. Kürzen und Längen zu sprechen. Die Kürze entspräche dem, was man gewöhnlich einfachen Consonant nennt und als solchen schreibt, die Länge der Doppelconsonanz, obwohl zugegeben werden muß, daß ein solcher „langer“ Consonant niemals die quantitative Ausdehnung erhalten kann, welche jeder lange Vocal unter Umständen erhält. Denn daß die vocalische Länge sich zu der Kürze immer wie 2 : 1 verhalte, ist eine nunmehr völlig antiquierte Vorstellung. Sie mag für die mechanische Betrachtung der Metrik von Nutzen sein, für welche sie auch ursprünglich aufgebracht wurde: für die lebendige Sprache gilt sie nicht. Hier kann das Verhältniss von Länge und Kürze unter Umständen wie 3 : 1, 4 : 1 etc. sein. Dagegen dürfte es aus physiologischen Gründen nicht gut möglich sein, irgend einem Consonant — nicht bloß einer Tenuis, wo es naturgemäß am wenigsten angeht — eine solche übermäßige Lautausdehnung im Verhältniss zu andern zu geben.

Der Ausdruck „consonantische Länge“ beseitigt alle die unzureichenden Vorstellungen, die sich an die hergebrachte Terminologie Doppelconsonant heften. Denn ein Doppelconsonant wäre etwas ganz anderes, als was nach dieser Vorstellung damit gemeint sein soll. Ein Doppelconsonant, z. B. *pp*, würde hervorgebracht werden, wenn Lippe und Zunge zweimal hintereinander diejenigen Stellungen einnehmen, die zur Hervorbringung des einfachen *p* nöthig sind. Aber da, wo wir *pp* schreiben und sprechen, geschieht dieß nicht, sondern es wird der Vorgang nur einmal, aber allerdings mit einer gewissen Emphase vollzogen. Dieß bezeichnet die Schrift, nach derselben Analogie wie sie noch jetzt öfters ein langes *a* mit *aa* schreibt, z. B. *Aal*, mit zwei Lautzeichen.

Für die gegenwärtige deutsche Aussprache der Gebildeten und aller Dialecte gibt es sonach — und hierin stimmen wir Hrn. R. völlig bei und haben es auch anderwärts schon geltend gemacht — nur conson. Längen, oder wie wir sie dort bezeichnet haben, verstärkte oder verschärfte Consonanten und keine Consonantenverdoppelungen. Ob die frühere Sprache aber nicht wirkliche derartige Doppelconsonanten besessen, d. h. gesprochen habe — denn daß sie schon seit dem Gothischen geschrieben wurden, ist allgemein bekannt — dieß zu bejahen oder zu verneinen ist nicht so leicht. Hr. R. glaubt, daß das gegenwärtige Sachverhältniss auch maßgebend für die Vergangenheit sei, daß also auch die mhd. und ahd. *pp*, *tt*, *ck* keine wahren Doppelconsonanten gewesen seien. Doch ist aus der heutigen Aussprache kein unbedingter Schluss auf die der Vergangenheit zu machen. Wenn dem heutigen deutschen Organ die Erzeugung wirklicher Doppelconsonanten schwer oder unmöglich fällt, warum kann es nicht einstmals, wo es, wie viele Spuren andeuten, gelenkiger und behender war, diese Fähigkeit besessen haben? Doch wir wollen uns hier auf keine sprachgeschichtlichen Untersuchungen einlassen, deren Langathmigkeit sich mit unserer heutigen Aufgabe nicht verträgt. Nur eine Bemerkung sei noch gestattet: unter den heutigen euro-

päischen Spiachen hat wenigstens eine, die italienische, noch wirkliche Doppelconsonanten. Das ital. *nn*, *tt*, *pp* etc. lautet in manchen Mundarten, wie es uns ganz lebendig vorschwebt, wie zwei selbständige *n* etc., die mit großer Volubilität aber vollkommen vernehmbar nacheinander ertönen.

Sobald man das Wesen der geschriebenen deutschen Doppelconsonanten richtig erfaßt, wird es auch keine Schwierigkeit haben, ihre heutige Stellung im Auslaut zu begreifen. Hr. R. ist der Ansicht, solche Doppelungen seien als einfache, oder nach seiner richtigeren Terminologie als kurze Laute zu fassen, und die graphische Gemination erscheint ihm nur als eine orthographische Pedanterie, wie wir deren so viel besitzen, als ein unberechtigtes Festhalten der in den mehrsilbigen Formen wirklich vorhandenen Länge, wofür Doppelconsonanz geschrieben wird. In *All*, *kann* etc. glaubt er also, sollte eigentlich, wie im Mhd. und im heutigen Holländischen, worauf er sich ausdrücklich beruft, nur ein einfaches *l*, *n* etc. geschrieben werden. Undenkbar wäre es nicht, daß auch hier eine Schulpedanterie sich eingemischt hätte; haben wir doch oben auf ein anderes noch eclatanteres Beispiel dieser Art hingewiesen, wodurch der Lautstand der heutigen Aussprache wesentlich beeinträchtigt worden ist. Aber selbst wenn dem so wäre, so muß zugegeben werden, daß jetzt auch im Auslaut genau dieselbe consonantische Länge gehört wird wie im Inlaut. Wir berufen uns auf das Ohr eines jeden Urtheilsfähigen, ob es in *All* einen schwächern consonantischen Laut als in *Alles* vernimmt. Wer nun überhaupt sich bestrebt, der deutschen Schreibung ihren phonetischen Charakter zu bewahren, resp. herzustellen, muß nothwendig bei der Schreibung *all* etc. verharren. Daß das mhd. und andere Zweigsprachen es nicht thun, kann ihm gleichgültig sein.

Wie es sich mit dem Holländischen verhält, wollen wir hier bei Seite lassen, aber für das Mhd. wird dieser Wechsel zwischen In- und Auslaut ohne Zweifel auf einer feinen Wahrnehmung des lebendigen Lautes beruhen, wie ja auch die Reime beweisen. *Al* hat damals mit einfachem oder kurzem *l* ausgelautet, ohne daß wir daraus allein den allerdings sehr nahen Schluss zu ziehen wagten, in dem mhd. *allen* sei *ll* als ein wirklicher Doppelconsonant, in dem oben entwickelten Sinne, und nicht bloß als eine cons. Länge gesprochen worden.

Wenn Hr. R. p. 116 zur Stütze seiner Theorie sagt: „Interessant sind die Ausnahmen jener (verkehrten) grammatischen Regel: es werden nämlich im Auslaut trotz vorhergehenden kurzen Vocals nicht geminirt *a*) alle diejenigen Consonanten, welche im Deutschen mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben werden, *ch*, *sch* etc.; *b*) gewisse kleine, oft gebrauchte Wörtchen, meistens Partikeln, nämlich *an*, *in* etc.“, so bedarf diese Verbindung ziemlich heterogener Erscheinungen einer erläuternden Bemerkung. Daß die als Doppelzeichen in der Schrift figurierenden *ch* im Auslaut nicht geminiert werden, ist eine bloß graphische Thatsache, die mit ihrem Lautwerth eigentlich nichts zu schaffen hat. Man wollte die unbequeme Consonantenhäufung, die durch ihre verdoppelte Schreibung entstanden wäre, der Schrift nicht zumuthen, und glaubte dieß um so eher thun zu können, als man in aller Naivetät ein geschriebenes Doppelzeichen auch für einen wirklichen Doppellaut hielt. Jetzt wissen wir freilich, daß *ch* ein einfacher Laut ist, auch *sch* ist nach unserer Überzeugung ein solcher, aber die Art der Sprach-

erforschung, die zu diesem Ergebniss geführt hat, ist ja erst eine Schöpfung der letzten Jahre. Keine Frage, daß der Laut des *ch*, *sch* etc. ebenso wie jeder andere einfache Consonant „einer Verlängerung“ zugänglich ist, also consequenter Weise im In- und Auslaut doppelt geschrieben werden müßte, aber die deutsche Orthographie wird sich höchst wahrscheinlich, so lange sie nicht ganz neue Zeichen für die alten zusammengesetzten, auf den Ursprung dieser Laute verweisenden wählt mit der bisherigen Praxis begnügen und es der lebendigen Aussprache überlassen, *auch* mit „kurzem“, *loch* mit „langem“ Consonanten hervorzubringen.

Was aber jene andere angebliche Ausnahme einer, wie Hr. R. sie nennt, verkehrten Regel betrifft, so schreibt das Nhd. mit vollem Rechte *an*, *in*, *das*, *was*, weil es wirklich so und nicht *ann* etc. spricht. Der Grund ist nicht schwer zu entdecken. Es ist nicht der, welchen J. Grimm gefunden zu haben glaubte (Gr. 1^3, 214), der häufige Gebrauch, sondern die natürliche Tonlosigkeit dieser Wörtchen. Ist ja doch, wie wir anderwärts ausgeführt haben, die veränderte Tonstärke des Nhd. im Gegensatz zu dem Mhd. überhaupt die letzte Ursache ebensowohl der sog. unorganischen Verlängerung der betonten Vocale des Nhd. wie der sog. unorgan. Gemination der Consonanten. Und von diesem Standpunkt aus dürfte man diese Geminationen vielleicht zweckmäßiger potenzierte Consonanten statt des auffallenden „verlängerte“ nennen. Daß aber manche deutsche Mundarten und in Folge dessen auch die mehr oder minder mundartlich gefärbte oder angehauchte Aussprache der Gebildeten hie und da nicht bloß in diesen „kleinen Wörtchen“, sondern auch in solchen, welche die volle natürliche Tonhöhe der eigentlichen Begriffswörter haben, doch noch den einfachen Consonanten im In- und Auslaut zu erhalten vermochte, ist schon oben bemerkt. Doch ist die Erscheinung zu particulär, als daß sie auf die Durchschnittsbetrachtung der gegenwärtigen Sprache von Einfluss wäre.

Kein Zweifel, daß diese sog. unorgan. Geminationen des Inlautes ebenso wie die des Auslautes dem Nhd., im Gegensatz zu dem Mhd., einen schwerfälligeren und derberen Charakter verliehen haben. Ob man aber den Verlust an geschmeidiger Beweglichkeit oder den Gewinn an Kraft und Energie des Lautes höher anschlagen will, hängt von dem Geschmacke eines Jeden ab. J. Grimm hat darin bekanntlich nur „eine Vergröberung der Aussprache und des Gefühls“ empfunden, und sein Urtheil ist begreiflich für die meisten maßgebend geworden.

IV. Wir haben für unsere heutige Sprache die Gemination des Auslautes als einen wesentlichen Charakterzug behauptet und nebenbei damit auch für unsere gewöhnliche Orthographie eine Lanze gebrochen, ohne es zu wollen, weil sie es im allgemeinen wahrlich nicht verdient. Wir sehen uns zu gleicher Haltung genöthigt einer anderen Ansicht Hrn. R's. gegenüber p. 119: „Im Deutschen kommt auslautende Lenis (Media) phonetisch nicht vor; die Wörter, wo sie graphisch steht, z. B. *Lob*, *Dieb*, *Bad*, *Rad*, *Tag*, *Weg*, werden von Jedermann gesprochen *Lop*, *Dîp* etc.“ Nicht einmal von Jedermann oder was wohl darunter verstanden wird, jedem, der sich einer reflectiert „gebildeten“ Aussprache befleißt, in der Heimat des Hrn. R. oder in andern Landschaften des deutschen Nordostens, obwohl man hier, zum Theil auf der breiten und sicheren Basis der Volksmundarten diese Aussprache häufiger

hört, als in andern Theilen Deutschlands, auf reichlich drei Viertel des ganzen deutschen Sprachgebietes, wo sie als Ziererei oder als Provinzialismus zu gelten pflegt. Deßhalb wird das eigentliche Sachverhältniss so zu bestimmen sein, daß die nhd. Schreibweise nach dem Grundsatze a potiori in ihrem Rechte, d. h. wirklich phonetisch ist, wie umgekehrt auch die mhd. Orthographie, wenn sie hier fast einstimmig die Tenuis gebrauchte, wirklich phonetisch gewesen sein wird, was sie ja im Durchschnitt überall ist. Schon oben hatte sich Veranlassung geboten, die Natur des gegenwärtigen deutschen Auslautes in hochbetonten Silben zu prüfen, und daran anknüpfend, wollen wir noch den eigentlich genetischen oder historischen Beweis dafür bringen, daß das Nhd. ihn gar nicht anders behandeln kann, als es factisch geschieht. Es wird allgemein zugestanden werden, daß unser gegenwärtiges Lautsystem eine entschiedene Neigung hat, vocalische Längen in hochbetonten Silben gleichsam als die natürlichen Begleiter einer folgenden Media aufzufassen und umgekehrt die Kürze und die Tenuis als wahlverwandt zu betrachten. Wo nun Nhd. in den oben erwähnten einsilbigen und hochbetonten Formen eine vocalische Länge im Gegensatz zu der im Mhd. herrschenden Kürze durchgedrungen ist, wie dieß im größten Theile des deutschen Sprachgebietes auch in den Volksmundarten geschah, wird auch die Media gleichsam instinctiv gefordert sein. So wurde aus dem Mhd. *lŏp* ein nhd. *lôb*, ja nicht bloß dieß, sondern auch aus *rât* ein *râd*, obwohl hier die Tenuis wurzelächt genannt werden muß. Und zwar geschah dieß nicht bloß im Bereiche der Mundarten, die, wie man behauptet, Tenuis und Media nicht von einander scheiden, sondern überall, mit Ausnahme einiger Landstriche im Südwesten und Nordosten, die neben andern Archaismen auch diesen erhielten und hierin, wie man es bezeichnen darf, noch auf mhd. Lautstufe stehen. Unsere nhd. Orthographie, das Product der mannigfaltigsten mundartlichen Einflüsse, durchkreuzt von verschiedenen historischen Remininiscenzen und gelehrten Theoremen, stellt sonach den Sachverhalt nur halb dar, aber wenigstens zur Hälfte richtig, doch wäre es kein Gewinn für die deutsche Sprache, wenn wir uns hier eine rein phonetische Bezeichnung aufdrängen ließen, die überhaupt einem etwas freier und weiter umschauenden Blick nicht gerade als das absolute Ideal für eine Cultursprache erscheinen wird. Lassen wir den Volksmundarten ihr gutes, im naiven Instinct des gemein-deutschen Organs begründetes Recht, mhd. *rat* und *rât*, oder gar *baden* und *bâten* im Laut zu identificieren. In Mitteldeutschland haben sie es, wie es scheint, von jeher gethan, und die angeblichen niederdeutschen Einflüsse, denen man diese und andere Eigenthümlichkeiten dieser Dialectgruppe neuerdings so bereitwillig zuschiebt, tragen nach unserer Ansicht nicht die geringste Schuld daran. Andere oberdeutsche Mundarten sind demselben natürlichen Zuge gefolgt, gleichviel ob ihre Media mit etwas geringerer Verengung der Stimmritze gesprochen wird, als in Mitteldeutschland. Aber für die Sprache der Gebildeten, die nun einmal bis zu einer gewissen Grenze immer ein Product der Reflexion ist und sein muß, kann der von der Orthographie festgehaltene Unterschied der Tenuis und Media dereinst noch ein sehr werthvolles Hülfsmittel zur innern Bereicherung oder vielmehr zur Wiederherstellung des früheren Reichthums der Sprache werden. Denn man mag die Sache ansehen wie man will, es bleibt immer ein

höchst bedenklicher Verlust, wenn eine Unzahl von Sprachformen, die sich einst im Laute scharf von einander sonderten, in einen Brei zusammengerührt werden. Das pure grobe Bedürfniss, sich nothdürftig verständlich zu machen, ist doch nicht das einzige, worauf es beim Sprechen einer Cultursprache ankommt, und selbst dieß wird in unserem Falle sehr oft nicht befriedigt werden. Wenn daher unser praktischer deutscher Sprachunterricht, dessen bildenden und verbildenden Einflüssen mehr und mehr jedermann in Deutschland anheimfällt, anch nur aus bloßer Pedanterie scharf darauf vigiliert, daß dem „weichen“ und „harten“ *t* ihr Recht angethan werde, so wollen wir uns darüber freuen. In diesem Falle vollzieht er wirklich die Heilung einer hässlichen Wunde an unserem Sprachkörper und es ist gar kein Unglück — auch von einem viel höheren und bedeutsameren Standpunkt aus — wenn das deutsche gebildete Organ jener trägen Bequemlichkeit entsagen lernt, in welcher die zuchtlos dahin bummelnden Volksmundarten begreiflich für ihr Leben gerne verharren und sich so recht gründlich wohl fühlen.

Da wir es einmal mit den harten und weichen Lauten zu thun haben, wollen wir noch einen Blick auf Hrn. R's. Geschichte des Buchstaben *sz* im Hochdeutschen werfen, worin das phonetische und historische Sachverhältniss klar und bündig, und sowohl für den gelehrten Linguisten, wie für den gewöhnlichen Leser vollkommen befriedigend dargelegt wird. Selbstverständlich erweitert sich die Betrachtung dieses einen Lautes und seines Buchstabenzeichens zu einer Untersuchung der gesammten *s*-Laute der deutschen Sprache, welche dieselben Vorzüge wie jene kleine Monographie zeigt. Mit dem Gange der Untersuchung, wie mit ihren Ergebnissen wird man sich wohl bei einiger Unbefangenheit des wissenschaftlichen Standpunktes einverstanden erklären müssen; nur zu einigen erläuternden und berichtigenden Bemerkungen glauben wir auch hier berechtigt zu sein.

Die doppelte Natur unseres nhd. *s*-Lautes steht außer Frage. Die gebildete Aussprache und alle Dialecte unterscheiden ein hartes und weiches *s*, wie ja alle Spiranten im Nhd. in doppelter Qualität vorhanden sind. Daß einzelne Dialecte das Gebiet beider eigenthümlich begrenzen, ändert an dieser Grundthatsache nichts. Die gebildete Aussprache des Nhd. schwankt gleichfalls, z. B. im Anlaut, wo das weiche *s* entschieden im Vordringen begriffen ist, aber sich doch noch nicht allgemein durchgesetzt hat. Ob es aber möglich sein wird, diesen doppelten Laut auch durch eine Differenzierung der Schriftzeichen für das Auge zu unterscheiden, wie es von verschiedenen Seiten und auch von Hrn. R. mit großem Nachdruck befürwortet wird, steht dahin. Wir besitzen freilich zwei Zeichen, aber kein Machtspruch der Doctrin wird es so leicht dahin bringen, ihre bisherige vom Standpunkt der Lautlehre so ganz willkürliche Verwendung zu regeln. Auch ist keine große Gefahr im Verzuge: mag man immerhin das sog. Schluss-*s* ebensowohl in *las* wie in *was* schreiben und drucken, Niemand wird dadurch irre werden, und beide als denselben Laut aussprechen. Und hier ist es, wo wir einen Irrthum Hrn. R's berichtigen müssen, zu welchem er vielleicht durch seine allgemeine Ansicht über das Wesen des nhd. Auslautes geführt worden ist. Der allgemeinen Erfahrung zuwider behauptet er, im Auslaut stehe nur das harte *s*, ganz so wie er auch nur die Tenuis der Mutae hier gelten lassen will. Aber die Sache verhält sich genau so wie überall.

Wo im Inlaut ein weiches *s* steht, also nach vocal. Längen, steht es auch im Auslaut: *lafen* und *las* zeigen dieselbe Sibilans, ebenso, was Hr. R., wie wir schon oben sahen, gleichfalls läugnet, ist das *s* im Auslaut überall da der Gemination — in dem oben entwickelten Sinne — fähig, wo es im Inlaut eine solche zeigt, also *Roßes* und *Roß*. Und diese Gemination scheint nach unserem Lautgefühl nur das harte *s* zu treffen, wie ja auch nach der gemein hochdeutschen Auffassung nur die Tenues der Mutae und nicht die Mediae der Gemination fähig sind.

Wollte man im Bereiche der *s*-Laute eine völlig phonetische Orthographie durchführen, so würde auch das hochdeutsche anlautende vor *s* andern Consonanten, d. h. physiologisch der cacuminale Zischlaut Schwierigkeiten machen. Wie soll man *springen*, *stehen* etc. phonetisch schreiben? Scheinbar sehr einfach, gerade so wie *schmieden*, *schmeißen*, wo *sch* auch erst seit dem 15. Jahrhundert sich allmählich in der Schreibung festgesetzt hat. Aber das böse *ch* ist ja selbst für den phonetischen Orthographen ganz unbrauchbar, und es wäre geradezu verkehrt, wollte man ihm noch größeren Spielraum geben. Deßhalb wird es am gerathensten sein, auch hier alles beim alten zu lassen, d. h. auf den trotz aller Schleuderei und allem wurzelächt deutschen bornierten Eigensinne partikularistischer Querköpfigkeit doch unaufhaltsam sich vollziehenden Läuterungs- und Vereinigungsprocess mit seiner unwiderstehlichen Schwerkraft zu vertrauen, der langsam aber sicher auch hier vernünftige Ordnung und Einheit schaffen wird. Ein voreiliges Dazwischenfahren macht, wir erleben es in unserm lieben Deutschland alle Tage, die Confusion nur ärger.

Da wir einmal auf orthographischem Gebiete uns bewegen, schließlich noch eine Bemerkung. Hr. R. verwirft mit vollem Rechte, wie jeder vorurtheilsfreie Kenner der deutschen Sprache und aller hochd. Mundarten, jeden Lautunterschied zwischen dem aus urdeutschem *t* entstandenen *s*, *sz* oder wie man es nennen will, und dem altherkömmlichen *s*: nicht ihm allein, sondern jedem deutschen Ohr klingt *messe*, metior, und *Messe*, missa, ganz gleich, und wer es anders behauptet, faselt, mit Erlaubniss zu sagen. Will man eine phonetische Orthographie, für welche gerade hier wegen der fast unerträglichen Verwirrung der Praxis die triftigsten Gründe sprechen, so müßte man auch alle *sz* nach demselben Systeme behandeln wie die andern *s*, also z. B. *beifen*, *biß* etc. schreiben. Aber damit ist Hr. R. nicht einverstanden: *biß*, haben wir gesehen, will er überhaupt nicht gelten lassen, weil er vermeint, im Auslaut müsse die Gemination weichen, und für das *s* in *beifen* behauptet er eine andere Geltung als für das *s* in *reifen*, proficisci. Er glaubt hier ein hartes *s* zu hören und widerspricht sich selbst damit recht gründlich, denn wenn die aus altem *t* entstandenen *s*-Laute in Qualität den eigentlichen *s* ganz gleich sein sollen — was sie wirklich sind — so kann auch hier nur allein das weiche *s* — nach vocal. Länge — Platz haben. Für das Auge allerdings, und das wird der latente Beweggrund für diese Inconsequenz sein, würden damit eine Menge bisher geschiedener Formen zusammenfallen, aber daran pflegt ein stricter Phonetiker ja keinen Anstoss zu nehmen. H. RÜCKERT.

MISCELLEN.

Adolf Holtzmann.

† 3. Juli 1870.

Wieder liegt eines Fachgenossen Leben abgeschlossen vor uns, der in die Entwickelung der germanistischen Wissenschaft während der letzten Jahrzehnte anregend, fördernd, zum Theil revolutionär umgestaltend eingegriffen hat. Geboren am 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, wo sein Vater Professor am Lyceum war, mußte Adolf Karl Wilhelm Holtzmann nach des Vaters frühem Tode (1820) den Kampf mit dem Leben zeitig aufnehmen. Weniger Neigung, als Rücksicht auf die Nothwendigkeit einer baldigen Lebensstellung führte ihn der Theologie zu, deren Studium er seit 1828 in Halle, seit 1829 in Berlin sich widmete. Er bestand auch wirklich 1831 in Karlsruhe das theologische Examen, und erhielt eine Vicarstelle in Kandern. Indess der innere Drang seiner Seele ließ sich, nachdem der Pflicht genügt war, nicht bekämpfen; sein Sehnen war der Sprachwissenschaft zugewendet, und es gelang ihm 1832 von der Regierung eine Unterstützung zu einer längeren Studienreise zu erhalten. Er begab sich nach München, und 1834 nach Paris, wohin er 1836 nochmals zurückkehrte. Eine Reise nach England wurde durch seine Berufung als Erzieher der Prinzen Karl und Wilhelm von Baden 1837 vereitelt. Die nicht ausgedehnte Mußezeit seiner Stellung widmete er literarischen Arbeiten. Eine seiner Neigung ganz zusagende Thätigkeit und größere Freiheit für seine Arbeiten fand er jedoch erst, als er 1852 zum Professor der deutschen Litteratur und des Sanskrit an der Universität Heidelberg ernannt wurde. Dieser Periode seines Lebens, den letzten 18 Jahren, gehören daher seine meisten und bedeutendsten Arbeiten an.

Holtzmann's Studien in München und Paris waren überwiegend auf das Altindische gerichtet, dehnten sich aber schon damals, hauptsächlich durch Schmellers Anregung, auf das germanische Gebiet aus. Seine orientalistischen Arbeiten zu würdigen ist hier nicht der Ort; sie verläugnen die Eigenthümlichkeiten seines Geistes, durchdringenden Scharfsinn, kühne Combinationsgabe, genialen Blick so wenig wie seine germanistischen. Um die Entzifferung der Keilinschriften hat er sich wesentliche Verdienste erworben; seine Abhandlung 'über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises' (1841) widerlegte eine irrige Ansicht berühmter Sanskritisten, seine 'indischen Sagen' eröffneten weitere Blicke in die Zusammenhänge des Epos verwandter Völker. Anfang und Ende seiner schriftstellerischen Thätigkeit wurzelt jedoch auf dem deutschen Gebiete. Seine Ausgabe des althochd. Isidor (1836),

dessen Handschrift er in Paris abgeschrieben, zeichnet sich nicht nur durch ihre Genauigkeit als Ausgabe, sondern ebenso durch ihre namentlich grammatischen Beigaben aus, die zum Theil von weittragender Bedeutung sind und der Forschung vorauseilten. Sie zeigen gleich im Beginn die große Begabung Holtzmann's für grammatische Untersuchungen. Die kleinen Abhandlungen über Umlaut (1843) und Ablaut (1844) behandelten wichtige Themata in durchaus selbständiger, neuer Auffassung, auf Grundlage einer umfassenden Sprachbetrachtung; ihre Resultate waren zum Theil umgestaltend und sind der Sprachwissenschaft im Ganzen und Einzelnen gewinnbringend geworden. Wir sehen ihn überall unerschrocken den Meinungen berühmter Männer entgegentreten, ja es ist als behandle er mit Vorliebe Fragen, bei denen er auf Widerspruch zu stossen gewärtig sein mußte. Auch seine nächste germanistische Abhandlung 'über die Malberger Glosse' (1852), womit er sein Lehramt antrat, bekämpft die Irrthümer der Keltomanen, weicht aber ebenso von J. Grimm's Erklärungen ab, indem sie einen ungleich alterthümlicheren Sprachzustand der Glosse nachzuweisen sucht. Noch mehr macht jener kampfbereite Zug sich in seinen 'Untersuchungen über das Nibelungenlied' (1854) geltend, in denen er der bis dahin fast allgemein geglaubten Ansicht Lachmann's über die Entstehung der Nibelungendichtung eine schroff widerstreitende gegenüberstellte. Sein richtiger Ausgangspunkt war die Einsicht in die Unhaltbarkeit der von Lachmann aufgestellten Meinung; seine Gegenansicht freilich entbehrte einer streng durchgeführten Begründung und ließ im Einzelnen an philologischer Genauigkeit manches zu wünschen übrig. Jedenfalls gebührt Holtzmann das Verdienst, auch hier eine wissenschaftliche Frage von großer Tragweite in Fluss gebracht und von neuen Seiten beleuchtet zu haben. Seine sich daran anschließenden Ausgaben des Nibelungenliedes, die größere (1857) und die kleinere (1858 und 1863), ebenso wie die der Klage (1859) versuchten praktisch die in den Untersuchungen niedergelegten Ansichten durchzuführen. Bald nach diesem Buche erschien sein nicht minder durch Neuheit und Kühnheit überraschendes Werk 'Kelten und Germanen' (1855), worin er ebenfalls einer noch viel weiter verbreiteten Ansicht entgegentrat, indem er darin den Zusammenhang der Kelten mit den Gaelen läugnete, dagegen den mit den Germanen verfocht. Eine wirkliche Widerlegung Holtzmann's ist nicht einmal versucht worden, man beschränkte sich auf ein paar vornehm abweisende Kritiken, und doch verdienen die von ihm aufgestellten Ansichten in hohem Grade Beachtung, wenngleich auch hier wie in dem Nibelungenbuche die Details der Ausführung hinter dem Entwurf zurückbleiben, und das Herbeiziehen von Zweifelhaftem die Beweiskraft schwächt. In den zahlreichen Abhandlungen der fünfziger und sechziger Jahre, womit er die Germania schmückte, tritt fast überall uns ein verwandter Zug entgegen: überall neues, anregendes, eigenthümliches, kühnes, aber freilich auch oft in Kühnheit zu weit gehendes. Frei davon sind seine trefflichen Abhandlungen über die deutschen Glossare, das deutsche Duodecimalsystem, das gothische Adjectivum, fast ganz auch die anziehende über Artus, während 'der Dichter des Annoliedes' gerechte Bedenken erweckt. Auch in der einzigen auf die neuere Litteratur bezüglichen Arbeit, seinem Vortrage bei der Schillerfeier (1859), begegnet uns der gleiche Zug: er verficht hier Schillers Christenthum

und christenfreundliche Stellung gegen die herrschende Ansicht, die ihn beinahe zu einem griechischen Heiden macht. Seine reifste und vollendetste Arbeit, zugleich seine letzte, sollte leider ein Bruchstück bleiben: wenige Monate vor seinem Tode erschien seine 'Altdeutsche Grammatik' (I. Band, 1. Hälfte, 1870), die Frucht langjähriger tiefer Arbeit und der glänzendste Beweis für die hohe grammatische Begabung seines Geistes. Nicht nur ihm mußte es im Sterben schmerzlich sein, dieß Werk nicht vollenden zu können, sondern jeder, dem der Fortschritt unserer Wissenschaft am Herzen liegt, muß es als einen großen Verlust für dieselbe ansehen, daß ihm die Vollendung nicht beschieden war.

Mit der Geschichte der Germania steht Holtzmann's Persönlichkeit in näherem Zusammenhange als manchem bekannt ist. Von ihm gieng der erste Gedanke der Begründung einer neuen Zeitschrift aus; sein Nibelungenbuch und der daran sich knüpfende heftige Streit hatte wohl wesentlich mit dahin gewirkt. Ursprünglich wollte er die Redaction auch selbst übernehmen, aber er trat sie, noch ehe etwas erschien, an Pfeiffer ab. Von Holtzmann rührt das Ankündigungsprogramm der Germania, welches vor und mit dem ersten Hefte ausgegeben wurde. Gleich von Anfang an war er daher einer der eifrigsten Mitarbeiter und ist es bis in die letzten Jahre seines Lebens geblieben.

Wenn eine Neigung für Paradoxa uns in Holtzmann's Arbeiten überrascht, so beruht das auf der Ursprünglichkeit und Originalität seines Geistes. Denn 'anders als sonst in Menschenköpfen malte sich in diesem Kopf die Welt'; er wandelte, von Autoritäten unbeirrt, selbständig seinen Weg und hatte den Muth, seiner Überzeugung das Wort zu leihen, das er mit Gewandtheit und Witz zu führen verstand *). Aber jene Neigung beruht auch auf einer unwandelbaren Wahrheitsliebe, die keine persönliche Rücksicht kennt, wo es den Dienst der Wissenschaft und Wahrheit galt. Er war nichts weniger als eine streitsüchtige Natur; die Milde seines Wesens mochte kaum vermuthen, wer ihn nur aus seinen Schriften gekannt und ihm persönlich gegenübertrat. Die akademische Thätigkeit hatte er verhältnissmäßig spät begonnen; sie war, wenn auch keine sehr ausgebreitete, doch durch die Anregung, die sie gab, segensreich und erfreulich.

Auch in seinen Vorträgen gab er des Eigenthümlichen viel und setzte die Arbeit des Geistes auch im Hörsaale fort, gerade dadurch aber den Hörer fesselnd und anziehend. Es ist zu hoffen, daß von dieser Seite seines geistigen Wirkens noch manches an die Öffentlichkeit tritt, das uns die reiche Begabung dieses Mannes noch mehr erkennen und verstehen läßt.

Übersicht der litterarischen Thätigkeit Holtzmann's.

I. Selbständig erschienene Arbeiten.

1836. Isidori Hispalensis de nativitate Domini, passione et resurrectione, regno atque judicio epistolae ad Florentinam sororem versio francica saeculi

*) Diese Eigenschaften treten am meisten in der rasch geschriebenen Entgegnung 'Kampf um der Nibelunge Hort' (1855) und in seinen oft scharfen Recensionen zu Tage.

octavi quoad superest, ex codice Parisiensi edidit, annotationibus et glossario instruxit Adolfus Holtzmann. Carolsruhae.

1841. Bruchstücke aus Walmikis Ramajana, übersetzt von A. H. Karlsruhe.

Über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises. Ebenda.

Indravidschaja. Eine Episode des Mahâbhârata, herausgeg. von A. H. Ebenda.

1843. Rama. Ein indisches Gedicht nach Walmiki. Deutsch von A. H. 2. verm. Aufl. Ebenda.

Über den Umlaut. Zwei Abhandlungen. Ebenda.

1844. Über den Ablaut. Ebenda.

1845. Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften. I. Heft. Ebenda.

Indische Sagen. I. Theil. Ebenda.

1846. Indische Sagen. II. Theil. Ebenda.

1847. Indische Sagen. III. Theil. Ebenda.

1852. Über das Verhältniss der Malberger Glosse zum Texte der Lex Salica.

1854. Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart.

Indische Sagen. 2. verb. Aufl. Stuttgart.

1855. Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmann's Nachtreter. Stuttgart.

Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung. Ebenda.

1857. Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes. Herausgeg. und mit einer Einleitung versehen. Ebenda.

1858. Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt. Schulausgabe. Ebenda.

1859. Die Klage in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes, als Anhang zum Nibelungenlied, herausg. und mit einem Wörterbuche und einer Einleitung versehen. Ebenda.

1860. Zur Schillerfeier. Ein Vortrag, gehalten in der Dienstagsgesellschaft zu Heidelberg den 8. November 1859. (Als Manuscript für den Verfasser gedruckt.) Heidelberg.

1863. Schulausgabe des Nibelungenliedes. 2. umgearb. Aufl. Stuttgart.

1865. Der große Wolfdietrich herausg. von A. H. Heidelberg.

1870. Altdeutsche Grammatik, umfassend die gotische, altnordische, altsächsische, angelsächsische und althochdeutsche Sprache. I. Bd., 1. Abth. Die specielle Lautlehre. Leipzig.

II. Abhandlungen in Zeitschriften.

1. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Über die zweite Art der achämenidischen Keilschrift I. 5. Bd. (1851), 145—178; II. III. 6 (1852), 35—47. — Über S. Flower's Keilinschrift 6 (1852), 379 bis 388. — Zur Abwehr 456—457. — Über die zweite Art etc. IV. 8 (1854), 329—345. — Neue Inschriften in Keilschrift der ersten und zweiten Art 539—547.

2. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, von Th. Aufrecht und A. Kuhn. — Vyâsa und Homer 1 (1852), 483—491.

3. Germania. Vierteljahrsschrift etc. von Franz Pfeiffer. — Die alten Glossare I. I (1856), 110—117. — Über das deutsche Duodecimalsystem 217—223. — Regiert die Präposition *mit* den Accusativ? 341—346. — Zum Isidor 462—475. — Der Dichter des Annoliedes II (1857), 1—48. — *Zur* und *zu* 214—217. — Das Großhundert bei den Gothen 424—425. — Sihora 448—449. — *Min* im Vocativ 464—466. — Nibelungen, Bruchstück R III (1858), 51—56. — Meistergesänge des XV. Jahrhunderts 307—328. — Nibelungen, Handschrift k. Der Nibelunger Liet IV (1859), 315—337. — Meistergesänge etc. V (1860), 210—219. — Aus der Colmarer Liederhandschrift 444—448. — Das Adjectiv in den Nibelungen VI (1861), 1—24. — Zum Nibelungenliede VII (1862), 196—225. — Das gothische Adjectivum VIII (1863), 257—268. Die alten Glossare II. 385—414. — Zu Beowulf 489 bis 497. — Der Name Germanen IX (1864), 1—13. — Das lange *a* 179—191. — Zum Hildebrandsliede 289—293. — Althochdeutsche Glossare und Glossen XI (1866), 30—69. — Artus XII (1867), 257—284.

III. Recensionen.

1. Heidelberger Jahrbücher. — *Skeireins aiwaggeljons thairh Johannen* von Maßmann, 1835, Nr. 54. — Poëmes islandais, tirés de l'Edda de Saemund par Bergmann, 1839, Nr. 67. — Maßmann, die deutschen Abschwörungsformeln, 1840, Nr. 45. — Ritusanhâra ed. v. Bohlen, Nr. 58. 59. — Grimm, deutsche Grammatik I. 1841, Nr. 49 *). — The Persian cuneiform inscription at Behistun by Rawlinson, 1847, Nr. 6. — Die Grabschrift des Darius von Hitzig, Nr. 6. — Über die Keilinschriften von Benfey, Oppert und Rawlinson, 1849, Nr. 51. 52. — Grotefend, Erläuterung der Keilinschriften babyl. Bausteine etc., 1852, Nr. 5. 6. — Heinrich von Veldeke von Ettmüller, 1853, Nr. 25. 26. — Theophilus von Hoffmann von Fallersleben, Nr. 26. — Weinhold, deutsche Dialektforschung, Nr. 53. — Crescentia von O. Schade, Nr. 53. — Schröer, Geschichte der deutschen Literatur, Nr. 56. — Menzel, zur deutschen Mythologie, und L. de Baecker, de la religion du nord, 1855, Nr. 24. — Höfer, wie das Volk spricht, Nr. 24. 25. — Zendavesta by Westergaard, vol. I, Nr. 28. — Germania, von Frz. Pfeiffer, 1856, Nr. 3. 4. — Brandes, das ethnograph. Verhältniss der Kelten und Germanen; Rénard, de l'identité de la race des Gaulois et des Germains, 1857, Nr. 19. — Nibelungenlied, von A. Holtzmann, Nr. 46. — Der Nibelunge Noth und Klage, von Lachmann, 1859, Nr. 31. 32 **). — Maßmann, das Zeitbuch des Eike von Repgow; Schöne, die Repgowsche Chronik, 1860, Nr. 13. — Pantschatantrum, von Kosegarten; Pantschatantra, von Benfey, Nr. 17. — Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart 47—57, 1861, Nr. 13. — Berthold von Regensburg, von Pfeiffer, 1862, Nr. 40. — Otfrieds Evangelienbuch, von Rechenberg, Nr. 53. — Über die Flexion der Adjectiva im Deutschen, von Meyer, 1863, Nr. 18. — Dietrich, altnordisches Lesebuch, 1864, Nr. 30. — Heldenbuch, von Keller, 1867, Nr. 26. — Pott, über die Nationalität der Kelten, Nr. 41. — Stark, die Kosenamen der Germanen, 1868, Nr. 24.

---

*) Vermehrt wiederholt in der Schrift über den Umlaut, 1843.
**) Wiederholt German. VII, 196 225.

2. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. — E. Morris, Memoirs on the Scythic version of the Behistun inscription, 1854, S. 394—396.

3. Germania, von Fr. Pfeiffer. — Zacher, das gothische Alphabet Vulfila's I (1856), 124—125. — Cädmon's Dichtungen, von Bouterwek 244—247. — Des Landgrafen Ludwigs des Frommen Kreuzfahrt, durch F. H. v. d. Hagen 247—254. — Heliand, von J. R. Köne 255—256. — Grässe, der Sagenschatz des Königreichs Sachsen 370—371. — Adam par V. Luzarche 371 bis 375. — Jonckbloet, Geschiedenis der middennederl. Dichtkunst 488—501. — Liliencron, über die Nibelungenhandschrift C II (1857), 122—128. — Otfrieds Evangelienbuch, von J. Kelle 384. — Van den Vos Reinaerde door Jonckbloet III (1858), 121—122. — Lindenschmit, die vaterländ. Alterthümer der fürstl. Hohenzoller'schen Sammlungen zu Sigmaringen: Lindenschmit, die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit VI (1861), 110—112. — Diefenbach, Origines Europaeae 112—113. — Beovulf, herausg. von M. Heyne; Beowulf, übersetzt von M. Heyne VIII (1863), 506—507. — Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa IX (1864), 68—75. — Peuker, das deutsche Kriegswesen der Urzeiten 229—230. — Mahn, Ursprung und Bedeutung des Namens Germanen X (1865), 113. — Ulfilas von M. Heyne XI (1866), 221—224. — Heliand, von M. Heyne 224.

Georg Gottfried Gervinus.

Wenn wir versuchen, das Bild dieses Mannes zu zeichnen, dessen Name bald von Anfang an mit denen der Gründer der deutschen Sprachwissenschaft innig verbunden erscheint, so verzichten wir von vornherein auf Vollständigkeit in jeder Hinsicht: auf biographische, weil sein Leben so tief verwebt erscheint mit der Zeitgeschichte und nur im Zusammenhange mit ihr ganz verstanden werden kann, und auf sachlich-darstellende, weil seine Geistesthätigkeit so verschiedenen Gebieten angehört. Die Verschiedenartigkeit der Stoffe, die dieser Geist zu durchdringen und zu beherrschen verstand, und die Art und Weise, wie er sie beherrschte, erfüllt mit Staunen nicht nur vor dem Umfange seines Wissens, sondern mehr noch vor dem weittragenden Fluge seiner Gedanken, die, aus jener Wissensfülle schöpfend, den Blick geschichtlicher Combination überall weilen lassen und überall her Analogien herbeiziehen Was aber durch die verschiedenartigen Werke hindurchgeht und sie geistig mit einander verbindet, ist die strenggeschichtliche Betrachtungsweise, ist der innige Zusammenhang, in dem sie alle mit dem Geistes- und Culturleben, mit der nationalen Entwickelung der Völker stehen. Und so sind sie alle aus dem gleichen Geiste historischer Forschung, historischer Betrachtung geboren: der Historiker Gervinus tritt uns in ihnen allen entgegen, mag er den Entwickelungsgang der deutschen Dichtung zeichnen, oder die Geschichte des 19. Jahrhunderts schreiben, mag er in Shakespeare's Dichterwerkstatt, oder in das Werden von Händels Tondichtungen uns geleiten.

Gervinus wurde am 20. Mai 1805 zu Darmstadt geboren, und besuchte bis zu seinem 14. Jahre das dortige unter Zimmermann's Leitung stehende

Gymnasium. Des Schulzwanges müde, entschloß er sich rasch Buchhändler zu werden und trat als Lehrling in die Marcus'sche Buchhandlung in Bonn, kehrte jedoch nach kurzer Zeit nach Darmstadt zurück und widmete sich vier Jahre lang in einem dortigen Handlungshause dem kaufmännischen Berufe. Es ließ sich erwarten, daß sein schon auf der Schule mächtig erregter Wissensdurst in dem gewählten Berufe keine Befriedigung finden würde. Auch ein Versuch, die Künstlerlaufbahn als Schauspieler einzuschlagen, gieng fehl, und so kehrte er, trotz des Vaters Willen, nach mehr als fünfjähriger Unterbrechung zu den Studien zurück, machte, mit eiserner Energie arbeitend, das Abiturientenexamen und bezog Ostern 1824 die Landesuniversität in Gießen, die er jedoch, wenig befriedigt, nach einem Jahre mit Heidelberg vertauschte. Hier gab Schlosser's Anregung den Ausschlag für seine ganze Lebensrichtung. Nicht nur daß Schlosser ihn dem Studium der Geschichte sich ganz hinzugeben veranlaßte, wichtiger beinahe noch war der Einfluß, den der Umgang mit diesem Manne auf seinen Charakter ausübte. Nach Vollendung seiner Studien wirkte er zwei Jahre (1828 bis 1829) als Lehrer an einer Frankfurter Erziehungsanstalt, nahm dann eine Hauslehrerstelle in Heidelberg an und habilitierte sich 1830 an der Universität. 1832 unternahm er in Begleitung eines jungen Engländers eine Reise nach Italien, von der er im folgenden Jahre zurückkehrte. 1835 zum außerordentlichen Professor ernannt, brachte er es bald durch den Ruf seiner historischen Arbeiten zu einer bedeutsameren Stellung: 1836 wurde er auf Dahlmann's Betrieb als ordentl. Professor der Geschichte und Litteratur nach Göttingen berufen. In beglückender Thätigkeit und den angenehmsten persönlichen Verhältnissen, zumal seitdem er sich mit Victoria Schelver, der Tochter des Heidelberger Professors der Botanik, verheiratet hatte, genoß er den Reiz eines von Liebe und Freundschaft verschönten Daseins — als die bekannte Katastrophe des Jahres 1837 dieß alles zertrümmerte. Seines Amtes entsetzt, weil er an Treue und Eid gehalten, des Landes verwiesen, begab er sich zunächst auf $1^1/_2$ Jahre nach Italien, und ließ sich, von dort zurückgekehrt, 1839 in Heidelberg nieder, wo er als Honorarprofessor (seit 1844) mit der Universität in einem Zusammenhange stand, der ihm jedoch volle Freiheit ließ. Von seinem Lehramte machte er nur selten, zuletzt 1847, Gebrauch. So kam das Jahr 1848 heran, dessen gewaltige Erschütterungen ihn noch ungleich mehr als die deutschkatholische Bewegung des Jahres 1844 mit sich rissen. Aber der wenig tröstliche Gang, den die Dinge nahmen, verleidete ihm das unmittelbare Eingreifen in das politische Leben, und wenn auch stets seine Entwickelung theilnehmend begleitend, zog er sich doch vom Schauplatze zurück, und wandte sich wissenschaftlichen, litterarischen wie historischen Arbeiten zu. Es erschienen in rascher Folge sein Shakespeare (4 Bände, 1849—50), seine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (8 Bände, 1855—66), die ein Torso geblieben, und sein 'Händel und Shakespeare. Zur Ästhetik der Tonkunst' (1868). Wohl waren es lange vorbereitete Werke, Früchte tiefster Durchdringung der betreffenden Stoffe, aber doch muß man staunen, wie auch nur ihre Ausarbeitung in verhältnissmäßig so kurzer Frist möglich war. Diese gewaltige Kraft des Schaffens blieb ihm bis in die letzten Tage seines Lebens, und aus des Schaffens Fülle heraus riß ihn, nach kurzer Krankheit, die anfänglich wenig bedenklich schien, der Tod am 18. März 1871.

Gervinus hatte die letzten Jahre, nachdem er die Vollendung der Geschichte des 19. Jahrhunderts aufgegeben, fast ausschließlich der Neubearbeitung seiner 'Geschichte der deutschen Dichtung' gewidmet, welche in fünfter Ausgabe zum Theil gänzlich umgearbeitet wurde. Damit war er zu dem ersten großen Werke seiner litterarischen Laufbahn zurückgekehrt. Seine 'Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen', wie das Werk ursprünglich (bis zur 4. Auflage) hieß, erschien zuerst 1835—42 in fünf Bänden, und muß in jeder Hinsicht als ein epochemachendes Werk bezeichnet werden.

Zwar der Compendien deutscher Litteraturgeschichte gab es schon damals mehrere, aber keine zusammenhängende, den innern Entwickelungsgang der Litteratur zeichnende Darstellung. Koberstein's Grundriß war der erste Versuch einer solchen, aber auf begrenzter Grundlage, mehr andeutend als ausführend. Mit ganz anderem Maßstabe ging Gervinus an seine Arbeit. Ohne irgendwie mit gelehrten Citaten zu prunken, ja den gelehrten Anstrich fast geflissentlich vermeidend, ist sein Werk doch wie wenige unmittelbar aus den Quellen herausgearbeitet. Für die mittelalterliche Litteratur gab es ohnehin der orientierenden Vorarbeiten erst wenige, für die neuere, namentlich die neueste Zeit war dagegen die Menge des über einen Schriftsteller Gesagten und Geschriebenen eher überreich; auch hier also war es wohlgethan, daß ein so selbständig angelegter Geist die Werke der Dichter unmittelbar auf sich wirken ließ. Die große Selbständigkeit und Unbefangenheit seines Urtheils, das von keiner Autorität sich beeinflußen ließ, macht sich auf jeder Seite des Werkes fühlbar. Aus der nationalen Begrenzung heraus führte Gervinus aber den Blick des Lesers auf die Poesie anderer Zeiten und Völker, vor Allem der Griechen, in deren unsterblichen Schöpfungen er den Maßstab des Vollendet-Schönen fand. Diese sein ganzes Werk begleitende Vergleichung mit der griechischen Poesie hat man ihm gleich beim ersten Erscheinen am meisten übel gedeutet und hat darin eine Einseitigkeit des Standpunktes erblicken wollen, der die Individualität eines Volkes nicht objectiv zu erfassen vermöge. Allein dieser Vorwurf scheint mir durchaus unbegründet. Mit einem von dem Besten aller Nationen genährten Geiste gieng Gervinus an seine Aufgabe; wie konnte ihm da verborgen bleiben, daß bei so vielen Erscheinungnn der deutschen Poesie alter und neuer Zeit ein Mißverhältniss zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Absicht und Ausführung zu Tage tritt? daß nur selten jene vollendete künstlerische Einheit erreicht wird, die er an den Griechen bewunderte. Aber mehr noch als in ästhetischer zog er in nationaler Rücksicht die Griechen zur Vergleichung heran. Denn ihm war untrennbar die Poesie eines Volkes vom ganzen Staats- und Culturleben desselben, und wieder fand er die rechte Vereinigung beider bei den Griechen, vermißte sie in den meisten Epochen unserer deutschen Dichtung. Eine Poesie, die sich einseitig losgelöst hat von der politischen Entwickelung, schien ihm nur halb ihre Aufgabe zu erfüllen, ja sie schien ihm bis zu gewissem Grade bedenklich und des Verwerfens werth, wenn andere ebenso heilige Interessen darüber vernachlässigt werden. Daher hat er am Schlusse seines Werkes den Blick auf die Zukunft gerichtet, auf eine Periode unserer Geschichte, in der, wie einst bei den Griechen, politisches und geistig-ästhetisches Leben Hand in Hand gehen würden. Nicht Geringschätzung seines Volkes war es, was ihn so oft streng, scheinbar zu

streng urtheilen ließ, sondern Liebe, die seinem Volke das Höchste anmuthete, weil sie es dazu befähigt hielt.

Der Ruf des Werkes und seines Verfassers verschaffte demselben rasch die allgemeinste Verbreitung. Schnell folgten sich die Auflagen, die vierte erschien 1853, von der fünften sah er noch den ersten Band (1870), beinahe doppelt so stark als in der vorhergehenden, vollendet; über dem Drucke des zweiten und der Arbeit an demselben ereilte ihn der Tod, als sein Geist noch in Jugendfrische schuf. Die kurze Vorrede zum ersten Bande, während des deutsch-französischen Krieges geschrieben, zog ihm mehrere Angriffe zu, die durch die damit verbundenen Erregungen und Gemüthsbewegungen sein Ende mittelbar herbeigeführt haben. Vielleicht hätte er wohl gethan, statt der kurzen eine, wie es ursprünglich sein Plan war, eingehendere Vorrede vorauszuschicken, die nun hoffentlich nicht vorenthalten bleiben wird. Eine politische Vorrede zu einer Geschichte der Dichtung kann nur den befremden, der nicht beachtet, wie das ganze Werk mit der politischen Entwickelung des deutschen Volkes sich auf's innigste berührt. Aber auch nur der, dem des ganzen Buches Tendenz unverständlich geblieben, konnte in der Vorrede den Ausdruck einer Verstimmung oder Verbitterung über das Fehlschlagen eigener politischer Pläne erblicken. Fern liegen mußten solche kleinliche Motive bei der Beurtheilung eines Mannes, dessen warmer Herzschlag für sein Vaterland hörbar genug aus seinem Leben und seinen Werken herausklingt, und der der Größe seines Volkes ein gut Theil seiner besten Kraft geopfert hat. Mir kommt nicht zu, mich zum Sachwalter seiner politischen Überzeugungen aufzuwerfen. Aber wer die Gradheit und Wahrheit dieses Charakters kannte, muß es für unmöglich erklären, daß Eigensinn oder gekränkte Eitelkeit ihn mit seiner Überzeugung derjenigen einer ganzen Welt entgegentreten ließ. Denn Lauterkeit, sittliche Hoheit, unbestechliche Wahrheitsliebe zeichneten ihn ebenso aus wie sein feines Verständniss des Schönen, sein weitgreifender Blick, sein staunenerregendes Wissen. Nicht umsonst haben die Edelsten unseres Volkes, haben Männer wie Dahlmann und die Brüder Grimm ihm ihre Freundschaft durch ein langes Leben geschenkt, denn auch er war der Edelsten einer, die Deutschland mit Stolz seine Söhne nennt.

HEIDELBERG, 20. Mai 1871. K. BARTSCH.

Franz Joseph Mone

starb am 12. März 1871 zu Karlsruhe im 75. Lebensjahre. Aus einer ursprünglich niederländischen Familie (Moone) stammend, war er am 12. Mai 1796 zu Mingolsheim bei Bruchsal geboren, studierte seit 1814 in Heidelberg Philologie und Geschichte, und habilitierte sich daselbst 1817 in der philosophischen Facultät. 1819 zum außerordentlichen, 1822 zum ordentl. Professor der Geschichte ernannt, hatte er außerdem seit 1825 die Leitung der Universitäts-Bibliothek, der er seit 1818 als Secretär angehörte. 1827 ward er an die Universität Löwen in Belgien als Professor der Geschichte und Statistik berufen, kehrte aber, durch die Revolution vertrieben, 1831 nach Heidelberg

zurück, wo er zunächst als Privatgelehrter lebte. Nach vorübergehender publicistischer Thätigkeit wurde er 1835 zum geh. Archivar und Director des Landesarchivs in Karlsruhe ernannt und verblieb in dieser Stellung bis 1868, wo er in Ruhestand trat. — Während die erste Hälfte von Mone's Wirken überwiegend auf die Litteratur gerichtet ist, wandte er sich in der zweiten fast ausschließlich der Geschichte zu. Seine erste deutsche Arbeit war die 'Einleitung in das Nibelungenlied' (Heidelb. 1818), worin er sich, was die mythologische Erklärung angeht, ganz den Ansichten seines Lehrers Creuzer anschließt, wie auch seine 'Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa' (2 Bde. Heidelb. 1822—23), die den 5. und 6. Theil von Creuzer's Symbolik bildet, ganz unter gleichem Einfluss entstanden ist. Schon damals gieng er mit größeren altdeutschen Arbeiten um: er beabsichtigte das Rolandslied zu edieren und gab den Otnit (Berl. 1821) heraus. Eine Sammlung verschiedener litterarischer Arbeiten und Quellen veröffentlichte er in seinen 'Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache' (1. Bd. Aachen und Leipzig 1830), die ein umfangreiches, wenn auch nicht gleichmäßig tiefes Wissen zeigen. Den von Freih. v. Aufseß begründeten 'Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters' übernahm er vom 3. Jahrgang an mit Aufseß gemeinsam, vom 4. bis 8. (1835—39) besorgte er die Redaction allein. Es war die erste germanistische Zeitschrift, freilich nicht ausschließlich germanistisch, sondern ebenso historisch, aber ihr Schwerpunkt lag doch auf der philologischen Seite, und hier wurde der Anzeiger durch zahlreiche Mittheilungen eine werthvolle Quellen- und Materialiensammlung, deren fleißigster Mitarbeiter Mone selbst war. Besonderes Interesse wandte er schon hier der Heldensage zu und veröffentlichte gleichzeitig seine 'Untersuchungen zur deutschen Heldensage' (Quedlinb. 1836). Auch die mittelniederländische Litteratur war im Anzeiger gepflegt worden, einen vollständigen Quellennachweis gab Mone in seiner verdienstlichen 'Übersicht der niederländischen Volkslitteratur älterer Zeit' (Tübing. 1838). Dann sehen wir ihn die Quellen des deutschen Schauspiels in seinen 'Altdeutschen Schauspielen' (Quedlinb. 1841) und seinen 'Schauspielen des Mittelalters' (2 Bde. Karlsruhe 1846) eröffnen und dadurch ein neues Verdienst sich erwerben. Der lateinischen Poesie des Mittelalters hatte er schon in seiner Ausgabe des Reinardus Vulpes (Stuttg. 1832) sich mit Vorliebe zugewendet; später war es die Hymnenpoesie, um die er sich verdient machte; den 'Latein. und griech. Messen' (Frankf. 1850) folgten die drei Bände 'Lateinische Hymnen' (Freiburg 1855 bis 1857). Von seinen historischen Arbeiten nennen wir nur die Quellen zur badischen Geschichte (1845 ff.) und die 1850 begründete Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, in denen er ein erstaunlich reiches Material bewältigte und meist allein bewältigte, ein Material, das auch dem Sprachforscher viel des Werthvollen bietet. Dagegen müssen wir seine 'Untersuchungen über die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte' (Karlsruhe 1851) und mehr noch seine 'Celtischen Forschungen zur Geschichte Mitteleuropa's' (Freiburg 1857) als Verirrungen eines von der Celtomanie angesteckten Geistes bezeichnen. — Seine Arbeiten sind beachtenswerth durch die Vielseitigkeit des Interesses, seinen erstaunlichen Sammlerfleiss und ein umfassendes Wissen; seine Ansichten sind nicht immer von Flüchtigkeit und Grillenhaftigkeit, seine Textpublicationen nicht immer von Mangel an Genauigkeit und Correctheit freizusprechen. Auf einzelnen zu seiner Zeit noch wenig bearbeiteten Gebieten,

wie dem der mittelniederländischen Litteratur, des altdeutschen Schauspiels, der Hymnologie, hat er sich bleibende Verdienste erworben, die durch seine Leistungen auf historischem Gebiete noch wesentlich vermehrt werden.

K. BARTSCH.

Benedict Greiff,

ein geschätzter Mitarbeiter dieser Zeitschrift, ist am 13. Mai 1871 zu Augsburg gestorben. Er bekleidete neben seiner Lehrerstellung am St. Anna-Gymnasium das Amt eines Stadtbibliothekars, sowie eines Secretärs des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg. Ohne Germanist von Fach zu sein, widmete er doch den altdeutschen Studien eine lebhafte Theilnahme. Seine hierher schlagenden Arbeiten sind fast sämmtlich in der Germania erschienen. Gleich im 1. Bande veröffentlichte er aus einer Augsburger Hs. ein interessantes Spiel von S. Georg (I, 165—192) und knüpfte daran ansprechende Vermuthungen über Verfasser und Zweck des Stückes. Seinem Spürtalent verdanken wir ferner die Entdeckung der Augsburger Bruchstücke von Wernhers Marienleben in ursprünglicher Gestalt, die er Germ. VII, 305—330 herausgab. Ebenda fand er auch ein Bruchstück von H. Heslers poetischer Paraphrase der Apokalypse, das er gleichfalls in der Germ. (X, 70—74) veröffentlichte. Sein letzter Beitrag 'Schwabenstreich' (XIII, 76) ist jedoch nicht das letzte, was er zur Germania steuerte; in meinen Händen befinden sich noch mehrere nicht werthlose Mittheilungen aus der Augsburger Bibliothek. Noch sei erwähnt sein Programm 'Berhtolt von Regensburg in seiner Wirksamkeit in Augsburg' (Augsburg 1865) und die Publication des Tagebuches von Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541 (26. Jahresbericht des genannten Vereins. Augsburg 1861), ein interessanter Beitrag zur Handelsgeschichte von Augsburg, der auch sprachlich anziehend ist.

K. B.

Nachtrag zu S. 165, 10: Riezler (Forsch. zur D. Gesch. 10, 117—118) denkt — indem er die „Textänderung: *lebte mîn herre*", wagt — an Barbarossa's Zug gegen Saladin 1189, der doch zu Lande über Constantinopel gehen sollte. Allein Hartmann sagt ganz klar: *über mer* ziehe jetzt sein Eid und Gottes Minne ihn, den sonst Saladin, wenn er noch lebte, und all' sein Heer — so viel als: alle Teufel — nicht fortgebracht hätten.

Zu 167, 8: Eine Sammlung der hartmännischen noch jetzt in der Herschaft Ow gebräuchlichen Sonderausdrücke etc. und deren Veröffentlichung steht bevor.

Berichtigung. Lies S. 80, Z. 3 v. u.: als Possessor.

RUNEN AUS ROM UND WIEN.

VON

H. F. MASSMANN.

I.

Prof. Reifferscheid in Breslau theilte mir, während ich 1868 in Rom weilte, von Bonn aus freundlich die Nummer der vaticanischen Handschrift Urbin. 290 membr. fol. mit, als in welcher sich auch Runen mit einer vorausgehenden merkwürdigen Angabe über gothische Schriftwerke befänden. Die Veröffentlichung der letzteren hatte Prof. Reifferscheid sich selbst ausdrücklich vorbehalten; doch hat er auf Ersuchen des Herausgebers dieser Zeitschrift nunmehr gestattet, daß dieselbe gleich jetzt mit den Runen von mir bekannt gemacht werde.

Die besagte Pergamenthandschrift gehörte einst der Abtei Brunweiler bei Köln *), S. 62[b] stehen die *Nomina episcoporū scaē COLONIEN-*

---

*) 'Nach meiner Mittheilung. In der Handschrift findet sich nämlich keine directe Notiz über ihre Herkunft, aber sie ist die nämliche, aus welcher Boehmer FRG III LVII sq. 382—388 und Pertz Mon. SS. XVI 724—728 (vgl. I 99—101 II 216) Letzterer nach einer Vergleichung Bethmanns, die *annales Brunwilarenses* ediert haben. Weder Boehmer noch Bethmann haben der letzten Seite des Codex f. 71[b] irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt, offenbar weil die Schrift auf derselben fast ganz erloschen ist. Über das Runenalphabet hatte ich mir bloß Notizen gemacht, da bei der Schwierigkeit der Lesung eine Abschrift der Zeichen und Buchstabennamen ohne alle Hilfsmittel mir zu bedenklich schien. Um so freudiger ergriff ich die Gelegenheit, Maßmann darauf aufmerksam zu machen, der kurz vorher durch die von Tischendorf und Gabelentz aufgegebene Entzifferung des Ulfilaspalimpsestes in Turin sich auch meinen Dank erworben hatte. Dagegen legte ich gleich von Anfang an großen Werth auf die Vorrede der Runen, aus denselben Gründen wie Maßmann: namentlich war auch mir die Nähe von Werden [S. 255] aufgefallen. Weiter gehende Combinationen muß ich einstweilen unterdrücken, da sie ihre Begründung und Erklärung nur im Zusammenhang umfassender Untersuchungen über die Überlieferung des literarischen Alterthums im Abendlande, mit welchen ich seit längerer Zeit beschäftigt bin, finden können.'

Reifferscheid.

SIS AECEAE und 64ᵃ die »*Nomina epōr Treuirensiū*«. Die Handschrift (*Astronomiae et Astrologiae liber*) stammt vom Jahre 1082 *).

Für unsern Zweck enthält die Handschrift 1. ein griechisches ABC mit daneben stehender Bedeutung oder Benennung der Buchstaben alfa, beta, gamma ... lanta ... chi, psi, 2. daneben dieselben Buchstaben als Zahlzeichen mia, dia, tria, tessares ... nia, deca l' desi, diīmnenta, triīmnenta, tetrīmnenta, pententra, exenta ... ecaton, diacusie ... chile, dischile, mirias, dismurias, trimuriađ, ecusimuriađ, trientamuriađ, serentamuriad ... diacusie muriades, muriamuriad, enniacussie (und nochmals niacusie) **).

Auf der Kehrseite nochmals das griechische ABC nach Zahlwerth (mia, dia, tria, ecosi, trianta, seranta, pententa, ekaton, diacusin ... niacusin, ecosin, ogdenta muriad, nienenta muriad, dann abermals das griechische ABC nach Buchstabenwerth (~ lanta ... simna) bis ω pro o.

Hiernach die folgende äußerst merkwürdige Mittheilung, die hier genau wiedergegeben wird. Das Anfangs-**L** roth.

L*iteras sequentes | cū minio colore nota|te nordmanni ī suis usitant | carminib᷑. l'. uocant' apđ eos | runę. Sť autē ñnulli. q̇. opi|nant' qđ quando gothi & | uuandali gentes de finib᷑ | norđmannorum egredientes | p germaniā l'. italiā ad | mare ***) uenientes. pq. illvd | transuecti ī affrica csiste|bant. crescente apđ eos xpi̅|ana religione xpiani ex parte | effecti. doctores eorum tā nouū quā uetus testamētū ī suā | linguā hoc ī theoiotisca. l' | in theotonicā | ĉuerterť | cū istis litteRIS*|.

Hiernach folgt das Runen-ABC, wovon sogleich! —

Jedermann sieht die Vermischung einer, wie wir weiter erfahren werden, wohlbegründeten Bedeutung oder Verwerthung der Runen mit einer der merkwürdigsten Beziehungen auf die gothische Bibelübersetzung durch ihre *doctores*, d. i. Ulfilas etc., zugleich mit der bestimmtesten Angabe, daß die gothische Sprache (*sua lingua*) die deutsche sei (*theotisca vel theotonica*), so wie daß die Vandalen, die mit jener aus dem Lande der *Norđmannorum* mit nach Afrika gezogen, gleichfalls

---

*) 'Richtiger läßt sich der Codex (membr. Großoctav. *foliorum* 71) als eine Computushandschrift bezeichnen. — Nach den Schriftzügen gehört die Handschrift zu ihrem größten Theil (auch fol. 71ᵇ) an's Ende des zehnten oder in den Anfang des eilften Jahrhunderts. Die irrige Angabe Maßmann's stützt sich auf die Ostertafeln welche die älteste Hand von 988—1082 geführt hat. Daraus folgt aber in Übereinstimmung mit dem Schriftcharakter mit Evidenz, daß der Codex im Jahre 988 entstanden ist.' Reifferscheid.

**) Hienach noch Diptongi grecorū | *ai* pro *æ*, *ei* pro *i*, *oi* pro *y*, *ov* pro *u*.

***) Offenbar das Mittelmeer.

„deutsch" gesprochen haben. Erinnert dieses unwillkürlich an das bekannte, bekanntlich falsche, nun so schön berichtigte Augustinische „*Sihora armên*" der Vandalen, so möge hier noch leise auf die Möglichkeit hingewiesen werden, daß aus der Örtlichkeit von Braunweiler bei Köln vielleicht ein dämmerndes Streiflicht auf Werden und das räthselhafte Erscheinen des *Codex argenteus* daselbst fällt, dessen erste Erwähnung uns ja auch über Köln zugekommen ist.

Das unmittelbar darauf folgende Runen-ABC ist *cum minio colore* geschrieben, deßhalb sehr verwaschen und erloschen, aber auch die schwarz daneben stehenden Bedeutungen der Zeichen. Leider kann ich von den Runen und ihren Benennungen keine Durchzeichnung geben, da in der Vaticana eine solche nicht gestattet wird. Wo die Benennungen erloschen sind, setze ich in Klammern die weiteren Möglichkeiten, wie sie den Augen erscheinen oder erschienen, hinzu.

ᚫ As(c)
ᛒ biric
ᚹ chôn
ᛞ dhórn
ᛖ éch
ᚠ féh
ᛡ gubu (gibu?)
ᚷ hágal
ᛁ ís
ᛤ kól
ᛚ lágo
ᛞ mán
ᚾ nóth
ᛕ othíl
ᛈ pérc
ᛩ chón (hón?)
ᛯ (? reht ? thr ? chó ?)
ᛋ súgil
ᛏ tác
ᚢ húr (d. i. ur)
ᛚᛋ beluch (? beluth)
ᚢ hórsi
ᛘ úa (? zia)
ᚠ fúe *)
ᚢ uór

Zweite Spalte fortsetzend und wiederholend.

ᚾ d. dórn
ᛈ ceós (? oos)
ᚱ r. rát
ᚺ c. cen
ᚻ g. gibu (?)
ᚠ h. hun
ᛈ k. kan
ᛚ n. l (?)
ᛄ g. gar (?)
ᛚ p. peta (?)
ᛗ x. hix (?)
ᛋ s. sigi
ᛏ t. tí
ᛒ b. bírh (? bérh)
ᛞ e. éch
ᛞ m. man
ᛖ lágo (ᛚ l ?)
ᛕ n. no (? ne, nc)
ᛞ g. tág

*) Von hier an Fudorc.

ᛟ o. ódil — ᚷ g. rúr (?)
ᚨ a. ác (?) — ᛉ z. úrb (? url ? urb ? uth ? zirl)
ᚫ a. ásc

Hiernach folgt *DE MENSIBUS hebreorum* (roth) | *Nisan. 1 Aprilis. Farmuthi VIII. VI. k. April'* u. s. w. | *De mensibus egiptiorum* (roth). — Darnach wieder zu den Runen zurückkehrend:

Isrunę dicunt' quę ·i· litteris per totū | scribuntur. nœ (= ita?) ut quotus uersus primū breuiorb' ·i· | quę aut̄ littera sit in uersū. longioribus.ȷ ut nom̄ | cerui his litteris scribat'. ita.

ıllllll. ııılllllll. ıllllll. ıll. ılllllllll. |

Wonach zwei Zeilen, mit einem rothen Buchstaben beginnend, ausgekratzt sind. Darnach *hagalrunę dicunt' quę in sinistra parte quartus | sit uersus ostendunt in dex(tra parte) quota s(it) litte(ra* ausgerieben) *).

Man sieht, das obige Runen-ABC und diese Nachholung der *Isrunę* und *hagalrunę* stimmen ganz zu Cod. S. Gall. 270. (W. Grimm Runen, S. 110), nur daß hier zwischen *iisruna* und *hahalruna* noch *lagoruna* (ᚴ) steht und nach *hagalrunę* noch *stofruna* und *clofruna* folgen. Übrigens steht hier auch *corui* statt *cerui*, wonach die Striche sich umstellen. Ähnlich folgen sich in der Salzburger Pergament-Handschrift (X. 28, früher S. 119) 4°. des 12. Jhd. auf vorletztem Blatte (Kehrseite) nach dem Runen-ABC (*f. u. d. o. r. c.* etc.) die *Isruna .. lagoruna .. hagalruna* und *strophruna*; doch auch wieder mit Verwirrung der Striche.

II.

Ich reihe an oben mitgetheilte merkwürdige Angabe über Gothen und Vandalen eine andere ähnliche aus *Cod. Vindobon.* 1609 (Theol. DCCXXXII, Denis DCCCXXVIII. Th. 1, S. 2977), in welcher Handschrift auch eine Menge Alphabete enthalten sind.

Nach einer Aufführung des lateinischen ABC auf Bl. 1[b] nach der Entstehung derselben folgt unmittelbar das griechische ABC mit den Benennungen (zeta, eta .. lanta moy noy .. simma — o longa) und den darüber geschriebenen Zahlwerthen (mia, dia, tria, tesseris .. icosi, treanta, tesseranta, pentinta, exinta .. enoninta, eckaton, diacon, triacon .. octacoN, ennacoN, chile, dischile, mire, mia), folgt auf 2[b] eine

*) Nach diesen Niederschriften über die Runen folgt nochmals (mit schwärzerer Dinte) das griechische ABC: *A* alfa *a*, *B* uitta, pro *u*, *γ* gamma pro *g* . . . ita, thita, zeta, kapa, lauda . . . cotogema (statt ome a).

Abhandlung über die griechischen, hebräischen, lateinischen Alphabete, darnach folgt das scythische ABC mit dem Geständnisse: *In istis adhuc litteris | fallemur & in aliquibus uitium agemus | quos emendate.*

Darnach aber folgen abermals die Runen mit vorausgehender folgender Angabe, die sich jener römischen eng anschließt:

Litteras quippe quas utuntur marcomanni | quos nos Nordmannos uocamus infra scrip|tas habentur. aquibus originem qui theo|discam loquuntur linguam tradunt cum | quibus carmina sua. incantationesq' ac diuina|tiones significare procurant. qui adhuc pagani|ritus inuoluuntur.

Hiernach noch mancherlei Mittheilungen (auch Eginhards *Nomina ventorum* und *Nomina mensium* (auch deutsch) mit folgenden andern deutschen Glossen).

Die ganze Handschrift wiederholt sich übrigens nochmals im *Cod. Vindobon.* 1761 (Theol. DCCCLXIII, Denis I, S. 139), membr. 16^0 vom 11. Jhd. Bl. 97^a *); selbst die falschen Lesarten der obigen Handschrift 1609 (*quas utuntur* und *tradunt* statt *trahunt*) wiederholen sich hier; doch liest 1761 (statt *quos*) *uos emendate* und *quia adhuc pagani.* Nur schließt n. 1761 noch mit folgenden Bemerkungen (104^a), die an die *Isrunae* wieder erinnern.

Hujusmodi genus descriptionis notae caesaris appellat'. qđ cū litteris quę antiqua man' appellat' perficit' cū quis romanorum in aedificiis parietib' l' in turris aut in monumentis saxeis. ob memoriā sui suorumq' aliqd litteris com̄endare sculpando curauerat. eas cū punctis & tribulis obligat. Ne statī quis ignarus legere possit ut sup^a in paucis ostensum est A. E. I. O. Y. :⁝ . : : :·: | . N C. P. T V ⁝ R S :·: S | B : : N ⁝ F : C·· : R C H . ⁝ P. S | C : : P. G L : : R· : : S . Q : M : R | T. R . S.

Genus uero hui' descriptionis tā qđ sup^a cū punctis. V & uocalib; quā subt' cū aliis uocalib; quā solitū est. informatū contin&ur. fert^u qđ scs bonifaci' archi ep̄s. ac martyr de angulsaxis ueniens. hoc antecessorib' nr̃is demonstrar&. qđ tam̄ non ab illo inprimis coeptū ē. sed ab antiquis istius modi usus creuisse comperim'. AEIOY. | B. F. K. P. X. KBRXS. xp̃p. fPR ↑KS. KRP. | KNSTBP. SBFFKRP | BRCHK. | ↑ENENS. SCRK P↑PR. |

a	b	c	d	e	f	g	h	i
k	l		m	n	o	p	q	r
ik	ia		ib	ic	id	ie	is	iz
s	t		u	x	r	z		
ih	it		k	ka	kb	kc		

*) Über die Glossen dieser Handschrift s. Hoffmann's Glossen S. 56.

a b c d e f g h
ıl. ıll. ılll. ıllll. ılllll. ıllllll. ııl. ııll.
i k l m n o p
ıılll. ııllll. ıılllll. ııllllll. ıııl. ıııll. ıııllI.
q r s t u
ıııllll. ıııllllll. ıııllllll. ııııl. ııııll.
x y z.
ııııılll. ııııllll. ııııllllll.

Ich lasse hiernach die Runen aus den beiden Wiener Handschriften (1609 und 1761) folgen, die ich durchzeichnen konnte. *)

Cod. 1609 f. 3^b^.

asc.	birith.	chen.	thorn	ech
a	b	c	d	e
fech	gibu.	hagale.	his.	gilch
f	g	h	i	k
lagv.	man	not	othil	perc
l	m	n	o	p

Cod. 1761. f. 100. a.

asch.	.biriht.	.chen.	.thorn.	.eho.	
a	b	c	d	e	
.fehe.	.gibu.	.hagale.	.his	gilch	lagv
f	g	h	i	k	l
man.	.not.	othil	.perch.	.chon.	
m	n	o	.p .	q	

f. 100^b^.

rehtt	suhil	tac	hur	helahc	huyri	ziu	
r .	.s	.t	u .	c	y	z .	Item.

---

*) Andere Runen-ABC's werde ich später mittheilen. Das Verhältniss aller dieser Runenalphabete zu Thorodd's altnordischem (Holtzmann's Altdeutsche Grammatik I, 1, Leipzig 1870, S. 14) wäre zu untersuchen.

ALTNORDISCHE WORTDEUTUNGEN.

VON

THEODOR WISÉN.

---

1. Gránn, grána, grænast.

Wir betrachten zuerst das Zeitwort *grænast*, das nur an wenigen Stellen in der altnordischen Litteratur vorkommt. Es wird dasselbe überall in solchem Zusammenhange getroffen, daß zwar der Inhalt des Ganzen nicht dunkel ist; dabei aber sind bei Erklärung der Etymologie dieses Zeitworts und dessen verschiedener Bedeutungen den Sprachforschern gewisse Schwierigkeiten begegnet, die bis jetzt noch nicht erledigt zu sein scheinen.

Das Wort *grænast* kommt meines Wissens an folgenden Stellen vor: Helgakviða Hundingsbana II, 50 Bugge: *„kveð ek grams þinig* ***grænast*** *vánir;"* Sturl. S. 3, 26: *„****grænist*** *friðr"* (wo *grænist* mit *ræna* aðalhending bildet); Biskupa Sögur I, 489: *„var þá sæmiliga með þeim í fyrsto, en þó* ***grændist*** *brátt."* An allen diesen Stellen fordert der Zusammenhang, daß *grænast* mit 'sich vermindern, geringer werden, abnehmen' oder ähnl. übersetzt werde. Es steht demnach mit *grænast*, tenuari, minui, evanescere, vollkommen gleichbedeutend. Es ist aber dennoch nicht recht, wie Rask und die Arna-Magnäische Edition der ältern Edda es thun, in Helgakvida H. II, 50 ganz einfach nur *grennast* statt *grænast* einzusetzen, denn, wenn auch die Bedeutung dieser Wörter dieselbe ist, müssen sie doch formell aus einander gehalten werden. Ebenso irrig ist es mit Lüning und Fritzner *groenast* zu schreiben, denn es ist doch unbegreiflich, wie dieses Wort, das 'ergrünen, grün werden, grünen' bedeutet, zugleich zu der Bedeutung 'sich vermindern' kommen könnte.

In den „Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie", 1866, S. 383—5, hat Gislason bei Erörterung der Helgakv. H. II, 50 mit Recht die Aufnahme der Lesarten *grennast* und *groenast* verworfen und die unwiderlegliche Bemerkung gemacht, daß *grænast* hinsichtlich der Form sich zum Adj. *gránn* in ganz derselben Weise verhält wie *vænast*

zu *ván*, *rænast* zu *rán*, *mælast* zu *mál*, u. s. f. Auch Bugge a. a. O. seiner Edda-Edition hat sich für die Möglichkeit der Bildung des Zeitworts *grænast* vom adj. *gránn* ausgesprochen.

Beide geehrten Sprachforscher halten jedoch die Ansicht fest, das Adj. *gránn* sei mit *grár* = grau gleichbedeutend. Wie wird man sich's denn aber denken, daß von einem Adjectiv mit der Bedeutung 'grau ein Zeitwort mit der Bedeutung 'sich vermindern' könne hergeleitet werden, zudem das Zeitwort *grænast* in der alten Litteratur nie mit der sinnlichen Bedeutung 'grau werden' vorkommt? Bugge stellt die folgende Serie auf, um den Uebergang zwischen den verschiedenen Bedeutungen des Zeitworts *grænast* (oder des damit gleichdeutigen *grána*) zu bezeichnen: 1) grau werden; 2) unfreundlich werden; 3) sich vermindern, abnehmen. Zwischen 2) und 3) scheint doch der Sprung allzu groß, und es möchte schwer halten sowohl irgend einen analogen Begriffsübergang darzulegen als auch aus der alten Litteratur die Anwendung des Wortes in den drei verschiedenen, hier oben angeführten Bedeutungen zu belegen. Gislason (a. a. O.) findet nichts natürlicher als daß man sage, „der blaue Himmel der Hoffnung ergraue, wenn er daran sei von den Nebeln des Mißmuthes oder der Verzweiflung beschleiert zu werden.“ Uns will es aber bedünken als sei dies eher eine moderne Vorstellungs- und Ausdrucksart als eine solche, die in einem der Lieder der ältern Edda füglich erwartet werden darf. Ein solches Bild einer „grau werdenden Hoffnung“ scheint sogar für einen Dichter unserer Tage zu kühn, und ein solcher Ausdruck könnte möglicherweise bezeichnen, die Hoffnung werde alt, ältlich u. s. f., aber nimmermehr, daß dieselbe abnehme und verschwinde. Sonderbar wäre es auch, daß im genannten Ausdruck eben die reflexive Form *grænast* sollte gebraucht werden, da es doch natürlicher gewesen wäre, das in Analogie mit *blána*, *hvítna*, *sortna* u. a. gebildete Zeitwort *grána* anzuwenden.

Alle diese Schwierigkeiten werden durch die Annahme beseitigt, das Zeitwort *grænast* sei gebildet von einem Adjectiv *gránn* = schlank, schmal, dünn, fein, und folglich mit *grannr*, nicht aber mit *grár* gleichbedeutend. Die Existenz eines solchen Adjectivs wird von der in schwedischen Mundarten befindlichen Form *grån* (mit langem *å*) bestätigt, die mit *grånn* (kurzes *å*), *grann* (= altnord. *grannr*) wechselt. Vigfusson erkennt auch *gránn* als eine Wechselform von *grannr*, indem er in seiner Bearbeitung von Cleasby's Wörterbuch, s. v. GRANNR, sagt: „it appears with a long vowel in *grán ván* = thin, slender hope“ (Gisl. Súrs S. 66), etc.

Wenn diese Annahme richtig ist, so ist 'vermindert werden, abnehmen' eben die ursprüngliche Bedeutung des Zeitworts *grænast*, und die Uebersetzung von Helgakv. Hund. II, 50 und Sturl. S. 3, 26 wird einfach und natürlich. Nicht minder leicht zu erklären wird denn auch der Ausdruck Bisk. S. I, 489 „*grændist með þeim*“, welcher nicht übersetzt werden darf „es wurde zwischen ihnen grau“, sondern in Übereinstimmung mit den Redensarten „*verðr fátt með þeim, fækkast með þeim*“, u. dergl. aufgefaßt werden muß. Diesen Ausdrücken liegt ganz dieselbe Vorstellungsweise zu Grunde.

So wie man von *ván* sowohl *væna, vænast* als *vána* hat, so muß man auch von *gránn*, tenuis, subtilis, beide Wechselformen *grænast* und *grána* annehmen. Der altnordische Ausdruck „*gamanit gránar*“ bedeutet somit nicht etwa daß der Spass „grau werde“, sondern daß er minder werde. Ebenso übersetze ich die von Ivar Aasen erwähnte Redensart „*dæ graana' mæ dæm* = *grændist með þeim*. Auch in Sturl. III, 216 möchte ich dieses Zeitwort *grána* am liebsten annehmen, wiewohl *grána* dort auch accus. sing. fem. sein könnte.

Vielleicht wäre es am vorsichtigsten diesen Aufsatz hier zu beschließen. Wir können aber nicht einen lange gehegten Zweifel unterdrücken, daß nämlich das Adjectiv *gránn* niemals mit der Bedeutung canus, griseus, cinereus, wie Egilsson im Lexicon poët. antiq. linguæ septentr. angibt, vorkomme. Das Adjectiv *gránn* gehört lediglich der Sprache der Skalden; es findet sich weder in den Prosaschriften noch in der ältern Edda. Wir haben auch das Vorkommen des Wortes an keinen andern Stellen als den von Egilsson im Artikel *gránn* aufgezählten bemerkt. Betrachtet man indessen etwas näher diese von Egilsson angeführten Citate, so findet man, daß die Bedeutung 'dünn, schmal schlank, fein' oft viel besser als 'grau', immer ebenso gut als dieses Wort paßt. Das kann doch nimmermehr auf einer baren Zufälligkeit beruhen. Ein Mißverständniss des Wortes ist ohnehin leicht erklärlich, da es nur auf die künstlichere Dichtersprache beschränkt war und ausserdem seine phonetische Gleicheit mit *grár* leicht zu einer Verwechslung verleiten konnte.

Betrachten wir Egilssons Belegstellen, so finden wir zuerst, daß drei Thiernamen, nämlich die Schlange, der Wolf und der Hund, mit dem Epithet *gránn* vorkommen. Die Schlange betreffend, so wird sie (in Gydingsvisur, str. 4) *gránn grafþvengr* genannt, und es ist wohl natürlicher hier *gránn* = länglich, schmal, zu übersetzen, als 'grau', da es ja Schlangen von verschiedener Farbe giebt. Daß der Wolf 'grau' genannt werde, ist etwas gewöhnliches, aber eben so natürlich

ist, daß der Wolf in Bezug auf seine längliche, schlanke Gestalt das Epithet *gránn* erhalte, wie er auch in derselben Hinsicht *svángr* genannt wird (ein Wort, das nicht immer hungrig übersetzt werden darf, sondern oft in seiner ursprünglichen Bedeutung 'schlank, zart, länglich', vorkommt — eine Bedeutung, die *svángr, svång,* in schwedischen Mundarten noch heutzutage besitzt). Daß der Hund *gránn,* schmal und länglich, geheißen werde, ist nicht minder natürlich als mit Bezug auf den Wolf. Besonders verdient bemerkt zu werden, daß man nicht mit Egilsson *strútr inn gráni* = canis cinerei coloris übersetzen kann, sofern man desselben Verfassers Deutung von *strútr* = canis collo candido vel nigro, cetera discolor, gut heißt; denn da liegt ja im selben Namen *strútr* ausgedrückt, daß der Hund nicht grau war.

In Geisli, str. 32, wird geschildert, wie für ein dänisches Weib, das sich erlaubte an dem Festtage des heiligen Olaf ungesetzlich zu backen, das Mehl zu feinem Gries (*at gránu grjóti*) wurde. Dieses *gránt grjót* darf nicht übersetzt werden 'grisea saxa' (!), denn die Farbe ist hier vollkommen gleichgültig, wogegen *grjót* allein gewöhnlich von größeren Steinen gesagt wird, und somit hier das Epithet *gránt* mit Nothwendigkeit erfordert, damit die Bedeutung 'Gries, zermalmter Stein', herauskomme.

Gránn kommt auch mit der Bedeutung 'fein, reinlich, zierlich, kostbar' u. s. w. vor. Hieher muß der Ausdruck *grán skinn* in Fornmanna Sögur II, 280 gezogen werden. Zwar heißt es in der vorangehenden Erzählung, daß Thorkell *yfir sér ágæta guđvefjar skikkju samdregna hinum bezta grám skinnum* hatte; dieß aber darf uns nicht abhalten einzugestehen, daß in der eben citierten Strophe Hallarsteinn vorerst die Kostbarkeit und Zierlichkeit des zum Mantel angewandten Tuches und Pelzwerkes betont habe. *Grán skinn* giebt somit eine bessere Deutung als *grá skinn**). Ungefähr dieselbe Bedeutung hat *gránn* in Olafsdr. Tryggv. str. 24, wo es vom Wolfe gesagt wird, daß er zu einem Schlachtfelde mit unbeschmutzten, reinen Pfoten (*gránar foetr*) kam, aber mit rothen, blutbesudelten davon gieng.

Noch bleibt uns eine von Egilsson angeführte Stelle zu betrachten übrig, nämlich Snorra Edda I, 254 (ed. Arna-Magn.): *holmr inn gráni,* das mit *Holmr inn grái* (Fornmanna S. III, 222) gleichbedeutend sein

*) In Scripta Histor. Island. II, 265 hat Egilsson zwar in den Text die Deutung canæ pelles aufgenommen, scheint aber keine bestimmte Ansicht von der Bedeutung des *gránn* gehabt zu haben, da er in einer dazu gehörigen Note *gránn* = *groenn*, viridis, oder aber auch = *grönn*, tenuis, ansieht. Letztere Deutung ist unzweifelhaft die richtigere.

sollte. Dieß dürfte doch vielleicht nicht so ganz ausgemacht sein, indem die Lesarten an der bezüglichen Stelle zu schwanken scheinen. Liest man:

Frá ek við hólm at heyja
hildíngar fram gíngu
— lind varð grán — inn grána
geirþíng — í tvau springa;

so bekommen wir in der dritten Verszeile gegen die Regel aðalhending statt skothending, und es ist daher Grund mit Codex Upsaliensis „*inn gróna*“ (von *gróinn* = grünend, grasbewachsen) statt *grána* zu lesen.

Wir finden demnach die Existenz eines Adj. *gránn* mit der Bedeutung 'grau' zum wenigsten unsicher. Ein Analogon einer solchen Wechselform wie *grár* und *gránn* kann noch weniger nachgewiesen werden. Daß aber kurzes *a*, wen geminiertes *n* folgt, in der Stammsilbe zu *å* (altnord. *á*) getrübt werde, ist in schwedischen Mundarten etwas gewöhnliches, z. B. *hann* (hand) = *hånn*; *anne* (ande) = *ånne*; *sann* (sand) = *sånn*, ganz wie *grann* = *grånn* (vgl. die dänischen Wörter *Haand, Aand* u. dgl., ausgespr. wie *Haann, Aann*). Ähnlich ist im Altnordischen der Übergang von *grannr* zu *gránn*.

In Zusammenhang mit dem eben Angeführten möge auch erwähnt werden, daß der Name *Gráni* des Pferdes Sigurd Fafnisbanes ganz gewiss nicht mit Egilsson „a cinereo colore“ erklärt werden darf, sondern = schlank, fein gebaut. Dieß ist für Pferde ein gewöhnliches Epithet. So werden in Grimnismál, str. 37, die Pferde der Sonne *svángir* = schlank (nicht = hungrig) genannt; vgl. Helgakv. Hund I, 42 (Bugges Ed.) und Oddrúnar grátr str. 3. — Auch in Rígsmál str. 38 wird das Pferd *svangrifja* genannt — ein zierliches Epitheton, das dort mit *gránn* vollkommen gleichbedeutend steht. Die in der aus späterer Zeit datierenden Nornagests Saga cap. 7 gegebene Beschreibung von der Größe des Pferdes Sigurds dürfte uns nicht abhalten, auf die jetzt vorgeschlagene Weise den Namen *Gráni* zu erklären, zumal Jonssons und Egilssons Deutung dieses Wortes in den altnordischen Schriften der Stütze entbehrt.

2. Hertrygð, Hertygð.

In der Erfidrápa Hallfred Vandræðaskalds über König Olaf Tryggvason begegnet folgende Strophe (Heimskringla, Ol. Tryggv. S. c. 110):

„*Geta skal máls þess er mæla*
menn at vápna sennu

dólgu fangs viđ drengi
dáđöflgan grám kváđu.
Bađa hertrygđar hyggja
hnekkir sína rekka
(þess lifa þjóđar sessa
þróttar orđ) á flótta.

Snorre Sturluson sagt in seiner Erzählung von der Schlacht zu Swolder, daß die Männer Olaf Tryggvasons, als sie die sämmtlichen Schiffe des Feindes gewahr worden, den König wegzusegeln und sich in keinen Streit gegen eine so überlegene Macht einzulassen baten. Der König aber antwortete: 'Fällt das Segel; nicht sollen meine Mannen an Flucht denken, ich bin niemals im Streite geflohen. Gott sorge für mein Leben, aber nie will ich mich auf die Flucht begeben.' Auf diese Worte deutet Hallfred in seiner hier oben citierten Strophe.

Es ist nur die zweite Hälfte der Strophe, die eine Schwierigkeit bei der Deutung macht. Und diese Schwierigkeit liegt lediglich in dem Worte *hertrygđar*. Daß es eben dieses Wort sei, das corrumpiert worden, zeigt sich schon aus den vielen Varianten, die an der entsprechenden Stelle in den verschiedenen Handschriften sich finden und die in Egilsson's Lex. Poët. s. v. *hertygđ* verzeichnet sind. Man liest *hertrygđar, hertygđar, her tryggvan, hertryggvir, herdyggvir, hratt ygđar.* Schon aus textkritischen Gründen wird demnach das Wort *hertrygđar* (mit dessen Varianten) verdächtig, und noch mehr, wenn auf den Zusammenhang gesehen wird. Wörter wie *hertygđ, hertrygđ, hertryggvir, herdyggvir* finden sich in der Sprache nicht; *hratt ygđar* ist ebenso gänzlich unübersetzlich; *her tryggvan*, das augenscheinlich der Emendation eines Abschreibers seine Existenz verdankt, würde nach der von Egilsson angenommenen Deutung einen erträglichen Sinn geben können.

Egilsson findet, daß die Besserung im Worte *sína*, das er zu *Svía* ändert, liege. Dieß kann aber nicht richtig sein, denn einerseits stimmen alle Handschriften in der Lesart *sína* überein, und andererseits bleibt dennoch *hertrygđar* (oder was man statt dessen sonst lesen will) nicht minder unbegreiflich. *Hnekkir Svía rekka* enthält ausserdem eine Anticipation von etwas, das erst bei einer späteren Gelegenheit sich ereignete. Liest man *hnekkir Svía rekka bađa her tryggvan hyggja á flótta*, so erhält man einen keineswegs guten, aber doch annehmbaren Sinn, obwohl die Ermahnung König Olafs, falls das Heer schon *trygt* war, ziemlich unmotiviert und überflüssig erscheint.

Der Fehler liegt augenscheinlich in *hertrygđar* (der am wenigsten corrumpierten Lesart), und ebenso augenscheinlich muß dieß Wort in *tortrygđar* verbessert werden. Wir lesen demnach:

Baða tortrygðar hyggja
hnekkir sína rekka
. . . .
. . . . *á flótta*;

d. h. 'repulsor diffidentiæ suos milites vetuit fugam meditari'. Der Ausdruck *hnekkja tortrygð eins* kommt an mehreren Orten vor. Vgl. z. B. Fornmanna S. VIII, 48.

LUND, Mai 1871.

STRASSENNAMEN VON GEWERBEN.

VON

E. FÖRSTEMANN.

(Dritte Sammlung. Vgl. Jahrgang XIV, 1—26; XV, 261—284.)

Zum dritten und wohl zum letzten Male bin ich im Stande, reichen Stoff für die gewerblichen Straßennamen zusammenzutragen. Der Gegenstand, bis dahin kaum angerührt, hat mehr und in weiteren Kreisen angesprochen als ich erwarten durfte, und das Verzeichniss derer, welche mir neue Beiträge geliefert haben', enthält außer mehrreren schon früher erwähnten Förderern der Sache einige Namen von besonders gutem wissenschaftlichem Klange und zwar vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen der deutschen Zunge hin. Ich gebe hier mit innigstem Danke diese Namen in alphabetischer Reihe: Bertheau, Pastor in Hamburg; Frensdorff, Prof. in Göttingen; Gelbe, Oberlehrer in Chemnitz; Heller, Pastor in Travemünde bei Lübeck; Heremans, Prof. in Gent; v. Keller, Prof. in Tübingen; Krause, Gymnasialdirector in Rostock; Latendorf, Prof. in Schwerin; Lisch, geheimer Archivrath in Schwerin; Pressel, Prof. in Ulm; Pütz, Prof. in Cöln; Russwurm, Archivar in Reval; Schiefner, Staatsrath und Mitglied der kais. Akademie in Petersburg; Frau P. v. Sick, geb. v. Huber in Stuttgart; Sieber, Lehrer am Pädagogium in Basel; Spengel und Strauch, beides Primaner in Hamburg; Zingerle, Prof. in Innsbruck. Ferner habe ich zu zwei verschiedenen Malen besonders reiche und gründliche Zuschriften von dem schon Germania XIV, 2 erwähnten Anony-

mus aus Nürnberg, der ungesehn und treu meine Wege verfolgt, erhalten. Endlich ist zu erwähnen, daß schon meine zweite Sammlung einige dankenswerthe Zusätze von der Hand des Prof. J. M. Wagner in Wien erhalten hat; zwei derselben stehen als Anmerkungen unter dem Text, dergleichen ich sonst in allen meinen Arbeiten vermeide.

Unter den nun benutzten gedruckten Quellen muß ich, um sie unten öfters kurz citieren zu können, hier noch besonders hervorheben Deecke, E., Lübeckische Ortsnamen im vorigen Jahrhundert, Lübeck 1859. 4. 15 S. Eine fleißige Arbeit; leider ist bei den einzelnen Namen nicht angegeben, ob sie noch gegenwärtig gültig sind.

Jetzt liefere ich zuerst wieder wie früher ein alphabetisches Verzeichniss und hebe durch ein vorgesetztes Sternchen diejenigen Gewerbe hervor, die schon in den früheren Sammlungen vorkamen.

*Aalstecherbruch, nur ein älterer Name für die Aalstecherstrasse in Rostock.

*Unter den Altbüetzern im 14. Jahrhundert in Basel, jetzt ein Theil der Stadthausgasse. Auch die neu umgenannte Blücherstrasse in Rostock, die ich XV, 266 besprach, gehört nun hieher; Lisch schreibt darüber: „Die Strasse hieß immer Oltbödelstrate (oder Oltboterstr.), noch zu meiner Studentenzeit. Da wurde man ohne Geschichte überklug und übersetzte dieß in Altbettelmönchstrasse und schrieb dieß an die Strassenecke, obgleich die fratres communis vitae nie Bettelmönche, sondern fleissige Arbeitsbrüder gewesen sind. Der Name Oldbodelstrate ist auch alt, z. B. 1519, s. Mecklenb. Jahrbücher IV, S. 255, 267 und öfters“. Zu den schon XIV, 3 angeführten Synonymen für Altbüsser scheint auch zu gehören altrusen Urk. v. 1444 (Leipziger Urkundenbuch N. 229).

*Ammannsstraat Antwerpen.

*Apothekergarten und Apothekerhof dicht bei Lübeck, Deecke S. 7. Wie Heller zu Travemünde meldet, war Apothertwiete in Lübeck der frühere Name der „weiten Krambuden“. Apothekerstrasse Hadersleben (Schleswig), Reval. Ein Apotheker Conrad Lochner kommt in Nürnberg schon 1399 von (Chroniken der fränkischen Städte I, 69, 17; 273, 24).

*Aschgerberstrasse in Reval; man soll sie auch früher Arschgerberstr. gesprochen haben, indem man an die Wohnung des Büttels dachte. Dadurch ist die unerklärliche Form Aschgeber (Germania XIV, 4) auf ihre ältere Gestalt zurückgeführt. Zur Sache selbst finde ich bei Hildebrand Chemische Betrachtung der Lohgerberei (1795) S. 24 die Bemerkung, daß der Aescher, in den die Felle kommen, um

die Haare herauszubringen, das ist, was man in der Chemie Kalkmilch nennt. Ob das Verbum abeschern (s. Grimm Wbch.) hiemit zusammenhängt? Die unmittelbare Entstehung dieses Wortes aus Asche cinis ist begrifflich etwas schwierig.

*Bäckergasse Augsburg. Bäckerstrasse Altona, Bremen, Hameln, Riga. Bäckergang in Lübeck dreimal. Beckergrube in Lübeck bei Deecke S. 2. Auch eine Örtlichkeit Beckerwisch bei Lübeck Deecke S. 7. Bäckerbreitergang (angiportus pistorum major) in Hamburg seit 1618 und noch jetzt vorhanden. Dagegen hat die Bäckerthorgasse in Innsbruck mit den Bäckern nichts zu thun, denn sie hieß früher Pickernthorgasse vom Pickernthor.

*Badergasse Mainz. Badergässchen Basel. Das erste Haus heißt „zum alten Bad". Baderstrasse Reval (Esthland). Badstubenstrasse Hadersleben (Schleswig), Reval. Stavendamm Bremen. Stobenstrasse a. 1670 in Braunschweig; s. Ztschr. des histor. Vereins für Niedersachsen 1869 S. 240. Auf eine Stabenstrasse in Lübeck macht mich Heller in Travemünde aufmerksam.

*Zu Battinmacher ist folgendes zu bemerken: Battinen, Pattinen, Pattinken sind Holzschuhe aus Holzsohle und vollem Fussleder; das Wort ist ebenso im deutschen Posen wie in der Rheinprovinz bekannt. In Stade sind es Holzpantoffeln mit Holzsohle und vorderm Oberleder (sogenannte Klapp-Pantoffeln) im Gegensatz gegen die aus einem Holzstück gefertigten vollständigen Schuhe oder „Klönken", die von der Weser (vielleicht von der Ems) an durch das ganze Moor- und Wasserland bis oben nach Jütland üblich sind. Battinmacher sind demnach wohl Holzschuher. Das Volk lehnt sich das Wort an pedden treten an. In Westfalen sagt man Pantinen, jetzt auch in der Bedeutung von Überschuhen.

*Unter den Becheren (picatores, picarii, Verfertiger hölzerner oder zinnerner Becher) Basel sec. 14; jetzt ein Theil der „freien Strasse".

*Bekermakerstrate a. 1492 in Bremen, s. Brem. Jahrb. V, 193, 196.

Beenhouwerstraat Antwerpen, Gent. Also ein Synonymum von Knochenhauer, Fleischhauer u. s. w.

Bergmannsgasse Prag.

Bierspündergang Lübeck. Bierspünder sind wohl diejenigen, welche das Bier auf Fässer ziehen.

Bierstecherthurm (wegen der früher dort angestellten Bierprobe). Lübeck, Deecke S. 6. Vgl. die Weinstichergasse in meinem zweiten Aufsatz.

*Bindergasse Botzen (Tirol).

*Bleicherstrasse Bremen, Frankfurt a. M., Wandsbeck; auch die Bleichergasse in Altona nennt man jetzt -strasse. Bleichertwiete Bergedorf bei Hamburg. Bleekersreke Gent.

Botengässchen Cöln. Wohl synonym mit den Rathsdienern u. s. w.

*Böttcherstrasse oder Böddeckerstrasse Lübeck; s. Deecke S. 2. Böttcherstrasse in Bremen schon sec. 15; s. Brem. Jahrb. V, 193, 196.

Branntweinbrennergang Lübeck.

*Brauerstrasse Altona (grosse und kleine Br.), Neumünster (Holstein), Riga. Brouwersstraat, Brouwersvliet Antwerpen.

Bräumeistergasse Pest.

*Brennerstrasse (nicht mehr -gasse) in Hamburg erst seit 1824; jetzt getheilt in grosse und kleine Br.

*Büdelmakerstrasse Lübeck; s. Deecke S. 2.

*Büttelstrasse Lübeck; s. Deecke S. 2.

Daß *Kaffamacher = Sammtweber oder -bereiter ist, unterliegt keinem Zweifel. Das, woraus der Sammt bereitet wurde, hieß auch Kaff-haar. Kaff bedeutet Kleingeschnittenes, nach Weigand I, 552 Spreu; in den Vierlanden bei Hamburg nennt man eine Art Häcksel, die in Matratzen und Betten kommt, noch jetzt Kaff. Auch was Schütze II, 210, 211 sagt, ist vollkommen richtig. Auch in Wernigerode kennt man das Wort im Sinne von kleingeschnittenem Heu.

*Drehergasse Stuttgart, früher „finstere Münzgasse“.

Dunckerstrate früher in Reval; es war wahrscheinlich eine Strasse, in der jetzt noch Färber wohnen und die nach einem derselben Makerstrasse genannt wird. Schon ahd. tunichôn linire, doch die Tüncher fehlen noch sowohl im ahd. als mhd. Wörterbuch.

*Färbergasse und Färberbrücke Nürnberg. Die Färberstrasse in Stuttgart scheint nicht alt zu sein; sie hieß früher Schönfarbgasse. Verversbrug und Verversrui Antwerpen.

Fassbindergasse Cöln.

Fassergasse Hall in Tirol, = Binder- oder Böttchergasse. Das Wort ist mir sonst noch nirgend begegnet.

Feldschmiedekamp Itzehoe (Holstein). Mit unserm fem. Feldschmiede (officina fabri castrensis) hat wohl dieses Wort nicht unmittelbar etwas zu thun; es scheint auf einen Feldschmied zu gehn; ist das ein auf dem Felde wohnender Schmied oder ein Schmied für Feldgeräthe?

Vildersstraat Gent. Nicht etwa zu den Filtern, sondern holländ. Vilder, einer der das Fell abzieht, Schinder.

*Fischerbrücke Berlin, Hamburg (bis 1842). Fischerdeich Bremen. Fischergasse Augsburg, Nürnberg. Fischergrube Lübeck; s. Deecke S. 3. Fischerhaufen (sogar zwei) vor Wien an der Donau. Fischerstrasse Dorpat, Itzehoe. Auch die frühere Fischergasse in Altona heißt jetzt -strasse. Dagegen hieß Fischerstrasse in Schwerin früher die ganze Münzstrasse; jetzt nur eine aus wenigen Häusern bestehende Verbindung zwischen Münz- und Königsstrasse. Fischerbreite, Fischerbuden und Fischerhorst sind sämmtlich Örtlichkeiten bei Lübeck, s. Deecke S. 9. Under den vischern, under vischern im Augsburger Steuerregister von 1380, 1424, 1456 (Augsburger Stadtarchiv), bey den vischern Augsburger Chronik des 15. Jahrh. (Städtechron. IV, 328); über die Lage vgl. ebds. Anm. 1. Für das überall häufige Fischmarkt sammle ich nicht.

*Die Fleischhackergasse in Nürnberg wurde früher auch Fleischergasse genannt.

Fleischmengergasse Cöln.

Fuhrleutestrasse (grosse und kleine) Bremen.

*Fuhrmannsgasse Pest. Fuhrmannsstrasse (oder ist etwa Fährm- zu lesen?) Riga.

*Zu den Fütterern vgl. auch futterer bei Dreyhaupt Saalkreis II, 558; das dort abgedruckte Innungsprivileg kann aber nicht aus der Zeit Erzbischof Wichmanns stammen.

Garbereitergang Lübeck. Vgl. Garbräter im zweiten Aufsatz, woraus es vielleicht entstellt ist; oder ist an das Garmachen (gerben) der Felle zu denken?

*Gärtnergasse Mainz, Pest. Gärtnerkoppel bei Lübeck, Deecke S. 9. Gärtnerstrasse Potsdam. Gärtnerweg Frankfurt a. M.

*Gerbergang Hamburg; die dortige Gerberstrasse hieß auch „bei den Gerbern“. Gerbergasse Botzen (Tirol), Hall (Tirol), Prag, Würzburg. Gerberhof Bremen, Itzehoe. Gerberstrasse Wismar. Die schon erwähnte Gerbergasse in Basel hieß sec. 14 „under den Gerbern“, a. 1294 „inter cerdones“.

*Goldschmidgasse Wien; die Goldschmidgasse in Nürnberg kommt schon a. 1396 vor. Goldschmidstrasse Reval (Esthland).

Gräbergasse Mainz. Es sind vielleicht Brunnengräber gemeint.

*Graupnergasse Teplitz. In Schlesien heißt Gräupner ein Krämer, der mit Mehl, Hülsenfrüchten u. s. w. („Gegräupe“) handelt.

Unter den Grautüchern, Gratüchern Basel sec. 14. Das Gewerbe der Grautücher und der Handel mit wollenen Tüchern überhaupt gehörte zu den einträglichen; es trieben denselben ansehnliche Geschlechter. Verkauften sie bloß die grauen Tücher, welche im gewöhnlichen Leben als Mäntel oder Röcke getragen wurden und der Färbung nicht bedurften, so hieß man sie Gewandschneider; s. Germania XIV, 8. Vgl. Fechter Topographie Basels im 14. Jhd.

Grempergasse Basel, jetzt ein Theil der Greifengasse. Etwa = Grapnergasse?

*Gropergrube Lübeck, s. Deecke, S. 3; in der Nähe liegen „die Kohlgrapen". Auch in Hamburg sagt man nicht Gröpertwiete, sondern Gropertwiete. Gröpelstrasse hieß a. 1361 die jetzige Rosenstrasse in Hamburg.

*Grützmacherhof Lübeck. Grützmacherstrasse Bremen.

*Gortersstraat Antwerpen, von den Grützhändlern.

*Hakenstrate (d. h. Hökerstr-) Bremen a. 1446; s. Brem. Jahrb. V, 193, 196. Die Höker oder Haken (penestici) sind nach Laurent literar. Centralblatt 1869 Nr. 13 in Hamburg als Butterhändler zu fassen, nicht mit Koppmann als Gänsehändlerinnen anzusehen; nach letzteren heißt wohl nirgends eine Strasse, aber man kauft in Hamburg noch heute bei Butterhändlern gern und vorwiegend auch eine fette Gans.

*Hefnerplatz (amtlich Häffnerplatz geschrieben) Nürnberg. Es ist sehr zu bezweifeln, daß dieser Name von den Hafnern = Töpfern herkommt, da dergleichen dort nie gewohnt haben und der Plural von Hafner in Nürnberg nicht umlautet. Man kann an Hefner, d. h. Bereiter von Hefe denken.

*Hirtenstrasse Berlin.

Hoveniersberg und Hoveniersstraat Gent; vgl. holländ. hovenier Gärtner.

Hufnerstrasse in Barmbeck bei Hamburg ist ein neuer Name. Das hochdeutschere Hübner ist ja auch ein häufiger Familienname. Schon mhd. kommt huobenære als Inhaber einer Hube, Hufe (mansuarius) vor.

*Huidenvettersstraat Antwerpen. Huidenvettershoek und Huidenvetterslei Gent.

*Unter den Hutern, früher in Nürnberg, seit 1809 amtlich Kaiserstrasse, doch ist der alte Name noch jetzt viel im Gebrauch. Sind diese Nürnberger und die früher erwähnten Wiener Huter Hutmacher? oder etwa Hüter, Wächter?

*Hutfilterstrasse in Rostock, jetzt kleine Wasserstrasse.

*Die frühere Hutmachergasse in Altona heißt jetzt stets -strasse. Unter Hutmacher Cöln.

Huurdochtersstraat Gent, nach den Dienstmägden genannt; huur darf nicht mißverstanden werden; es ist das hochdeutsche Heuer Miethslohn (bei den Seeleuten noch ganz im Gebrauch).

*Die Irchergasse in Nürnberg lief und läuft oberhalb der Weißgerbergasse hin. Beide noch jetzt bestehende Namen sind ursprünglich identisch. Häuser, in der jetzigen Weißgerbergasse gelegen, werden in alten Hausbriefen als in der Irhergasse gelegen bezeichnet.

*Jägergässchen Augsburg. Jägerhof Dresden, Hannover (in beiden Fällen von der fürstlichen Jagd), vor Lüneburg (Sitz des Jägers des Klosters St. Michaelis). Jägerstraße Bremen, München, Stuttgart.

Kammmachergasse Cöln, Ulm.

Kammersstraat Antwerpen und Gent; von den Brauern benannt, wie mir Heremans schreibt. Ich finde holländ. und fläm. kammer für Wollkämmer; meine lexicalischen Mittel führen mich nicht auf die Brauer. Gehört die Kämmergasse in Cöln mit den flämischen Städten zusammen oder zu den Kammmachern?

*Kangißer in Leipzig begegnen a. 1446 (Leipziger Urkundenbuch n. 244).

Karpenkäuferhof bei Lübeck; in dieser halb plattdeutschen, halb hochdeutschen Form findet sich der Name bei Deecke S. 10. Vgl. auch Pferdekäufer unten.

Kärrnergasse (wenn ich in meiner handschriftlichen Quelle nicht falsch lese) Würzburg.

Kattundruckergang Lübeck.

*Für Klempner begegnet auch Klipper. Vgl. Dreyhaupt Saalkreis II, 557; auch in Leipzig; vgl. Grimm Wörterbuch V, 1206.

Klockerstrasse Lübeck, Deecke S. 4. Ein anderer Name für die schon angeführte Glockengießerstraße.

Knechthaus Stade. Haus der Brauerknechte, die früher wirklich Brauerknechte, jetzt aber trotz des Namens nur Todtengräber sind.

*Knochenhauerholz, Knochenhauerwiese bei Lübeck, s. Deecke S. 11. Knochenhauerstraße Bremen.

*Unter den Köchen Basel sec. 14. Die Speisen, welche hier zu haben waren, bestanden vorzüglich in gesottenem und gebratenem Fleisch, Würsten, gespickten und wohl zubereiteten Vögeln, Amseln, Drosseln und „Zimberlingen“; auch in kleinen Vögeln, welche an

„Spießlein“ gesteckt waren. In der Nähe befanden sich auch die „Häringstetten“, wo die Häringe verkauft wurden. Diese Localität bildete einen Theil des Kornmarkts oder Marktplatzes; ihr Name ist jetzt ganz verschollen.

„Uf Kölerhusern“ oder Kolahüseren, a. 1379 Koliberg, a. 1302 mons dictus Kolehuseren, später Kohlenberg. Eine Anhöhe bei Basel, welche bis zum Erdbeben a. 1356 nach außen hin noch offen war. Hier wohnten Köhler, die für den Kohlenbedarf der Stadt sorgten. Vgl. Gödecke Pamph. Gengenbach Vorrede XVII und p. 344. Kohlergasse Augsburg.

*Zur Kohlgärtnerstraße in Rostock. Die Kohlgärtner (der Name gilt noch) heißen hier im 13. Jahrhundert ortulani. Orti caulium et humulorum kommen z. B. a. 1355 vor.

Kohlhökerstraße Bremen.

Kolveniersstraat Antwerpen, heißt so nach den Büchsenschützen (holländ. kolver, kolvenier).

*Kramerberg und Kramermühle bei Lübeck, s. Deecke S. 8. Krämergasse sec. 14 in Basel, a. 1272 vicus institorum, inter institores (jetzt Schneidergasse); Krämergasse oder -gässlein in Nürnberg, schon alt und noch jetzt geltend. Krämerstraße Itzehoe. Kramerstraße Dorpat, Riga (sec. 15 platea institorum, kremerstrate). Kremerstrate a. 1525 u. 1526 Reval (platea institorum, jetzt Königsstraße). In der Krämerei Cöln. Inter institores Leipzig, Urk. v. 1292 im Hauptstaatsarchiv zu Dresden (Leipziger Urkundenbuch Einleitung p. XXVII). Die Krämerstraße (institorum) in Stade war früher von der Hökerstraße (penesticorum) geschieden, jetzt bilden beide die Hökerstraße. Die dortigen Urkunden scheiden scharf: 1. penestici (Höker, Grünhöker, Fetthöker), im 14. Jahrhundert getrennt hokere und hönerhokere (also Geflügelhändler); ihr Amt heißt das „Hackwark“; 2. das Amt der „Seidenkremer“ (institores). Auf einem Plane des 17. Jahrhunderts heißt aber das Kaufhaus dort nach holländischer Sitte „Mercator“.

Kuchenbäckergasse München.

*Küfergasse Esslingen. Küferstraße Stuttgart; hier sind sicher Weinzieher, nicht Böttcher gemeint. Kyperhorst bei Lübeck, Deecke S. 11. Kuipersstraat Antwerpen. Kuiperskaai und Kuipersstraat Gent. In Bremen heißen die Speicherarbeiter (Packer) Küpper; ob dieß dasselbe Wort ist?

Künstlerstraße Zürich, gewiß nicht alt.

*Copperslegerstraße nach Heller (in Travemünde) früher in Lübeck, jetzt Schmiedestraße.

*Kupferschmiedestraße Lübeck (Deecke S. 4), vielleicht gleich der vorigen Straße.

*Küterstraße oder Köterstraße Lübeck (Deecke S. 4) ebds. auch Kütergang. Ein Kütergang auch früher in Schwerin, jetzt Friedrichsstraße. Küterstraße Dorpat, Riga (hier a. 1404 platea carnificum, kutherstrate). Die Form Kütinerstraße in Sternberg (Mecklenburg) ist nur corrumpiert aus Küterstraße; bei Sternberg hat niemals ein Kütin gelegen.

*Lederergasse Regensburg. Lederstraße oder Ledderstraße (wohl aus Lederer-) Lübeck; Deecke S. 4. Ledergasse Stuttgart. Under den ledrern, under ledrern in Augsburg im Steuerregister von 1380 und 1456 (Augsburger Stadtarchiv).

Leimsiederfeld bei Lübeck. Deecke S. 11.

Lynmakersstraat Antwerpen, nach Heremans so genannt von den Seilern (Leinenmachern), nicht etwa von der Leinwand.

*Leinweberstraße Königsberg.

Lichterziehershof oder -höflein Nürnberg.

*Löhergasse (geschrieben Leergasse) Mainz. Löhrgasse Cöln.

*Lohgerbergasse Schweidnitz.

Lottergasse a. 1313 in Basel, vor einigen Jahren in Spitalstraße umgewandelt. Loter ist Spielmann, Possenreißer, Gaukler. S. Wackernagel Litteraturgeschichte p. 103, Anm. 22.

*Malerstraße Riga.

Melkerplatz Bremen; dazu gehören also wohl die verschiedenen Molkenstraßen, der Molkenmarkt in Berlin u. s. w. Die Rostocker Molkenstraße heißt urkundlich platea Frisonum, wohl schwerlich weil die Frisones gleich dem heutigen „Holländer“ Milchleute waren; sie kommen im Gegentheil als Tuchhändler, z. B. in Stader Urkunden vor.

Unter den Messerern (= Messerschmide) früher in Basel, ein Theil des jetzigen Blumenrains.

Metsersstraat Gent; zu fläm. metser neben metselaer, holländ. metzelaar Maurer.

*Metzgergasse Meran (Tirol), Stuttgart, Tübingen. Metzgerbachgasse Eßlingen. Metzgerau vor Straßburg.

*Müllergasse Cassel. Müllerstraße Berlin. Mulenaarsstraat Gent.

*(Zu Multergasse). Vielleicht sind Multer, Mulzer (Malzmacher) gemeint, obwohl die fehlende Lautverschiebung bedenklich macht. Mit

dem Bäckergewerbe ist das leicht vereinbar, da die Wärme der Malzdarre leicht vom Backofen gegeben werden kann. In Rostock blühte die Mulzerei bis vor kurzem als eigenes Geschäft und besteht auch jetzt noch.

*Nädlerschwibbogen Lübeck; s. Deecke S. 5. Nädlerhorst bei Lübeck; s. Deecke S. 12. Nadlergraben Nürnberg, auf der Lorenzer Stadtseite; s. Endres Tuchers Baumeisterbuch p. 347.

*Nagelschmidsgang Lübeck. Nagelschmitthor a. 1635 zu Braunsberg in Preussen.

*Pelzergang Lübeck. Pelzergasse Cöln.

*Unter den Bermendern oder Berminern Basel sec. 14; jetzt Kornmarkt.

Unter Pfannenschläger Cöln, jetzt officiell zur Hochstraße gerechnet. Die Pfannenschläger werden wohl ziemlich gleich den Kupferschlägern sein (Pfannenschmide).

Pferdekäuferhof bei Lübeck, Deecke S. 12. Perdekoperstrate Reval a. 1527, jetzt Pferdekaufstraße. S. oben Karpenkäufer.

Pfiefergang in der Feldmark von Spangenberg bei Rothenburg (Hessen).

*Pfistergasse Zofingen im Aargau. Pfisterthörle in Stuttgart, jetzt abgebrochen, neben der herrschaftlichen Pfisterei.

*Plattnergasse in Innsbruck im 16. Jahrhundert; die in ihr verfertigten Harnische giengen bis nach Frankreich. In Nürnberg wurde am Frohnleichnamstag 1465 den Plattnern am Plattenmarkt ein Mayen (Maibaum, Birke) vergönnt bei ihrem Brunnen zu stecken. Diese Plattner wohnten nur auf der einen Seite des Plattenmarkts, welche bloß drei Häuser enthält.

Plottersgracht Gent, nach den Wollpflückern benannt; holl. und fläm. ploter „derjenige, welcher Schaffelle abwollt“.

*Pötterberg bei Lübeck, Deecke S. 12. In Rostock heißen die Töpfer Pütter, in Stade Pütjer bis heute. Ein am Montag gehaltener Töpfermarkttag heißt in Rostock Püttermandag.

*Rackerstraße oder Reckerstraße in Hamburg hieß früher die jetzige Lilienstraße; platea cloacaria; der Tradition nach soll dort der Schinder gewohnt haben; a. 1380 kommt ein magister cloacarii vor.

*Rademachergang Lübeck. Rademacherwinkel Hannover, die alte Grenze zwischen Alt- und Neustadt.

*Reeperstraße Riga; Röperstraße Altona, hieher? Reperbahn bei Lübeck, Deecke S. 13. Auch in Bremen gibt es eine Reperbahn, und zwar neben der Seilerstraße. Also auch hier der schon aus

Lüneburg erwähnte Unterschied. Die schweren Taue machen nur die Reeper, die leichte Arbeit die Seiler. In Lüneburg war ein Amt der Reeper, die dortigen Seiler gehörten zum Seileramt nach Lüchow. Von Hannover ab nach Süden scheint es nur Seiler, keine Reeper zu geben; in Göttingen und Kalenberg kennt man dieß Wort Reeper nicht (auch Schambach hat es nicht). Dagegen existieren in dieser Gegend zwei andere Wörter Reeper: 1. ein Scheltwort = Range, Ruinierer; 2. ein Flachsraufer; vgl. die beiden Verba rêpen bei Schambach.

Rhederstraße Bremen; doch ist der Ursprung nicht ganz sicher, da reder, rederus im Mittelalter in der Gegend von Bremen auch für Reiter vorkommt.

Röhrergasse Cöln. Das sind wohl die Röhrenbohrer, die mit den Wasserröhren zu schaffen haben.

Röselerstraße Hannover. Zu diesem Ausdruck ist zu vergleichen die Leipziger Urkunde von 1373 (Leipziger Urkundenbuch S. 43), worin „den bescheyden alden schoworchen gnant die reseler" das Recht eine Innung zu bilden verliehen wird.

Zagemansstraat Gent; vgl. den Hamburger Sägerplatz und die folgenden Namen.

*Sägergässchen Basel; hier befinden sich noch jetzt zwei Sägen und eine Farbholzmühle; Sägerstraße Riga.

Salunenmacherstraße oder Schlumacherstr. Lübeck; Deecke S. 6. In den Lübeckischen Zunftrollen habe ich die Sallunenmaker schon XIV, 25 nachgewiesen. In Müller-Zarncke's mhd. Wbch. wird schalûne als ein Stück des Bettgewandes erklärt und angefragt, ob das Wort von der Stadt Chalons herkomme. Ich wage darüber nicht zu entscheiden.

Sängerstraße Stuttgart, ist neu.

*Sattlergasse Königsberg. Unter den Sattlern früher in Nürnberg.

*Schäferstraße Berlin, Gadebusch (Meklenburg).

*Scheerstate, platea rasorum, a. 1414 in Riga.

*Meine Bemerkung zu Schüferdekkersteglein ist ihrer Kürze wegen mißverstanden worden. Ich finde darin allerdings unser Schieferdecker, der Schiefer heißt aber holländ. schilfer (wohl zu schälen, Schale), während schon im Ahd. das l eingebüßt ist.

*Schiffergang Lübeck, s. Deecke S. 3. Schifferstraße Bremen. Schippersbreedstraat Antwerpen.

Schiffmannsgasse Pest.

*Schinderthurm Northeim bei Göttingen; der Anger des Schinders hieß aber dort Slinganger, mit der Fillekûle; vgl. oben die Vilderstraat.

*Schlachtergang Lübeck. Schlachterstraße Hadersleben (Schleswig). In Stade ist das Wort Knochenhauer erst neuerdings durch Schlachter verdrängt. Letzteres Wort ist aber dort alt im Gewerbe des Kopslachters, Kopf- oder Hausschlachters', der im Gegensatz gegen den alten Knochenhauer und jetztigen Schlachter nur Schweine schlachten und mit Wurst handeln darf.

*Die Schlägerstraße in Hannover ist erst neu benannt nach einem Familiennamen.

*Schlosserstraße Stuttgart, ist neu. Schlossereistraße Riga.

*Schmiedgasse, unter den Schmieden sec. 14 in Basel, jetzt Spalenberg. Hier wohnten die Helmer und Halsberger; nicht weit davon steht das Haus der Schmiedezunft. — In Nürnberg sind drei Schmiedgassen nachzuweisen, eine obere und eine untere auf der Sebalder Seite und eine dritte auf der Lorenzer Seite, seit 1809 in Ludwigstraße umgewandelt. Schmiedestraße Altona (früher -gasse), Dorpat, Hadersleben (Schleswig), Pernau (Livland), Reval (Esthland, schon sec. 15 Smedestrate), Riga (schon sec. 15 platea fabrorum, smedestrate).

*Schornsteinfegergang Lübeck. Schornsteinfegergasse Berlin.

Schouwvagersstraat Gent; von den Schornsteinfegern, vgl. holländ. schouw Schornstein.

*Schreibergasse Constanz.

Schreinerstraße Stuttgart. Schreiner kommt hier zum ersten Male in Straßennamen vor; es scheint doch als Fremdwort nie so recht volksthümlich gewesen zu sein.

Schrynwerkersstraat Antwerpen, nach den Schreinern.

*Schroderstrate sec. 15 Reval, jetzt Apothekstraße.

Schoenlappersstraat Gent; schoenlapper (auch holländ.) ist Schuhflicker, Altbüsser.

*Schuhmacherort Heide (Schleswig). Schuhmacherstraße Altona (wohl eigentlich Schumacherstr., nach dem bekannten Astronomen). Schuhmacher- neben Schusterstraße Riga (schon sec. 15 platea sutorum). Aber die angebliche Schuhmacherstraße in Lübeck existiert nicht, vielmehr eine Schlumacher- oder Salunenmacherstraße (s. ds.) Schoenmakersstraat Antwerpen. Schusterbrücke früher in Hamburg. Schustergasse Mainz, Stuttgart. Schusterinsel in der Düna bei Bolderaa unterhalb Riga. Unter den Schustern früher in Nürnberg, ebendaselbst besteht noch jetzt eine Schustergasse. Bei den Schustern soll zur Zeit der Hansa eine Örtlichkeit in Bergen (Norwegen) genannt sein. Schuhstraße (schon sec. 15 schostrate) Reval.

*Schützengasse und Schützengraben in Basel; beide Straßen führen zum Schützenhaus und der Schützenmatte: Namen aus neuester Zeit. Schützenhof in Barmbeck bei Hamburg. Schützenpforte Hamburg, Schützenstraße Braunschweig, Bremen, Frankfurt a. M., Hamburg, Kiel, Leipzig, München, Schwerin, Weimar; aber die Schützenstraße in Rostock ist nur nach einem Familiennamen benannt. Schuttterssteeg Antwerpen, nach Heremans hierher.

*Schwertfegergasse Potsdam.

Schwertnergasse Cöln. Hier begegnet mir zuerst das einfache Wort für Schwertfeger, wenn anders dieser Name so zu deuten ist.

Seidmachergässchen und unter Seidmacher Cöln.

*Seilergasse Baden (nach A. v. Keller), Insbruck. Seilerstraße Bremen. Vgl. auch Reperbahn u. s. w.

Zilversmidsstraat Antwerpen.

*Die frühere Spieglergasse (äußere Laufergasse) in Nürnberg kommt schon am 8. Nov. 1527 vor.

Spielleutestraße Bremen.

Spinnersstraat Gent; der Name ist neu.

Spinnrademachergang Lübeck; also eine Unterart der Rademacher.

Spitzengasse (gr. und kl.) Cöln, ein abgekürzter Name, denn dort wohnen Spitzenklopperinnen.

*Sporergasse Cöln, Stuttgart, früher in Strassburg. Sporerthor Darmstadt. Unter den Sporren, der Sporrer gasse, a. 1349 domus undern Sporren, sec. 14 in der sporren gassen apud macellum, jetzt Sporengasse in Basel.

Spulmannsgasse Cöln. Sind das Anfertiger von Spulen? Im mhd. Wbch. begegnet spuoler = einer, der das Garn zum Weben auf Spulen spinnt.

Stecknitzfahrergang Lübeck; die Stecknitz fließt bei Lübeck mit der Trave zusammen; das Wort ist also gebildet wie Schonenfahrer, Bergenfahrer, Grönlandsfahrer.

Steinenmüllergang in Basel; er führt an einer Mühle vorbei in die Steinenvorstadt; also eine ganz eigenthümliche Wortbildung, die eigentlich bei Müller zu erwähnen wäre.

*Steenhouwersvest Antwerpen. Steenhouwersstraat Gent.

Sutergasse, vicus sutorum, a. 1260 Sutergasse, 1281 Susterstraße in Basel, ein Theil der jetzigen Gerbergasse. Einige andere Suster- und Süsterstraßen gehören nicht hieher, sondern zu Schwester, von den Nonnenklöstern.

Tapissiersstraat Antwerpen, von den Tapetenwirkern.

*Taschnergässlein wird in einer Urkunde vom 21. Mai 1696 in Nürnberg das früher und später, auch jetzt noch so genannte Schulgässlein genannt. Unter Taschenmacher Cöln; vgl. auch den Namen des Schriftstellers Teschenmacher.

Taverniersstraat Gent, nach den Schankwirthen benannt.

*Tischlergang Lübeck. Tischlergasse Prag.

*Todtengräbergässchen Chemnitz, jetzt amtlich Hospitalgasse.

*Töpfergang Lübeck. Töpfergasse Frankfurt a. Main. Töpfertwiete Bergedorf bei Hamburg.

*Tuchmachergasse Prag.

Twyndersstraat Gent, von den Zwirnern, holl. twynder.

*Voldersvest Antwerpen. Voldersstraat Gent. Gehört auch die Follerstraße in Cöln hierher?

Wagemansstraat Gent. Auch in Lübeck soll, wie ich durch Heller in Travemünde erfahren, früher eine Wagemannsstraße gewesen sein. Es sind doch wohl Wagner gemeint.

*Wagnerstraße Hannover.

Walldienerhof Rostock; die Walldiener gehörten hier zur familia consulum. In Festungen kennt man noch jetzt Wallmeister.

Wandmacherhof Lübeck, also gleich den hamburgischen Wandbereitern.

*Wäscherhof Nürnberg, uralt und noch jetzt.

*Webergasse Esslingen, (obere und untere —) Wiesbaden. Weberkoppel bei Lübeck, Deecke S. 15. Weberstraße Berlin, Bremen, Lübeck (Deecke S. 6), Riga, Stuttgart, früher in Ulm (jetzt Frauenstraße). Weversstraat Gent (neuer Name). Webersplatz in Nürnberg erst in neuerer Zeit aufgekommener Name für den freien Platz unterhalb der sogenannten „sieben Zeilen", in denen früher lauter Weber wohnten. Zu der schon erwähnten Webergasse in Basel ist zu bemerken, daß die alte Webergasse (a. 1273 vicus textorum) jetzt unterer Heuberg heißt. Gegenwärtig giebt es eine Webergasse in Klein-Basel; diese hat ihren Namen wahrscheinlich von dem Weberhaus des Klosters Klingenthal.

Wechslerbrücke und Wechslergasse früher in Hamburg, letztere schon a. 1359 genannt, wahrscheinlich die jetzt „bei der alten Börse" genannte Straße.

*Weißgerbergasse Schweidnitz.

Weißmalergasse (Weissmaulergasse) früher in Augsburg, jetzt Karolinenstraße. Bekannt ist der Familienname Rothmaler.

Wendenstraße Rostock gehört vielleicht trotz des ethnographischen Namens hierher, denn wenn auch die Wendenstraße (Slavorum platea) oder Wendische Wyk vor Rostock gerade wie Wendischdorf in Lüneburg die Wohnsitze der Wenden angeben, so scheint die Wendenstraße innerhalb Rostocks, vielleicht auch Wendlander Schild (eben daselbst) zugleich Gewerbename zu sein, da hier Wende (Slavus) und Specksnyder (lardum vendens, lardiscida) völlig identisch und promiscue gebraucht werden. Vgl. Lisch Jahrbücher XXI (1856) p. 28 ff. Wende als Speckschneider ist demnach völlig gleich mit dem Fetthöker in Stade, dem Vullhaken oder Fetthaken in Lüneburg und Lichthaken in Rostock, also eine Hökerstraße, platea penesticorum. Das Wendenthor liegt in Rostock an der Wendenstraße. — Aber die Wiener Wendkremer (Germania XV, 280) liegen wol fern.

*Wollenweberstraße Neu-Buckow (Mecklenburg).

Wollwerkergasse Regensburg.

Zimmermannstraße Neumünster (Holstein). Zimmerstraße in Berlin hierher?

So weit dieses dritte Verzeichniss. Dasselbe bereichert auch die den beiden ersten Sammlungen angehängten allgemeinen Bemerkungen in früher ungeahnter Weise, und wer einst jene drei Verzeichnisse vielleicht mit noch anderem Stoffe vermehrt zu einem einzigen umarbeitet, wird auch jenen Bemerkungen eine ganz neue und vollkommenere Gestalt zu geben haben. Ich beschränke mich hier auf einzelne Zusätze:

Zu Germania XIV, 20 und XV, 281. Das „unter“ in den Straßennamen ist außer den schon genannten Städten nun auch in Augsburg, Basel, Leipzig, Nürnberg und Regensburg nachgewiesen. Über diesen Punkt schreibt mir Pütz aus Cöln: „Das unter wird in Cöln nicht nur im Munde des Volks, sondern auch officiell mit dem unflectierten Plural gebraucht und erinnert an das lateinische Beispiel inter sicarios bei Cicero Catilina I.“ Heremans in Gent meldet: „het heeft in de brouwers gebrand sagt man in Antwerpen statt in de brouwersstraat.“ Über dieses in bei Straßennamen vgl. für Magdeburg Städtechroniken VII, 184; Magdeburger Geschichtsblätter I, S. 15 (1866).

Zu XIV, 25: Neben der Görlitzer Armesündergasse und Verräthergasse kann ich jetzt auch eine Armesündergasse in Reval (Esthland) nennen; sie führte zum Galgen hinaus. Ein Ehebrechergang ist noch jetzt in Hamburg, ein Ehebrecherstieg nach Deecke S. 9 bei Lübeck vor dem Mühlenthor. Eine Kipperbrücke war früher in Hamburg, vom Handel mit schlechtem Gelde benannt; dahin gehört auch wohl die dort noch vorhandene Kibbeltwiete (Schütz II, 260). Auf das Verbrechen

der Hexerei führt die Tooveressenstraat in Gent. Diebsgänge könnte man aus manchen Städten verzeichnen.

Zu XIV, 25 und XV, 281, wo ich reiche Verzeichnisse von gewerblichen Ausdrücken aus Lübeck, Nürnberg und Wien nachwies, kann ich jetzt auf die alten Gewerbe in Osnabrück hindeuten, wie man sie verzeichnet findet in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück Bd. VII (1864) S. 24 ff. Hier begegnet wiederum eine Anzahl von Ausdrücken, die in meinen bisherigen drei Sammlungen noch keine Gelegenheit hatten zu erscheinen.

Den früher kaum geahnten Reichthum unserer Gewerbebezeichnungen werden auch folgende vereinzelte Bemerkungen darthun:

Schmelzer oder Fettmenger begegnen schon neben der Übersetzung unguentarii in einer Urkunde von 1281; s. Hoffmann Gesch. von Magdeburg I, 330 und 508. Wir haben also nun Fett-, Fisch-, Fleisch-, Stahl- und Waitmenger.

In Augsburg lernen wir Grauloder, Geschlachtgewander, Schäffler und Salzfertiger kennen; s. Städtechroniken IV, 146.

In Breslau und Liegnitz erscheinen Kräuter; s. Grimm Wbch. V, 2114.

Sonnenkramer in Leipzig zeigen sich um 1450 (Leipziger Urkundenbuch n. 263); vorkauffer und sonnenkramer, wer uff dem markte wil feile haben und feile hat in budin, uff schrayn addir uff der erdin.

Lesterer in Leipzig a. 1462 (Leipz. Urkundenb. n. 353, vgl. auch 369, 405): lantfleisschawer die man lesterer nennet. Auch in Halle ist der Name für unzünftige Fleischer bekannt; s. Dreyhaupt Saalkreis II, 556.

Salzhacken in Leipzig a. 1482 (Lpz. Urkundenb. n. 520).

Ein so gewaltiger noch immer unerschöpfter Reichthum unserer Sprache ist nur möglich in Folge der köstlichen Frische und Freiheit, welche sie sich auch auf diesem Gebiete bewahrt hat. Einen Blick in diese lebendige Quelle hinein möge folgende Mittheilung aus meiner eigenen Kindheit gewähren: Meine Großmutter besaß in Danzig ein Gehöft, auf welchem zwei Häuser standen, in denen etwa sechs Familien niedern Standes zur Miethe wohnten. Das Gehöft hieß der weiße Bär, denn über dem Thore befand sich ziemlich roh aus Holz geschnitzt ein Eisbär. Einst erhob sich ein großer Sturm, der Bär fiel herunter und gieng dabei gänzlich zu Grunde. Die Bewohner des Gehöftes erklärten nun, daß sie in ihrem Erwerbe geschädigt würden, wenn man das Zeichen ihrer Wohnung nicht wieder ersetzte, es müsse durch-

aus ein neuer Bär gemacht werden. Nun machte es nicht geringe Schwierigkeit, bis ein „Bårkemåker" (Bärchenmacher) gefunden war; endlich fand er sich und lieferte nach kurzer Zeit seine Phidiasarbeit. Das eben mitgetheilte Wort steht hier gewiß zum ersten Male gedruckt und gesprochen ist es wohl auch weder früher noch später, nur während weniger Tage vielleicht von einem halben Dutzend Personen. In nicht viel anderer Weise mag mancher ähnliche Ausdruck zu beurtheilen sein; Zeit, Ort und Gelegenheit rufen ihn hervor und nach kurzem Gebrauche in engerm Kreise hat er ausgelebt.

Zu meiner Bemerkung über den geographischen Verbreitungskreis des Wortes twiete kann ich noch einiges beibringen. Twiete in Lübeck erwähnt Deecke S. 2. In Stade heißen vier kleine Quergassen: Lämmertwiete, Große-, Kleine-, und Steffenstwiete. In Northeim bei Göttingen vor der Stadt heißt ein Querweg durch Gärten Twechtje, die Gärten selbst „an der Tw.", auch wohl „in der Tw." In Schwerin existierte bis 1869 eine Ackertwiete, die jetzt ein Theil der Paulsstraße ist. In Bergedorf bei Hamburg giebt es eine Bleichertwiete und eine Töpfertwiete.

Germania XV, 283 hatte ich angeregt, man möge das Verhältniss der Gewerbebenennungen auf einfaches -er zu denen auf -macher einmal untersuchen. Dazu kann man auch die auf -werker (Schryn-, Wollwerker) und die auf -bereiter (Gar-, Wandbereiter) erwägen; auch die auf -menger (s. oben), -hauer, -schmid, -mann, -leute bilden förmlich kleine Classen.

Ehe ich aber von diesem nach so vielen Seiten hin ergiebigen Gegenstande ablasse, liegt es mir am Herzen, die Frage nach dem Alter solcher Gewerbebenennungen in unsern Ortsnamen zu berühren. Wir haben aus den obigen Sammlungen ersehen, daß mit wenigen Ausnahmen unser Material für die deutschen Straßennamen nur bis in's dreizehnte Jahrhundert zurückreicht. Aus früherer Zeit giebt es ja keine deutschen Urkunden und die ältern lateinischen bieten kaum Gelegenheit zur Erwähnung von Straßennamen. Aber der hier besprochene Gebrauch ist sicher weit älter, wie wir aus einem andern ganz nahe liegenden Gebrauche ersehen, den wir glücklicherweise noch fünf Jahrhunderte höher hinauf, bis in's achte Jhdt. hin verfolgen können. Je weiter wir in der Geschichte unseres Vaterlandes zurückgehen, desto seltener und unbedeutender erscheinen uns die eigentlichen Städte, die große Masse des Volkes lebt in einzelnen Höfen und Weilern, die meistens wohl nur aus wenigen Häusern bestanden. Bei dieser Vereinzelung konnte sicher manches der heutigen Gewerbe noch nicht gewerbemäßig getrieben werden; man war lange meistens sein eigener Tischler,

Schneider, Schuster, Bäcker, Brauer. Aber das Bedürfniss nach besondern Schmieden aller Art, Glasern, auch Hirten muß doch schon sehr frühe vorhanden gewesen sein; wo ein solcher Gewerbetreibender von seinem Hofe oder Weiler aus vielleicht einen ziemlichen Strich Landes versorgte, da lag es nahe, dessen Wohnsitz nach seinem Gewerbe zu bezeichnen. Und in der That kennen wir diese Vorläufer unserer gewerblichen Straßennamen aus nicht wenigen Beispielen; sie erscheinen meistens als elliptische Pluraldative und entsprechen am nächsten den alten Straßennamen mit unter und in. Nachdem ich im zweiten Bande meines Namenbuches (1859) vieles dahin gehörige Material niedergelegt, aber großentheils noch nicht richtig sprachlich erkannt hatte, stellte mein Freund Ignaz Petters noch in demselben Jahre in der Germania IV, 34, manches dahin gehörige in sehr dankenswerther Weise zusammen und ich konnte in meinen Ortsnamen (1863) S. 185 und 197 schon mehreres der Art an seinem Orte besprechen. Ich liefere hier nun in alphabetischer Folge eine Reihe solcher Ortsnamen aus dem achten bis elften Jahrhundert, verweise für die genaueren Citate auf mein Namenbuch und hebe durch ein Sternchen auch hier diejenigen Ausdrücke hervor, die schon in meinen drei Straßensammlungen erwähnt sind.

Arnari oder Arneri, welches in den fuldischen Urkunden öfters, z. B. a. 973 begegnet, ist Groß- und Klein-Oerner, nordöstlich von Mansfeld, nordwestlich von Eisleben. Ein unbekannter Ort in Friesland (ich denke zunächst an Eenrum bei Appingedam, westlich vom Dollart) erscheint sec. 10 und 11 in den von Crecelius mitgetheilten Registern als Arnarion, Arneron, Arneru. Graff I, 427 führt ein arnari quaestuarii auf; der genauere Sinn des Wortes in den beiden Ortsnamen entgeht uns noch, es mögen hier mercenarii irgend einer Art gemeint sein.

*Cuopharen, Chuofarin, Chufarn u. s. w., sec. 11 öfters, ist Kuffern oder Kuffing, SO v. Mautern in Österreich. Die Rebengelände der reichen Klosterstiftungen dieser Gegend werden hier wohl frühe besondere Küfer zur Ansiedlung bewogen haben.

Fanari, Vaneri (auch ungenau Panre), schon sec. 8 und 9 mehrfach, besonders in fuldischen Urkunden erwähnt, ist Groß- und Klein-Fahner, NO von Gotha. An Sumpfbewohner (goth. fani) ist schon wegen des mangelnden Umlauts nicht zu denken; man wird das goth. fana panna herbeiziehen müssen; da es jedoch unnatürlich wäre hier Fahnenträger zu suchen, so ergibt sich der Sinn von Tuchwirkern als der wahrscheinlichste.

Vezzerun, Vescera (einmal mit dem Zusatze ubi ferrum conflatur) kennen wir schon seit sec. 10 als das heutige Vessra (Vesser) bei Schleusingen in Thüringen. Dort werden Ketten (ahd. fezzera) und wohl auch andere Eisengeräthe geschmiedet worden sein, wie auch Grimm Wbch. III, 1558 annimmt.

Figularun, das zweimal in einer Urkunde von 1058 genannt wird, ist Figler im niederbairischen Landgericht Eggenfelden. Das Wort, welches allem Anscheine nach hieher gehört, ist doch schwer zu verstehen. An lat. figulus mit deutscher Endung möchte man kaum denken; das mhd. Wbch. führt ein vigele für Violine auf, danach könnten dort Fidler gewohnt haben; oder sollen wir mhd. vîlære (aus vihilari) Feiler, Feilenhauer herbeiziehen? ich wage nicht zu entscheiden.

Frumara, Frumarom bezeichnet a. 793 u. 838 Frommern in Wirtemberg, NO v. Rotweil. Sprachlich damit gleich wird sein ein seit sec. 8 mehrfach erwähntes Phrumari, Phrumare, Pfrumarum, jetzt Pframering, S von Erding, NO von München. Es müssen Diener oder Arbeiter gemeint sein, ahd. frumara, mhd. vrumaere. Ein rheinisches schon seit 897 genanntes Gunteresfrumere führt sogar den Namen des Herrn oder Arbeitgebers mit an; wir kennen den Ort nicht näher.

Furari, Furaren, seit 874 in fuldischen Urkunden vorkommend, ist jetzt Furra (Gr. und Kl.) an der Wipper, S von Nordhausen, NW von Sondershausen. Man denkt dabei gewiß mit Recht an ahd. fôrari Lastträger, mhd. vüerære Fuhrmann.

Gansaraveldi, sec. 11 öfters genannt, ist vielleicht Gänserndorf im Viertel unter dem Manhartsberge. Darin muß ein ahd. gansari Gänsehirt liegen.

*Gleserecella in unbestimmter aber früher Zeit erwähnt, heißt noch jetzt Gläserzell, unterhalb Fulda. Aus so früher Zeit ist sonst noch kein glasari nachzuweisen.

Goldarun, sec. 9—11 öfters vorkommend, ist das heutige Goldern bei Teisbach, NO von Landshut. Das muß doch den Wohnsitz von Goldschmiden bedeuten; bis jetzt kenne ich freilich noch kein goldari.

Agastaldaburg (für Hag-) kommt a. 1046 vor; es war eine Burg an der alten Yssel, NO von Cleve, SO v. Arnheim; der dort liegende Ort Oulst erinnert vielleicht an den Namen. Wir haben also hier eine arx servorum oder wohl besser mercenariorum.

*Huotarn Hutarn, sec. 11 öfters genannt, ist Hütern, N v. Passau. Schon Graff führt ahd. huotari custos an.

*Kezzilari, in fuldischen Urkunden seit 874, ist das heutige Kessler zwischen Kahla und Blankenhayn, SW von Jena, wohl die älteste Erwähnung von Kesselschmiden.

*Knechtahusun sec. 11; der Ort lag bei Steinheim, SO von Detmold.

Mutarun seit sec. 9 öfters; Mautern an der Donau, zwischen Linz und Wien. Da müssen Zolleinnehmer (goth. môtareis) gewohnt haben.

*Phistarheim, sec. 11 mehrmals, jetzt Pfistersheim, SO von Landshut.

Sangarhusen, Sangirhusen, seit a. 991 nachzuweisen, Sangerhausen zwischen Eisleben und Nordhausen. Hat man etwa ein sangari der den Wald durch Feuer niedersengt (schwendet) anzunehmen? Vgl. auch unten Zangaren. Ähnlich ist vielleicht Riuttare (Namenbuch II, 1199) zu verstehen von Leuten, die den Wald ausreuten, doch kann hier auch an Bewohner eines Riuti gedacht werden.

*Satalarun, Satalara ist schon seit a. 748 mehrfach erwähnt, jetzt Sattlern im niederbairischen Landgericht Landau. Während Kehrein ein seltenes sadele (ein Stück Feld) herbeizieht, denkt Karl Roth an wirkliche Sattler, und ich sehe nicht, was man dagegen sagen könnte. Dazu mag auch das schon sec. 8 im Neckargau erwähnte Sadelerhuser gehören.

*Scafarafeld, sec. 9 und 10 mehrmals, vielleicht Schafferfeld an der Ips im Viertel ob dem Wiener Walde, zu ahd. scâfari opilio.

Sceftilari, -aron, seit sec. 8 oft, Schäftlarn, S von München, unweit der Isar, wird wohl auf die späteren Speermacher gehen.

Scalcaburg, sec. 11 öfters, jetzt Hausberge an der Weser bei Minden. Scalcobah sec. 9 in Österreich. Scalcobrunnon in früher aber unbestimmter Zeit bei Salmünster. Also synonym mit den oben erwähnten Namen Arnari, Frumara, Agastaldaburg und Knechtahusun.

*Sciltarn öfters sec. 10 und 11, Schildtorn in Oberöstreich, Innkreis. Sciltarun Mchb. sec. 11 (n. 1202), Schiltern bei Schwindkirchen, Landgericht Haag, Schildarius (so) schon a. 798 in den Salzburger Urkunden, vielleicht Schilding im Salzburggau. Dort würden goth. skildarjôs wohnen, wohl Verfertiger von Schilden, schwerlich schon in abgeleiteter Bedeutung Maler.

*Schmide sind die nothwendigsten unter den Handwerkern und deßhalb die ältesten und edelsten. Damit stimmt gut überein, daß nach ihnen weit mehr als nach andern Gewerbtreibenden zahlreiche Örter benannt sind. Man sehe die verschiedenen Smidaheim, Smidahuson

u. s. w. in meinem Namenbuch nach und erwäge, daß die oben angeführten Namen Vezzerun, Goldarun, Kezzilari, auch das unten erwähnte Zeinarin auf verschiedene Arten von Schmieden hinweisen; ja die eben erwähnten Verfertiger von Schaft und Schild können des Schmiedens kaum entrathen.

(Den in meinem Namenbuche angeführten Ortsnamen Snederebroch auf Schneider zu beziehen darf man nicht wagen.)

Sweigra (auch ungenau Soagra), sec. 9, ist Schwaigern W von Mergentheim, Sweigera, Sueigerin, sec. 10, dagegen Schwaigern, W von Heilbronn. Darin liegt ahd. sweigari Hirt ebenso wie in den Zusammensetzungen Sueigerheim und Suegerestete, über die man das Namenbuch nachsehe.

Telsaran in einer österreichischen Urkunde des 11. Jahrhunderts könnte nach dort ansässigen Färbern benannt sein; vgl. mhd. telze Farbe, betelzen beflecken.

*Weberestat, schon sec. 8 erwähnt, ist Weberstädt, W von Langensalza, NW von Gotha. Schon ahd. webari textor.

*Wehslaron, ein westfälischer Ort, wird schon sec. 9 erwähnt. Es fällt fast auf, so frühe Wechsler hier zu finden, doch wer vermag den historischen Anlaß zu wissen?

Zu lat. vinitor, vinitorium, deutsch Winzer gehört schon in alter Zeit eine Anzahl von Ortsnamen. Ich erwähne Winitorium, seit a. 882 bekannt, später Wintere, Winetre, jetzt Königswinter bei Bonn. Ferner Winzurn a. 1067, wahrscheinlich Winzer im Landgericht Mindelheim. Endlich portus qui Wincirin dictus est (cum vineis) a. 1062, jetzt Winzer unterhalb Regensburg. Ja selbst Formen wie Winterberg, Wintersteti u. s. w. mögen nicht immer zu wintar hiems gehören.

Zangaren a. 1040, in der Gegend von Ranshofen am Inn, bleibt noch ungewiß. Man hat die Wahl, entweder eine Ableitung von Zange forceps anzunehmen, die auf verschiedene Gewerbe hinweisen könnte, oder an eine unorganische Schreibung für Sangaren zu denken, die dann mit dem ersten Theile von Sangarhusen zusammenfallen würde.

Zeinarin, a. 1083 und 1096, jetzt Zaina im Viertel unter dem Manhartsberge, muß zu goth. tain, ahd. zain gehören, und dann läge der Sinn von Goldschmiden zunächst, vielleicht aber ist auch an das abgeleitete zainja Korb zu denken, und dann hätten wir wohl Korbflechter anzunehmen.

Zidelare, Cidalarin u. s. w. begegnet seit sec. 8 öfters und bezeichnet theils Zeitlarn, N von Regensburg, theils einen Ort zwischen Linz und Steyer, theils Zeidlarn im Landgericht Eggenfelden, theils

endlich Zeidlarn an der Alz. Hierin wie in dem zusammengesetzten Cidalaribah und Zidalaregowe haben wir deutlich ahd. zîdalari apiarius.

Einige Formen dürfen nicht verführen, sie hieher zu nehmen. Dahin gehört das sec. 9 begegnende Fizkere, worin wir nicht Fischer, sondern Anwohner der Fischa in Niederösterreich zu sehen haben; ferner Forstarun sec. 11, jetzt Forstern bei Braunau im Innviertel, gewiß nicht Förster, sondern Forstbewohner; ebenso Hornarun a. 1046, nicht Horndrechsler, sondern Bewohner von Horn im Viertel ob dem Manhartsberge. Selbst das oben angeführte Goldarun würde, wenn sich in der Nähe etwa eine Goldach auffände, hier auszuscheiden sein.

Und hiemit halte ich an. Ob ich die Feder wieder für diesen Gegenstand ergreife, hängt von der Menge und Art des etwa neu zuströmenden Stoffes ab. Jedenfalls wollen wir die Sache, deren Ergiebigkeit dargethan ist, im Auge behalten und die Forschung weiter zu vertiefen suchen, während sie zu verbreitern die Aufgabe unserer überseeischen Brüder in England und Skandinavien sein wird.

DRESDEN, den 30. Mai 1871.

MYTHISCHES VON DEM DURCH DEN GUNZENLÊ GEFEIERTEN KONRAD.

Franz Pfeiffer hat in seiner Abhandlung über Heldengräber und Dingstätten (German. 1, 81—100, wiederholt: Freie Forschung 275 bis 306) in überzeugender Weise dargethan, daß der *Gunzenlê* ein Ehrendenkmal, ein Kenotaphion, sei; ein ahd. *hlêo,* got. *hlaiv*, wie der *Trûsilêh* ein Ehrendenkmal des Drusus u. a. Bezeichnungen von Orten mit *-lê*, die dort näher besprochen sind. — Es fragt sich bei *Gunzenlê* nur noch darum, wem dieser *lê* geweiht war? Pfeiffer denkt an Herzog Kunrad, der in der Ungerschlacht auf dem Lechfeld gefallen ist, hält aber dann den Herzog Kunrad von Alemanien, Zeitgenossen des h. Gallus, mit noch mehr Wahrscheinlichkeit für denjenigen, der hier mit einem *Lê* geehrt ward (*Cunzenhlêo, Gunzenlê*).

Die älteste Erwähnung des *Gunzenlê* im chronicon Ebersbergense antiquius bezieht sich auf jene Schlacht am Lech. In der Fortsetzung des Regino wird diese Schlacht nur vorübergehend erwähnt, aber der

Tod des Konrad als wichtiges Ereignis hervorgehoben. So auch im Chronicon Budense und in der ungr. Chronik des Heinrich von Mogelîn. — Ich glaube, daß die Wahl hier nicht zweifelhaft und daß nicht von dem alemannischen, sondern nur von dem ostfränkischen Konrad von Lothringen, dem Schwiegersohne des Kaisers, die Rede sein kann. Dieser hatte so entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Kampfes und sein Name war so sehr in aller Munde, daß er bei den Ungern in der Erinnerung mit dem Kaiser verwechselt wurde. Seine Heldenthaten und sein Tod in dem ruhmvollen Kampfe sind zur Sage geworden, die von den Ungern später mit mythischen Zügen ausgeschmückt wurde. Dieser Umstand scheint mir die Wahrscheinlichkeit, daß der Kaiser seinem tapfern Schwiegersohne, der in einer so denkwürdigen Schlacht gefallen war, einen Ehrenhügel errichten ließ, oder daß ihm denselben seine Krieger selbst errichteten, zu erhöhen, so daß wir, wenn im 11. Jahrhundert schon auf dem Lechfelde, wo die Schlacht statt fand, ein *Gunzenlê* erwähnt wird, an Niemand sonst denken werden als an Konrad von Lothringen, der da gefallen ist.

Daß die Ungern den Kaiser, dem sie auf dem Lechfelde gegenüber standen, Konrad nannten, ist doch nur so zu erklären, daß der in der Schlacht so bedeutsam hervorgetretene Konrad in der Erinnerung mit dem Kaiser Otto verwechselt wurde. Schon Anonymus Belæ notarius theilt den Irrthum, indem er die Schlacht, in welcher die Führer Lelu und Bulchu gefangen und erhenkt worden sind, Cap. 53 Cuonrado imperatore geschehn läßt, obwohl er sie an den Inn verlegt. In dem nächsten Capitel nennt er den rex Teotonicorum wieder Atho und Hotho und erzählt von einer Racheschlacht der Ungern, in welcher sie quemdam magnum ducem, virum nominatissimum interficiunt, wohl wieder eine Erinnerung an Cuonrad, womit die entscheidende Niederlage am Lech zugedeckt werden soll.

Noch anziehender ist die spätere Ausschmückung bei den Chronisten. Ich will dieselbe nach Heinrich von Mogelîns Chronik mittheilen, weil ich von dieser den besten Text zu geben vermag.

Capitel 15:

in dem sebinzênden jôre zugin di Hungir ûz in dûtsche land unde quômen kegin Augsburg; dô legeten si sich vor die stat. dô was der bischof Ulrîch mit den edelen lûtin von Swôbin und hulfin den statlûtin kegin den Hungirn, wenne di Hungir wolden von der stat nicht zîhen, si hetten si denne gewunnen. dô santin di burgir zu k e i s e r K ô n r a d *daz her en zu hulfe quême. dô quam keisir Kônrad mit einem grôzin here mit Dûtschin und mit Lamparten. dô wêren di Hungir gerne geflohin und moch-*

tin nicht, wenne daz wazzer hatte sich dirgozzen daz iz vor di stat flôz, daz si nicht mochtin obir daz wazzir flìen. Unde zu den andirn sîten quam keisir Kônrad of si mit dem here, alsô daz daz meiste teil der Hungir dirslagin wart und di andern gefangin, daz keinir weg quam in demselbigen strîte. dô wurden gefangin Lehel und Bulchu, di edeln houptlûte und wurden gefûrt vor den keiser. dô sprach keisir Kônrad: ‚durch waz sît ir der cristenheit so gar mordlich worden?‘ des antwurten di Hunger und sprôchen: ‘wir sint eine râche gotis und sint von im gesant, daz wir sullin iuwir geisil sîn und sullen iuch martirn und wenne wir iuch nicht martirn, sô martirt uns got.’ — dô sprach keisir Kônrad: ‚waz tôdis wellit ir sterbin?‘ dô sprach Lehel: ‚lôz mir ein horn her brengin und lôz mich dorîn blôsin nôch mînem landseten.‘ daz hîz der keisir brengin. dô nam Lehel daz horn in di hand als ap her blôsin wolde und slûg keiser Kônrad an di stirne daz her starb an der stund und sprach: ‚du stirbist vor mir und wirst mîn dîner in gener werlid!‘ wenne daz lant von Citia hatte einen glôbin, so einir den andirn dirslûg, daz der tôte im denne dînte in gener werld. dô nam man di zwêne houptmanne und hing si zu Regenspurg an einen galgen.

Deutlich ist hier die sagenhafte Erweiterung des Vorfalles zu erkennen. Konrad wurde durch einen Pfeil in den Hals getroffen, hier wird er *an di stirne* geschlagen.

Ich wage es ohne weiters hier eine Übertragung eines Zuges aus der ungrischen Dietrichsage anzunehmen. Die von Simon Kéza chronicon Hungarorum I, 11, 12 geschilderte Schlacht, in welcher Dietrich durch einen Pfeilsplitter*) an der Stirne verwundet wurde, ist in Liedern bei den Ungern bis in's 16. Jahrhundert gesungen worden, wie aus Nicolaus Olahus bekannt ist. Ich glaube, daß diesen Liedern auf jene furchtbare Hunnenschlacht, an die ein für die Ungern so verhängnisvolles Ereignis, wie die Schlacht auf dem Lechfelde, wieder erinnern mußte, Züge zuzutrauen sind aus mythischen Liedern von Götterkämpfen, wie der Hiadningakampf, wo am Ende, nach der ursprünglichen Fassung (bei Saxo), die Gegner Hoginus und Hithinus sich gegenseitig tödten, vom Weltbrand, der sich daran anschließt, wo die Götter sich gegenseitig tödten. — Daß Konrad zum Kaiser gemacht wird, der Lehels Tod beschließt, daß Lehel ihn tödtet, bevor er getödtet

*) W. Grimm deutsche Heldensage S. 164. Daselbst ist zu berichtigen, daß *halhatatlan* nicht der Heilige, sondern der Unsterbliche bedeutet. So ist daselbst S. 166 die erwähnte angebliche Übersetzung des Kéza nichts anderes als Heinr. von Mogelîns ungr. Chronik.

wird, zeigt ein sichtbares Streben ein gegenseitiges Tödten der Helden, wie in jener Weltschlacht, in die Geschichte hineinzutragen.

Was mich zunächst zu einer solchen Betrachtung veranlaßt ist der Umstand, daß jener Konrad von der Schlacht auf dem Lechfelde, der nach der Sage zum Kaiser und von Lehel erschlagen ward, von den Ungern wirklich zur mythischen Gestalt, ja an den Himmel versetzt wurde. Der große Bär, das Gestirn, mittelniederländisch Woenswaghen, ahd. wahrscheinlich Wuotanes wagan, angelsächs. wænes þîsl Wagendeichsel oder Carles wæn, dänisch Korlsvogn, schwed. Karlwagn s. Gr. Myth. 138 heißt madjar. *Gönczöl szekere* = Gönzöls Wagen und die ungrische Mythologie von Ipolyi (Magyar Mythologia irta Ipolyi Arnold. Pest 1854) S. 268 belehrt uns darüber wie folgt.

‚Eines der bekanntesten Gestirne ist der große Bär, in unserer Sprache der Gönzölwagen *). Gönzöl soll der Erfinder des ersten Wagens sein. Andre sagen Gönzöl war ein berühmter Zauberer, er sprach mit Vögeln, Pflanzen und Steinen, war Sterndeuter, that viel Wunder (was alles an Odin erinnert). Sein Tod ist unbekannt, darum glaubte man er sei an den Himmel versetzt, und wie er allnächtlich auf einem Wagen mit krummer Stange fuhr, so fährt er jetzt bei Nacht durch den Himmel. Er hatte keine Nachkommen und die seinen Namen tragen stammen nicht von ihm. Ein alter Hirte erzählte aber: es sei der deutsche Kaiser Gönzöl mit seinem Frachtwagen, den die Madjaren umgebracht haben. — Gönzöl ist demnach = Wodan. Bekanntlich zieht Dietrich an der Spitze des Heeres als Wodan Gr. Myth. 346. In jener Stelle von der Hunnenschlacht bei Kéza heißt es von Dietrich noch: hunc Detricum galeam quondam habuisse, et illam quanto magis deferebat tanto majore claritate refulsisse fabulantur: der leuchtende Kampfhelm Odins. Die Identität des wilden Jägers (Wodan) mit Dietrich von Bern tritt besonders auffallend hervor in den Lausitzer Sagen s. K. Haupt Sagenbuch der Lausitz S. 121. — Dadurch gewinnt obige Vermuthung an Gewicht, die sagenhafte Verwundung der Stirne Dietrichs sei hier auf Konrad übertragen und damit Konrad an die Stelle Dietrichs gesetzt worden. — Aber auch in der deutschen Mythe heißt Wodan Kunz. Vernaleken Mythen und Bräuche S. 50 theilt mit aus Troppau: in dem Bergstädtchen Bennisch braust auf dem dreibeinigen Schimmel der Kunz durch die Nacht. Er soll einst Bürgermeister des Städtchens, aber auch als Zauberer bekannt gewesen sein. — Hieher zu ziehen

*) Statt das Ganze mit allen Einzelheiten zu übersetzen, gebe ich von hier ab nur das Wesentliche im Auszug.

ist nun, daß ehedem Kunzenstäuber und Kunzenspieler so viel als Zauberer hieß, den Cunzen spielen, Fabian und Cunzenspiel ist ein triegerisches Spiel, das bei Fischart noch Kunzenjägerspiel hieß, Frommann VI, 235. 369 (mhd. kunstofel kunstofeler mhd. Wb. I, 914 wird nicht hieher zu ziehen sein). Kunz ist demnach auch in deutscher Mythe = Schimmelreiter (= Wodan), Zauberer und Jäger.

Daß sonst Dietrich von Bern auch zum Theil Träger der Sage von Donar war, daß er sich in einen Bären verwandelte, in Bärenhaut hüllte, gleich Donar und Zalmolxis, weshalb er, als Sonnengott, mit dem Bären, der den Winter verschläft, verglichen werden kann, ist Germania VI, 317. 320, XIII, 214 besprochen. Das Bärgestirn ist zugleich der Wagen des Bären. Merkwürdig, daß schon im Indischen der große Bär zugleich der Wagen des Nahuscha ist, der von den sieben Rischi gezogen wird. „Da in der Sprache der Götter der Name Rischi fast gleichlautend ist mit dem Namen des Bären Rikscha, so haben die Menschen aus den sieben Rischi einen großen Bären gemacht. Daneben sieht man auch noch den Nahuscha, wie er eben als Schlange herabstürzt.“ Holtzmann Sawitri Anmerk. S. 30.

In Gottschee heißt der Nordwind: der Bär (mein Wtb. S. 131), womit der Wind der Wintergegend personificiert erscheint und an den nordischen Beinamen des Thorr = Biörn erinnert.

Merkwürdig ist nun der von Grimm Mythol. 633 aus einer Urkunde von 1290 angeführte Chuonrat der heiligbär, der eine weitere Verbindung zwischen Kunz und dem Bärenmythus herzustellen scheint.

Bei den Madjaren heißt das Gewitter Himmelskrieg, égi háború. Die Beziehung der Vorstellungen von einer Weltschlacht, in welcher die Hunnen auf den Feldern von Chalon Nachts wieder aufstehen und kämpfen, oder die Madjaren auf dem Lechfelde, Ipolyi Seite 357. 380 zu den Vorgängen am Himmelszelt, ist bei den Madjaren noch ganz deutlich vorhanden. Die Milchstraße heißt der Kriegsweg bei den Szeklern, hadak útja, die Engel steigen auf der Milchstraße zum Wahlplatze nieder Ipolyi 271. Wie die Szekler die Milchstraße zu dem Heerführer Csaba und zu Attila in Beziehung setzen, wird erzählt Ipolyi 581.

Besonders bemerkenswerth ist nun, daß ein Gestirn, aus drei Sternen bestehend, Mathias' Horn heißt und mit dem Szekler Gestirnnamen Lehels Horn ein und dasselbe ist. Ipolyi 273 f. Damit erscheint das mythische Ereignis aus der Weltschlacht auf dem Lechfelde, daß Lehel mit einem Horn den Gönzöl (Konrad) erschlägt, an den Himmel

versetzt. Ferner heißt ein Gestirn madjarisch: König Ladislaus Wagen — wohl mit dem Gönzölwagen eines und dasselbe — und von König Ladislaus heißt es im Madjarischen, er sei des Himmels Stallmeister und peitsche die Pferde des Gönzölwagen. — Hier ist wohl Ladislaus der Heilige gemeint, später wurde Ladislaus Jagello an seine Stelle gesetzt. In dem Brückenspiel der Kinder, das den Übergang der Seelen in den Himmel darstellt, kömmt, nach dessen madjarischer Fassung *) eine Heerschaar des guten Polenkönigs Ladislaus an die Brücke und die Fergen (Heimdallr?) an der Brücke sagen: auch Ladislaus ist uns feind. — Wenn Ladislaus gleich Gönzöl (= Odin) steht, so kann Lehel wohl Heimdallr sein; Heimdallr ist Iring, Odin Irmin s. Myth. 335.

Das Horn Lehels erinnert an Heimdalls Giallarhorn, in das er bläst vor seinem und der Welt Untergang. Daß er mit dem Horn den deutschen Kaiser erschlägt, damit der in der andern Welt ihm dienstbar sei, erinnert an den gleichfalls auffallenden Zug in der nord. Mythologie: daß Frey den Sturmriesen Beli mit dem Hirschhorn erschlägt s. Weinhold die Riesen S. 15 (aus den Sitzungsber. der kais. Akad. Bd. 26).

Ein Kampf oder eine Gegnerschaft zwischen Odin und Heimdallr ist wohl nicht anzunehmen — oder gab es eine Mythe, wo Odin die himmlische Brücke beschädigte? — aber vielleicht eine Verwechslung der zu Helden gewordenen Götter. Dietrich der Gothe wurde mit Dietrich dem Frankenkönige identificiert, den Iring erschlagen; war ja der mit dem Kaiser Otto verwechselte Konrad ein Franke. Die Erzählung des Widukind von Corvei, die alten Liedern entnommen ist, erinnert hier sehr an die ungrische Erzählung von der Lechfeldschlacht. Nachdem Iring den Franken Dietrich erschlagen, legte er Irmenfrieds Leichnam auf ihn, damit der im Leben besiegte im Tode Sieger sei; dann sei Irings Namen an den Himmel versetzt worden, indem die Milchstraße Iringsstraße genannt wurde. — Dieß erinnert an die ungrische Erzählung, Lehel habe den Franken Konrad erschlagen, damit der Sieger nach dem Tode dem Besiegten dienen müsse. Hier wurden Lehels Horn und Konrad an den Himmel versetzt.

Die ungrische Benennung der Iringsstraße oder Milchstraße, hadak utja, Kriegsstraße, wird wohl mit dem erwähnten égihaború, mit dem Himmelskriege in Zusammenhang stehen (das madjar. had, der Krieg, stimmt merkwürdig zu ahd. hadu).

---

*) Ich habe sie mitgetheilt im Beitrag zur deutschen Mythol. Presburg 1855, Seite 32.

Überschauen wir den zurückgelegten Weg, so scheint sich zu ergeben: In der Schlacht auf dem Lechfelde ragt die Gestalt des fränkischen Konrad so bedeutend hervor, daß ein an Ort und Stelle entstandenes Ehrendenkmal, das einem Konrad gesetzt ist und hundert Jahre nach der Schlacht zum ersten Mal genannt wird, sich wohl auf ihn beziehen wird.

Die Schlacht auf dem Lechfelde wurde in der Sage mit mythischen Zügen von einer Weltuntergangsschlacht ausgeschmückt, wie einst die große Hunnenschlacht. Züge der Sage von der letzteren wurden auf die erstere übertragen.

Die Hauptthelden wurden an den Himmel versetzt: Konrad und Lehel, sammt dem mythischen Horn.

Die mythische Bedeutung der Brückenspiele gewinnt an Gewicht, indem wir nun annehmen dürfen, daß König Ladislaus, der dem Brückenhüter feind ist, wirklich an die Stelle eines mythischen Wesens getreten ist. König Ladislaus Wagen ist Gönzöls Wagen. Gönzöl ist Wodan und Lehel mit dem Horn ist Heimdallr mit dem Giallarhorn.

Ob die auf dem Lechfelde gefangenen und dann hingerichteten madjarischen Heerführer Lehel oder Leelu und Bulchu oder Verbulchu wirklich Namen geschichtlicher Personen, oder ob es ganz mythische Wesen sind, wäre noch zu erwägen.

Lehelu (neumadjarisch lehelö) bedeutet der Athmende; Verbulchu (neumadjar. vérbúlcsú) etwa: Blutsühne. Das klingt doch sehr mythisch.

Als Todtenführer wird in der madjarischen Mythe, wie in der deutschen, sonst der Erzengel Michael angeführt; also für Mercur — Wuotan. Er ist der praepositus paradisi Cæsar. Heisterbac. VIII, c. 45 *) und im Ungrischen heißt die Todtenbahre Szent Mihály lova: des heil. Michael Pferd; megrúgta Szt Mihály lova: es schlug ihn des h. Michael Pferd = er stirbt; schwer ist's die Schläge des Pferdes vom heil. Michael heilen, sagt der Madjare für: dem Tod ist kein Kraut gewachsen Ipolyi 371. Wolf Beiträge z. M. I, 32. Dieß mag zugleich als Fingerzeig dienen, wie sich in der madjar. Mythe so häufig deutsche und slavische Anschauungen finden; so daß Entlehnung sogar in den meisten Fällen leichter nachzuweisen sein wird, als das was diesem Volke eigenthümlich ist.

In den Brückenspielen der Kinder, in denen der Übergang der Seelen in die andere Welt dargestellt wird, erinnert eine mad-

---

*) Wittich hält im Laurin 238 denselben für einen Engel; *daz mac vil wol ein engel sîn, sente Michahel der wîse und vilet ûz dem paradîse.*

jarische Fassung des dabei gesungenen Liedes, worüber ich einen vor langer Zeit schon geschriebenen Aufsatz demnächst mitzutheilen denke, an den Übergang der Burgonden über die Donau (Nibel. 1533 f. bei Bartsch, 1473 f. bei Lachmann). Der Anführer der Seelen heißt im madjar. Brückenspiele König Ladislaus, und erscheint hier, wenn man die Analogie fortsetzen will, für Gunther, was ebenfalls an Gönzöl (Gunzel) erinnert, für den hier Ladislaus eintritt, indem der Gönzölwagen auch Ladislauswagen heißt. K. J. SCHRÖER.

ZUR ORTSNAMENFORSCHUNG.

I. Über den Namen der römischen Feste Aliso.

Die von Drusus im J. 11 v. Chr. bei Gelegenheit seines Kriegszuges gegen Sigambrer und Cherusker an der Mündung des „Elison“ in die Lippe (Dio Cass. 54, 33) zunächst nur als Brückenkopf zur Sicherung des Überganges über diesen Fluß erbaute, dann aber als „Castellum“ im Sinn einer bleibenden Anlage festgehaltene und noch weiterhin ausgebaute Feste Aliso (griech. *Ἄλεισον* Ptol. 2, 11), ist von den Römern so lange, als sie überhaupt noch an Eroberungen im nordwestlichen Deutschland dachten, d. h. bis zu der vom Kaiser Claudius im J. 47 n. Chr. angeordneten Zurückziehung aller dortigen praesidia auf die linke Rheinseite (Tac. Ann. 11, 19), als ein vorgeschobener Posten und Hauptstützpunkt ihrer sämmtlichen Unternehmungen bis zur Weser hin angesehen worden. In der Geschichte ist sie wichtig geworden vor Allem im Jahre 9 n. Chr. durch ihre Nähe beim Schlachtfelde des Varus, dann durch ihre Belagerung von Seiten der Deutschen, und zuletzt durch die Sorgfalt, die noch im J. 16 Germanicus auf ihre gesicherte Verbindung mit dem Rhein verwandte (Tac. Ann. 2, 7, vgl. Vell. Pat. 2, 120). Seit Clostermeyer's und Ladebur's Forschungen hat man meistentheils entweder Elsen an der Alme oder Liesborn an der Liese für den Platz gehalten, wo Aliso einst gelegen habe. Die sehr gründlichen und erfolgreichen Untersuchungen des Hofrathes Dr. Esellen (zuletzt in seiner Geschichte der Sigambern, Leipzig 1868) haben es aber so gut als gewiß gemacht, daß seine Stelle am Zusammenfluß der

Ahse und Lippe, eine Viertelstunde unterhalb Hamm, gewesen ist. Außer der Lage des Ortes scheint uns auch sein Name wohl einer nähern Betrachtung würdig zu sein, indem es sich, wenn wir nicht irren, herausstellt, daß er deutsch ist und einer sehr weitverbreiteten sprachlichen Sippschaft angehört, deren sehr naheliegende und unverkennbare Bedeutung man aber gleichwohl ganz vergessen oder doch bis jetzt übersehen hat. Die Wiedergewinnung eines alten Begriffes möge es entschuldigen, wenn wir hier vielleicht zu umständlich darauf eingehen, um ihn gleichsam von Neuem festzustellen. Es dient nämlich der Name Alse, Else, Ilse mit noch mehreren Nebenformen im Deutschen und den damit verwandten Sprachen (dem Celtischen, Slawischen, Griechischen, Illyrischen, Italienischen, Französischen u. s. w.) so auffallend oft zur Bezeichnung von Wasser, Bach, Fluß, daß man dabei kaum mehr an einen Eigennamen, sondern nur an ein altes Appellativum dafür denken kann, was denn auch durch die Etymologie des Wortes und seine sonstige Anwendung bestätigt wird. Seine älteste und einfachste Form finden wir in Alsa, dem Namen eines Flußes im Lande der illyrischen Veneter, westlich von Aquileja, bekannt durch die Schlacht zwischen Constantin dem Jüngern und seinem Bruder Constans, 340 n. Chr. Derselbe Fluß heißt jetzt Ausa, mit bekanntem Übergang von *l* in *u*, der auch in den französischen Namen Ose und Oserain stattgefunden zu haben scheint, verglichen mit Alesia, der berühmten mandubischen Festung im lugdunensischen Gallien, die an diesen Flüßen lag und von ihnen wohl auch ihren Namen hatte (vgl. Jul. Cäsar von Napoleon 2, 290). Über Alsa fügen wir noch bei, daß das *s* darin durchgängig = *ß* gesprochen zu sein scheint, indem sich daraus sein häufiger Übergang in *z* erklärt; und ferner, daß vor dem *s* ein *i* durchgetönt haben muß, da dieses sehr oft hier wirklich erscheint, oder aber durch seinen Wegfall die Umlautung des vorhergehenden *a* in *e* bewirkt hat, welches *a* außerdem auch leicht zu *i* geschwächt werden konnte. So haben dann die Alz am Chiemsee, die Else im Osnabrückischen, die Ilse am Harz, die Ölsa, Nebenfluß der Oder nebst Öls, die Elza, Nebenfluss des Arno, die Elz, Nebenfluß des Neckar nebst Neckarelz, die Elz, Nebenfluß der fränkischen Saale nebst Elsbach, die Elz, Nebenfluß der Mosel bei Koblenz, die Elz, Nebenfluß der Emscher nebst Alsum, und die Elz im Luxemburgischen in ihren Formen nichts Auffallendes. Die Insel Alsen ist gleichfalls, wie es scheint, nur ihres Wasserreichthums oder etwa ihrer Sümpfe wegen so genannt worden. Anstatt des *s* erscheint ein *r* bei der Aller im Hannöver'schen und der Iller im Badischen, während die Alser bei Wien den Zusatz *er*,

die Alster bei Hamburg und die Elster bei Leipzig den Zusatz *ter*, die Alsenz, Nebenfluß der Nahe, und die Elsenz, Nebenfluß des Neckar, den Zusatz *enz* (beide alt Alisontia) erhalten haben (vgl. Förstemann). Der Ill in Tirol und im Elsaß gehört dagegen wohl kaum hieher und gewiß noch weniger die Alme in Westfalen und die Ilm in Thüringen. Umgekehrt aber ist der Wegfall des *l* in Ahse (eigentlich Ahße gesprochen, früher einmal auch Orze genannt und ganz ähnlich gebildet wie franz. Ose, Oze). Deßgleichen in Ise, Nbfl. der Aller und nicht minder vielleicht auch in Yssel, Isee, Isar, Iser, franz. Oise, den gewöhnlichen Lautgesetzen ganz entsprechend. Im Griechischen fand sich ebenfalls ein Fluß Elisa in Elis und der Bach Ilissos bei Athen; das Wort ἄλσος erklärt sich am leichtesten als heiliger Hain an einem Fluß; ἰλύς (für ἴλϝς?) heißt Schlamm, und darnach ist Ἴλιον schon von einigen Alten als Sumpfstadt erklärt worden (Hesych.). Allem Anscheine nach stand hier anfangs überall ein Digamma vor dem Wort, ebenso wie in Ἕλος, Ἐλέα, lat. Velia, Velabrum u. s. w., also lauter Sumpforte. Ein *w* oder *u* finden wir auch im Deutschen, z. B. Ulster, Nebenfluß der Werra, Ülzen, Stadt in Hannover an der Ilmenau, Welse, Nebenfluß der Oder u. s. w. Auf denselben Begriff Wasser, Fluß, Sumpf beziehen sich ferner: die Alse, ein Fisch, die Alsenech, eine Pflanze, = Selinum palustre, die Else = Wermuth, die Else, Eller, Erle, ein Baum an einem Wasser, der Elsengrund = Erlengrund; aber nicht Elster, der bekannte Vogel, alt agalastra genannt. Hiernach gebildete Ortsnamen sind in Deutschland sehr häufig, z. B. Alzey in Rheinhessen (alt Alzeia), Alsbach in Sachsen-Rudolstadt, Elsbach in Franken, Alshausen im Elsaß, Alsleben an der Saale; wogegen Alsfeld an der Schwalm (alt Adelesfeld und Alahesfeld), Alsheim bei Worms (alt Alahesheim) und so wohl auch Alzheim an der Donau, nicht von alsa, Wasser, sondern theils von Adalo (Eigenname), theils von alah, alh, Heiligthum, ihren Namen haben. (Weigand Ortsn., Förstemann.) — Das indogermanische ars = fließen, gleiten, netzen (man s. Fick's Indogerm. Wörterbuch S. 14), woher sanskrit. arsh in gleicher Bedeutung und auch griech. ἔρση, Thau, bietet sich ganz ungesucht dar als die Wurzel dieses von uns jetzt nachgewiesenen altdeutschen Wortes alsa und seiner Nebenformen. Genau ebenso gedacht ist auch der deutsche Flußname Lippe, als Luppia, indem derselbe gewiß von dem indogerm. lib, griech. λείβειν = gießen, netzen abzuleiten sein dürfte, ebenso wie der celtisch-deutsche Name Rhein von sru, ῥέειν, rinnen. — Wir kommen jetzt auf den Ortsnamen Aliso selbst und bemerken zuerst über die Mittelsilbe dieses Wortes, daß sie in der römischen Aussprache höchst wahrscheinlich weder lang noch betont gewesen sein wird, ob-

wohl man das Erste aus dem griech. *"Αλεισον* des Ptolemäus und das Andere außerdem auch noch aus dem griech. *'Ελίσων* des Dio Cassius geschlossen hat. Bei den Alexandrinern nämlich wurde oft auch das kurze *ι* durch *ει* ausgedrückt; z. B. statt *ἤγγικεν* wurde auch *ἤγγεικεν*, statt *καθίσας* auch *καθείσας* geschrieben u. s. w. (s. Alex. Buttmann N. T. Gram. S. 5. Marc. 9, 35 ed. Lachm.) Ferner konnte der Flußname *'Ελίσων* im Griechischen allerdings nicht anders, als entweder auf der vorletzten oder, wie bei *'Ελισσών*, einem Fluß Arkadiens, auf der letzten Silbe betont werden; vermuthlich aber hat Dio Cassius den Namen des Flußes nur aus dem Namen der Stadt entnommen, indem der Fluß von ihm wohl eher *"Ελισα* hätte genannt werden müssen nach der Analogie aller andern deutschen Flußnamen dieser Art. Daß das *i* in Aliso kurz war, scheint aus dem leichten Verschwinden desselben *i* in Alisontia, Else, Elz u. s. w. unzweideutig zu folgen. Ferner muß auch noch beachtet werden, daß die Römer am Ende des Wortes Aliso gewiß ein nasales *n* haben hören lassen, wie schon aus dem Genitiv Alisonis etc. und dem griech. *"Αλεισον* zu schließen ist. Dieses Alĭson nun aber entspricht durchaus den jetzigen deutschen Ortsnamen Elsen oder Alsum, d. h. wir haben darin ohne Zweifel einen Dativ plur. zu sehen; und zwar ist die noch heutzutage in Westfalen, Schleswig-Holstein etc. sehr übliche locative Endung *-um* statt *-un* oder *-on* gewiß die ältere gewesen für das Altsächsische sowohl als für das Gothische: Schleicher, Compendium. §. 261 ff. Auch *-heim* ist ein Dativ, wie *heute* ein Ablativ und *heint* ein Accusativ. Alison oder Alsum heißt also wörtlich: „zu den Flüssen", Lippe und Ahse, ähnlich wie das heutige Alsum „zu den Flüssen" Emscher und Elz, an deren Zusammenfluß es liegt, wie Beckum oder Beckeme „zu den Bächen", nämlich denjenigen, aus deren Zusammenfluß die Werse entsteht, Gießen = „zu den Gießen oder Flüßen" Lahn und Wieseck u. s. w. Elsen an der Alme dagegen hat seinen Namen von einer Familie Ilsen, die sich im Mittelalter dort anbaute. Ob sich dort außer der Alme auch noch etwa ein kleinerer Bach oder sonst ein Wasser findet, ist mir unbekannt; jedenfalls ist die Lippe zu entfernt, um zugleich mit der Alme den Pluralnamen Elsen begründen zu können. Auch der Name der Insel Alsen wird, wie schon gesagt, „zu den Wassern" bedeutet haben, wogegen Alsheim an eben dieser Stelle nur einfach „Wasserstadt", wenn nicht vielmehr „Heiligthumsstadt" bedeutet haben würde. Übrigens ist Alsum an der Emscher und der Elz offenbar fast gleichnamig mit dem benachbarten Walsum, welches selbst nur einer Umstellung von Wasal, d. h. „feuchter Grund" oder „Grund am Wasser"

(s. Oscar Schade altd. Wörterb. S. 695) seinen Ursprung verdankt und also = Wesel und wohl auch = Basel ist, während Alison seinem Namen und etwa auch seiner Bestimmung nach in der Römerzeit beinahe sechszig Jahre hindurch allerdings ein deutsches Coblenz im Kleinen gewesen ist.

GIESSEN. LUTTERBECK.

II. Über Ortsnamen auf -losen.

Der mehrfach besprochene schwäbische Dorfname Ganslosen gibt mir Anlaß, einiges über das genannte Thema vorzubringen. Ich habe Tausende deutscher Wald- und Flurnamen aus Urkunden, Lagerbüchern, Flußkarten u. dgl. gesammelt und nach ihrer muthmaßlichen Bedeutung zu ordnen gesucht. In dieser Sammlung findet sich auch die Ortsnamensippe auf -losen. Erlauben Sie mir, das hierher bezügliche bekannt zu geben.

Wir wissen aus der Geschichte der deutschen Mark- und Hofverfassung, wie in allen Ländern germanischen Rechtes, sowohl umfangreiche Gemeindeländereien (Allmanden) als auch Gewandungen von Fronhöfen, dort an die berechtigten Markgenossen, hier an die hörigen Hofjünger nach dem Lose vertheilt wurden. (Ludwig von Maurer: Einleitung in die Gesch. d. deutsch. Markgenossensch. 1—3, 79—80, 278 ff. Ferner desselben: Geschichte der Fronhöfe und Bauernhöfe III 20 bis 203; desselben: Gesch. der Dorfverfass. 1, 307 ff. Endlich sehe man auch Schmeller baier. Wörterb. 2, 504, 531 ff.).

Diese Lose oder Lostheile, sortes, portiones, nach einem andern deutschen Worte auch Lussen, Lüssen genannt, wofür ebenfalls zahlreiche Belege ersammelt sind, behielten in vielen Marken den einfachen Namen ihres Ursprunges bei. Sie finden sich, zumal in Schwaben, ungemein häufig und erscheinen heute als vermessene, in Parzellen zerschlagene Äcker, Wiesen, Weiden und Wälder. Bei vielen läßt sich jetzt noch ermitteln, daß sie ager compascuus, Allmand, waren, viele sind es zur Stunde noch, bei dem Rest läßt sich das für frühere Zeiten mit ziemlicher Sicherheit behaupten. Beispiele für die einfache Form: in Losen (Weinberge und Äcker), in Lösen (Wald) und in Lösenen (Wald und Feld). Dieselben in schwäbischem Gewande: in Lausen (Wiesen), in Lausenen (Wiesen), in Löschen (Äcker), in Löschenen (Wiesen), in Loschen (Wiesen). Beispiele für die zusammengesetzten Formen: *a*) in denen Los das Bestimmungswort ist, Losäcker, Losbaint, Losbuch (Wald), Loshalde (Wiesen), Loshaldenberg (Wiesen), Losheimer und Losemer (Äcker). *b*) Los als Grundwort: Bodenlöse, Bodenlösen, Erllosen, Grundlosen, Sattellöse.

Für die zweite Unterart sind alle, die mit *hluz* (Los) oder mit *lûz* (Versteck) zusammengesetzt sein könnten, weggelassen worden. Mone in seiner Zeitsch. f. Gesch. des Oberrheins 2, 497 führt schon zum J. 1278 aus der Lörracher Gegend eine Lôschebande, offenbar unser Losbaint, an. Im Vorbeigehen sei gesagt, daß in Oberschwaben Baint von bannen abgeleitet wird, da bannen s. v. a. den Viehtrieb verschließen heißt; auch erwähne ich, daß Ulrich Richental in seiner Chronik des Concils von Konstanz (geschrieben um 1430) sich der Form beinen für bannen bedient. — Nachdem ich viele der genannten Örtlichkeiten selbst in Augenschein genommen, habe ich die Überzeugung gewonnen, unser -losen könne nichts anderes denn sortes bedeuten, und somit nichts anderes sein, als der Dativ plural von lôz. Nicht einmal der Schlammletten, der Löß, kann ernsthaft in Frage kommen, eher noch in einzelnen Namen das ahd. stf. lôsî, lôsâ = redemtio. Entschädigungsabgabe, Pachtgeld, zu dem die in Urkunden nicht selten vorkommenden Composita: holzlosi, stumplosi, kirchlosi u. s. w. gehören. Eine Örtlichkeit Grundlosi nennen Grimm's Weisth. 1, 302 im Aargau, ebendort befindet sich heute noch ein Dorf Würenlos, im Bregenzer Walde ein Dorf Oblosen. Bei Mone a. a. O. 2, 88 wird im J. 1226 eine silvula vincloz genannt. Ganz etwas anderes, als die obengenannten, bei Klosterwald in Hohenzollern liegenden Erllosen, ist der Bach Erlos im wirt. Oberamt Ehingen. Es wird dieses wohl Erl-os zu trennen sein. Osa glaube ich zu osjan stellen zu sollen, sofern es sich hier um einen zeitweise versiegenden Bach handelt. Wie Grund und Boden in der Redensart zusammengehören, so treten sie auch in Ortsnamen neben und für einander auf. Weitaus in den meisten Fällen bedeuten sie ein ebenes Feld oder eine ebene Lage am Fuße einer Anhöhe. Wohl gibt es auch Örtlichkeiten im Boden, die auf Anhöhen liegen, allein hier ist eben nur die alte Bedeutung dieses Wortes planities, Ebene, festgehalten, in der es dann freilich ebensowohl ein flaches Floß, als den Kornboden unter dem Dache bedeuten kann. Förstemann führt das Wort in einer sehr alten Zusammensetzung NB. 2, 909 an: Bodomelosenstamph, worunter ich eine Pochmühle auf den Bodenlösen verstehe. Sattellöse, ein Dorf im badischen Seekreis, erinnert an das alte Feldmaß: satel, sateil = $^1/_8$ bis $^1/_3$ Morgen. In Oberschwaben versteht man heutzutage unter Satel die Breite eines Ackerstreifens, soweit der Säemann den Samen mit einem Wurfe schleudert. Die bei Förstemann 2, 876 und 2, 1506 angeführten Kinloson und Westerkinloson wage ich bei meiner Unbekanntschaft mit den norddeutschen Agriculturverhältnissen nicht zu deuten. Ein ebendort 1, 1489 genanntes

Wazerlosum mahnt an eine Stelle in Grimm's Weisth. 1, 540, wo von dem Mangel eines Weges zu Wasser und Feld die Rede ist. 'Klagt jemand um wasserlose oder jockweg' etc. etc. Hier handelt es sich allem nach um das stf. lôsî.

Nach diesen Anführungen komme ich endlich an unser schwäbisches Schilda, auf das Dorf Ganslosen zu sprechen, das heute Auendorf heißt und das seit dem Erscheinen der „Alemannischen Wanderungen" von Bacmeister für einen slawischen Ortsnamen angesehen wird. Das genannte Dorf liegt in einem engen Albthälchen, das in die rechtseitige Sohle des Filsthales einmündet und von einem Nebenbach der Fils, von dem Wettenbach, durchflossen wird. Ganslosen liegt auf einer kleinen Anhöhe, die das Wettenbachthal in zwei schmale Arme theilt. Die Arme selbst sind östlich und westlich von steilen und hohen Bergwänden eingefaßt, da das Thälchen von Norden nach Süden streicht, so daß Ganslosen den übrigen Thallagen gegenüber sichtbarlich allein vor den häufigen Überschwemmungen des Wettenbaches sicher ist. Die alten Schreibungen Gas und Gos in Gaslosen und Goslosen, wie das schwäbische gaus in Gauslausen, gehören Angesichts dieser Umstände zum ahd. gos = diluvies. Wie das alte, auch in oberdeutschen Mundarten noch zu findende gos und gus = anser in das schwäbische gauns hinüberglitt, so ist ihm gos = diluvies, Überschwemmung, auf demselben Wege der Lautwandlung gefolgt. Wenn das Volk bei gos nur an die Gans und nicht an ein verschollenes gos = Überschwemmung dachte und damit dem guten Ganslosen für alle Zeit einen „Schlätterling" anhieng, so wird man dieß nur in der Ordnung finden. Ganz in der Nähe findet sich ein anderer Nebenbach der Fils, die Gos, an welcher Gosbach liegt. Man wird die alte Kameradschaft nicht verkennen. Zusammensetzungen mit gos sind auch anderswo nicht selten, ich will nur Goslar, Gosowe, Gosfeld anführen. Goslosen oder Gaslosen wird dem Vorgetragenen zufolge schwerlich etwas anderes sagen wollen, als sortes juxta ripam stagnantem. Dafür spricht der jetzige Name des Gansloser Baches beredt genug. Die Wette oder das Watt bedeutet in Oberschwaben heute noch s. v. a. stagnum, ausgetretenes Wasser. Wettenbach ist daher nur die jüngere Übersetzung für ein altes Gose. Wäre die Lesart Gastlosen, die im 16. Jahrhundert vorzukommen scheint, alt, so könnte man an sortes extraneorum denken, da die alte Rechtssprache unter Gast einen Ausmärker verstand, der kein Recht an die gemeine Mark hatte, dem aber häufig aus „Gunst und gutem Willen" ein Nutzen an der Allmand verstattet wurde.

AULENDORF in Wirtenberg. RICHARD BUCK.

SPRACHLICHES ZU CLOSENER.

I. Die Martsche.

Closener erzählt: *Dô man zalt 1332 jôr, 4 wochen nôch den ôstern, an der mittewochen sô die rûntofel oder die martsche ist zû Strôsburg, nôch dem nahtmasze, dô erhûb sich ein gescholle in der Brantgasze zwischent den zweien geschlehten, den von Mulnheim und den Zornen* (Städtechroniken VIII 122, 5). Was ist die Martsche? Das Mhd. Wb. II[1], 84[b] citiert unsere Stelle, gibt sich aber im Übrigen mit einem Fragezeichen zufrieden. Scherz-Oberlin, der, da es sich um etwas Straßburgisches handelt, wohl hätte zu Rathe gezogen werden sollen, sagt p. 1005 bei *Martsche* (andere Lesung *Marsche*): *Apud Matthaeum Paris ludus hic appellatur Martius.* Also war die *martsche* ein Fest oder Spiel, welches im März gefeiert wurde. Die Schreibung *tsch* für *tz*, also *martsche* für *martze*, ist dem Elsässischen geläufig; s. Weinhold Alem. Gramm. §. 192 p. 160. Aber *daz gescholle* erhub sich eben nicht im März, sondern vier Wochen nach Ostern, und zwar Mittwoch 20. Mai. Dieser Widerspruch zwischen dem Namen und der Datierung darf uns nicht beirren: wir haben es bei der Martsche mit einem sehr alten Ding zu thun, dessen Name haftete, als die Feier längst verlegt war. Die Rechtsalterthümer p. 245 geben dafür erwünschten Anhalt: 'Die fränkischen könige beriefen das volk gewöhnlich an einen ort des Niederrheins, z. B. Andernach, Ingelnheim, doch auch in andere gegenden. Die Merovinger im merz, daher *campus martius.* ... Im jahr 755 verlegte sie Pippin in den mai, *majicampus, magicampus.*' So könnte man, einen Scherzspruch Walthers parodierend, sagen: 'hêr Merze, ir müeset Meie sîn.' Mit den allgemeinen Volksversammlungen waren sicher heidnische Opfer verbunden; ebenso war es alte Sitte, bei solchen Zusammenkünften dem Könige freiwillige Geschenke zu bringen (Rechtsalterthümer 244. 245), — was Wunder, daß auch das Volk diesen Tag sich zu einem Feste mit allerlei Spiel und Lustbarkeit gestaltete, wenn auch die *martsche*, der *campus martius*, nicht mehr im März, sondern im Mai stattfand? Man war eben mit der Benennung nicht scrupulös: zu Worms feierte Karl d. Gr. im Jahre 781 das Maifeld, aber erst

einige Monate nach dem Mai, wie es öfter geschah, ohne daß sich die Benennung änderte. (Rechtsalt. a. a. O.)

Besonderes Interesse gewinnt das alte Fest des *campus martius* dadurch, daß die romantische Tradition von König Artus sich an es anlehnte. 'Die rûntofel oder die martsche' sagt Closener, — kann man zweifeln, daß darin eine Reminiscenz an die table-ronde enthalten ist? Dazu mußte freilich das Bewußtsein, daß die *martsche* das Märzfest ist, erst völlig abhanden gekommen sein, denn der Herr der Tafelrunde ist ja gerade

Artûs der *meienbaere* man:
swaz man ie von dem gesprach,
zeinen pfinxten daz geschach
odr in des meien bluomenzît. (Parz. 281, 16.)

Auch anderswo war die Erinnerung an die Tafelrunde lebendig: in Köln bedeutete eine *tafelronge* *) kurzweg ein Stechen, wie sich aus einer kölnischen Rathsverordnung von 1345 ergibt: *so wanne man eyne tafelronge roeft upme aldenmarte zo stechen, dat dan eyn yecklich wirde ind wyrdynne, da rydende lude off varinde lude uss ind in wandelent, sall tzwa karren mysts gheven up die bane demghiene, den der rait darby schickt, as hee is gesynnet, ind als man enboyven mûren sticht, so sall mallich gheven eyne karre* (Ennen, Quellen zur Gesch. d. Stadt Köln IV 300); und nichts anderes ist es, wenn in Niederdeutschland ein Volksfest *gral* heißt: s. Frisch 1, 365 c; Brem.-nieders. Wörterb. 1, 532 und deutsches Wörterb. 5, 1980. In Reinke de Vos heißt es v. 3305:

De konnink sach van sîneme sâl,
eme hagede sêr wol de grôte grâl.

Bei Leibniz Script. rer. Brunsw. III 418 liest man: *In dussem jare* (1481) *was de grall to Brunswick;* ebenda II 91 findet sich eine überaus anziehende Schilderung eines spectaculum quod *gralum* appellant, eine Schilderung, die in Einzelheiten noch heute manches unserer Volksfeste treffen kann. Endlich berichtet uns die Magdeburger Schöppenchronik (Städtechroniken VII 168 f.) des Breiteren über einen Gral: *de grâle was bereit up dem mersche.* Dieß *mersche* erklärt das Glossar als 'Marsch'; sollten wir doch vielleicht berechtigt sein, an *campus martius* zu denken? Der *mersche* war eine Elbinsel bei Magdeburg: zur

*) Die auf starker Nasalierung beruhende Schreibung *ng* für *nd* ist am ganzen Rhein zu Hause. Die Agrippina schreibt mit Vorliebe Burgongen, auch ingen = in den; tûseng hat die Oberrheinische Chronik ed. Grieshaber p. 33; bei Königshofen findet sich mehrfach angwerg, angwergman, langgrâfin u. s. w.; s. mein Glossar zu Städtechroniken IX p. 1115. Vgl. Weinhold Alem. Gramm. §. 201.

Volksversammlung, zum *campus martius,* pflegte man die Nähe eines Flußes oder eine Insel im Fluße zu wählen (Rechtsalterthümer a. a. O.)

Schließlich sei beiläufig bemerkt, daß die *martsche* des Jahres 1332, von der wir ausgiengen, eine dichterische Bearbeitung gefunden hat durch Lamey in den Elsässischen Neujahrsblättern, herausg. von Stöber und Otte 1844 p. 137 ff.

II. Olbergrien.

Im Jahre 1333 zogen die von Straßburg in's Feld gegen die Veste Schwanau (Swannôwe) bei Erstein, etwa drei Stunden südlich von Straßburg an der Ill, und gewannen dieselbe durch eine eigenthümliche Taktik. Closener berichtet darüber: *sunderlîch die von Strôsburg fûrtent ôlbergrien ûs der stat in dunnefesselîn, die warf man mit eim werke in daz hûs und entsûfertin ire burnen und alle ire wonunge, daz in gar widerwertig was.* (Städtechroniken VIII 98). Von dieser Belagerung erzählen auch Joh. Vitoduranus 101 und ein Gedicht, welches Wurstisen (Baseler Chronik 172) citiert: beide reden von stercus oder stercora humana. Endlich heißt es über dasselbe Ereigniss in der Zimmerischen Chronik I, 365, 6 ff.: *zu dem hetten die von Straszburg die secreta und haimliche gemach in ir stat rumen und solchen wust in ain unzall tonnen und vesser thon und die ins leger vieren lassen. die warden durch sonderliche darzu aufgerichte instrumenta sampt den stinkenden faulen aszen in das schlosz geworfen, dadurch dann die profian, und fruchten zugleich den bronnen aller verwust und verderbt ward und die im schlosz genett, das sie nit lenger sich enthalten kunten, derhalben sich weiter in die sprach mit den stetten begeben musten.*

Oberlin setzt demnach p. 26 und 1160 unter Albergrien oder Olbergrien, Oelbergrien *) einfach faeces oder stercora humana an und führt mehrere lehrreiche Beispiele auf. Daß dabei der Sinn annähernd getroffen ist, leuchtet ein; versuchen wir, ob wir das Wort auch philologisch feststellen können.

Freilich ist nicht entfernt mit Oberlin an Ölbeeren zu denken. Vielmehr ist elsässisch *ôl,* schwäb. *aul,* eine contrahierte Form für adel; es müßte bairisch, wenn belegt, *âl* lauten. In ganz Deutschland aber, hoch wie niederdeutsch, bedeutet *adel* oder *addel,* contrahiert *âl,* Mistjauche oder Mist; s. Deutsches Wörterb. 1, 177; Schmeller-Frommann

*) Über die Schreibung oe für ô s. mein Glossar zu Städtechroniken VIII. IX p. 1117.

1, 34; Vilmar Kurhessisches Idiotikon p. 4; Brem.-nieders. Wörterb. 1, 10; Schütze Holsteinisches Idiotikon 1, 18; Kosegarten Wörterb d. niederd. Sprache p. 102. *Grien* bedeutet nach einer bei Oberlin citierten Stelle s. v. a. Koth, Unrath; es ist dasselbe Wort, welches Maaler die teutsch Spraach Bl. 192[c], wenn auch vielleicht nicht ganz prägnant, als synonym mit Eingeweide aufführt. Demnach bliebe *ber* zu erklären. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich in *ber* nur ein durch Einfluß des *g*, mit welchem das folgende Wort anlautet, beeinträchtigtes stm. *berc* oder stf. *berge* erblicke, gebildet wie *halsberc* oder *halsberge*. Es wäre also *ôlbergrien* *) nichts anderes als *grien*, d. h. Koth, Unrath aus dem *ôlberc*, der *ôlberge*, d. h. der Cloake.

Die Anwendung dieses geistreichen Mittels, um eine Festung zur Übergabe zu bewegen, steht übrigens nicht vereinzelt da, ja wenn Oberlin 1256 Recht hätte, so gab es Wurfmaschinen, die nur zum Schleudern von *kât, kôt* (niederd. *quât*) dienten und daher *kwôtwerg* hießen. (S. Closener a. a. O. p. 99.) Daß derartige Geschosse von drastischer Wirkung waren, ist nicht zum Verwundern; eine sehr pikante Schilderung derselben gibt Christianus Wierstraat, Reimchronik der Stadt Neuß (ed. v. Groote. Köln 1855) p. 77, welche man nachlesen mag.

LEIPZIG, November 1870. KARL SCHRÖDER.

KLEINE MITTHEILUNGEN.

1. Moneke. Simon.

Zu A. Hœfer's Meinung (Germ. XIV, S. 216 ff. speciell S. 218), der Name *Moneke* könnte aus Simon, Simoneke entstanden sein, glaube ich einen Beleg liefern zu können, indem *monik* urkundlich als Taufname vorzukommen scheint. 1353 wird in einer Stader Urkunde (Stader Osterprogr. 1856 S. 77 f.) ein Bauer 'monik henniken sylemannis sone' genannt; Beiname ist es da sicherlich nicht, ich kann es nur für den Taufnamen halten, wie der des Vaters *Hennik* ist, der Familienname Syleman oder van dem Syle**); in diesem Falle ist

*) Ein zutreffendes Analogon für die Unterdrückung des auslautenden g (c) bietet die nicht seltene Schreibung burgrâve.

**) Ueber den noch dauernden gleichen Werth des '-mann' und des 'van' (van dem, van der) s. Archiv des Vereins f. Gesch. und Alterth. zu Stade 3, S. 293.

dann aber, wie im Bremischen so ganz überaus häufig, das Diminutiv statt des eigentlichen Namens angewandt, der nur Simon sein kann; denn monik = monachus wird als Taufname kaum anzunehmen sein. Der Name Symon kommt dort gleichzeitig freilich seltener vor (l. c. S. 40), ist im Bremischen aber im 15. Jahrh. doch häufiger (Arch. des Ver. f. Gesch. etc. zu Stade 3, S. 283 ff.) Außer dem gekürzten Namen Hennik (neben Hennike, Henningh, Hennynghius, Enninghius) für Johannes kommt in dortiger Gegend noch sehr häufig Kopeke, Kopike, jetzt Köpcke, für Jacob vor, ein dem monik, moneke zu vergleichendes Beispiel*).

Ich füge hinzu, daß in Hamburg 1373 ein Conradus dictus *Moneken* (Koppmann, Hamburger Kämmereirechnungen I, p. LXXXI Not. 4) und 1371 ein Schütze *Moneke* (ib. p. 140) vorkommt, ein *monec* 1275 (Meckl. Urk. B. Nr. 1374) in Rostock, wo auch eine *monekenstrata*, wie in der Umgegend *monekehaghen* 1268 und *monekehusen* neben *monekenhusen* (Ib. IV, p. 52 im Ortsreg., auch Schröter Beitr. Heft 1 (einziges) p. III), pl. moneke Tunnicius ed. Hoffmann p. 10 Nr. 153. Der Beiname monek könnte auch castratus oder impotens bedeuten, wie kaphingst, kapûn u. a., das Brem. Wb. 2, S. 184 v. monnik bietet das dort in der Gegend noch übliche 'monneken castrare'.

Zu den Thieren, die nach dem mönch benannt sind, gehört auch ein Insect (wahrscheinlich 'bruchus' Brem. Wb. VI p. 205), dann die bekannte Grasmücke, 'Plattmönch' oder 'Mönch' (sylvia atricapilla), ferner glaube ich aus Reinekes Verwandtschaft die kleine Otter (Lutra lutreola) oder den nörz mit seinem mecklenburgischen Namen '*mänk*

*) Kupekinus, Cupeke Koppmann Necrolog. cap. Hamb. p. 87 Aug. 15 und p. 92 Aug. 28. Bekanntlich ist in Frauennamen die Aphaeresis seit alter Zeit noch heute üblich; ich möchte dabei zu Schillers Erklärungen, Germ. XV, S. 410 bemerken, daß Sefke Josephe zu sein scheint (Zeveke: Archiv des Ver. zu Stade 3, S. 295) da die Kosenamen für Sophie Fia (ib.), Fîke, Fîken zu sein pflegen. Sylke, Syllike wird nicht Sibylla, sondern Caecilia sein (Czille, Czyllike ib., noch heute Zielchen). Beiläufig: Ghese, Gheseken kommt urkundlich nicht nur für Gertrudis, sondern auch für Margarete und sicherlich auch für Gesina und Gisela (Gisselle, Gysel) vor; ich kenne die Formen Gese, Gesse, Gesze, Geze, Gesike, Gessike, Gessica, Geiszike, Geiske, Geisske, Ghesecke, Geysche, Geyszke, Geiszke, jetzt ständig Gêsche. — Mette, Metken wird ebenfalls noch jetzt auch als Kosenamen für Margarete, wahrscheinlich auch für Magdalene gebraucht. Für Sweneke giebt das Archiv l. c. Swanicke und Swenicke; es kommen dort aus dem Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh. zum Theil seltene (Herche, Hempe, Hemme [eines Johann Schiller Frau; Br. Wb. V. p. 386 erklärt Hemmeken für Emma], Hebbeke, Asselle, Beniken, Semme, Lzemme, Czimme, Beisske), zum Theil auch alterthümliche Frauennamen vor (Framehilt, Willemut).

ottermänk' (Schiller Thier- und Kräuterb. 1, 7) hierher ziehen zu müssen, für den ich auch '*mink*' gefunden habe. — *Mönk* heißt im Brem. und Holst. auch der Grundpfahl zum Stauen und Ablassen der Teiche, *münk* (s. Stüremb. v.) der bei Erdarbeiten, zum Nachmessen der Arbeit stehen bleibende Erdkegel, und dem ähnlich ist die Bezeichnung Mönch für isolierte Felsen und Klippen, wie z. B. in Helgoland, am Harz etc. Die alten schweren kleinen Hohlziegel heißt man in Bremen wie in Rostock noch heute bald Mönchsziegel, bald '*mönken* und *nönken*' (Brem. Jahrb. 2. p. 402 ad p. 117*), den oben liegenden nämlich mönk, die unteren nönken, was ich erwähne, um eine ähnliche Namengebung aus Namendeutung zu Germ. XV, 80 anzuführen. Dort ist meschucke, muschücke, ohne Zweifel richtig von biscuit abgeleitet in Rostock nennt man aber heute nach der Deutung muschüken = monsieur'chen im Scherz den Oberzwieback mit diesem Namen, den Unterzwieback aber mamselken.

Bartolt ist der Storch (Germ. XIV p. 219) wohl nur im Anklang an die letzte Silbe seines Namens adebar genannt, und ähnlich, aber onomatopoetisch ist '*den Olrik anbeen*' (ib. p. 220) zu deuten, nach dem Tone des Aufrülpsens beim Erbrechen. Ich kenne die Redensart in der Form '*he röpt Ollerk*', wie auch '*Absalon rufen*' für den Ton des Schluckauf (slukup) 'ab' oder 'öb' im Scherz gesagt wird.

Für Namengebung aus Namendeutung halte ich auch *kiuenibbe* Streitschnabel als Zwietrachtsäer, bei Schiller Beitr. (Schweriner Progr. 1867) p. 8; denn nach Analogie der Straßennamen in Rostock und Stralsund: kibbenibber = kivenibberstr. (jetzt Kivenhiverstr.) müsste nicht *kif*, Streit, sondern *kiffe kive* Kinnlade das Bestimmungswort sein. Beide Straßen danken wohl einem Personennamen ihre Bezeichnung; in den Hamburger Kämmereirechn. findet sich ein Kivenibbe 1381 (Koppmann, 1, p. 310), ein Thidericus Kyvennybbe 1386 (ib. p. 419). In Bremen wird aber eine Kiefstrate angeführt.

Und nun noch einen Beleg zum *Funkeldune* des Redent. Spiels als Saufteufel (Germ. XIV, S. 192): man hört im Bremischen öfter die Ausdrücke „Funkelhageldûn" und 'funkelhagelbesoffen'. Schröder's Deutung ist darnach richtig.

---

*) In Bremen hießen sie eigentlich *schôfstên*. Brem. Jahrb. l. c. Brem. Wb. 4. S. 669, nach letzterem scheint der obere, deckende Ziegel (Mönch) *mule* genannt worden zu sein, ein Wort, dessen Deutung nicht angegeben, etwa: mule, pantoffel?

2. Zum Namenräthsel des Primas.

Im Namenräthsel des Primas, Carm. Burana 183*, sucht Grion in Zachers und Höpfners Ztschr. II, 412 den Woltker oder Wolfger von Ellenbrechtskirchen oder Leubrechtskirchen; er sagt selber, daß er zumeist nach vorgefaßter Vermuthung deute, und so zwingt er *ker* als *kopf* und *epa* = *eph* = *f* als *Bauch* heran; *wol-c-er* soll = 'wolliger', *rekflow* als 'flauer Recke' gedacht werden. Ohne irgendwie in Grions Ausführungen einzugreifen oder für oder wider zu entscheiden, erlaube ich mir den Wolfker, falls er wirklich in den Worten steckt, bequemer und ich glaube plausibeler herauszuschälen:

Littera bis bina me dat vel syllaba trina,

je zweimal zwei Buchstaben, *wolf-krus* oder *grus,* oder auch drei Silben, *wolf-ke-rus.*

Si mihi dematur caput, (nämlich das Ende: *krus*) *ex reliquo generatur*

Bestia (*wolf*), *si venter* (Vordersilbe *wolf*), *pennis ero tecta decenter*;

d. h. *grus* f. Kranich; wozu das fem. *tecta* paßt.

Nil si vertor ero, nil sum laico neque clero.

d. h. *kruswolf* oder *krusewolf,* ein nicht unpassendes Beiwort für einen Golias und Kneipenbruder. *Kruse* f. und *krauss,* doch wohl m., crucibulum Mhd. Wb. I, 890; neben *kraus* wird auch *krus* m. zu vermuthen sein, da nd. *krus, kros, kraus* für Krug als Trinkgefäß und Wirtshaus vorkommen; auch die lat. Form crucibulum führt darauf.

---

3. Lever Meer. 1593. Toten-Übersetzen.

Se geuen ock vor, wenn de Seele uth dem Minschen varet, so moth se de erste Nacht Herberge hebben by S. Gerderuten, darumme ock S. Gerderuten Kercke gemeinlyken vor de Döre der groten Stede gebuwet syn, und darna moth se auer dat Leuer Meer und so fordan. Spegel des Antichristischen Pawestdoms etc. dorch Nicolaum Grysen Predigern in Rostock thosamen geordent. Rostock dorch Steffen Müllman M. D. XCIII. bei Wiechmann Meklenburgs altniedersächsiche Litteratur II 131. Dieser 1870 erschienene 2. Theil des so äußerst verdienten Werkes von Wiechmann-Kadow umfaßt die in Mecklenburg während der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. erschienenen niederdeutschen Werke und Einzeldrucke, viele von allergrößter Seltenheit, manche wahrscheinlich schon völlig verloren. Die Auszüge, welche Wiechmann bietet, sind für alle, denen die kostbaren Originale nicht zur Verfügung

stehen, sprachlich und culturhistorisch von großer Bedeutung, so p. 68 (a. 1570) der Stralsunder Ausdruck *na ordeninge der Jarschare* und die ebendaher stammenden Vermählungs-Ausdrücke in ihrer Reihefolge: *thoschlach* (Abmachung unter den Eltern), *upslach* (öffentliche Verlobung), *hochtidt*, die auch S. 122 (a. 1592) ähnlich aus Greifswald gemeldet werden. Oder auch die seltenen Rostocker Gewerbenamen S. 73 (a. 1572): *Decker, Brugger, Klemer* = Thurm- und Dachdecker, Steindämmer oder Steinbrücker, Lehmstreicher, welche an der Sonne zu trocknende Lehmsteine (kluten) und Lehmwände oder Scheunentennen machen. Die unbekannten nd. Worte sind in Noten erklärt; dazu glaube ich folgende Bemerkungen machen zu dürfen: *Krallenschnöre* S. 54 sind nicht nur Korallen, sondern überhaupt Halsbänder aus rund gedrehtem Schmuck, z. B. Bernstein (Bernsteinkrallen). *Ingedömpte* ist S. 55 wesentlich Leinenzeug, noch jetzt das Hauseingeweide; bei Verlöbnissen kann es natürlich dann für Mitgaue, Mitgift gebraucht werden, wie S. 122. *Wandtschmyde, Wandschmyde* S. 55, ist nicht feines Geräth oder Silberzeug, „das als Zierde auf Borten an den Wänden steht" sondern Silber- und Goldbesatz an den Gewanden, Spangen, Tressen etc; der Gegensatz sind die *Kleider ane Sülvern hechte edder Schmyde. — By vormidung jngelyueder straff* S. 59 ist nicht „jeglicher" sondern „einbeliebter" d. h. festgesetzter Strafe; das betr. Edict des Raths zu Rostock enthält ja auch ganz bestimmte Strafsätze.

---

4. Nachtrag zu uns, us, ösek, sek*).

Für die Vermischung der Formen bringe ich noch folgende Beweise: In den Urkunden zur „Geschichte der Familie von Blücher von Dr. Fr. Wigger" Th. I, die fast sämmtlich Mecklenburg angehören, steht regelmäßig *uns unse*, jedoch in Nro. 358 p. 277 (anno 1374) *us, use, unse* promiscue; Nro. 365, p. 283 (vor a. 1377) ebenso *us, uns, use, unse;* Nro. 373 p. 294. (a. 1388) *use, unse*; Nro. 386 p. 308 f. (a. 1418) immer *use*, nur einmal *unsem;* Nro. 390 p. 312 (a. 1419) nur *use, van user weghen;* Nro. 415 und 441 p. 338 f. und 365 (a. 1431. 1442) nur *us use*; die Schreibart wechselt natürlich: *unze, unsse, unnse, unsze* etc. — In Fallerslebener Urkunden des 14. Jahrh. in der Zeitsch. des hist.

*) Germ. XVI, 93—97. Daselbst ist 91, 9 zu lesen: gebraucht f. gedruckt; 95, 4 ûs f. uns; 95, 24 Calenberg; 97, 24 bezweifelt f. bezeichnet.

Vereins f. Niedersachsen 1869 p. 114 ff. steht auf dem Gebiete des *os* und *ösch* regelmäßig: *uns, unse,* nur p. 134 (a. 1337) hat *us, use;* p. 135 (a. 1340) *us, use*; p. 136 f. (a. 1344) *us, os, use, unse* bunt wechselnd. Die letzte Urkunde wechselt auch mit *wi* und *we* im N., die beiden vorletzten haben *we.*

ROSTOCK. K. E. H. KRAUSE.

SIEBEN WUNDERGESCHICHTEN AUS DEM XIII. JAHRHUNDERT.

Der Codex N. 1080 der hiesigen königlichen und Universitäts-Bibliothek (in Folio, aus dem Ende des 14. Jahrh.) enthält von einer Hand geschrieben:

a) Caesarii Heisterbacensis Dialogi miraculorum fol. 1 bis fol. 298 r 1;
b) Sieben Miracula, ohne Überschrift fol. 298 r 2 bis 300 r 2;
c) Vita B. Hugonis ordinis Cisterciens. monachi in Tannenbach fol. 300 r bis 304 r;

dann den Index auf fol. 305–308. Letztere ist dieselbe, aus der Schoepflin in seiner Historia Zaringo-Badensis (Vol. V n. LXXVII) die bekannten Nachrichten über den letzten Zähringer Berthold V. mitgetheilt hat; das Ganze ist bis heute noch ungedruckt. Eine Collation des Caesarius mit der neuesten Ausgabe, die meist nach späteren Manuscripten gemacht ist, dürfte noch manche interessante Varianten ergeben.

Die sieben culturhistorisch sehr interessanten Wundergeschichten sind meines Wissens noch ungedruckt; sie fallen augenscheinlich in die Zeit von 1218—1260; denn Graf Wilhelm III. von Jülich, von dem in No. I die Rede ist, starb nachweislich — wie auch der Verfasser der Legende angibt — 1218, und bei dem in No. III erwähnten Erzbischofe von Magdeburg hat man wohl ohne Zweifel an Rudolf von Dingelstädt zu denken, der am 29. September 1260 plötzlich bei der Tafel vom Tode überrascht ward.

Ich lasse darnach die Stücke selbst folgen.

I.

Quoniam rerum placet novitas, nova veteribus placuit novis hominibus enodare, quatenus alia ex aliis tam rerum similibus quam novitate

miraculi clarescant. Innotescat igitur presentibus et futuris posteri, videlicet hoc tempore anno ab incarnacione domini MCCXVIII rem evenisse mirandam et ammiracione dignam, sed non tam mirabilis gestu quam novitate moderna, precipue cum nemo sit de nostratibus, qui vel infernum veraciter pertimescat vel fide et actu virtutum regnum celorum sollicitus concupiscat. Accidit igitur ut Comes de Geulch quadam die coram multis militibus patris sui parvo ante spacio defuncti memoriam subito in medio propalaret; verum quia ut de scintilla sepe modica, si pastum receperit congruum, magna poterit civitas cicius concremari, sic sermo ex inproviso prolatus si fomentum senserit, cito sentenciam protelatur; unde accidit ut exemplo (sic!) nescio quo tactusardore rem quam semel dixerat, illico subsequens eandem replicabat. Dixerat enim se valde mirari, ubi vel in quo statu pater suus nuper a carne solutus posset detineri, deinque adiciens omni voto se arcius amplecti, si huius exitum et certitudinem propositi valeat investigare, multum premii multumque amicicie specialis et perpetue se velle propter hoc conferre, si modo quemquam reperiret, qui talia nosci potuisset, iuravit. Quod cum omnes audivissent, unus miles ex presentibus respondit: Domine mi Comes, si factis dicta compenses, scias velle me quod dixeras pro viribus comprobare et animum tuum quantum omnipotens aut permiserit aut dederit alleviare. Quo dicto quid plura? promissum proficiscitur consumari. Veniens itaque ad quendam congnatorum suorum nigromanticum, eius super hoc auxilium flagitans, breviter rem agendam congnoscere fecit; qui demones mox convocans iam dictum militem ad infernum deduci et completa eius voluntate sanum reduci precepit. Ingresso igitur purgatorio per diversas eum transportant penarum mansiones, patrem quippe comitis per singula loca requirens; sed ibi non reperto eo, transeunt ad penam infernalem ubi et est repertus. Qui cum vidisset militem, vehementer admirans dixit: Quis te huc, vel quid queris, adduxit? Et ille protinus causam vie exponens de eius statu requisivit. Cui Comes respondit: In inferno sine spe finis sum demersus, verum quia desperatus mundo vixi, sine spe reditus me in hunc locum defixi. Justus enim dominus deus, licet misericors sit multeque misericordie, tamen quod vivens magis quisque diligit et eligit, si morte in eo manens preoccupatus fuerit, id ipsum secum sine fine manebit et ei dominabitur. Elegi, si semper viverem in mundo, semper vellem peccare et precipue dominandi superbiam nunquam proposui declinare. Unde quia opus dyaboli concupivi, inferni puteum absque retraccione introivi. Heu me infelicem, heu me sero penitentem; hinc nunquam exibo, semper hic ero; factus sum similis Lucipero, qui ante lucem ante ipsum

Christum Jhesum dominari non timuit; fidem quoque eius sicut omnes superbi a me repuli, necnon me mundum diligere nec debere quidaliud sperare me credidi; insuper non propter me eum a mundo crucifixum attendi, et sic diligendo mundum incredulitatem promerui. Heu me, si tamen fidem quamvis peccator essem non amisissem, felicem me redidissem. Sed quid ultra tibi referam? liberari nequeo; penas minores sentire potero, si ecclesie stipendium quod abstuli restituatur. Cui miles flens dixit: Domine mi dilecte, servicio vestro devictus iure hominii, sicut nunc vestri sum filii, rogo vos intime, quantum huius responsionis gracia aliquid mihi detis certum inter signa, ut cum dilecto filio vestro domino meo comiti hec refero, fidem adhibeat, et quod ab eo petatis ablatum beneficium ecclesie pro domino restituat. Econtra comes anxius cogitavit, quid filio suo transmitteret, et cogitando reperit quedam verba secreta nimie virtutis, videlicet, ut triumphum concederet, si quis ea gestaret; hec insinuans filio omnem scrupulum sustulit suspicionis. Receptus ergo miles a comite honoratur, diligitur, sustollatur et omne quod sub tali signo de patre didicit, comes firmiter credidit, asserens hec eadem verba preter se et patrem a nullo sciri. Interim comes militem pro tanto laboris amore cogitavit multum sublimare secularibus diviciis et honoribus in altum levare. At miles dei misericordia preventus, fictilem ac volatilem, transitoriam, vanam, frivolam, deceptoriam, caducam, mortiferam fugiens gloriam, non iam cecus Adam, sed rationabilis homo et sensatus, confitetur se attenus errasse, invanum dies expendisse, gracias agens deo, quia talia meruit future vite congnoscere probamina, unde valedicens mundo et abrenuncians dyabolo et pompis eius pro presenti seculo, terrestrem paradisum claustra monachorum, que sunt officina bonorum operum, flens pre gaudio intravit. Unde et nos benedicamus domino, qui cecum, surdum, mutum, quadriduanum, mortuum suscitavit, qui est benedictus in secula seculorum amen.

II.

Olym erant duo clerici valde sincere dilecti quorum unus cum moreretur rogatus est ab altero, ut infra tricesimum diem, si ei liceret, rediret. Rediit ergo ut videbatur non dolens sed tamen ubique secum infernum habebat. Quod cum socius non crederet, defunctus de manu propria sudorem expressit, quem contra viventem excussit; de quo vivens tres guttas in faciem recepit, unam in frontem, duas in maxillam, que mox cutem et carnem usque ad ossa combusserunt et in modum nucis tria foramina fecerunt; ille vero in terram corruit et fere

expiravit. Tunc dixit ei mortuus: Surge; non morieris. Surrexit et levius habuit. Ait iterum mortuus: Ex hoc dolore penas inferni disce et ab hiis tibi cave, et dedit ei litteras in hunc modum scriptas: Beelzebub princeps demoniorum cum satellitibus suis omnesque contrarie potestates archiepiscopis, episcopis, abbatibus, presbiteris ceterisque prelatis amicis suis tartaream salutacionem et inviolate societatis federa, que dissolvi non poterunt. Magna nobis fiducia in amicicie vestra, carissimi; multum de vobis gratulamur, quia sentitis optime nobiscum et que nostra sunt queritis ubique tuendo atque fruendo quicquid ad nostrum ius pertinet congnoscitis. Sciatis itaque universitati nostre multum fore acceptum, et multa graciarum accione studia vestra prosequimur eo quod inferorum vie et altera prodicionis itinera vix capere possunt animarum multitudines infinitas, que per ministerium vestrum et per exemplum vestre conversacionis a via veritatis abducte quottidie nobis copiose adducuntur; unde regni nostri potencia roboratur magnifice. Perseverate ergo tamquam fideles et intimi nobis, nobis in amicicia nostra et in opere quod cepistis; quia profecto parati sumus et congruam retributionem pro hiis omnibus rependere vobis“. Post hoc mortuus evanuit. Alter religionem ingressus optime obiit, sed cicatrices de combusturis usque ad mortem habuit. — Sequitur aliud.

III.

Est civitas metropolis in Saxonia Megdeburg nomine, cui prefuit antistes omni vesanie deditus et provinciarum devastator, proprie ecclesie dilapidator existens et rerum temporalium inutilis distractor; sed deus omnipotens qui neminem perire desiderat misericorditer expectans se converti, quod ipse segniter neglexit. Unde memorabile versa vice sue non indignum. Est eciam opidum a civitate memorata distans quasi quatuor leucas iuxta descensum fluvii Elben, ad quod prefatus episcopus quadam die pervenit, corpore quidem sanus sed mente vesanus. Ipsa namque nocte cum decumberet in lecto, ulcione divina collum strangulatur a dyabolo. Mira res; ipsa itaque nocte cum thezaurarius maioris ecclesie in sacrario decumberet in lecto et membra sopori dedisset, vidit in sompnis ante principale altare dominum sedentem ad iudicium cum matre virgine Maria et suis apostolis; affuit et sepedictus episcopus. Tandem supervenit sanctus Mauricius eiusdem ecclesie patronus quasi vir strenuus lorica militari armatus causa movendi querimoniam contra episcopum suum, petens a domino sibi dari advocatum scilicet sanctum Paulum. Quo sibi dato conquerebatur de episcopo suo, quod ecclesia sua per ipsum rebus esset dissipata et

honore destituta, et Paulus adiecit dicens: Oportet episcopum esse irreprehensibilem, castum, non prodigum, sobrium, modestum, et cetera que in eius epistola memorantur. Hiis auditis episcopus peciit sibi eciam dari beatum Petrum apostolum pro se patrocinandum, quo sibi denegato, dixit sibi contra Paulum litigandum non esse contra consodalem suum; petivit ergo beatam virginem pro se patrocinari. Ipsa quoque rennuente, petivit per sentenciam sibi dari. Dixit dominus ad matrem suam beatam virginem: Mater, promoveas verbum suum. At domina nostra ad filium: Obsecro te, fili mi, ne urgeas me interpellari pro eo; attestor te ipsum, quod multociens intercessione mea averterim indignacionem tuam ab eo, ut sic aliquando resipisceret, sed frustra laboravi. Iterate dominus ad matrem suam ait: Ego sum misericors te tu mater minime; miserere te indigentis. Respondit mater: Verum quidem est, ut asseris; tu non solum misericors, sed et iustus. Ista Paulo agente dixit: Domine iuste iudex reddens unicuique iuxta opera sua; ecce Mauricius athleta tuus postulat sibi fieri iudicium et iusticiam. Dominus dixit: Maurici, episcopus tuus sit in potestate tua et voluntate. Statim arripiens eum et portavit in humeris suis et de pulpito, in quo legitur ewangelium, precipitavit eum ante altare sancte crucis et confracte sunt cervices eius. Et statim evigilans subthezaurarius audivit sonitum pulsantis ad fores ecclesie, et campanarius, qui iacebat in ecclesia, surrexit et accessit ad ianuas templi inquirens causam sonitus. Nuncius qui advenerat dixit se venisse de opido supradicto et episcopum denunciavit fore defunctum. Sicque perpendi potest, quod ipse eadem hora, quando sanctus Mauricius eum deiecit de pulpito, eum fuisse defunctum. Itaque nuncius ait, ut compulsarentur campane. Hiis intellectis sacrista perrexit ad sacrarium, intimans thezaurario que intellexerat, et pulsabantur matutine; post hoc compulsabantur campane, sicut moris est, ad iudicium defuncti. Hoc itaque facto accurrerunt plurimi sciscitantes, que causa rei esset, et cum intellexissent, mirabantur, quod tam subita et inprovisa morte episcopus eorum preventus fuisset. Cum autem demane corpus exanime deferretur, inventum est collum confractum pelle integra et illesa permanente. Per illud exemplum attendant et caveant omnes prelati ecclesiarum, ne res, que a fidelibus collate sunt sanctis in elemosinam, ut deo et eius genitrici atque ipsis sanctis serviatur, inutiliter expendant vel consanguineis tribuant vel alio modo turpiter devastent, quia ab ipsis usque ad minimum nota requiretur in districto examine ab ipsis patronis, ut, dum minus discrete expenderint ipsorum temporalia, in ultimo pereant cum corpore et anima. — Sequitur aliud.

IV.

Duo monasteria nigri ordinis iuxta Maguntiam sunt sita, unum in honore sancti Albani martyris, alterum in honore sancti Jacobi Zebedei. In quo monasterio accidit quoddam miserabile prodigium omnibus religiosis et maxime ipsius ordinis scilicet nigri stupendum, qui tunc temporis minime observabatur. Quadam die in sero dicto completerio tres iuvenes clam descendentes in Renum pre caumate diei refrigerare se cupientes, hii quadam vehemencia dissoluti Renum insilientes, et unus eorum Ruthgerus nomine prepeti cursu minus cautus submersus interiit; cum autem illi duo intellexissent socium eorum interisse et inopinata morte suffocatum, non sine magna tristicia et pavore ascendentes quantocius monasterium remearunt; quorum unus Arnoldus nomine pre nimia tristicia in lectum egritudinis decidit. Sed ille prefatus R(uthgerus) per alveum Reni defluebat, et unde corpus exanime evexerunt ad littus iuxta villam Waldaha inferius Maguncíam unum miliare sitam. Et cum demane abbas de Eberbach magister Reymundus nomine Renum ascendisset, et viso cadavere congnovit per tonsuram monachum fuisse, fecit eum in ipso loco sepeliri per quendam conversum secum equitantem. Et cum venisset Maguneiam, retulit factum clericis, qui aderant. Porro paulo post nocte dominica, qua de more vigilie sacre celebrantur, et ille, qui infirmo deputatus fuerat minister, vigiliis cum aliis monachis interesset, egroto in conclavi solo decumbente et lampade coram eo lucente, ecce venit sepedictus frater R. corpore nudo et humecto, quasi iam de aquis ascendisset. Cum autem ille decumbens eum vidisset, valde perterritus, tamen muniens se sigillo sancte crucis, sciscitando interrogavit, ubi esset et quomodo se res haberent erga eum. Dixit: Ego sum in loco dampnatorum. At ille: Posset, inquit, tibi aliquid subveniendo prodesse? Respondit: Nequaquam; sed si indutus fuissem veste illa, salvari potuissem. Cuculla iacentis pendebat in pertica. Et ait illi: Si tibi proderit, indue illam, et respondit: Non; sed si in ea preventus morte fuissem, spem haberem liberari. Ideoque premunire te veni, ne tu in eandem dampnacionem pervenias; quia in hac conversacione, qua sic modo conversaris nullus vestrum salvari poterit. Et ne reputes me quasi fantasma, corporaliter sum hic; sed si iam apperiretur locus ubi sepultus sum, non ibi reperirer. Hoc quoque tibi sit insignum. Ille alter consocius noster, qui nunc incolumis videtur et est, ab ista tertia die futura veniet ad me moriturus in mensa. Quod et factum est. Et adiecit: Et ut scias penam me sequi, si omnes ignes in Maguncia in unum essent collecti, non tantum ardorem haberent, quantum ego sustineo. Et hyans apparuit os suum amplitudine mira et exivit fumus densissi-

mus cum scintillis et fetore intollerabili, et continuo nusquam comparuit. Et dum venisset minister, adhuc tantus fetor erat in conclavi, ita quod ambo vix ferre poterant. Nam cum die prenotata sederet in mensa prefatus consocius iocundus et letus immemor existens imminentis periculi facti, allata est exestuans assatura porcina; ipse inter alios arripiens frustillum carnis inhyanter in os iniecit et statim expiravit. Hoc intellecto supradicto Arnoldo, statim cum meliorari cepisset, commutavit vitam in meliorem statum et transtulit se ad ordinem minorum fratrum et factus est verbi dei egregius predicator.

V.

Regum secreta celare, dei mirabilia revelare perdocemur agyographya. Unde miraculum nunc incredibile dei dispensacione factum notificandum plerisque duxi necessarium. In Brabancia in quadam villa erant duo homines devoti vir, et uxor sua, qui pro munere deo obtulerunt continenciam in quantum licuit, debitum carnale non solvendo. Et ideo ne illicitus ardor libidinis urgeret eos ad amplexus naturalis connubii, fecerunt sibi sterni segregatim. Quadam igitur nocte vir nimis ardore naturali succensus vocavit uxorem ad lectum; at rennuente surrexit maritus et accessit ad eam et ingressus solito more congnovit eam carnali copula, et ipsa pre nimia indignacione et ira prorupit in hec verba: Si hic hac vice conceptus erit, ille dyaboli sit. Et factum est ita; cum mulier hec perorasset, concepit et decursis novem mensibus peperit filiam. Statim dyabolus affuit, puerum rapuit et ad diversas matronas et mulieres in forma humana deportavit, dicens eum esse inventum. Et quia elegantis erat forme, eundem lactaverunt et lac habundanter per triennium ipsi tribuebant. Post ablactacionem vero in diversas mundi partes ipsam puellam duxit et preciosissimis vestimentis vestivit, pectus gemmis, monilibus, anulis et collum et manus aureis circulis decentissime adornavit et ad diversa colloquia et concilia, festivitates consociorum suorum duxit, ut illi congratulentur ei in omni genere ludorum. Frequenter eciam ducebat eam ad nundinas et forenses ludos et choreas, ut in cantilenis et in omni genere musicorum animus eius demulciretur. Nunquam sinebat ipsam esurire, sitire vel aliquam penuriam pati, sed semper de melioribus cibariis et habundanter ministravit. Ubi contigebat eum transire per domicilia bonorum virorum et ecclesias sanctorum, saltus faciebat, non audens eis appropinquare. Cumque iam puella haberet XV annos et esset nubilis, pervenit ad cenobium quoddam monachorum, ut aliquem ibi de simplicioribus deciperet et ad suam suggestionem inclinaret, ipsam foris relinquens. Cum vero aliquantulam moram faceret, deus pater misericordiarum et

tocius consolacionis misertus super plasmate suo, misit sanctum Jacobum apostolum ad ipsam puellam dicens: Quid sedes hic? At illa: Ductor meus fecit me sedere hic. Cui apostolus: Tu perdita es, si non acquieveris meo consilio, et corpore et anima peribis. Dyabolus est qui te ducit. At illa: Quicquid iusseris domine hoc faciam. Ait apostolus: Da michi dexteram tuam, et impressit in ea signum sancte crucis et ait: Modo de cetero non audebit tibi appropinquare. Et instruens eam pleniter et edocens dixit: Vade, acquire honestam mulierem et vade in domum patris tui et matris, qui sunt in proxima villa ultra duo miliaria, et voca sacerdotem et fac confessionem et recipe symbolum et baptismum et permane in virginitate, ut possis salvari, et totum processum vite sue ei exponens sicut prelibavimus et valedicens ei recessit. Dyabolus peracto negotio suo exivit et ad puellam veniens ait: Ach, quis fuit hic? O quid fecisti me relinquens, cum nichil tibi defuerit et delicate te educaverim? O quam magnum laborem perdidi, quia de cetero tibi appropinquare non valeo. Et vociferans clamore magno et eiulatu evanuit et nusquam comparuit. Puella videns se liberatam acquisivit sibi mulierem honestam et recto itinere pervenit in domum patris suis. Et videntes eam decenter ornatam et vestitam, mirati sunt, quenam esset. Et ait: Tu es pater meus, et hec mater mea, et totum processum eis recitavit. Recongnoverunt pater et mater filiam; venerunt parentes et affines, et factum est gaudium magnum, glorificantes deum, qui facit mirabilia magna solus. Statim vocavit sacerdotem, fecit confessionem recepitque symbolum et baptismum et alia sacramenta ecelesiastica et in virginitate perseveravit et celibem vitam de cetero duxit, et consummatis diebus vite sue perrexit ad dominum, cui est honor et gloria in secula seculorum amen.

VI.

Quam periculosa et execrabilis sit sentencia excommunicacionis, et quam salubris fidelis confessio, ex subiecto doceberis exemplo. Retulit nobis Godfridus venerabilis abbas Novi castri, quod est cenobium in Alzacia Cysterciensis ordinis, quod quidam conversus ibidem quantum perpendi poterat bone vite erat, excepto quod excommunicacionem pro nichilo reputabat. Hic in quadam sollempnitate gloriosissime virginis Marie more solito cum aliis conversis ad altare venit; abbas eukaristiam sibi porrexit, sed nichil recepit, et in manibus eius nichil est inventum, sed, ut credimus, divinitus corpus dominicum reversum est super patenam in locum suum. Conversus vero ut sensit se non recepisse corpus domini, tristis et turbulentus recessit, cogitans ex peccatis suis hoc sibi contigisse. Tandem in se reversus puram con-

fessionem fecit, absolucionem petivit et impetravit. Et iterato ad altare accedens, sine impedimento corpus domini recepit et cum gaudio domum rediit; postea vero aliquantulum vitam suam melioravit et de cetero deum semper cum maximo timore pre oculis habebat. Per omnia benedictus deus qui tanta magnalia servulis suis prestitit et diversis modis se ipsis manifestat. — Sequitur.

VII.

Beata et gloriosa virgo Maria dei genitrix nunquam reliquit irremuneratum qualecunque quamvis exiguum sibi servicium impensum. Unde non est tacite subtrahendum, quali modo pro modico servicio sibi ab ignorante exhibito quam misericorditer sua dignata est presencia visibiliter visitare. Erat quidam plebanus locuples admodum, qui habebat inter aliam familiam suam hominem surdum et mutum, que duo raro disiungi videntur. Tandem ille mutus ad tantam pervenit egritudinem, ut in lectum decidens expectaret ingressum universe carnis. Nam ipsa beata virgo venit ad eum in ipso mortis articulo salutans eum dixit: Salvet te deus Jhesus Christus filius meus, et in hac salutacione illico cepit loqui et adiecit, dicit ei: Fac tibi venire sacerdotem et age penitentiam et confitere pure peccata tua et sume eukaristiam sanctum corpus domini nostri Jhesu Christi filii mei et alia ecclesiastica sacramenta et in his rite peractis ducam te in requiem tibi preparatam. Et fecit sibi sacerdotem inquiri, et cum venisset, confessus est et communicatus communione sancta. Et omnes qui aderant, admirantes interrogabant eum dicentes, quomodo et quid ei accidisset, quod tunc loqueretur. Nam huiusmodi verba fuerunt audita ex ore eius, quod beata virgo presencia sua visibiliter eum salutasset et iussisset fieri, sicut prelibatum est, et dedisset ei loquelam. Et iterum interrogaverunt eum, si umquam aliquid servicium exhibuisset ei. Ipse respondit, se ignorasse et nichil antea de ea audisse nec aliquid scivisse, sed interdum dominum suum semper septima die ieiunare considerasset et semper sequenti die populo celebrasse et ita se intellexisse, quod dominus suus intenderet aliquid boni, et sic ea intencione cum eo ieiunavi. Hiis auditis, dixit ille paterfamilias: Verum quidem est, semper sabbato in honore beate virginis quo ego solitus sum ieiunare, et ipse ieiunavit mecum. Et hec omnes audientes cum ammiratione magna et voce glorificaverunt deum et gloriosam eius matrem virginem, que non derelinquit sperantes in se et servientes sibi.

KÖNIGSBERG. KARL HOPF.

ÜBER DAS VÁPNATAK DER NORDISCHEN RECHTE.

Herr Svend Grundtvig hat in „det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger 1870“ eine Abhandlung „Om de Gotiske Folks Våbenéd“ veröffentlicht, welche zugleich auch in einem Separatabdrucke erschienen ist, und welche so viel Schönes und Lehrreiches enthält, daß sie wohl verdient dem Leserkreise der Germania rasch bekannt gemacht zu werden. Der Gegenstand der Arbeit ist ein vorzugsweise rechtsgeschichtlicher, und über einzelne einschlägige Fragen hatte ich schon früher Veranlassung mich auszusprechen; da der Hr. Verf. mir die Ehre angethan hat, diese meine früheren Äusserungen zu besprechen, und mich in freundlichster Weise so zu sagen zu einer nochmaligen Prüfung meiner Ansichten aufzufordern, mag es entschuldigt werden, wenn gerade ich mit einer Erörterung des von ihm angeregten Thema's ihm folge.

Es bespricht aber der Verf. drei verschiedene Institute, deren Zusammengehörigkeit erst noch festzustellen war. Er handelt nämlich zunächst von dem Eide auf die Waffen (S. 3—21), dann von der sverđtaka bei der Aufnahme von Leuten in des Königs Dienstverband (S. 21—25), endlich von dem vápnatak in den Dingversammlungen und sonstigen Zusammenkünften (S. 25—45), worauf er dann nochmals zum Waffeneide zurückkehrt (S. 45—57), und mit einem theils auf diesen, theils aber auf das vápnatak bezüglichen Nachtrage schließt; dabei glaubt er das vápnatak auf den Gesichtspunkt des Waffeneides zurückführen, die sverđtaka dagegen als ein durchaus selbständiges, mit diesem nicht zusammenhängendes Institut betrachten zu sollen. Ich werde dieser Dreitheilung folgen, jedoch nur bei dem vápnatak Anlass zu einer eingehenderen Untersuchung finden.

Daß die Ablegung von Eiden auf die Waffen ein gemeinsamer Gebrauch der gothischen, oder wie wir sagen würden, der germanischen Volksstämme war, belegt der Verf. durch eine reiche Zusammenstellung von Quellencitaten, welche das Vorkommen des Waffeneides bei den Quaden und Franken, bei den Alamannen, Baiern und Langobarden, bei den Sachsen endlich und Dänen darthun, und nachweisen, daß zumal im Holsteinischen dessen Gebrauch bis in das

17. Jhdt. hinein fortdauerte. Selbst aus Schottland wird ein vereinzeltes Zeugniss erbracht; für den Norden aber, dessen Rechtsquellen den Waffeneid nicht nennen, wird dessen Gebrauch theils durch fränkische Annalisten und die russische Chronik Nestors, theils durch ein paar Eddalieder, und was die spätere Zeit betrifft durch „Aslak Tordssöns og skön Valborgs vise", dann für Schweden durch das Zeugniss des Sir Bulstrode Whitelocke festgestellt, welcher als Gesandter Cromwells in den Jahren 1653—54 Schweden besuchte. Es sind bald promissorische Eide, welche, zumal beim Abschlusse von Verträgen, auf die Waffen abgelegt werden, bald assertorische, zumal gerichtliche Eide, und zwar mit oder ohne Eideshelfer. Daß die mehrmals betonte vorgängige kirchliche Weihe der Waffen nur eine später hinzugetretene Förmlichkeit sei, hebt der Verf. wohl mit Recht hervor; ebenso aber auch, daß die Ablegung des Eides ursprünglich stets auf die eigenen Waffen des Schwörenden erfolgte, und daß erst in späterer Zeit hin und wieder an deren Stelle das Schwert des Richters trat. Doch möchte ich nicht annehmen, daß dabei nur der Umstand maßgebend gewesen sei, daß sich der Waffeneid vorzugsweise nur in den unteren Gerichten erhielt, welche für nicht waffenfähige Personen bestanden, vielmehr eine andere Deutung vorziehen, auf welche ich gleich kommen werde. — Der Verf. erörtert aber auch, und zwar am Schlusse seiner Abhandlung, den für den Waffeneid maßgebenden Grundgedanken, und findet denselben nicht in der Auffassung der Waffen als Attribute oder Repräsentanten irgend einer Gottheit, ebensowenig in dem Gedanken, daß der Schwur mit dem Schwert in der Faust, oder bis in den blutigen Tod gehalten und vertheidigt werden wolle, sondern in der Beziehung auf die Strafe, welche der Schwörende für den Fall des Meineides auf sich herabrufen sollte, das Fallen nämlich durch die eigenen Waffen. In wirksamster Weise wird diese Deutung unterstützt durch die Vergleichung der Eide, welche die Völundarkviđa, 33, schwören lassen will:

„at skips borđi, ok at skjaldar rönd,
at mars bægi ok at mækis egg",

mit dem Fluche, welchen die Helgakviđa Hundingsbana II, 31—33, unter Bezugnahme auf geschworene Eide der Sigrún in den Mund legt:

„þik skyli allir Skríđiat þat skip,
eiđar bíta, er und þèr skríđi,
þeir er Helga þótt óskabyrr
hafđir unna, eptir leggisk!
— — — Rennia sá marr,

er und þèr renni,	Bítia þèr þat sverđ,
þóttu fjandr þína	er þú bregđir,
forđask eigir!	nema sjálfum þèr
— — —	syngvi um höfđi!“

Weitere Belege werden sodann aus Nestors Chronik beigebracht, welche ebenfalls beim Waffeneide die Worte gebraucht zeigen, daß den Meineidigen sein eigener Schild nicht beschützen, und daß er durch seine eigenen Waffen fallen soll; es wird ferner eine Bestimmung des Haderslebener Stadtrechts von 1292 herangezogen, wonach der fremde Gast, je nachdem er zu Wagen, zu Pferd oder zu Schiff reist, auf die Radnabe, den Steigbügel oder das Schiffsbord den Fuß beim Schwure zu setzen hat, — eine Bestimmung der Apenrader Schraa von 1335, dann eines friesischen Gesetzes aus ungefähr derselben Zeit, welche ganz ähnliche Vorschriften geben, — ja sogar eine Parallele aus der neuesten Geschichte Indiens, welche eine ganz ähnlich construierte Eidesformel noch im Jahre 1837 angewandt zeigt. Mir scheint dieser Nachweis in glänzendster Weise gelungen, und damit ein ebenso werthvolles als sicheres Ergebniss für die germanische Rechts- und Religionsgeschichte gewonnen; nur möchte ich mir erlauben dem geehrten Hrn. Vrf. anheimzugeben, ob nicht auch die Ablegung eines Eides in die Hand des eigenen Liten (Lex Saxon. 8), dann die Eidesablegung auf das Schwert des Richters in ähnlicher Weise zu deuten sein möchte. Der Tod durch die Hand des eigenen Hörigen, — der Tod ferner durch das Schwert des Richters dürften wohl dem Tode durch die eigenen Waffen als gleichartig an die Seite treten.

Auch darin bin ich mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, daß er den Gebrauch des Schwertes bei der Aufnahme in den Dienstverband des Königs von dem Waffeneide vollständig getrennt hält. Die Hirđskrá des K. Magnús lagabætir lässt denjenigen, welcher als hirđmađr oder gestr in des Königs Gefolgschaft aufgenommen werden soll, nur des Königs Schwert berühren, welches dieser auf seinem Schoosse liegen hat; bei der Ernennung eines Herzogs oder Jarles dagegen lässt sie dem Ernannten durch den König zuerst ein Schwert, und dann noch eine Fahne überreichen. Mir will nicht einleuchten, daß diese Verschiedenheit der Form hinsichtlich der Aufnahme in die unteren und oberen Grade des Dienstverbandes eine ursprüngliche sei. Ein paar aus der Fagrskinna, der Haraldss. hárfagra in der Heimskríngla, dann aus der Hrólfss. Kraka entnommene Stellen, welche der Verf. selber anführt, scheinen mir darzuthun, daß ursprünglich schon die Aufnahme eines gewöhnlichen hirđmanns durch die

Überreichung eines Schwertes erfolgte; die Bezeichnung „sverđtakarar konúngs," welche den sämmtlichen Dienstleuten des Königs mit alleiniger Ausnahme der Kerzenjungen zukam, scheint eben dahinzuweisen, und schwerlich würde bei der Bestellung des Herzogs oder Jarles eine zweifache Waffe gegeben worden sein, wenn nicht die eine von beiden bereits zuvor in einem allgemeineren Gebrauche gewesen wäre. Ich möchte demnach in der von der Hirđskrá vorgeschriebenen Form für die Ernennung der hirđmenn und gestir nur eine spätere Vereinfachung und Abschwächung einer ältern, bei der Ernennung des Jarls und Herzogs stehen gebliebenen Förmlichkeit erkennen; wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß hier wie dort Schwert und Fahne lediglich als Symbole der Investitur in Betracht kommen, wie ja beide auch bei allen andern germanischen Stämmen oft genug in gleicher Weise verwendet werden, — daß ferner hier wie dort der vom Manne zu leistende Eid dieser Investitur erst nachfolgt, und dabei in gewöhnlicher Weise auf Reliquien oder auf ein heiliges Buch abgeschworen wird. Mit dem Waffeneide hat demnach die hier in Frage stehende Benützung des Schwertes in der That nicht das Mindeste zu thun, vielmehr reiht sich dieselbe nur der Benützung eines Trinkbechers bei der Aufnahme eines skutilsveinn, oder der Benützung eines Handtuches bei der Aufnahme eines kertisveinn (Hirđskrá, §. 24 und 47) als gleichgeartet an, indem hier wie dort die Beschaffenheit der zu übernehmenden Dienstpflicht für die Wahl des bei der Aufnahme gebrauchten Symboles maßgebend wird. — Ob übrigens, wie der Verf. annimmt, die später in Schweden sowohl als in Dänemark hin und wieder nachweisbare Ableistung eines Huldigungseides auf das Schwert des Königs oder eines königlichen Beamten unter den Gesichtspunkt einer derartigen sverđtaka, und nicht vielmehr unter den eines vápnatak zu stellen sei, ist mir sehr zweifelhaft; ich unterlasse aber ein näheres Eingehen au den Punkt, da es mich zu weit vom nordischen Rechte abführen würde.

Was aber endlich die Auffassung des vápnatak betrifft, so vermag ich mich nicht in gleicher Weise mit dem Verf. einverstanden zu erklären, und dieser Umstand zwingt mich, in Bezug auf diesen Brauch mich etwas einläßlicher auszusprechen. — Durch eine ziemlich reichliche Zusammenstellung von Belegen aus den geschichtlichen sowohl als aus den Rechtsquellen thut der Verf. dar, daß in Norwegen das vápnatak benützt wurde, um Beschlüsse zu fassen, oder auch die gefassten zu bestätigen. Zumeist kommt dasselbe in den Dingversammlungen zur Anwendung, und zwar wird es am lögþíng vorgenommen „innan lögrèttu og útan"; ausnahmsweise findet dasselbe aber auch in

ungeordneteren Versammlungen statt, wo immer größere Menschenmassen sich zusammenschaaren und sich veranlasst sehen, einem Collectivwillen Ausdruck zu geben. Zuweilen handelt es sich dabei um die Erlassung von Gesetzen oder die Annahme eines Königs, zuweilen um die Verhängung der Acht u. dgl. wegen schwerer Verbrechen; andere Male findet aber dieselbe Förmlichkeit auch auf civilrechtliche Urtheile Anwendung, oder selbst auf die an diese sich anreihende Auflassung von liegenden Gütern (jarđarskeytíng); ja selbst gelegentlich der feierlichen Übernahme eines Gelübdes wird einmal von derselben Gebrauch gemacht. Über die Art, wie das vápnatak sich vollzog, sind wir leider ohne genügende Nachricht. An einer einzigen Stelle wird gesagt, daß die Leute „börđu saman vápnum sínum“ (Heimskr. Haraldar s. gilla, cap. 18, S. 723); aber gerade diese Stelle spricht von einer in sehr ungeordneter Weise zusammengelaufenen Volksmenge, und vermeidet überdieß die Bezeichnung vápnatak. An einer andern Stelle wird der Handschlag (handfestr) neben dem vápnatak genannt (Sverris s. cap. 20, S. 55); aber gerade diese Stelle spricht von der Übernahme eines Gelübdes, und es ist demnach recht wohl denkbar, daß gerade in diesem Falle neben dem Beschlusse der Gesammtheit auch noch die persönliche Verpflichtung jedes Einzelnen in Frage kam, für deren Übernahme der Handschlag die geeignete Form bot. — Weiterhin wird dann dargethan, daß derselbe Gebrauch auch in Dänemark wiederkehrte, nur daß er freilich hier ungleich früher theils abkam, theils entartete, als in Norwegen. Ein geschichtliches Zeugniss zeigt das vápnatak hier im Jahre 1076 gebraucht bei Erlassung einer gesetzlichen Bestimmung über die Thronfolge; das schonische Recht aber weist dessen Gebrauch bei der Friedloslegung am Landsdinge nach. Da Andreas Sunesön dasselbe „collisione armorum et contactu“ vor sich gehen lässt, erhält das oben erwähnte „berja saman vápnum sínum“ eine willkommene Bestätigung; aber freilich erleidet die Form sowohl als das Bereich der Anwendung des vápnatak hier frühzeitig eine Änderung. Schon ein paar Recensionen des Skaanske Lov, deren älteste höchstens in den Schluß des 15. Jhdts. hinaufreicht, haben an der hier maßgebenden Stelle, art. 139, S. 130 (ed. Schlyter) eine entsprechend abweichende Lesart, und eine Reihe anderer, dem 16. und 17. Jhdt. angehörige Zeugnisse bestätigt, daß am Landsdinge von Schonen der Kläger, welcher eine Achtserklärung gegen seinen Gegner durchgesetzt hatte, sein Schwert zu ziehen und in einen Balken zu hauen pflegte, was man dann „huggæ hans fred aff hanum paa landstinget med syt vapn“ nannte. Nicht von einem Zusammenschlagen

oder Berühren der Waffen, und überhaupt nicht von einer Collectivhandlung der Dinggemeinde, sondern nur noch von einem einseitigen Acte des Klägers selbst ist also jetzt die Rede; mit der Form der symbolischen Handlung hat sich ferner jetzt auch deren Deutung geändert, soferne dieselbe nicht mehr auf die Bekräftigung eines gefassten Beschlusses als solche, sondern nur noch auf das gewaltsame Heraushauen aus der Friedensgenossenschaft bezogen wird; endlich auch das Bereich der Anwendung des Actes hat sich nunmehr verengert, indem derselbe selbstverständlich nur noch bei der Achtserklärung gebraucht werden konnte. Dürftiger noch sind die für Schweden zu Gebote stehenden Nachweise. Whitelocke's bereits angeführtes Reisetagebuch erwähnt zwar den Namen des „weppun tack"; aber die Anwendung, die er von demselben gemacht werden lässt, zeigt, daß es sich dabei um einen einfachen Waffeneid handelte. Bei einer Hochzeit nämlich, welche die Königin Christine auf ihrem Schlosse zu Stockholm ausrichten liess, sah er selber 12 Männer vom Adel durch einen Eid, den sie auf einen vorgehaltenen Speer leisteten, ihr Zeugniss über die Höhe der versprochenen Morgengabe bekräftigen, und zugleich sich zur Überwachung ihrer Entrichtung verpflichten; die Bezeichnung des Actes will der Berichterstatter von dem Grafen Erik Oxenstjerna erfragt haben; aber die Thatsache, daß der Berichterstatter, ein namhafter englischer Jurist, nach seiner eigenen Angabe seinen Gewährsmann auf die Ähnlichkeit des Namens mit dem des englischen wapentake aufmerksam machte, erregt den Verdacht, daß ein Mißverständniss auf der einen oder andern Seite begangen worden sein könnte. Sonst lässt sich aber nur noch aus Urkunden und Gerichtsbüchern des 17. Jhdts. darthun, daß in Småland der schonische Gebrauch, bei der Achtserklärung dem Gegner den Frieden wegzuhauen gleichfalls beobachtet wurde, und daß man in derselben Landschaft auch bei der Auflassung von Liegenschaften an einen Speerschaft zu greifen pflegte; aber beide Nachweise beziehen sich eben nur auf eine einzige, und zwar an Schonen zunächst angrenzende Landschaft, und ob Verelius seine Deutung des Wortes vápnatak, wie der Verf. meint, wirklich aus der Praxis der schwedischen Gerichte geschöpft, und nicht bloß aus den bekannten Stellen der norwegischen Königssagen und Gesetzbücher, allenfalls mit Benützung von Sir Henry Spelman's Glossarium archaiologicum entlehnt hat, scheint mir doch recht sehr zweifelhaft. Um so gewisser ist dagegen, daß wir in England den nordischen Brauch wieder nachweisen können, wenn auch in etwas eigenthümlicher Gestaltung. Wir finden hier in den Gesetzen, und zwar schon seit K.

Eādgārs Zeiten (959—75), das wǣpentāc oder wǣpengetǣc als eine dem hundred entsprechende Unterabtheilung der scir oder Grafschaft erwähnt, und zwar erwähnt als eine Eigenthümlichkeit der nördlichen Theile des Landes; genaueren Aufschluß über dasselbe gewähren aber erst die sog. Leges Edwardi Confessoris. Sie behandeln die wapentagia als ein Äquivalent des hundredum in den Provinzen, welche „sub lege Anglorum" stehen (cap. 30); dieß ist indessen ein entschiedener Irrthum, wenn nicht Schreibfehler, da die Aufzählung der einschlägigen Grafschaften vielmehr auf die „lex Danorum" hinweist, d. h. auf die von Dänen und Nordleuten besetzten Gegenden. Sie leiten ferner den Namen des Bezirkes aus der „lingua Anglica" ab, „quia arma vocant wappa, et taccare, quod est confirmare"; wiederum ein Irrthum, da es kein ags. Wort tāc, tǣc, oder getǣc gibt, wie bereits R. Schmid bemerkt hat, und die Bezeichnung somit nur aus der nordischen, beziehungsweise dänischen Sprache abgeleitet werden kann. Sie bemerken endlich, daß die Veranlassung zu der Benennung der Gebrauch gegeben habe, daß einem neuernannten Vorsteher des Bezirkes zu gesetzter Zeit an der gewöhnlichen Dingstätte die sämmtlichen angeseheneren Männer innerhalb desselben entgegenzukommen, und mit ihren Lanzen dessen hochaufgerichteten Speer zum Zeichen der Huldigung zu berühren pflegten. Auch auf diese Deutung des Wortes ist nicht zu bauen, wie denn der freilich beträchtlich spätere Chronist Johannes Brompton dasselbe ganz anders, nämlich davon ableitet, daß die Vasallen zum Zeichen ihrer Dienstpflicht bei einem Wechsel in der Person des Herrn ihre Waffen abzuliefern hatten, also von der heregeat oder dem relevium; aber immerhin wird man annehmen dürfen, daß der Gebrauch selbst, auf welchen sich der Compilator des Rechtsbuches beruft, von ihm nicht erfunden, sondern aus der Praxis entlehnt worden sein werde, und kann damit der Gebrauch des vápnatak bei der Annahme eines neuen Häuptlinges, wie er für Dänemark und Norwegen feststeht, auch für die dänisch-norwegische Bevölkerung Englands als bezeugt gelten, gleichviel übrigens ob dessen Anwendung auf diesen einzigen Fall beschränkt, oder auch noch in andern üblich gewesen sein möge. Endlich ist uns auch aus der Normandie ein vereinzeltes Zeugniss der gleichen Übung aufbewahrt, indem Dudo in seiner unschätzbaren Schrift de moribus et actis Normannorum III, S. 96 (bei Duchesne) erzählt, wie um das Jahr 930 eine Anzahl normännischer Krieger vor einer schweren Schlacht ihrem Herzoge Treue bis in den Tod gelobte, und dabei „more Dacorum" zum Zeichen der festen Entschließung und Vereinigung „tela mutuæ voluntatis pacto una concusserunt".

Kann hiernach das vápnatak als ein den sämmtlichen nordgermanischen Stämmen gemeinsamer Brauch mit voller Sicherheit betrachtet werden, so fragt sich doch noch wie dasselbe aufzufassen sei, und, was damit auf das Genaueste zusammenhängt, ob die gleiche Sitte auch bei den Südgermanen sich nachweisen lasse? Der Verf. stellt nun das vápnatak mit dem Waffeneide zusammen, und nimmt an, daß dessen Bedeutung in dem gemeinsamen Beschwören des gefassten Beschlusses bestanden habe; er will ferner zwar die bekannte Stelle der Germania cap. 11: „Si displicuit sententia, fremitu aspernantur, sin placuit, frameas concutiunt: honoratissimum assensus genus est armis laudare," hieher beziehen und in gleicher Weise deuten, aber die Worte desselben Tacitus, Historiarum V, cap. 17: „Ubi sono armorum tripudiisque (ita illis mos) approbata sunt dicta," dann die entsprechenden Angaben Cæsar's über die Gallier (Bell. Gall. VII, cap. 21), sollen nicht hieher gehören, da sie nur von dem Waffenlärm als Zeichen des Beifalls sprechen. Ich gestehe, daß ich von der Stichhaltigkeit dieser Auffassung mich nicht zu überzeugen vermag, und will meine Gründe hiefür in Kürze darlegen. Vor Allem glaube ich betonen zu müssen, daß an keiner einzigen von den vielen Stellen, welche des vápnatak gedenken, dasselbe mit einem Eide in Verbindung gebracht wird. In der Sverris s. freilich, cap. 16, S. 41—42, heißt es: „þá var Sverri gefit konúngs nafn á þessu átta fylkna þingi, ok dæmt með vápnataki, ok svarit hánum land ok þegnar eptir landslögum fornum;" aber es sind eben hier deutlich drei verschiedene Acte aneinander gereiht, welche bei der Annahme eines neuen Königs sich folgten, das gefa konúngs nafn, das dæma honum land ok þegna, und der Huldigungseid, wobei das vápnatak ausschließlich mit dem zweiten Acte in Verbindung gesetzt wird, nicht mit dem dritten. Allerdings wird ferner an einer andern Stelle derselben Sage neben dem vápnatak noch eines Handschlages Erwähnung gethan, welcher gleichzeitig gegeben wurde; aber es ist bereits bemerkt worden, daß gerade an dieser Stelle die Übernahme eines Gelübdes in Frage steht, welches neben der Gesammtheit auch die Einzelnen als Einzelne betrifft, und daß daraus die Verbindung der doppelten Form sich erklärt. Beide Stellen zeigen demnach, daß in den Fällen, in welchen eine Verpflichtung übernommen werden sollte, neben dem vápnatak noch eine weitere, gerade hierauf bezügliche Förmlichkeit vollzogen wurde, möge dieß nun ein Schwur oder ein Handschlag sein; warum dieß, wenn das vápnatak selbst nichts Anderes als ein Waffeneid war? In einer Reihe von Anwendungsfällen dieses letzteren ist ferner jede Möglichkeit, an einen

Eid zu denken, ausgeschlossen. Wie soll z. B. das vápnatak, mittelst dessen ein gerichtliches Urtheil bestätigt, oder eine Auflassung von Liegenschaften bekräftigt wird, unter den Gesichtspunkt eines Eides gebracht werden? Ein Versprechen der Unterwerfung unter das Urtheil oder der Gewährschaft für die Übertragung kann nicht gemeint sein, da nicht die Partei, sondern die Gerichtsgemeinde den Formalact vollzieht; eine Bekräftigung aber der eigenen Ehrenhaftigkeit bei der Fällung des Erkenntnisses kann ebensowenig in dessen Vornahme gesucht werden, denn diese lag bereits in dem Richtereide, welcher bei der Bildung der lögrètta von deren Mitgliedern zu schwören war. Das gemeine Landrecht fordert dessen Ableistung ausdrücklich, þingf. 6. §. 3, und wenn zwar die ältern norwegischen Rechtsbücher, welche die Dingordnung theils überhaupt nicht eingehend behandelt, theils uns nicht vollständig aufbewahrt haben, derselben nicht gedenken, so stellt doch der isländische Richtereid, von welchem uns selbst die alte, heidnische Formel erhalten ist, dessen Ursprünglichkeit auch für das norwegische Recht sicher. Endlich dürfte auch jene für den Waffeneid maßgebende Grundanschauung, welche der Verf. mit so überraschender Sicherheit aufgespürt und festgestellt hat, mit dem vápnatak vollkommen unvereinbar sein. Die Formel des Waffeneides faßt nothwendig den einzelnen Schwörenden als Einzelnen, und in seinen Beziehungen zu seinen eigenen Waffen ins Auge; der Vorgang beim vápnatak dagegen zeigt den Einzelnen nur als Glied eines größeren Ganzen thätig, und bringt seine Waffen mit den Waffen aller andern Genossen in Berührung; wie soll darin der Gedanke an den Tod durch die eigenen Waffen sich aussprechen, der den Schwörenden für den Fall seines Meineides treffen soll? Ganz folgerichtig wird darum auch, wo wirklich ein Collectiveid geschworen wird, bei der Eideshülfe nämlich, nicht die Form des vápnatak, sondern die des gewöhnlichen Waffeneides eingehalten, und doch hätten wir, wenn jenem erstern wirklich die Bedeutung eines Schwures zukäme, gerade hier, wenn irgend wo, dessen Anwendung zu erwarten. In der That wird denn auch nur ein einziges Mal der Ausdruck vápnatak auf einen unzweifelhaften Waffeneid angewandt: dieses einzige Mal aber ist jener Bericht des Sir Bulstrode Whitelocke über einen schwedischen Vorgang aus der Mitte des 17. Jhdts., ein Bericht also, der von vornherein den Gedanken an ein Mißverständniss nahe legt, und überdieß auf eine so späte Zeit sich bezieht, daß auch abgesehen von einem Mißverständnisse des Berichterstatters eine Trübung der Auffassung durch Vermischung zweier äusserlich sich berührender und beiderseits längt im Absterben

begriffener Gebräuche leicht zu erklären wäre. Ich kann demnach nicht umhin, zu der älteren Deutung des vápnatak zurückzukehren, und in demselben lediglich eine Form zu erkennen, mittelst deren die versammelte Menge ihre Willensmeinung, und insbesondere ihre Zustimmung zu einem ihr zusagenden Antrage ausdrückte, also ganz dasselbe, was die beiden angeführten Stellen des Tacitus in Bezug auf die Germanen, und was die gleichfalls angeführten Worte Cæsar's in Bezug auf die Gallier beschreiben. Die Gemeinsamkeit der Übung bei den sämmtlichen germanischen Stämmen betrachte demnach auch ich als feststehend, nur daß ich dieser einen etwas andern Sinn beilegen zu sollen glaube, als welchen der Verf. in derselben findet.

Eine Frage bleibt nach allem Bisherigen noch zu erörtern übrig, die Frage nämlich nach der Stellung, welche das isländische Recht zum vápnatak einnimmt. In den Rechtsquellen aus der republikanischen Zeit geschieht desselben oft genug Erwähnung [1]); immer aber bezeichnet dabei der Ausdruck den Schluß der Dingzeit, und die Hrafnkels s. Freysgođa definiert denselben somit ganz im Sinne der Rechtsbücher, wenn sie sagt: „en þat heitir vápnatak, er alþýđa ríđr af alþíngi". Jón Eiríksson hat bereits auf diesen Sachverhalt die Behauptung gestützt, daß der Ausdruck im isländischen Rechte etwas ganz Anderes bedeute als im norwegischen, nämlich den Zeitpunkt, mit welchem die Dingversammlung zu Ende geht, und in welchem eben darum die während ihrer Dauer abgelegten Waffen von den Dingleuten wieder aufgenommen werden, und er hat auch nicht unterlassen zu bemerken, daß erst nach der Unterwerfung der Insel unter den König von Norwegen das vápnatak im norwegischen Sinne des Wortes auf derselben Eingang gefunden habe, wie dasselbe denn wirklich in der Járnsíđa sowohl als in der Jónsbók unzweideutig in solcher Weise erwähnt wird. Die meisten Neueren haben sich dieser Annahme angeschlossen, R. Keyser sogar mit der, keiner Widerlegung bedürftigen Modalität, daß er auch das vápnatak der norwegischen Rechte lediglich auf die am Schlusse der Dingzeit erfolgende Wiederaufnahme der Waffen beziehen zu sollen glaubt; auch ich selber habe mich bereits öfter für die von Jón Eiríksson vertretene Ansicht ausgesprochen, und zumal wiederholt die verschiedene Geltung des gleichen Ausdruckes in der norwegischen und in der älteren isländischen Rechtssprache

---

[1]) Die vom Verf. angeführten Stellen sind nicht erschöpfend; ich kann denselben z. B. ohne lang herumzusuchen noch Grágás, §. 62, S. 112, und §. 234, S. 178, ed. Finsen, beifügen.

hervorgehoben [2]). Unser Verf. dagegen glaubt auch in dem vápnatak der älteren isländischen Quellen denselben Formalact wie im norwegischen Rechte erkennen zu sollen, welcher, am Schlusse der Dingzeit vorgenommen, eine solenne Bestätigung aller am Dinge gefassten Beschlüsse enthalten habe, obwohl er die Möglichkeit zugibt, daß die wirkliche Handhabung der betreffenden Formalität sich auf Island aus dem Gebrauche verloren haben möge; er meint aber überdieß, die wirkliche Vornahme des vápnatak sei sowohl in der späteren freistaatlichen Zeit als in der Zeit der Königsherrschaft durch eine andere, wenn auch verwandte Förmlichkeit ersetzt worden, nämlich durch das lófatak, und sei somit in der königlichen so gut wie in der republikanischen Zeit das vápnatak im Grunde nur ein leerer Name gewesen. Ich glaube indessen dieser Annahme in allen ihren wesentlichen Theilen entgegentreten zu müssen, und will dieß Schritt vor Schritt unter Darlegung meiner Gründe zu thun versuchen. — Meines Erachtens ist zunächst rein undenkbar, daß zu der Zeit, in welcher unsere Rechtsquellen entstanden, im isländischen Freistaate ein Formalact, wie ein solcher im norwegischen vápnatak vorlag, am Dinge vorgekommen wäre. Wir kennen sehr genau den formellen Gang der Verhandlungen in den Dinggerichten sowohl als in der gesetzgebenden Versammlung des Freistaates; nirgends wird aber mit einer Sylbe angedeutet, daß für die Gültigkeit der hier beschlossenen Gesetze oder der dort erlassenen Erkenntnisse noch ein weiterer, am Schlusse der Dingzeit vorzunehmender Formalact erforderlich gewesen sei. Wir sind ferner über das, was am Schlusse der Dingzeit zu geschehen pflegte, sehr genau unterrichtet. Wir wissen, daß die gesetzgebende Versammlung noch am letzten Tage der Dingzeit (þínglausnadagr) einen Zusammentritt zu halten hatte [3]); daß der Gesetzsprecher, und zwar am lögberg, also nicht in der lögrètta, den Kalender für das nächstfolgende Jahr vorzutragen, und alle während der Dingzeit beschlossenen Begnadigungen, dann alle hier zu Stande gekommenen neuen Gesetze bekannt zu geben hatte [4]); daß endlich jetzt der öffentliche Verruf aller Klagsachen vor sich zu gehen hatte, welche erst am Alldinge des folgenden Jahres verhandelt werden sollten [5]), und zugleich der competente Gode zur Haltung des Executionsgerichtes aufzufordern war, wenn am Dinge Jemand durch

[2]) Z. B. in meinem Artikel Grágás in der Ersch u. Gruber'schen Encyklopædie, S. 47, Anm. 47; dann in einem solchen über Altnordische Wörterbücher, im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1863, Nr. 12. [3]) Kgsbk, § 117, S. 212. [4]) Ebenda, §. 116, S. 209, und §. 101, S. 177. [5]) Ebenda, §. 76, S. 124; §. 77. S. 125, und öfter.

Urtheil, Schiedsspruch oder Vergleich der Acht oder Landesverweisung verfallen war [6]). Deutlich werden dabei jene Vorträge und Verkündigungen als der äußerste Schluß der Dingzeit bezeichnet; man kann Gerichtssitzungen nur begehren „međan ósagt er misseristal upp“ oder so lange nicht „nýmæli ero uppsögđ“ [7]), und der Termin für das Angehen des Goden um einen fèránsdóm kann eben darum auch durch die Worte „eptir dóma“ bezeichnet werden [8]), — ja der für die Bewachung der Pferde bestellte Hüter der Pferde muß diese „at þínglausnum“ den Dingleuten zurückbringen, noch ehe „misseristal sè uppsagt“ [9]), und der Zeitpunkt, in welchem der Jahreskalender vorgetragen wird, steht in genauester Verbindung mit dem anderen, „er menn bregđa tjöldum sínum“ [10]), d. h. mit dem Momente, in welchem die Dingleute von ihren Dingbuden die Bekleidung und Bedachung wegnehmen. Der Zeitpunkt der Heimreise sammt den ihm unmittelbar vorhergehenden Verrichtungen ist damit deutlich genug bezeichnet; wie sollte es sich erklären, daß dabei nur eben des vápnatak nicht erwähnt und der für dasselbe charakteristischen Formalien nirgends gedacht sein sollte, wenn dasselbe überhaupt in einem feierlichen, von der gesammten Dinggemeinde, oder doch von der lögrètta gemeinsam vorzunehmenden Formalacte bestanden hätte? Dazu kommt, daß uns nirgends gesagt wird, daß das norwegische vápnatak am Schlusse der Dingzeit und zur collectiven Bestätigung aller während der Dauer der Versammlung gefassten Beschlüsse erfolgt sei; ganz im Gegentheile wird desselben vielmehr immer nur gelegentlich einzelner Beschlüsse und in einer Weise gedacht, welche zu der Annahme berechtigt, dasselbe sei jedem einzelnen Beschlusse auf dem Fusse gefolgt, und habe sich somit während der Dauer einer und derselben Dingversammlung mehrmals wiederholt. „Innan lögrèttu og útan“ war in Norwegen das vápnatak vorzunehmen; auf Island dagegen wird dasselbe auf einen Zeitpunkt verlegt, in welchem die lögrètta ihre letzte Sitzung bereits gehalten und die Thätigkeit der Gerichte ihr Ende erreicht hat. Daß hiernach das vápnatak der älteren isländischen Rechtsquellen etwas ganz Anderes bezeichnete als das norwegische vápnatak, und daß jenem nicht nur jeder formelle Charakter fehlte, sondern dasselbe auch an einen ganz anderen Zeitpunkt sich knüpfte als dieses, glaube ich

---

[6]) Ebenda §. 62, S. 112. [7]) Ebenda, §. 47, S. 83, und §. 101, S. 177: Vígslóđi, Cap. 52, S. 93 (ed. Arnam.). [8]) Kgsbk, §. 48, S. 84, und §. 69, S. 120. [9]) Kaupab., Cap. 38, S. 442; vgl. Kgsbk, §. 76, S. 124. [10]) Vígslóđi, ang. O.

als gewiss ansehen zu dürfen; aber andererseits will ich damit ganz und gar nicht behauptet haben, daß diese verschiedene Geltung des Ausdruckes in der isländischen und in der norwegischen Rechtssprache von jeher bestanden habe, und damit komme ich auf den Punkt, welcher eine gewisse Ausgleichung zwischen meiner Auffassung und der des Verf.'s immerhin ermöglicht. Wir wissen, daß das isländische Recht sich vergleichsweise spät von dem norwegischen abgezweigt hat, und es ist demnach völlig undenkbar, daß ein in beiden Rechten gleichmäßig wiederkehrender technischer Ausdruck in beiden von jeher verschiedene Geltung gehabt haben könnte. Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß das norwegische Recht im gegebenen Falle der ursprünglichen Bedeutung des Ausdruckes getreu geblieben ist; die Naturwüchsigkeit des von ihm festgehaltenen Formalactes, und mehr noch die Parallelen, welche das dänische, schwedische, normännische und nordenglische Recht, und in weiterem Abstande sogar Tacitus und Cäsar bieten, stellen diese Thatsache doch wohl unbedingt fest. Das isländische Recht muß demnach eine Änderung erlitten haben, welche hinterher auch den Sinn seiner Terminologie ergriff, und mag es dabei etwa folgendermaßen zugegangen sein. Aus vorläufig hier noch unerörtert zu lassenden Gründen ließ man auf Island den alten Formalact des vápnatak außer Übung kommen. In den alten Rechtsüberlieferungen aber, und zumal auch Rechtsformeln, welche man nach wie vor mit Ehrfurcht weiter trug, fand man den Ausdruck nach wie vor gebraucht, und es galt, nachdem dessen ursprünglicher Sinn vergessen worden war, sowohl dessen praktische Bedeutung festzustellen, als auch für denselben eine etymologische Erklärung zu finden. Da griff man nun in letzterer Beziehung nach dem Nächstliegenden, und bezog das Wort auf die Wiederaufnahme der Waffen am Schlusse der Dingzeit, worauf dasselbe sprachlich in der That recht gut bezogen werden konnte; die Verlegung des Zeitpunktes, welchen dasselbe bezeichnete, von dem Momente des gefassten Beschlusses auf den letzten Tag der Dingzeit war dann freilich eine Folge der geschichtlich unbegründeten Etymologie, aber eine Folge der unbedenklichsten Art, da ja zwischen beiden Zeitpunkten immerhin nur wenige Tage in Mitte liegen konnten. Es fehlt nicht an Belegen für ganz ähnliche Vorkommnisse innerhalb der isländischen Rechtsgeschichte; ich erinnere nur an die mehrfach interessante Glosse über den Ausdruck „fyrir ena þriđjo sól", dann an die Definition des hrísúngr und hornúngr [11]), welche letztere eben-

[11]) Kgsbk, §. 86, S. 150; dann §. 118, S. 224.

falls von der Geltung der betreffenden Bezeichnungen in den norwegischen Rechtsquellen wesentlich abweicht. — Was sodann die Erwähnung des vápnatak im norwegischen Sinne des Wortes in der Járnsíđa und Jónsbók betrifft, so wird diese Niemanden wundern, der sich überhaupt mit der ungeschlachten Art einigermaßen vertraut gemacht hat, in welcher diese beiden Gesetzbücher die Vorschriften des norwegischen Rechtes nach Island hinüber tragen; die Angaben aber, welche unser Verf. über das lófatak bringt, kann ich weder für vollständig richtig, noch auch für vollständig erschöpfend halten. Wohl richtig, daß wir schon am Schlusse des 13. Jhdts. Beschlüsse der isländischen lögrètta „međ lófataki", d. h. durch Handerhebung gefasst finden; aber nichts berechtigt uns, diesen Gebrauch schon in die Zeit des Freistaates zurückzudatieren, nichts ihn als einen specifisch isländischen zu betrachten. Man darf m. E. das lófatak keineswegs mit dem älteren handsal oder handtak, dem handaband oder handalag, der handfestr oder handfesta in Zusammenhang bringen, denn jenes galt, wie unser Handmehr, als die Form für die Beschlussfassung einer versammelten Menge, dieses, wie unser Handschlag, als die Form für die Eingehung eines unter mehreren Einzelnpersonen abzuschließenden Vertrages, womit natürlich recht wohl verträglich ist, daß hin und wieder durch Vertrag ganz ähnliche Bestimmungen beliebt werden können, wie sie anderwärts durch den Beschluß einer Dingversammlung getroffen werden, oder daß in einzelnen Fällen beide Formen zugleich eingehalten werden, weil es sich zugleich um den Abschluß eines Vertrages und das Zustandekommen eines Beschlusses handelt. Ganz zufällig ist insbesondere, wenn einmal in der Færeyínga s. (Flbk, I, S. 366) eine handfesta unmittelbar vor dem Schlusse der Dingversammlung vor sich geht, denn auch in diesem Falle handelt es sich ganz und gar nicht, wie der Verf. annimmt, um den Abschluss und die Besiegelung der Verhandlungen am Dinge, wie beim vápnatak, sondern lediglich um eine persönliche Verpflichtung, welche Sigmundr Brestisson dem alten þránd gegenüber eingieng, und bezüglich deren es ganz gleichgültig war, ob sie am Ding oder anderwärts übernommen wurde; von dem lófatak dagegen erfahren wir umgekehrt, daß es auch auf Island in der lögrètta und gelegentlich jedes einzelnen Beschlusses vor sich gieng, ganz und gar nicht collectiv am Schlusse der Dingzeit, wie sich dieß gelegentlich eines einzelnen Falles ganz unzweideutig herausstellt [12]). Läßt sich hiernach keine Spur des lófatak in der republikanischen Zeit Islands nachweisen, so steht andererseits fest, daß dasselbe

[12]) Árna bps s., Cap. 42, S. 735.

mit dem Schlusse des 13. Jhdts. in Norwegen ganz ebenso gut vorkam wie auf der Insel; bereits in dem neueren Stadtrechte des K. Magnús lagabætir wird desselben gedacht [13]), und nicht minder in zwei Verordnungen aus den Jahren 1313 und 1377 [14]), — in Urkunden wird dasselbe öfters erwähnt, wie z. B. in den Jahren 1323, 1328 und 1362 [15]), und das vom Verf. selbst bemerkte Aufkommen des farbloseren Ausdruckes þíngtak in norwegischen sowohl als isländischen Rechtsquellen kann recht wohl mit diesem Wechsel in den bei der Beschlußfassung gebrauchten Förmlichkeiten zusammenhängen, indem man sich durch denselben veranlasst sah, nach einer Bezeichnung zu suchen, welche für das vápnatak und lófatak gleichmäßig anwendbar war.

Insoweit also ist mein Ergebniss das, daß das vápnatak zwar mit dem Eide auf die Waffen ganz und gar keine innere Gemeinschaft hat, aber allerdings ganz wie dieser ein in das graueste Alterthum hinaufreichender und allen germanischen Stämmen gemeinsamer Brauch ist, welcher sich nur im isländischen Freistaate auffälliger Weise frühzeitig verloren hat, um erst mit der norwegischen Herrschaft wieder nach der Insel zurückzukehren; daß ferner in Folge jenes Verschwindens des Brauches selbst der isländischen Jurisprudenz die richtige Erklärung des betreffenden Ausdruckes abhanden kam, welcher doch in alten Formeln und Rechtsvorschriften noch aufbewahrt war, und daß darum eine ganz andere Deutung desselben aufkam, welche hinwiederum auch eine geringe Verschiebung des Zeitpunktes zur Folge hatte, an welchen die Wirkungen des vápnatak sich knüpften; daß endlich seit dem Schlusse des 13. Jhdts. in Norwegen sowohl als auf Island an die Stelle des vápnatak mehrfach ein lófatak trat, freilich ohne daß darum die ältere Form völlig aufgegeben, oder über die Form hinaus an der Bedeutung des Actes irgend Etwas geändert worden wäre. Vielleicht gelingt es aber auch noch, die Gründe jenes raschen Verschwindens des norwegischen vápnataks auf Island zu entdecken, und ich will, wenn auch nur zögernd, zum Schlusse noch eine deßfallsige Vermuthung hier mittheilen.

Wir wissen, daß nicht nur auf Island das Betreten eines Tempels allen Bewaffneten verboten war [16]), sondern daß ganz dasselbe Verbot auch in Norwegen galt [17]). Gerade in Bezug auf Norwegen wird aus-

---

[13]) Bæjarsk., §. 2. [14]) Norges gamle Love III, S. 99 und 196.
[15]) Norske Samlinger, V, S. 356 und 540; Diplom. norveg. II, Nr. 370, S. 296. [16]) Vatnsdæla, Cap. 17, S. 29; Landnáma, III, Cap. 3, S. 177.
[17]) Eigla, Cap. 49, S. 99; Ólafs s. Tryggvasonar, Cap. 167 (FMS, II, S. 44).

drücklich angegeben, daß es die hofshelgi, d. h. der dem Tempel zukommende Friede war, auf welchen das Verbot sich begründet; man möchte aber von hier aus von Vornherein schließen, daß auch der Dingfrieden, die þinghelgi, das bewaffnete Betreten der Dingstätte ausschloß, und es fehlt nicht an einzelnen Anhaltspunkten, welche diesen Schluß unterstützen. Von Norwegen wird uns einmal ausdrücklich berichtet, daß noch um das Jahr 934 die Leute unbewaffnet am Gulaþinge aufzutreten pflegten [18]); von Island aber hören wir, daß die Dingstätte des þórsnessþinges für so heilig galt, daß sie durch kein Blutvergießen entweiht werden durfte [19]), dann daß man am þorskafjarđarþing das Schwert wenigstens mit friđbönd, d. h. Friedensbanden umwickelt zu tragen pflegte [20]), ganz wie man dasselbe im eigenen Hause zu verwahren gewöhnt war, wenn man sich vollkommen sicher glaubte [21]). Später noch wird auf Island dem B. Gizurr († 1118) nachgerühmt, daß er „friđađi svá vel landit, at þá urđu engar stórdeilur međ höfđíngjum, en vápnaburđr lagđist mjök niđr", und mit Bezug auf ihn hervorgehoben, daß noch zwei Jahre nach seinem Tode „var svá lítill vápnaburđr, at ein var stálhúfa þá á alþíngi, ok reiđ drjúgum hverr bóndi til þings, er þá var á Íslandi" [22]). Gehalten wurde freilich das Verbot nur wenig, wie denn die Schwertschleifer sogar ihre eigenen Buden am Alldinge hatten [23]); aber doch enthalten die Annalen noch zum Jahre 1154 den Eintrag: „lagđr vápnaburđr á alþíngi á Íslandi", und eine andere Quelle berichtet, wie im Jahre 1218 B. Magnús Gizurarson von Skálholt wenigstens so viel durchsetzte, daß die Leute nicht mehr bewaffnet in die Gerichte kommen durften [24]). Mit diesem mehrfach wiederholten Verbote des Waffentragens am Dinge lässt sich nun, so viel Island betrifft, das Abkommen des vápnatak im norwegischen Sinne des Wortes ebenso gut in Verbindung bringen, wie die neuere Bedeutung, welche der Ausdruck in der isländischen Rechtssprache annahm; um so schwieriger ist dagegen zu erklären, wie in Norwegen jemals das alte vápnatak mit demselben Verbote des Waffentragens an der geheiligten Dingstätte sich vereinign lassen konnte. Vielleicht hilft folgende Erwägung auf die Spur. Das vápnatak im älteren Sinne

[18]) Eigla, Cap. 57, S. 126. [19]) Eyrbyggja, Cap. 4, S. 7; vgl. Cap. 10, S. 11, und Landnáma, II, Cap. 12, S. 97—8. [20]) Gísla s. Súrssonar, I, S. 55. [21]) Sturlúnga, IX, Cap. 3, S. 186; Krókarefs s., S. 8. [22]) Kristni s., Cap. 13, S. 29, und Cap. 14, S. 31. [23]) Kgsbk, §. 101, S. 176; Njála, Cap. 146, S. 247. [24]) Sturlúnga, V, Cap. 30, S. 158: Magnús biskup bannađi öllum mönnum at bera vápn til dóma; gjörđu menn þá menn til dóma vápnlausa, er þar skyldu mál framflytja.

entspricht offenbar dem militärischen Elemente in der altgermanischen Verfassung; mag sein, daß seine Anwendung ursprünglich auf die zu militärischen Zwecken bestimmten Versammlungen beschränkt war, auf das vápnaþing also oder die vápnastefra, für welches die Orkneyinga s. ja sogar einmal die Bezeichnung vápnatak selbst braucht [25]), auf die Versammlungen der Heergenossen ferner, und allenfalls noch auf das örvarþing, das in Kampfsachen zusammengeboten wurde. Ein Überwuchern der militärischen Seite der Verfassung, durch die langen Wanderungen und beziehungsweise das Víkingertreiben und die fortwährenden inneren Kämpfe bedingt, konnte dann die Förmlichkeit auch in das Gerichtswesen und die gesetzgebenden Versammlungen hinübergebracht haben, während auf Island, wo die Lage des Landes und der Gang der Staatsbildung das Heerwesen zurückdrängte und dafür das Priesterthum in den Vordergrund rückte, das vápnatak ganz aus denselben Gründen verschwinden machte, aus welchen die Häuptlinge den kriegerischen Titel des hersir oder fylkir mit dem priesterlichen des goði vertauschten, oder der Eid auf den heiligen Tempelring an die Stelle des Waffeneides trat.

MÜNCHEN, den 25. Juni 1871. KONRAD MAURER.

VON ETSLÎCHEN MEISTERSTÜCKELÎN DIU WAEN IHT BANCWIRDIC SÎN.

Unter dem Titel „Weiberzauber von Walther von Griven“ ist kürzlich im zweiten Hefte des 15. Bandes der Zeitschrift für deutsches Alterthum ein Gedicht von 44 Versen veröffentlicht worden. Der Herausgeber hat sich an die Heidelberger Handschrift No. 341 gehalten. Verschwiegen — oder nicht gewußt (?) hat er, daß der Text des Gedichtes aus der betreffenden Handschrift bereits von Karl Haltaus veröffentlicht worden war in der Einleitung zum Liederbuch der Clara Hätzlerin S. XXXIV folg., und zwar nach einer Abschrift von Franz Pfeiffer. Ebenso hat er unerwähnt gelassen, daß dasselbe Gedicht mit nur geringen Abweichungen sich auch im Cod.

25) Flbk, II, S. 429.

Kolocz. vorfindet, sowie in zwei späteren Überarbeitungen, einer nämlich in der Hätzlerin selbst S. 217 und einer zweiten im Cod. Palat. 384 Bl. 121—122, wie aus Haltaus a. a. O. zu ersehen ist. Da der Herausgeber einen kritisch berichtigten Text zu geben beabsichtigt hat, so begreift man nicht, weshalb er sich lediglich auf die Heidelberger Hs. beschränkt und das übrige handschriftliche Material unbeachtet gelassen hat. Überdies zeigt der auf Pfeiffers Abschrift beruhende Druck bei Haltaus an einigen Stellen andere Lesarten, namentlich bei dem schwierigen Verse 31, so daß man nun nicht weiß, an wen man sich zu halten hat. Nach Haltaus heißt es nämlich hier:

daz achte kravt zihe hin niht
mit fremden wiben ob iz geschicht
tu sam si sin niht geloube.

Für *zihe hin niht* hat dagegen die neueste Abschrift *zeche hin niht.* Mit der ersteren Lesart stimmen auch die Überarbeitungen, so Cod. Palat.: *niht zeihe in fremder weibe alz es geſchehe sie laz ez pleibe,* und Hätzlerin: *sy zeich in nicht mit främden weiben. ob es beſchicht* u. s. w. Ohne mich zu entscheiden, ob *zîhe (zîch) in niht* oder *zecke in niht* das ursprüngliche gewesen, scheint mir das in den Text gesetzte *zecke er iht* besonders darum unannehmbar, weil, wenn der Satz hypothetisch gefasst wird, die gleich darauf folgende Bedingung *ob daz geschiht* als überflüssige Wiederholung dasteht. Warum nicht, da doch hier eine Vorschrift in Form eines Gebots an ihrem Platze ist, den Imperativ wie ihn die Überlieferung hat belassen?

In Betreff der beiden Überarbeitungen fragt es sich noch, ob ihnen ein dem jüngst edierten ganz gleicher Text zu Grunde gelegen habe oder nicht. Wenn man bedenkt, daß Walther von Griven zur Abfassung seines Zaubers wahrscheinlich von Hartmann von Aue angeregt worden war, der uns ein ähnliches Zaubermittel *(zouberlist, krûtzouber)* im ersten Büchlein 1273 folg. hinterlassen hat (vergl. meine Anmerkung zu 1280 und die Verbesserungen daselbst auf S. 352); daß er gleich wie Hartmann seinen Zauber aus Frankreich stammen ließ; daß es endlich bei Hartmann 1319—22 heißt: *swem alsô gelinget, daz er sî zesamen bringet, der sol sî schüten in ein vaz, daz ist ein herze âne haz,* und daß damit die Überarbeitungen stimmen in den Zeilen, welche sie zwischen V. 18 und 19 bringen: *und tun die in ein reines vaſʒ Ich meine in ein hertz on hass* (Hätzlerin: *mit stäter lieb on allen haſʒ Vnd tuo das in ain raines vaſʒ*): so kann man sich der Vermuthung kaum erwehren, daß der ältere Text, nach

welchem jene Paraphrasen sich richteten, ein anderer gewesen sein werde als der uns in der Heidelberger Handschr. erhaltene. Denn die an Hartmann erinnernden Zeilen waren schwerlich Zuthat der späteren Umarbeiter, sondern waren wohl bereits von Walther selber aus Hartmann entlehnt.

An die Mittheilung des eben besprochenen Gedichtes schließt sich in der genannten Zeitschrift, von derselben Hand verfasst, eine „Ährenlese“. Sehr viele von den darin aufgestellten Vermuthungen und Erklärungen sind vortrefflich; sie bekunden ebenso sehr den seltenen Scharfsinn und die erstaunliche Belesenheit des Philologen, wie man solche bisher an dem Verfasser zu bewundern gewohnt war, als die bedeutende Überlegenheit des zünftigen Meisters, der sich vor andern berufen fühlt, die Fehler der Gesellen und Lehrjungen mit kräftigen *zunftwörtelîn* wie „elend“ „thöricht“ „albern“ „ungeheuerlich“ unbarmherzig zu rügen. Doch will es mich bedünken, als sei auch hier manches mit auf die Bank gebracht, das bisher nicht für bankgerecht gegolten hat.

Dahin ziehe ich zunächst diejenigen Vermuthungen, die sich hier für neue ausgeben, in Wirklichkeit es aber nicht sind. Aufmerksamen Lesern wird es nicht entgangen sein, daß ein Theil von den auf S. 249 besprochenen Stellen des guten Gerhard, so z. B. die Verse 2091 (*naehne uns*) 5766 (*ir kurzewîle*) 6031 (*zem*) 6071 (*was jâmer*) 6555 (*bî in möhte*) 6829 (*mit schrift*) 5802 (*sînes*), bereits im Jahre 1841 im ersten Bande der Zeitschr. für D. A. 199 bis 201 vom Verf. selber in derselben Weise behandelt worden sind. Der Verf. hat aber nicht nur sich selbst, sondern wie es eifrigen Ährenlesern manchmal zu gehen pflegt, auch fremdes Eigenthum geplündert, versteht sich ohne daß er es gewußt hat. Die Bücher, aus denen man sich leicht davon überzeugen kann, sind ja in den Händen fast aller Philologen, es kann daher schon deshalb keinem Zweifel unterliegen, daß er sich *versûmet* oder *vergâhet* hat. So wird S. 259 das im Tundalus 56, 27 stehende *huken* in *hâken* geändert, eine Besserung, die schon längst vollzogen ist von den Herausgebern des mhd. Wörterbuches I, 613[a], 2. Auch was über *Grâlant* gesagt wird auf S. 259, gewährt nicht viel eigenes und neues, ist meist nur Wiederholung dessen, was man schon in den Altd. Wäldern III, 33 folg. und in der Zeitschrift f. D. A. VI, 295 gelesen hat. Ferner was S. 255 über *buchel,* Fackel, als neu aufgetischt wird, so namentlich die Stelle in v. d. Hagens GAbenteuer II, 524, 37 aus Jansen dem Enenkel, hat schon Frommann ein Jahr vor dem großen Kriege

in Schmellers Baierschem Wörterbuche I, 196 besorgt. Endlich die auf von Karajans deutsche Sprachdenkmäler bezüglichen Vermuthungen, von denen auf S. 264 die Rede ist, vier glückliche Emendationen, sind sämmtlich schon von Bartsch gebracht worden, vor nunmehr neun Jahren, in einer kleinen beherzigenswerthen Abhandlung in Pfeiffers Germania VII, 278 folg. Mag sich auch mein Freund Bartsch freuen, daß er mit einem großen Kritiker hier auf gleicher Fährte ist, das wird man mir doch zugeben, „bankwirdig“ ist dieses Verfahren von Seiten eines Meisters wie der Ährenleser nicht.

Von den Stellen, in welchen das seltene Wort *stalboum* vorkömmt, auf S. 258 vermisst man folgende, die nicht hätten fehlen sollen: Heinrich von dem Türlin 5532: *einen stalboum truoc er* (der Riese *Assiles*) *ze wer, sô er in meiste bî dem mer iender mohte vinden, oder ein eiche oder linden, swar er hin ze strîte gienc,* ferner 6785 folg: *er muoste reisic unde karc sîn, der in* (den Weg) *solde varn, obe er daz solde bewarn, daz er dâ iht verviele von manegem grôzen schiele und manegem stalboume, dâvon der wec vil kûme schein;* endlich 26713 *ouch was er* (der Drache) *selbe wol sô grôz als ein grôzer stalboum* (: *zoum*).

Im Tundalus 43, 10 heißt es nach der Handschr. *Sw'slacht daz lant wuchers getruc. daz was fvr daz eiter guot genuc;* der erste Vers davon wird auf S. 258 folgendermaßen emendiert

welaht daz lant wuochers truoc

mit Berufung auf G. Frau 913 und 1063, wo sich das sonst unbekannte *welaht* findet. Von einem in unserer alten Muttersprache so bewanderten Meister wie Herr Prof. Haupt kann man kaum annehmen, daß er nicht gewußt habe, daß hier das fragende *welaht* nicht an seinem Platze war; er wird sich eben nur *vergâhet* haben; denn wenn er eine dem ähnliche Wortbildung setzen wollte, mußte er ja auf *swelaht* kommen. Aber wozu eine so zweideutige und schlecht bezeugte Form hier einschmuggeln? ist *swelrslaht,* auf das man zunächst rathen wird, so unerträglich?

Auf S. 262 wird eine Frage, die einst Lachmann aufgeworfen, mit Berechnung auf Effect wieder vorgetragen in folgender Stelle: „im Mhd. Wb. 3, 839[b] wird eine Erklärung Beneckes wiederholt, die Lachmann anführt, und durch die Frage „„b e i ß e n die Bremen?““ einleuchtend zurückweist“. Hier gilt es, Lachmann gegen den Mißbrauch, den seine Freunde mit seinen Worten treiben, in Schutz zu nehmen. Folgende Beispiele, denke ich, werden der betreffenden Frage ihr falsches Licht wie ihren Stachel nehmen: im Rolandsliede 215, 24

sagt der treulose Genelun zum Kaiser: *waz hâstû dir selben gewizzen? Ruolanten hât lîchte ein prem gepizzen, dâ er slief an dem grase;* ferner Bruder Hansens Marienlieder 4183: *ich vuert me den bis der mucken den der leev mich sold zurucken.*

Schließlich muß ich noch der Stelle gedenken, in der von König Ruther die Rede ist, auf S. 264. Da sie, nach der ihr beigefügten Verwahrung gegen das in's Haus schlachten zu urtheilen, jedenfalls nicht zufällig herausgegriffen, sondern dazu bestimmt scheint, zu zeigen, wie man Texte kunst- und zunftgerecht zur Bank haut, so setze ich sie fast ganz her: „Ruther 916 *nu in kinne got an mir armen man.* Darin liegt zunächst *nu erkenne sich got an mir armen man.* Aber dies kann nicht das echte sein. Dietrich sucht Constantins Hilfe: *durch genâde quam ich here gevaren: du salt dîn êre an mir bewaren.* Es ist also zu schreiben *nu erkenn dich an mir armen man.* Parz. 12, 19 *der sich hete an im erkant, ê daz er waere dan gewant, mit deheiner slahte günste zil, den wart von im gedanket vil*". Man muß sich billig wundern, warum H. gerade hier die echt niederrheinische Form *inkinnen* durch *erkennen* verdrängt wissen will. Hat er doch in seiner Zeitschrift VII, 263 selbst ausgesprochen: „das Gedicht König Ruther ist niederrheinisch in der Sprache, aber im Sagenstoffe enthält es bairische Bestandtheile". Das Zeitwort *inkennen* (alts. *antkennian ankennian,* ahd. *inkennan*) = erkennen, bekennen, im Wernher von Niederrhein 10, 29, in der Eneit 100, 37; 187, 29 nach M, Iwein 3172 nach A hat bereits Hildebrand in seinem vortrefflichen Artikel über *kennen* im deutschen Wörterbuche V, 532—533 verzeichnet; andere Beispiele geben die Urkunden bei Kindlinger Gesch. der deutschen Hörigkeit 512, 145: *ich Jutte ... enkenne ind betüghe dat ich* u. s. w. (a. 1396); 567, 166: *so enkenne ich Henricus vor my und vor myne erve, dat ich* u. s. w. (a. 1430); 573, 170: *des wy Johannes und Herman vorg. enkennen under unsen segel* (a. 1442). Wie aber *inkennen,* ebenso waren die übrigen Worte der Überlieferung unantastbar. *Got an einem inkennen* wird dasselbe bedeuten, was im Gregor 560 *got an einem erkennen,* sich barmherzig gegen einen erweisen; oder es liegt eine verwandte Auffassung zu Grunde wie in dem mnd. *kent got* und in dem mnl. *dat kinne god* ‚Gott erbarms' bei J. Grimm Kl. Schr. V, 470. Die von Herrn Prof. Haupt versuchte kühne Änderung des Textes erscheint hiernach nicht als eine Besserung, sondern als eine Verschlächterung und zeigt hinlänglich, wie es dem armen König Ruther ergehen würde, wenn er einmal unter so schonungslos zuhauende Hände gerathen sollte.

ZEITZ, im August 1871. FEDOR BECH.

BRUCHSTÜCKE VON HANDSCHRIFTEN DES JÜNGEREN TITUREL.

I.

In der Monatssitzung des historischen Vereines für Oberpfalz und Regensburg am 10. Juni 1869 berichtete Herr Domvicar und Ordinariatsassessor G. Jacob über Fragmente des jüngeren Titurel, die er vor einiger Zeit unter den Resten des Archives von Obermünster aufgefunden hat und die jetzt in der bischöflichen Dr. Proske'schen Musikbibliothek aufbewahrt werden. Es wird den Lesern der Germania vielleicht nicht unwillkommen sein, nähere Kunde über diese Fragmente zu erhalten.

Bereits im Jahre 1809 hatte der um die Geschichtsschreibung von Regensburg und Baiern überhaupt hochverdiente nachherige Domherr Thomas Ried in Regensburg 30 Pergamentblätter in Folio von Actendeckeln abgezogen, die sich als Fragmente einer sehr schönen Hs. des jüngeren Titurel erwiesen; er sandte sie an die kön. Hof- und Staatsbibliothek in München, wo sie gegenwärtig als Cod. germ. 7 aufbewahrt werden. Im folgenden Jahre gab Docen in seinem „Sendschreiben über den Titurel“ (Berlin und Leipzig 1810. 8.) die erste öffentliche Nachricht über diesen Fund. Eingehender wurden die Bruchstücke von Dr. Karl Roth (Bruchstücke aus der Kaiserchronik und dem jüngeren Titurel. Landshut 1843) besprochen und theilweise veröffentlicht. Zwanzig Jahre später (1863) war Herr Jacob so glücklich, unter vielen andern Pergamentfragmenten des Archives zu Obermünster sechs gut erhaltene Blätter aus demselben Codex aufzufinden. Die Blätter sind in Folio, zweispaltig geschrieben; die siebenzeiligen Strophen beginnen mit geschmackvollen wechselweise rothen und blauen Initialen, jede Spalte enthält neun Strophen. Es treffen also auf die sechs Blätter 216 Strophen oder 1512 Verse. Das Pergament ist von schönster Zubereitung; die Schrift ist durchweg gleich und rein; die Tinte ist etwas braun geworden. Die Blätter sind oben in der Mitte mit alten arabischen Ziffern numeriert; die Lagen, welche aus je acht Blättern bestanden, unten am Ende des achten Blattes mit römischen Ziffern. Das erste Blatt der ersten Lage war, wie aus letzterer Numerierung erhellt, nicht beschrieben; die Bezeichnung der Blätter beginnt

daher erst auf dem zweiten Blatte mit 1. Wie bereits Roth angab, hat sich der Maler der Initialen öfters geirrt und unrichtige Buchstaben gesetzt; dieselben stehen richtig meistens am Rande. Auf der Innenseite sind die Blätter vollkommen gut erhalten, auf der Außenseite zwar mehrfach abgerieben und beschmutzt, doch immerhin noch leserlich. Wie schon Roth (S. 55) richtig bemerkt hat, muß die Handschrift zwischen den Jahren 1540—1557 zerschnitten worden sein, da diese beiden Jahreszahlen auf den Münchner Blättern als die äußersten Grenzen erscheinen. Auch auf den neu aufgefundenen Blättern finden sich Jahreszahlen aus derselben Zeit, als: 1540, 1545, 1547, 1548. Auf den meisten Blättern steht: „Stifftspuch“, d. h. Buch über die Einnahmen an Pachtgeldern u. s. w.; auf dem zweiten auch der Name des Stiftes: „Obermünster“.

Schon diese äußerlichen Merkmale lassen erkennen, daß Rieds Fragmente ebenfalls aus Obermünster stammen; es ist daher Hoffnung vorhanden, daß vielleicht auch der Rest dieser schönen Handschrift mit der Zeit noch zum Vorschein kömmt, da der größte Theil des Obermünster'schen Archives seit der Säcularisation in den Gewölben des Reichsarchives zu München ruht und noch nicht durchforscht ist.

Die Zusammengehörigkeit der besprochenen Fragmente erhellt jedoch noch mehr aus ihrem Inhalte, indem sie sich gegenseitig ergänzen; so liegt z. B. das zweite Blatt der Handschrift in München, während das erste und das dritte zu den neu aufgefundenen gehören.

Ihrem Inhalte nach bestehen übrigens unsere sechs Blätter aus folgenden Strophen:

1. Blatt: Str. 1—36 Hahn; von letzter noch drei Zeilen (Roths Druck beginnt mit 36, 4). Die erste Strophe ist hereingerückt, um für eine nachträglich zu malende größere Initiale (*A*), die jedoch nicht mehr ausgeführt wurde, den gehörigen Raum zu lassen; auch sind die sieben Zeilen dieser Strophe nicht nach den Versen abgesetzt. Wir lassen hier als Probe die ersten Strophen folgen:

(*a*) N angeng vnd an lecze. bist dv
got ewich lebend. din krafft an
vndersecze. diu haltet himel erd
enbor vf swebend. din ie din imm'
ist gar vngepfaehte. sam wirt
din hohe nimmer preit lenge
tieffe noch daz din betraechte.

Swi doch gedanche gahent.
vil snel ob allen dingen.
di nimmer dar genahent.

da si den dinn gewalt mugen erswingen.
dannoch din herschaft also über grozze.
cheiser ob allen chungen.
so pist du herr vnd niemen din genozze.

Ze brisen und ze rvmen.
ist immer din getichte.
sit du so reine blvmen.
himel vnd erde mahtest gar uz nihte.
den himel mit der engel schar geheret.
di erden mit gezirde.
da von din lop in himel wirt gemeret.

Bei Strophe 13 hat der Schreiber aus Versehen einige Verse ausgelassen, welche von einer viel späteren Hand mit verblaßter Tinte ziemlich unleserlich am Rande ergänzt sind.

2. Blatt: Str. 69—103; zwischen diesen beiden Blättern fehlt also eines, das sich jedoch bei den Münchner Fragmenten befindet und, wie erwähnt, von Roth veröffentlicht wurde; das Blatt ist mit Ziffer 3 bezeichnet.

3. Blatt: Strophe 1325—1360; mit Ziffer 39 bezeichnet; am Ende mit der Lagen-Nr. V.

4. und 5. Blatt laufen im Texte fort und enthalten die Strophen von 1850—1921; Bl. 4 hat die Bezeichnungen 55. VII; Bl. 6 trägt die Ziffer 56.

6. Blatt: Str. 2422—2447; mit 71. IX. bezeichnet und mit dem Custos: „*Sin milte was so state*".

Was die Stellung dieser neu aufgefundenen sechs Fragmente zu den in München befindlichen betrifft, so reihen sie sich in die ersten 25 Blätter ergänzend ein. Da nun auch die Münchner Blätter mit der Strophe 2699 Hahns *) enden, so gehören sämmtliche 36 Blätter der ersten Hälfte des Gedichtes an; sie enthalten circa 1296 Strophen, was etwas über $1/5$ des ganzen Gedichtes beträgt, oder beinahe die Hälfte jenes Abschnittes, dem die Fragmente angehören. Da auf einem Blatte 36 Str. stehen, so müßte der Codex übrigens vollständig wenigstens 176 Folioblätter (22 Lagen) in sich begriffen haben.

Die Regensburger Bruchstücke enthalten mehrere in Hahns Texte fehlende Strophen; so gleich das erste Blatt eine Strophe, 35ᵃ:

Etwenn in lihter wizze.
de(r?) chlarheit wol gerichet.
so daz gin sinem glizze.

*) Hahns Ausgabe hat 6207 Strophen.

nie niht enward vf erd daz im gelichet.
et wenn so riselt erz mit sůzzem towe.
(wa)nn wazzer et aleine.
ez waer vf erde niht in lebender schowe;

und nach Str. 26 folgt Hahns Strophe 30 etwas verändert:

Ein brunn hoch der so lebend.
ist er den ich da meine.
mit wazzer ist er gebend.
der chlarheit rich so edel vnd so reine.
daz engel schar ein irdisch lip genozzet.
und wirt sin nam gedriet.
(ze) reht genant so mann inz wazzer stozzet.

Dagegen folgt Hahns Strophe 31 unmittelbar auf Str. 29. Auch unser zweites Blatt zeigt einige Strophen, welche der Heidelberger Handschrift fehlen, nämlich 70ª und 73ª; auch Strophe 73 ist ganz verändert; alle drei lauten:

70ª Dev erd ist ovch entrennet.
an ir nature funden.
da si wol gancz erchennet.
was da hat si vil starche man verslvnden.
alsam datan vnd abyron verslinden.
durch dich ze rach wol chunde
sus chan din kraft wol strichen und erwinden.

73ª Vnd daz mich fiwr vermiden.
sul ich vil saelden můzzich.
ich mein daz da chan sniden.
von diner werden hulde gar vngrůzzich.
vnd werdent von dem erbe din gestozzen
din vaterliche trewe.
div lazze mich den chinden din genozzen.

73ᵇ Avch waz dir wider gebend.
deu erd gar den toten.
gesvnd schone lebend.
sand lazarum din kraft ist vn verschroten.
gewesen ie des was ovch Jonas iehent.
vnd manich tusent ander.
an den din kraft was vnd ovch ist geschehent.

Die Münchner Blätter haben im Ganzen 35 Strophen, welche dem Heidelberger Codex fehlen. (Gedruckt bei Roth S. 46 ff.) Da unser Blatt VI mit 71 bezeichnet ist, so enthielt — das Blatt zu 36 Strophen gerechnet — das Gedicht bis hieher 2556 Strophen; dieß Blatt schließt jedoch mit Hahns Str. 2447; der Regensburger Titurel hatte also bis

hieher 109 Strophen mehr als der Heidelberger, wovon wir jedoch nur 38 kennen.

Außer den eben besprochenen sechs Pergamentblättern hat Herr Domvikar Jacob in Obermünster noch die Spur eines zweiten *) Codex des jüngeren Titurel aufgefunden. Es ist dieses ein leider zerschnittenes Blatt einer Papierhandschrift aus späterer Zeit. Dieselbe war in Folio, zweispaltig geschrieben mit rothen Initialen; die Currentschrift ist die des 15. Jahrhunderts. Das kleine Fragment enthält die Strophen 4047 (3 Zeilen), 4048. 4049. 4050 (3 Zeilen), dann kehrseits 4076 (3 Zeilen), 4077. 4078. 4079 (3 Zeilen).

Als Probe stehe hier Strophe 4049:

Der don von Rotubumbes
tambur vnd von busein
die giengen alles krumbes
sy musten lernen vō gedrange pein
klagenot wedonet gar mit laide
wie gar in frid gepannen,
was ir lag da manger auf der haide.

Bereits in einem früheren Vortrage hatte Herr Jacob eine Übersicht der vielen Pergamentfragmente aus Obermünster gegeben, die nun in fünf Mappen in der Eingangs erwähnten Bibliothek aufbewahrt werden.

Die fünfte Mappe enthält außer den bereits besprochenen Blättern noch mehrere Germanistica, und möchte es seiner Zeit Gelegenheit geben hierüber, sowie über manche andere ähnliche Funde aus Regensburg, weitere Mittheilungen machen zu können.

HUGO GRAF VON WALDERDORFF.

II.

Zwei Pergamentfolioblätter, durch Herrn Archivar J. Zahn in Gräz, der sie mir freundlichst mittheilte, abgelöst von einer Handschrift des steirischen Landesarchivs 'Hern Wolfg. von Stubenberg Einlag' (Steuerfassion v. J. 1542), geschrieben um 1350, enthalten Str. 3322, 2 bis 3393, 2 der Hahnschen Ausgabe. Da die Bruchstücke zu derselben Textclasse wie die Heidelberger Hs. gehören, so wird eine Angabe der Lesarten statt eines Abdruckes genügen.

3322, 2 beginnt das Bruchstück mit für staet daz si nicht sint so gaehe mûtes wende 3 manleich. 4 wint daz dem gevancge.

*) Ein dritter ganz erhaltener Codex soll im Jahre 1809 bei der Beschießung Regensburgs durch die Franzosen mit dem ehemaligen Stifte Mittelmünster, damals Jesuitencollegium, zu St. Paul verbrannt sein.

3323, 1 nu *fehlt.* wurd do vol. 2 vil choum — wart man ir paider schar vil reich g. 3. 4 mit mangem hôhez weitem palas schône ob ich es hûtte hiezz od' gezelt. daz waer nicht lobes chrône. 3324, 1 warn grôzzer dinge. 2 iach ot von. sunderlinge. 2 an *fehlt.* 4 von ruezz und auch von roste. 3325, 1 daz wart alsus v. 2 von seiden und von g. chlait das wirt von fr. paz geh. 3 dan hie die wat da si herberge. 3326, 1 achmardaine. 2 und ouzzerhalb von czamer. pergen. widerscheine. 3. 4 alsi die sunne mit starcher abnt rôte. alle die chnopfe karfunchel die buzten vber all dem her nacht vinster nôte. 3327, 1 wart ditz werch geleichet. 2 in. 4 r. und ub. noch leute vil manich. 3328, 1 Deu stat mit weiten porten was umb. 2 damit daz daruf. so geslichtet. 3 wol] hoh. die port all und. 3329, 1 paiden sunder. waren. 2 mit] von. wart. von] und. 3 da mitten. 4 dar inn man si und alle ir gote helfe und genade mûsten pitten. 3330, 2 deu heidenschaft getorste. 3 petehous von. 4 chund reichait walten mer dann vil und edell würcz raine.

Dann folgende bei Hahn fehlende Strophe:

Der edell smach solh waezzen gab mit chraft der reichen.
ob alle chramer saezzen an einer stat es chund im nicht geleichen.
ir paider palas. . . . .
. . . . . achmardeine innerthalb mit smaratgrüner varbe.

3331, 1 Swie so daz. 2 ir ern ze einem geniezze. man *fehlt.* 3 icht. 3332, 1 Ir beite schar deu. 2 sein geleich der glander. 3 allen wanch. 4 erieten aller zaegleichen. 3333, 1. 2 Deu stat was liecht da gebende. so daz deu reichait vaste was an den pergen chlebende und an den wolchen daz deu von ir glaste. 4 bis 3335, 4 tasme der stat an choste grôz geleiche. Jupiter ze wirde erdachte sekureiz die zirde reiche. 3336, 1 ot nicht. 2 Vor ungewitters p. weder petegewant noch matel sch. 3 so daz. hutten mer g. 4 auz tr. elleu. 3337, 2 und elleu ir g. w. durch stainzich. 3 vergoldet. 4 turne sam da ein walt mit rosen waer getoldet. 3338, 3 sol ist mir ein helleweicze. 4 baizzet der geicze. 3339, 1 den nacht. 2 die bedouchte. sahen. 3 sein nicht. 4 so mans ie lobleicher sach so mans ie minder wart da j. 3340, 1 loutter. netze damit thasme bevangen. 2 was vôleich zeiner. ringe *fehlt.* zu] an. 3 und was pas dann ein' spanne wol an der w. 4 ab tûrnen und vō ānen het man die stat ernert vor manigem. 3341, 2 wes râmpt. gerne *fehlt.* 3 leuget vil leichte sch. 4 eins wortes mer den leuten dan ob ich die chost machet reich'. 3342, 1 lug leuget. 2 werde foul m. daz liegen chan die sele gar vercheren. 3 und ewichleich in wernde·nôt versenchen. 4 ob es. nu *fehlt.* leip gût. 3343, 1 sint.

2 da stent noch offenbaere paide tag und nacht und liecht bes. 3 d' wazzer griezz gestain und perge von. 4 nu *fehlt.* tumbe waz ich. liegen. 3344, 1 sich möchte. gefügen. 2 golde es was in paz vaile dann daz eysen. 3 ouf dem. 4 zalten zů dem swachen die in selben lebent ze. 3345, 1 Noch l. sum. 2 mit aller. nach] vil. choste pfl. 4 reichait und ubermůte mit der werlte vil wunder. 3346, 1 Der selben perge die gr. habent sich und. 2 lant. entsl. ob ross viercu waern ze sāne gepunden. 3 deu fůrt ir ainer sampt vil wol ze. 4 nu laere vor gr. 3347, 1 Anders. vil weiten golt gestaine. 2 under weilen chnollen grozz und chlaine. 3 Von den pergen zerrent vil und sch. 4 fůrent die heruber ze K. daz si nicht. 3348, 1 si die g. 2 vollen- ninder an vihe s. r. w. 3 ist daz. neste. 4 also. und mangel mit gepreste. 3349, 2 ot *fehlt.* ungebrosten. 3 deu lecz der B. was von. 4 den chan. 3350, 1 Daz. daz tr. 2 sint also t. dort sam uns. 3 der helfant und der esel sunder vare. 4 ein tail der art geleichet. dem *fehlt.* 3351, 1 ander. 2 sie an halt laegen. 3 an *fehlt.* 4 so möchte mir deu chele wol w. 3352, 1 wart da lout. 2 mit sůzzem hellen. doz gesundert. 3 als ob. 4 auf. damit so. 3353, 2 sunder gar] vil bloz. 3 elleu. 4 warn in sundern. den wolt y. hie not sein chl. 3354, 1 wie er wart mit gewalte ze Alexandrie besezzen. 2 do gahmuret in valte und au' seit des. 4 do *fehlt.* 3355, 1 entf. in waer mit g. 2 an ander not vil manige un̄ ungezalte. 4 witige mit der stangen. 3356, 1 euch råten. 2 die l. wir eu gerne darumb. 3 deu ere. 4 icht vôr uns sei geschehende. 3357, 1 chreftichleichen. 2 pei meinem. 3 ir hôrt hamō trat der p. 4 da von ist tragende chrôn zw. h. in. 3358, 1 unserm ringe. 2 chan l. swie manich schar in dringe. 3 da von auch. 4 ewer chainē nicht harte. 3359, 1 swer sich. 2 des ungepf. swer wol deu. 3 der můz des wol empfinden an. 4 swer. den chan mer dan̄ halber tail verwischen. 3360, 1 elleu. 2 auch daz. 4 sunder. all da. 3361, 1 Als ir die Marrochaise vor. 2 k. mit fraise. er pehůt vor in man. 3 haime doch. 3362, 2 ir icht howet — verhowen. 3 funf die w. 4 paiden iene die ersten und die lesten. 3363, 1 Arbellitor wis tragende. 2 heute ich pin dir sagende kunige funf dir wartent ob wir streiten. 4 nim da nicht war der pl. 3364, 1 dir wol benennet sint e von. 2 selbe tue der Jer- maligunde. 3 Basulikant. 4 man nu. 3365, 1 Rabylicalcze. ir funt gar b. 2 erde hat von dem. der *fehlt.* und *fehlt.* schelhen. 2 mit hazze vil. 4 soldes reich chnollen. czarbundol. 4366, 1 Serpandirax von p. funfer w. 2 der nam. als. 3 deu serpant h. deineu reich erôset. 4 nam. 3367, 1 karigale. edypreiz. pricze. 2 nu] auch. paidenthalben warten ienes und dicze. 3 ot alle. 4 an eren an gůte.

3368, 1 stellet nach. 2 Grozzap. dir. 3 und sigd'bunt und ossator von lente. 4 seit da preiz die nemenden auf daz. 3369, 1 Trisol. 2 Volchomen an dem. und alle meine. 3 vor von. 4 einander sult ir alle hazzen und unminnen. 3370, 1 Serak von Serwadeise du pf. 3 hort] vil. 4 An landen reichen chan dir in hundert reichen nicht genōzzen. 3371, 1 Dar uber dreizzich und hundert den leihent. 2 eines. daz ir herren ch. n. pf. 5 sein nur. und uns mit armůte alsus bewellen. 3372, 2 nider] vand'. 4 mit] hat. ze dienste sint durch ubermůt gespr. 3373, 1 und ouch] uber. solten. 2 der zwo und. sundert sich also ir můsten. 3 die uns gotl. helfe. chunden. 4 als der ubermute. 3374, 1 von arte. gerbet. 2 di *fehlt.* 4 die alle chrōn sint tragende in sunder landen wol mit chuniges ziere. 3375, 1 Karratschen die reichait starchen. die sint got hie tragende. in goldes reichen archen. der soltu nemen war bin ich dir sagende. 3 gib ich helfe. 4 chunichreichen der fürsten vil die chunigen sint genozze. 3376, 1 mus. swen. sein. 2 anders waeren sie uns helfe. 3 vor. 4 der sikch. genaiget. 3377, 2 dient uns. daz selbe tuot senaar. 3 mesopor samar und sabricene. 3378, 1 Den wart. 2 der daz velt bedachet meile prait was er da von g. 3 gewelbet und gewelbet. 4 mit ziglade pla al uberal gelbet. 3379, 1 sen reich' zierde h. grōzzer. 3 hōhe. 4 ir turne hoh. da nicht. 3380, 2 nicht werhefte. veste *fehlt.* 3 ez] deu. es foulen. 4 von seiner. 3381, 2 ob iemen. 4 die sunne uberglestet und ougen trahen daz. 3382, 1 geluget. 2 als der hōch fürste himelwaere. 3 sein chraft es da mit starchen winden. 4 er von d. g. fluges fůrte. 3383, 1 vil sanft. 2 zergiese. der bote daz da stůnt auf redere. 3 deu nu hie den karratschen under. 4 grōzzen. si ze goten muet dar under viengen. 3384, 2 und] oder. ist des zeite. 3 sprachen si si sint. 4 ist. 3385, 3 unz daz paidenthalb sich verdaechten. 4 Die von babylone dise. smaehten. 3386, 2 so *fehlt.* 3 als man ze streite. 4 nicht mer noch nicht min' so wirt. gepfendet. 3387, 1 Von B. disem. hie] do. 2 daz *fehlt.* ein *fehlt.* 3 gahmuret. mich sein h. 4 Anevanc in sturme da mit seit ir vil grozze gabe mir g. 3388, 1 Mara sprach. aufgemezzen. 4 Heut alsam mit stunge. 3389, 1 uncz daz. 3 ob ich den leip da fl. 3390, 2 gerunge der ich pin vor aller girde gernde. 3391, 1 Meinen lieben chinden wol — unchunden. 2 wil ich nicht pinden. 3 sein also daz. 4 der volge. ja ist ze groz von heres flůte. 3392, 1 dir ainem. 2 vil suezer daz raeche d. gird. 4 sul. hurtichleich vol drucken. 3393, 2 mit etleich schließt Bl. 2.

WIEN, April 1871. K. J. SCHRÖER.

LITTERATUR.

Kluge, Hermann, Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet. Zweite, verbesserte Auflage. Altenburg, 1870. Oskar Bonde. VIII, 168 S. gr. 8.

Noch ehe ich dazu gelangte, dieses treffliche Buch theils um es zu empfehlen, theils um ihm durch meine Ausstellungen, Correcturen und Nachträge zu nützen, in der Germania anzuzeigen, erschien schon nach Ablauf eines halben Jahres eine zweite Auflage*), die, wie sich mir nach kurzer Vergleichung ergeben, mit Recht eine verbesserte genannt werden darf. Dieser seltene äußere Erfolg beweist, daß der Verfasser, ganz abgesehen von seiner Leistung im Einzelnen, mit seinem Buche, welches nach Tendenz und Anlage sich nicht unwesentlich von ähnlichen Werken unterscheidet, einen guten Griff gethan hat und einem Unterrichtsbedürfnisse entgegengekommen ist. Er als Lehrer des Deutschen an einem Gymnasium hatte am ehesten Gelegenheit, sich von dem Werthe oder Unwerthe der zahlreichen für den Schulgebrauch bestimmten Litteraturgeschichten zu überzeugen. Es ist rein unmöglich, daß ein solcher Grundriß oder Leitfaden allen Anforderungen genüge. Der eine Verfasser sucht den Schwerpunkt eines Lehrbuches hier, der andere wo anders, und so wird auch die Beurtheilung von Seite des praktischen Schulmanns verschiedenartig ausfallen. Kluge erwähnt in seinem Vorworte mehrere der bekanntesten und verbreitetsten Schulbücher dieser Richtung, und findet an ihnen, wenn er auch ihre Vorzüge anerkennt, durchgängig das zu tadeln, daß sie zu viel Material bieten, mit dem der Schüler nichts anzufangen weiß, und das der Lehrer im Unterricht nicht verwerthen kann. Darum entschloß sich Kluge, auf eine zwölfjährige Erfahrung gestützt, ein Lehrbuch zu schreiben, das, auf Vollständigkeit Verzicht leistend, sich vor allem auf die Bedürfnisse der Schule beschränkt. Dasselbe will zunächst dem Schüler dazu verhelfen, daß er im Allgemeinen den Entwickelungsgang überschaue, den die deutsche Litteratur genommen habe. Vor allem aber hat er sich die Aufgabe gestellt, die Jugend mit den classischen Werken unseres Volkes vertraut zu machen. Es fehlen daher in diesem Buche Hunderte von Namen, die in andern Werken stehen, dafür aber werden die bedeutenderen Erscheinungen aus den beiden Blüthenperioden unserer deutschen Litteratur um so eingehender besprochen. In der älteren Zeit verweilt dasselbe am längsten beim Nibelungenliede, Gudrun, Parzival, Walther von der Vogelweide; in der neueren bei Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Göthe, Schiller. Hinsichtlich der Litteratur der Gegenwart hat sich der Verfasser große Beschränkung auferlegt, nur die hervorragendsten Erscheinungen wollte er nicht übergehen.

Durch solche Anlage ist es dem Verfasser möglich geworden, seinem Buche auch einen darstellenden Charakter zu geben und zugleich die geschicht-

*) Nachträglich (October 1871): jetzt liegt schon eine dritte vor.

lichen Thatsachen mit Urtheilen zu begleiten, welche erst auf das Bild, welches von unserer Litteratur entworfen wird, Licht und Schatten fallen lassen und es hiedurch erst recht wirksam machen. Auf diese Weise ist das Buch zugleich für das Privatstudium geeignet.

Wenn über das Princip dieser Litteraturgeschichte von Kluge nur Pädagogen und erfahrene Schulmänner endgültig entscheiden können, so muß ich in dieser Beziehung mich des Urtheils enthalten. Des Verfassers pädagogische Ansicht aber als richtig angenommen, kann ich aus voller Überzeugung mich dahin erklären, daß er das Princip der Beschränkung und der Auszeichnung des Bedeutenden in lobenswerthester Weise durchgeführt hat.

Der Zweck des Buches von Kluge ist ein populärer, und darum würde seine Besprechung, wenn man pedantisch sein wollte, nicht in die Germania gehören. Die Arbeit in ihm aber ruht auf wissenschaftlicher Grundlage, und darum liegt es den Fachmännern ob, die Leistung zu prüfen und so viel sie es vermögen mit der Aufdeckung von Fehlern und mit Äußerungen von Wünschen zur Verbesserung einer solchen Schrift beizutragen. Gerade diese Lehrbücher, die so überaus wichtig sind und die ebenso sehr schaden, wenn sie Schlechtes, als sie nützen, wenn sie Gutes bieten, sind beständiger Verbesserung fähig.

Nur dieser Gesichtspunkt ist es, der mich bei einer eingehenden Betrachtung dieser nicht umfangreichen Schrift leitet. Außer dem Inhalte selbst, der Anordnung, der Darstellung und dem Urtheile sind es besonders auch die Anmerkungen, die litterarischen und bibliographischen Verweise, welche von uns ins Auge zu fassen sind. Getreu seinem Principe befleißigt sich der Verfasser auch hier einer weisen Beschränkung und Sparsamkeit. Aber wenn wir dieß auch anerkennen, so werden wir doch hie und da manches vermissen, andererseits auch manches angeführt finden, was entbehrt werden kann. Und schließlich werden wir unter dem nothwendig Genannten auch manchmal auf unrichtige Angaben stoßen, die zu corrigieren wir verpflichtet sind. Öfters wird sich uns auch Gelegenheit bieten, Nachträge aus der gelehrten Litteratur der allerneuesten Zeit zu geben.

Zu §. 1 „Begriff der deutschen Literaturgeschichte" sind in einer Anmerkung genannt „die bedeutendsten Werke, welche die deutsche Literaturgeschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit behandeln." Hier würde ich nach „bedeutendsten" noch hinzusetzen „und brauchbarsten". Denn es sind verschiedene Werke genannt, die keineswegs bedeutend zu nennen sind, da sie aller eigenen Forschung baar, nur in der Darstellung ihre Stärke haben. Dahin gehört namentlich die Litteraturgeschichte von Roquette. Das treffliche Buch von Cholevius würde nicht unter die anderen Litteraturgeschichten einzureihen, sondern am Schlusse nach einem — zu nennen sein, weil es die deutsche Litteratur in monographischer Weise nur von einem Gesichtspunkte aus behandelt.

Die folgenden Paragraphen verbreiten sich über den „Indogermanischen Sprachstamm" und die „Dialecte des germanischen Sprachstamms" in ganz angemessener Weise. Dagegen ist zu §. 4 „Das Hochdeutsche. Die Lautverschiebung" eine Erinnerung zu machen. Vom Mittelhochdeutschen wird gesagt, seinen Kern bilde die schwäbische Mundart. Das ist eine antiquierte Ansicht. Das Mittelhochdeutsche gründet sich auf keine einzelne Mundart

aber die Mundarten haben alle in dieser allgemeinen Sprache einen freieren Spielraum, als es den heutigen im Gegensatz zu unserem Schriftdeutsch gestattet ist. Zu vergleichen ist hier der Aufsatz von Franz Pfeiffer über die mittelhochdeutsche Hofsprache, ursprünglich in den Wiener Sitzungsberichten 1861, jetzt auch aufgenommen in „Freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache von Franz Pfeiffer" (Wien 1867) S. 308. Eine neue noch zu prüfende, aber schwerlich richtige Ansicht stellte Holtzmann in seinem letzten, kurz vor seinem Tode erschienenen Werke, in seiner altdeutschen Grammatik (Leipzig 1870), S. 340 auf. Nach ihm ist das Mittelhochdeutsche im wesentlichen fränkisch. In der Anmerkung Kluge's ist das mittelhochdeutsche Wörterbuch von Müller und Zarncke genannt; in der nächsten Auflage würde auch das von Lexer um so mehr anzuführen sein, als es gerade für weitere Kreise berechnet ist.

Weiterhin sagt in demselben Paragraphen der Verfasser, dem Neuhochdeutschen liege die obersächsische Mundart zu Grunde. Das ist nur zum Theil wahr; das Neuhochdeutsche schließt auch viele österreichische und selbst niederdeutsche Elemente in sich. In der Anmerkung ist das deutsche Wörterbuch genannt; da dieses aber noch nicht vollendet vorliegt, würde es vielleicht nicht unangemessen sein, wenn noch ein anderes fertiges Werk namhaft gemacht würde, am besten das Weigand'sche.

Die erste Periode, „von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen", wird in vier Paragraphen besprochen. §. 7 handelt von der Bibelübersetzung des Ulfilas. Hier ist zu bemerken, daß es nicht heißen kann: „Eine dritte ist die Mailänder Handschrift", denn es ist nicht eine einzige Handschrift, sondern es sind Handschriftenfragmente. Diese sind nicht von Angelo Mai und dem Grafen Castiglioni gefunden, sondern nur vom ersteren, von beiden sind sie ediert. Außer den Bruchstücken aus den Paulinischen Briefen und aus Esra und Nehemia enthalten diese Fragmente auch Stücke aus dem Matthäus. In Anmerkung 4 (S. 8) zu diesem Paragraphen, wo auf die Schriften von Grimm und Zacher über die Runen hingewiesen wird, wäre wohl auch die Abhandlung Müllenhoffs und von Liliencron's (Allg. Monatschrift, Halle 1852) zu nennen. In den bibliographischen Citaten der Ausgaben ist unrichtig bemerkt, „die Uppströmische Ausgabe des Ulfilas erschien 1854". Uppström hat verschiedene Ausgaben geliefert, und die vom Jahre 1854 ist keine Ausgabe des Ulfilas, unter welchem Ausdruck man doch den ganzen Ulfilas (so weit wir ihn haben) verstehen muß, sondern nur eine Ausgabe des Codex argenteus.

Im §. 9 „Hildebrandslied. Alliteration" wird uns zuerst ein althochdeutsches Sprach- und Litteraturdenkmal genannt. Hier wäre in der Anmerkung gleich auf die wichtige Sammlung von Müllenhoff und Scherer aufmerksam zu machen. Die Ausgabe des Hildebrandsliedes von Feußner könnte getrost gestrichen werden. Von Grein's Ausgabe (1858) kann man nicht sagen, daß sie die neueste und beste sei. Die beste nicht, weil gerade bei diesem Denkmal, dessen Einzelheiten so verschieden gefaßt werden, ein solches Prädicat schwerlich ertheilt werden kann, und die neueste nicht, weil der Text, wenn auch nicht in selbständiger Weise ediert, später auch noch von Rieger gegeben wurde, zugleich mit trefflichen Bemerkungen, in Pfeiffers Germania 9 (1864), S. 318. In der kurzgefaßten Darstellung über das Hilde-

brandslied ist auch Caspar von der Rön genannt; da hätte auch das jüngere Hildebrandslied aus dem 16. Jahrhundert eine Erwähnung verdient. Caspar von der Rön ist aber kein Dichter (s. unten).

In demselben Paragraphen wird in einer Anmerkung auch der Merseburger Zaubersprüche gedacht. Es heißt da: es werden in ihnen alte heidnische Götter angerufen. 'Angerufen' ist nicht das rechte Wort. Auch werden heidnische Götter nur im zweiten Spruche mit Namen genannt, denn die Idisi des ersten können doch nicht als Götter gelten. Die Ausgabe von Feußner kann wiederum gestrichen werden, dafür wäre es passend, wenn die Anführung der Grimm'schen Ausgabe vom Jahre 1842 noch den Zusatz erhielte: auch in den kleineren Schriften 2, 1 (1865). Da die Müllenhoff-Scherer'sche Sammlung so überaus wichtig ist, auch andere Specialeditionen überflüssig macht, so würde es gerade für eine solche populäre Litteraturgeschichte von Vortheil sein, wenn überhaupt bei den kleineren Denkmalen der althochdeutschen Zeit einfach auf die Nr. bei 'M.—Sch.' verwiesen würde. Dadurch wird Platz gespart und der Leser auf ein leicht zugängliches Buch hingewiesen. Neben diesen alliterierenden Sprüchen sind auch genannt der Reisesegen, von Karajan entdeckt (soll heißen: Hunde- oder Hirtensegen) und der von Pfeiffer edierte Bienensegen. Entweder muß diese Bemerkung hier, wo es sich um alliterierende Dichtungen handelt, ganz wegfallen, oder es ist anzudeuten, daß diese zwei Segen, obwohl inhaltlich aus demselben poetischen Bedürfnisse erwachsen, jünger sind, statt heidnischer christliche Anschauung verrathen und zum Theil schon den Endreim aufweisen.

Die „zweite Periode von Karl dem Großen bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts“ wird durch einen einleitenden Paragraphen (10) über die „Karolingische Zeit“ eröffnet. §. 11 „Christliche Poesie des 9. Jahrhunderts“ nennt: 1. Das Wessobrunner Gebet, 2. Muspilli, 3. Heliand, 4. Der Krist. 5. Das Ludwigslied. Würde hier nicht der Heliand zuerst zu nennen sein? Kluge's Bemerkung, daß im Wessobrunner Gebet wie die Form der Alliteration so auch die Auffassung und Schilderung des Ganzen das Gepräge der altheidnischen Poesie trage, wird sich keiner Zustimmung erfreuen. Für die nächste Auflage ist der höchst geistvolle und anregende Aufsatz von Wackernagel in der Zeitschrift f. deutsche Philologie 1 (1869), S. 291 nicht zu übersehen. — Von Muspilli ist gesagt, es vermischten sich auch hier altheidnische Vorstellungen mit christlichen. Das ist nach der Schrift von Zarncke, auf die Kluge auch verweist, wenn auch nicht bibliographisch genau und genügend, sowie nach Müllenhoff's Ausführungen nicht mehr anzunehmen, und darf also auch nicht mehr aus den älteren Litteraturgeschichten in ein populäres Lehrbuch herübergenommen werden. — Vom Heliand kann man nicht mehr sagen, daß sein Verfasser ungelehrt gewesen sei, seitdem sich herausstellte, daß er außer der lat. Evangelienharmonie auch noch eine Reihe Kirchenväter benutzte. Eben darum ist es auch nicht zutreffend, wenn es unter 4 heißt, der Heliand folge dem einfachen Berichte der Evangelien. — Das Biographische über Otfried möge Kluge mit der Einleitung Kelle's vergleichen, und er wird finden, daß er in seinen Angaben manches zu ändern hat. — Wird das Ludwigslied auch zu den Leichen gerechnet, so kann man doch nicht sagen, daß in ihm die strophische Gliederung fehle.

§. 12 bespricht die „lateinische Poesie der Geistlichen von 900—1150“. Bei der Inhaltsangabe des Walther von Aquitanien hat den Verfasser das Streben

nach Kürze verleitet, ungenau zu sein. „Hier werden sie (W. und Hildegunde) von dem nach jenen Schätzen lüsternen Gunther und Hagen überfallen.“ Der lüsterne ist nur Gunther, nicht Hagen. „In blutigen Kämpfen beweisen die Helden ihre Tapferkeit, bis sie endlich alle verwundet und verstümmelt Frieden schließen.“ Danach sollte man meinen, es wäre keiner der Kämpfer gefallen. Die ganze Inhaltsangabe ist umzuändern, und es schadet nicht, wenn sie bei diesem wichtigen und anziehenden Gedichte etwas breiter und ausführlicher gehalten wird. In der Anmerkung ist noch Platz, um noch andere, selbständig erschienene und darum zugänglichere Übersetzungen als die in Scheffel's Buche (besser 'Romane') Eckehard anzuführen. — Zu 'Ruodlieb' fehlt die bibliographische Verweisung. — Bei dem 'lateinischen Nibelungenlied' sollte gesagt sein, daß die Nachricht von der Existenz eines solchen auf eine Stelle in der Klage zurückgeht. — Vortheilhaft würde es sein, da die Seite überdieß noch Raum gewährt, wenn in den Worten über die lateinisch behandelte Thiersage auch noch einige gelehrte Nachweise gegeben würden. Jacob Grimm's Bemühungen sollten hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Zu §. 14, 6 fiele dann die Anmerkung weg. — Von Roswitha's Werken wird gesagt, neue Untersuchungen hätten ihre Echtheit in Frage gestellt, und es als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß sie von dem gelehrten Humanisten Conrad Celtes um das Jahr 1500 verfaßt worden seien. Dazu in der Anmerkung der Verweis auf Aschbach's Abhandlung. Diese neuen Untersuchungen haben keineswegs die Autorschaft des Celtes erwiesen, im Gegentheil ist alle Welt darüber einig, daß Aschbach in unverantwortlicher Dilettantenweise die Frage aufgeworfen und beantwortet, und sich dadurch schließlich in höchstem Maße compromittiert und blamiert hat. In die Anmerkung gehört nun künftig auch Köpke's Werk: „Hrotsvit von Gandersheim“ (2. Th. seiner Ottonischen Studien. Berlin 1869). *) — In einer Anmerkung ist der Prosadenkmäler gedacht. Hier hätte der Zweck der Glossen und Übersetzungen angedeutet werden sollen. Die Ordnung wäre besser: Glossen, Interlinearversionen, eigentliche Übersetzungen. Notker Labeo ist nur als Übersetzer der Psalmen genannt. Die hervorragende Thätigkeit dieses gelehrten Mannes, des bedeutendsten Namens auf dem Gebiete der ahd. Prosalitteratur, muß nothwendig in helleres Licht gestellt werden, sobald er überhaupt genannt wird.

Die „dritte Periode: Erste Blüthezeit unserer deutschen Litteratur, 1150 bis 1300“ eröffnet der Verfasser mit folgenden Worten: „Nach 250jährigem Winterschlafe beginnt seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine großartige, gegen den Verfall der Poesie in den vorhergehenden Jahrhunderten wunderbar erscheinende Blüthe des deutschen Gesanges.“ Mit diesem Satze kann man weder in sachlicher noch in stilistischer Beziehung einverstanden sein. Wenn in den vorhergehenden Jahrhunderten die Poesie in Verfall war, so hat es doch eine Poesie gegeben, also kann man nicht von 250jährigem Winterschlafe reden. Es ist eine alte Tradition aus den Litteraturgeschichten, daß die Poesie einen langen „Winterschlaf“ gehalten habe. Das mag eine Zeit lang wahr gewesen sein, weil man es nicht besser wußte. Unsere Kenntnisse sind aber erweitert, darum muß die Darstellung sich ändern. Nur im 10. Jahrhundert, so weit wir

*) In der 3. Auflage anders gewendet und der Zusatz, daß Aschbach's Annahme von Köpke glänzend widerlegt worden sei.

dieß bis jetzt zu beurtheilen vermögen, schweigt die deutsche Poesie und an ihre Statt tritt jene lateinische Kloster- und Hofdichtung, die, wenn auch in fremdem Gewande auftretend, doch ihrem Wesen nach deutsch ist. Aus dem 11. Jahrhundert aber haben wir eine ganze Reihe Denkmäler deutscher Sprache, und wenn diese auch keineswegs von hohem poetischen Werthe sind und sie darum in einem Buche wie das vorliegende nicht weiter hervorgehoben zu werden brauchen, so darf doch ihre Existenz nicht verschwiegen oder gar geleugnet werden. Nothwendig muß sie der Verfasser, und wäre es auch nur in einer Anmerkung, berücksichtigen, wenn er nicht ein durchaus falsches Bild von der Entwickelung der altdeutschen Poesie entwerfen will. Wenn nun eine Poesie in der vorhergehenden Zeit vorhanden war, so kann man sie nicht im Verfall begriffen darstellen; das kann nur sein, wenn erst eine Erhebung vorausgegangen ist.

In der Anmerkung sind Gödeke's deutsche Dichtung im Mittelalter und Barthel's classische Periode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter genannt. Hier würde, da vorher nur die Litteraturgeschichten namhaft gemacht sind, welche von der ältesten Zeit bis auf die neueste reichen, auch Uhland's Litteraturgeschichte, seine Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter (Uhland's Schriften 1. und 2. Bd. Stuttgart 1865. 1866) passend zu nennen sein.

Kluge spricht in dem ersten (13.) Paragraphen dieses Abschnittes über die „Umgestaltung der deutschen Dichtung“, berührt die Gründe des Aufschwungs und gedenkt auch der Form der höfisch ritterlichen Poesie. Hier war auch zu sagen, daß, wenn auch die Form der Reimpaare vorwog, die Strophe nicht ganz ausgeschlossen war, und daß die Reimpaare auch für die dichterische Darstellung einheimischer Stoffe benutzt wurden. Es heißt da über die Form: „Die Eintönigkeit dieses einfachen Metrums (der Reimpaare) wird dadurch vermindert, daß der Sinn häufig mit dem ersten Reime des Reimpaares schließt und Hebungen mit Senkungen sehr häufig abwechseln.“ Der erste Satz ist richtig, in Klammer könnte dazu gesetzt werden der technische Ausdruck: Reimbrechung, der zweite aber ist mindestens unklar. Wenn Hebungen mit Senkungen sehr häufig abwechseln, so würde dieß ja die Eintönigkeit nicht vermindern, sondern vermehren. Es muß gesagt sein, daß auf den Hebungen das Princip der alten Verskunst beruht, wodurch, da die Senkungen auch fehlen können, die in der modernen Poesie herrschende eintönige regelmäßige Abwechslung von Hebung und Senkung vermieden wird. Die Eintönigkeit wird auch dadurch vermindert, daß der Vers nicht an éinen Rhythmus gebunden ist, sondern mit und ohne Auftact beginnen kann. — Was über die Sprache gesagt ist, will nicht mehr recht passen; es läßt sich hier leicht eine andere Wendung finden.

Im §. 14 werden unter die „Anfänge der neu aufblühenden Dichtung 1150—1180“ Wernher's Lobgedicht, das Annolied, die Kaiserchronik, Lamprecht's Alexanderlied, das Rolandslied und Heinrich's Reinhart Fuchs genannt. Die Zeit 1150 ist doch für verschiedene dieser Dichtungen zu spät angesetzt. Wenn aber ein Gedicht verdient hier genannt und besprochen zu werden, so ist es der König Rother, den Kluge nur in einer Anmerkung erwähnt. Dafür könnten die Inhaltsangaben der andern Gedichte knapper gefaßt werden. — Von der Kaiserchronik wird gesagt, daß in ihr noch mehr als im Annoliede

eine bunte Menge von Geschichten eingefügt sei; daraus muß man schließen, daß Kaiserchronik und Annolied ganz ähnlich weitschichtig angelegte Werke seien, während das Annolied doch einen ganz andern Charakter trägt. Die Frage, ob das Annolied aus der Kaiserchronik geschöpft, oder diese jenes aufgenommen habe, ist vom Verfasser nicht berührt worden, was mit einem Satze geschehen kann.

Bei Erwähnung des Nibelungenstreites (S. 25 fg.) wäre praktisch auf die von Zarneke in der Einleitung zu seiner Ausgabe gelieferte vollständige Bibliographie zu verweisen, so daß dann in den Anmerkungen manches gestrichen werden kann. Nachdem der Verfasser die verschiedenen Theorien erwähnt und die Ausgaben von Holtzmann und Zarneke genannt hat, kann es nicht heißen: „worauf dann 1866 die Ausgabe mit Erklärungen von Karl Bartsch folgte“ *). Diese Ausgabe legt eine andere Handschrift, nämlich B zu Grunde, im Einklang mit einer neu aufgestellten Theorie, die Kluge unbedingt berücksichtigen und ebenso wie die vorhergehenden kurz charakterisieren muß. Bartsch's Untersuchungen sind dann später in der Anmerkung genannt, weil Bartsch mit Pfeiffer in der Annahme des Kürenberger's als des Verfassers des Nibelungenliedes übereinstimmt. Diese Verfasserschaft ist in Bartsch's Darlegung gar nicht der Hauptpunkt, sondern ein Moment zweiten Ranges. Die Hauptsache ist bei ihm der Nachweis einer älteren gemeinsamen Vorlage von Nibelungennoth und Nibelungenlied, wodurch die Annahme einer Mittelstufe, des sogenannten gemeinen Textes, ganz wegfällt. Künftig ist auch die kritische Ausgabe der Nibelungennoth von Bartsch (Leipzig 1870) zu erwähnen. — Die Hypothesen von Mosler und Gärtner sind so haltlos, daß anzurathen ist, von ihnen in der nächsten Auflage gar nicht zu reden.

In der im Allgemeinen richtigen Schilderung der Nibelungenstrophe (S. 27) habe ich nur das eine nicht ganz zutreffend gefunden, daß gesagt ist: „Die erste Hälfte hat in jeder der vier Zeilen drei Hebungen mit klingendem (weiblichem) Schluße.“ Hier muß es heißen mit „scheinbar“ klingendem Schluße, wie aus den selteneren Zeilen mit vier Hebungen und stumpfem Schluße gefolgert werden kann.

An die Gudrun (§. 16) schließt der Verfasser die andern weniger bedeutenden Heldengedichte an. Hier fehlt jeglicher litterarischer Nachweis, so daß der Leser, der sich etwas genauer mit diesen Dichtungen beschäftigen will, ohne Rath bleibt.

Paragraph 18 betrachtet „die vier größten Dichter des höfischen Epos“. Eigentlich gibt es nur drei Größen. Heinrich von Veldeke, so bedeutend er als Bahnbrecher ist, würde besser getrennt stehen; auch wäre sein Einfluß schärfer hervorzuheben. — Wenn Gottfried von Straßburg den Wolfram von Eschenbach einen *vindaere wilder maere* nennt, so bezieht sich dieß nicht auf Wolfram's vielfach dunkle Sprache, sondern auf die Menge der Episoden und seltsamen Abenteuer in seinem Parzival. Dem Titurel gebührt unter den Dichtungen Wolfram's der Platz vor dem Parzival, weil er seine Jugendarbeit ist. Wolfram benutzte zu seinem großen Werke nicht bloß éine französische Quelle, sondern zwei. Zu welcher Zeit der Parzival gedichtet wurde, ist nicht gesagt; das möge noch nachgetragen werden. — Auf Wolfram folgt Gottfried, dann

*) In der 3. Auflage nun der richtige Zusatz: auf Grund der Handschrift B.

Hartmann. Wäre es nicht zweckmäßiger, Hartmann unter den dreien die erste Stelle zu geben?

Auch im folgenden §. 19 „die andern Dichter des höfischen Epos" empfiehlt sich eine Umstellung. Es sind genannt: Conrad von Würzburg, Rudolf von Ems, Conrad von Fleeke (besser Conrad Fleck); sie folgen besser aufeinander: Conrad Fl., Rudolf, Conrad von W. — Köpke's Ausgabe des Barlaam kann in der Note gestrichen werden. — In der Anmerkung wird auch der Meier Helmbrecht genannt. Das Gedicht ist so köstlich, daß es nach seinem Inhalte skizziert zu werden verdient; in der Note ist nur Schröder's Übersetzung genannt; die Textausgabe von Keinz muß künftig berücksichtigt werden.

Hierauf geht der Verfasser zur „höfischen Lyrik" über und bespricht in §. 20 zunächst „Stoffe und Formen". Beim „Lied" wäre kurz anzudeuten, daß der Ausdruck sich anfänglich auf eine Strophe bezieht, und daß der Plural *diu liet* gebraucht wurde, um das auszudrücken, was dann später auch und jetzt ausschließlich der Singular bezeichnet. Auf die Ähnlichkeit des Abgesangs mit unserem Trio dürfte hinzuweisen sein. Auch die bedeutendsten Liederhandschriften macht Kluge namhaft. Die Ordnung ist nicht zu billigen. Zuerst ist die Heidelberger, dann die Weingartner und dann erst die Pariser (früher die Manessische genannt) zu nennen. Die bibliographischen Angaben der Minnesinger-Ausgaben gehören besser in die Note, wo sie auch weniger Raum beanspruchen. Zweckmäßig wäre auch hier die treffliche Sammlung von Bartsch (Leipzig 1864) anzuführen.

Der folgende §. 21 „Die bedeutendsten höfischen Lyriker" wird nicht befriedigen. Es fehlen verschiedene wirklich bedeutende, andere gehören nicht hierher, wenn sie auch berühmte Namen tragen wie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Was von ihnen auf dem Gebiete der Lyrik geleistet worden, ließe sich besser vorher durch kurze Andeutungen abmachen. Von Gottfried heißt es, er habe eines seiner größten und schönsten Lieder zum Lobe der h. Jungfrau gedichtet. Dazu wird in der Note bemerkt, daß Pfeiffer diese Annahme widerlegt habe. Glaubt Kluge an die Kraft dieser Widerlegung, woran nicht zu zweifeln, dann ist der Lobgesang überhaupt nicht mehr unter Gottfried's Namen anzuführen. Es könnte nur gesagt werden, daß ihm auch von der Pariser Handschrift mit Unrecht ein umfangreicher Lobgesang zugeschrieben werde, der seinen Stil in übertriebener Weise nachahmt und der daher keineswegs schön zu nennen ist. Dann könnte auch die in der Anmerkung zu §. 18, 3 genannte Vermuthung Watterich's bei Seite gelassen werden. In einer umfänglicheren Litteraturgeschichte wäre ihre Erwähnung vielleicht am Platz, hier aber, wo es möglichste Beschränkung gilt, muß von einem Buche abgesehen werden, dessen Ergebnisse zwingend widerlegt sind.

Am längsten verweilt Kluge bei Walther von der Vogelweide. Zuerst spricht er über seine Heimat und entscheidet sich für Franken. In der Note wird die betreffende Litteratur zusammengestellt, wobei auch angegeben ist v. d. Hagen, Wackernagel und Pfeiffer hätten sich für Franken erklärt, Rudolf Menzel, dem sich jetzt auch Bartsch anschließt, für Tirol. Pfeiffer hat allerdings früher sich für Walther's fränkische Heimath ausgesprochen, in der Einleitung zu seiner Ausgabe aber stellte er Tirol auf, weil sich da ein Ort Namens Vogelweide habe finden lassen *). Wenn Wilmann's (Einl. 3 fg.) mit Beziehung

*) In der 3. Auflage berücksichtigt.

auf eine Äußerung Scherer's geltend macht, daß den Namen Vogelweide mancher Ort führen konnte und wirklich geführt hat, so ist daran zu erinnern, daß Pfeiffer selbst auf seinen Fund kein großes Gewicht legen wollte, daß er aber eine Bestätigung der Tiroler Heimath in dem Gebrauche der Handschriften fand, Landsleute zusammen zu stellen *). — Kluge führt, um Walther's Mannigfaltigkeit in lebendigen Beispielen darzuthun, verschiedene seiner Dichtungen mit ihren Anfängen an. Das schöne Frühlingslied *Muget ir schouwen waz dem meien* ist mindestens unsicher. Dafür wäre also in der nächsten Auflage ein anderes Beispiel auszuwählen, was nicht schwer halten wird. — Bei der Bedeutung, die Walther zu seiner Zeit gehabt hat, wäre es passend gewesen, wenn der Verfasser vielleicht in einer angehängten Anmerkung seinen Dichtereinfluß hervorgehoben und seine Schule in einigen Namen wie Rubin, Ulrich von Singenberg, Reinmar von Zweter und Bruder Wernher vorgeführt hätte, zumal sich in diesen Nachfolgern der Waltherische Dichtergeist nach verschiedenen Richtungen hin ausprägt und fortpflanzt.

Der folgende Paragraph (22) handelt von der „Entartung des Minnesangs". Ich glaube nicht, daß man Ulrich von Liechtenstein unter die Dichter der Epigonenzeit rechnen darf, welche eine Entartung des Minnesangs bekunden. Seine Lieder sind sehr frisch, anmuthig, wohl gelungen in der Form und nicht im mindesten *unhovelîch*. Wenn seine Lieder nur in der Pariser Handschrift überliefert wären und wir seine abenteuerliche Selbstbiographie nicht hätten, so würde der Dichter ohne Zweifel unter die talentvollen Schüler Walther's gerechnet werden. In seinem Frauendienst erblicken wir eine Entartung des Minnelebens und Minnedienstes, aber in dessen lyrischen Theilen nicht eine Entartung der Poesie. — Heinrich von Meißen kann eher hierher gerechnet werden, weil bei ihm, der Wolfram sowohl wie Gottfried in ihren Schwächen nachahmt, die Poesie in Dunkelheit oder in eitel Spielerei ausartet. Die Ausgabe Ettmüller's ist künftig in der Note beizufügen.

Der letzte Paragraph (23) dieses Abschnittes behandelt die „didaktische Poesie, Lehrgedichte und Fabeln". Die Abfassungszeit des welschen Gastes sollte angeführt werden, da wir sie genau wissen. Daß Thomasin auf Seite des Papstes steht und auch als Gegner Walther's aufgetreten ist, ließe sich mit kurzen Worten noch nachtragen. — Der Renner des Hugo von Trimberg ist ohne bibliographischen Nachweis erwähnt. — Benecke's Ausgabe des Edelsteins von Boner kann gestrichen werden.

Die „Vierte Periode, 1300—1500, Entwickelung der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes" wird mit einer Betrachtung (§. 24)

---

*) Bei der Gelegenheit eine Bemerkung. Mit Recht sagt Wilmanns, die österreichische Heimath lasse sich nicht streng beweisen, nimmt aber diese Äußerung wieder zurück: man sei wegen des den österreichischen Dialect bekundenden Reimes *pfarren* : *verwarren* wohl berechtigt, Österreich für Walther's Heimat gelten zu lassen. In der Anmerkung zu der betreffenden Stelle (83, 35) steht: „*verwarren* statt *verworren*; hier verräth Walther seine österreichische Mundart. S. Lehm's Anm." Pfeiffer erklärte zu 116, 5 *verwarren* auch für eine dialektische österreichische Form; in der zweiten Auflage steht präciser: „dialektische, vorzugsweise österreichische Form". Daß man aus diesem einen österreichischen Reim nicht gleich einen Schluß auf die Heimath machen dürfe, hat Pfeiffer Germ. 5, 4 fg. ausgeführt. Der Reim ist aber gar nicht specifisch österreichisch, er ist ebenso gut alemannisch, worüber man sich bei Weinhold alem. Gramm. §. 11 hinlänglich belehren kann.

eröffnet über „Verfall der Poesie und Ursachen desselben“ (warum nicht: und seine Ursachen?). Zu den inneren Gründen des Verfalls rechnet der Verfasser auch das Übergewicht der Form über den Inhalt. Das ist wahr, aber auch wieder nicht. Nicht in der gesammten Poesie tritt dieß Übergewicht hervor, sondern nur in der kunstmäßigen Lyrik.

Zu §. 25 „Epische Poesie“ ist zu bemerken: Caspar von der Rön ist nicht ein fränkischer Volksdichter und Umarbeiter des Heldenbuchs, sondern nur ein Schreiber, worüber zu vergleichen Zarncke in der Germania 1, 53 fg.

Zu §. 26 „Lyrische Poesie“: Hier wäre doch zu verweisen auf Grimm's immer noch werthvolles Buch über den Meistergesang und, damit der Leser, wenn er Meistergesänge kennen lernen will, einen Anhalt habe, auf Bartsch's Edition der Kolmarer Handschrift. — In der Anmerkung ist die Sammlung der historischen Volkslieder von Soltau genannt; da wäre auch die Fortsetzung oder die Ergänzung von Hildebrand nicht zu übersehen. Dagegen kann Wolf's Sammlung gestrichen werden. — Von Liliencron's Sammlung ist nun künftig auch der 5. Band zu erwähnen, der außer den Melodien eine vortreffliche Unterweisung gibt über die musikalischen Verhältnisse.

Zu §. 27 „Didaktische Poesie“. Strobel's Ausgabe des Narrenschiffs braucht nach Zarncke's bedeutender Leistung nicht mehr genannt zu werden, zumal in einem Buche wie das vorliegende.

Zu §. 29 „Prosa“. Die 2. Aufl. von Hamberger's Ausgabe von Tauler's Predigten erschien nicht 1844, sondern 1864. — Diepenbrock's Suso liegt in 2. Aufl. vor, 1838. — Die Übersetzungsprosa ist so wichtig für diesen Zeitraum, daß eine eingehendere Belehrung erwünscht erscheint. — Bei dem Satze über die vorlutherischen Bibelübersetzungen denkt man unwillkürlich nur an Drucke, nicht auch an die älteren in Handschriften überlieferten Übersetzungen. — Zu Till Eulenspiegel verdient Lappenberg's Ausgabe genannt zu werden.

Es folgt: „Fünfte Periode. Die deutsche Litteratur im Zeitalter der Reformation 1500—1624“. Wenn nicht schon vorher sich Gelegenheit bieten sollte, würde hier auf Uhland's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert (im 2. Bd. der Schriften) hinzuweisen sein.

Zu §. 30 „Epische Poesie“. Kluge übersetzt bei Erwähnung und Deutung des Namens Theuerdank das Wort *tewerlich*, *teuerlich* mit abenteuerlich. Es ist vielmehr = theuer, werth, hoch, erhaben. — Die Ausgabe von Haltaus ist zu erwähnen. Ebenso die des glückhaften Schiffs von Halling, wenn sie auch nicht genügt.

Von Hans Sachs sind ebenfalls gar keine Ausgaben angeführt, was sich auch auf den folgenden Paragraphen erstreckt. Jetzt kann die vor Kurzem erschienene Ausgabe der Lieder von Hans Sachs von Gödeke, die auch eine ganz vorzügliche Einleitung enthält, berücksichtigt werden (4. Bd. der d. Dichter des 16. Jhds. Leipzig 1870). Diese Meisterlieder sind auch vorzugsweise Erzählungen.

Zu §. 33 „Dramatische Poesie“. Jacob Ayrer ist zu stiefmütterlich behandelt. Zu citieren ist die Ausgabe seiner Dramen von Keller (5 Bde. liter. Verein 1865).

Zu §. 34 „Prosa“. Da die Sprache Luther's so überaus wichtig ist in der Geschichte unserer Sprache und Litteratur, so könnte auch das Wörterbuch von Dietz (1. Bd. 1870) genannt werden, zumal es in der Einleitung eine gute, wenn auch nicht durchaus gelungene Darstellung der Sprache Luther's bietet und zugleich eine reiche Bibliographie von Schriften, namentlich der kleinen.

Ungern vermisse ich in diesem Paragraphen neben den Volksbüchern eine kurze Hinweisung auf die reiche und charakteristische Litteratur der Schwänke; hauptsächlich wären hier zu nennen Wickram's Rollwagenbüchlein (Ausgabe von Heinrich Kurz 1865), Pauli's Schimpf und Ernst (Ausg. von Oesterley, litter. Verein 1866) und Kirchhof's Wendunmuth (Ausg. von Oesterley, 5 Bde., litter. Verein 1869).

Bis hierher erstreckt sich der Zeit nach das Gebiet, welches der Germania als einer Zeitschrift für deutsche Alterthumskunde anheimfällt. Die weitere Behandlung der Litteraturgeschichte Kluge's gibt, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht den gleichen Anlaß zu Erinnerungen; aber wer genau kritisieren wollte, würde auch öfters, namentlich in bibliographischer Beziehung, verschiedenes vermissen oder anders wünschen. Einmal, weil die jüngere Zeit, wenn auch durch das Programm dieser Zeitschrift nicht streng und pedantisch ausgeschlossen, doch den Zielen, welche die Germania verfolgt, ferner liegt, dann aber auch, weil ich selbst zu einem recht philologischen Betriebe der neuen deutschen Litteratur noch nicht gelangt bin, will ich nur noch weniges bemerken.

Wie in den dem Mittelalter und der Reformationszeit gewidmeten Partien des Buches öfters bei keineswegs unwichtigen Schriften eine litterarische Verweisung auf eine Textausgabe oder eine Monographie vermißt wird, so auch in der Behandlung der Neuzeit. Hier bedarf es natürlich weniger der Anführung von Ausgaben, und wir billigen es in Hinblick auf die Tendenz des Buches durchaus, daß Kluge von vielen Titelangaben und Jahreszahlen abgesehen hat. Dagegen hat er auf monographische Studien über einzelne Perioden oder einzelne Schriftsteller sein Augenmerk gerichtet und die beste bis in die neueste Zeit reichende Litteratur citiert. Aber freilich thut er es nicht gleichmäßig. Manche Poeten der Neuzeit haben in der That noch keinen Biographen und Kritiker gefunden, und es bleibt auf diesem Felde noch eine reiche Ernte, aber andere haben ihn gefunden, ohne daß der Verfasser auf solche Erscheinungen Rücksicht nimmt. Man wird öfters versucht sein anzunehmen, Kluge habe, um sein Buch nicht unnöthig mit gelehrten Citaten zu belasten, von der Erwähnung der oder jener ihm wohl bekannten Monographie abgesehen; allein er führt öfters auch Schriften an, die nicht unbedingt nothwendig zu nennen wären, ja die er hätte getrost weglassen können. In dieser Beziehung wird er bestrebt sein müssen, Gleichmäßigkeit zu erzielen, und kritisch streng bei der Citierung der litterar-historischen Monographien zu sein. Dieser allgemeinen Bemerkung reihe ich einzelne Nachträge an.

Zu §. 38. „Gryphius". Nicht zu vergessen ist künftig das Lustspiel „die geliebte Dornrose", weil es das erste ist in der deutschen Litteratur, in welcher die Volksmundart im Gegensatz zum Schriftdeutsch zu künstlerischer Geltung kommt (herausg. von Palm. 1865).

Zu §. 40. „Roman". Gerade den bedeutendsten Roman aus der vornehmen Welt hat Kluge unerwähnt gelassen: die Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig. — Die Monographie von Cholevius ist in der Note genannt; sie wird für diesen Paragraphen noch besser ausgenutzt werden müssen. Andreas Heinrich Bucholtz darf auch nicht ganz übergangen werden. — Die Note auf S. 68 ist unrichtig stehen geblieben; sie ist durch die folgende unnöthig gemacht.

Die neuere Litteratur ist, wie bekannt, außer in selbständigen Monographien auch vielfach in Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken behandelt. Gerade die zerstreut erschienenen Arbeiten entgehen allzu leicht dem Auge des Historikers; darum möge der Verfasser nach dieser Richtung hin die periodische Litteratur auszubeuten suchen. Um nur auf einzelnes hinzuweisen, will ich erwähnen, daß mit das Beste, was über Wieland jemals geschrieben wurde, sich findet im Album des Litterarischen Vereins in Nürnberg für 1860. Es ist ein umfangreicher Aufsatz von J. L. Hoffmann. — Der Julius von Tarent von Leisewitz ist vorzüglich monographisch behandelt von August Henneberger in seinem leider nur in einem Bande erschienenen Jahrbuch für deutsche Litteraturgeschichte (Meiningen 1855). Dort finden sich auch noch mehrere Aufsätze, die citiert zu werden verdienen. Denn es braucht ja nicht immer ein dickes Buch zu sein, was eine Anmerkung zieren soll. Aufmerksam machen will ich zugleich auf eine Reihe trefflicher Aufsätze über die Litteratur des 18. Jahrhunderts, welche Henneberger in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte (Nürnberg 1858) niedergelegt hat. — Das Buch von Robert Prutz „Menschen und Bücher“ (Leipzig 1862) fand ich nicht citiert, und doch enthält es mehrere ausgezeichnete Monographien; vor allem zu nennen ist die Abhandlung über Karl Friedrich Bahrdt. Über diesen seltsamen Mann schrieb noch ausführlicher Gustav Frank in Raumer's historischem Taschenbuch (37. Jahrg. 1866). Eine sehr brauchbare Arbeit über Novalis von Fortlage brachte das eingegangene deutsche Museum von Prutz, welche jetzt auch aufgenommen ist unter den sechs philosophischen Vorträgen von Fortlage (Jena 1869). So werden auch die litterar-historischen Aufsätze von Treitschke zu berücksichtigen sein; vieles bietet auch das litterar-historische Taschenbuch von Prutz; auch Gosche's Jahrbuch und Archiv wird, wenn es nicht wieder in's Stocken geräth, für die Erforschung der neueren Litteratur wirksam werden, und mag sich daher der Beachtung empfehlen.

In neuerer Zeit haben sich Stimmen vernehmen lassen, welche den Unterricht der Litteraturgeschichte auf Gymnasien verwerfen. Es ist dieß eine sehr wichtige pädagogische Frage, zu deren Entscheidung ich mich nicht berufen fühle. Wo dieser Unterricht noch als berechtigt und nothwendig angesehen wird, trägt zu seinem Gedeihen sicher die Wahl eines guten Lehrbuches wesentlich bei. Hat sich das Buch von Kluge bereits bewährt, so zweifle ich nicht, daß es sich um seiner Vorzüge willen noch ein weiteres Gebiet gewinnen wird. Wie die zweite Auflage, gegen die erste gehalten, schon mannigfache Verbesserungen aufweist, so wird der Verfasser auch in Zukunft bestrebt sein, dem Buche, ohne sein Wesen und seine Anlage anzutasten. im Einzelnen eine immer größere Vollkommenheit zu geben.

Indem ich durch meine Besprechung dem Verfasser förderlich zu sein gedachte, habe ich doch dabei die vorliegende Arbeit nicht allein im Sinne gehabt. Wie bei Kluge, so finden sich auch in andern ähnlichen Werken vielfach Auffassungen und Urtheile, die, aus älteren Litteraturgeschichten stammend, vor den neuen Forschungen nicht bestehen können. Dieß habe ich hervorgehoben, und dadurch gesucht, den Ergebnissen der Wissenschaft zum Besten des Unterrichts Geltung und Eingang zu verschaffen.

JENA, August 1870. REINHOLD BECHSTEIN.

Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre von Wolfgang Menzel. In zwei Bänden. Leipzig. Fues's Verlag. 1870. VIII u. 286 u. 393 Seiten.

An eine Bemerkung Jahn's über die Nothwendigkeit vergleichender Alterthumsforschungen anknüpfend, weist der Verf. zuvörderst in dem Vorworte zu vorliegender Arbeit darauf hin, wie auch diese, aus dem Gefühl desselben Bedürfnisses hervorgegangen, von ihm seit dreißig Jahren, je nachdem er Muße dazu gewonnen, immer wieder fortgeführt worden ist, denn „man kann solche Studien nicht über das Knie brechen, sie erfordern weite Umsicht und lange Zeit.“ Im Weitern äußert er sich dahin, daß die heidnischen Unsterblichkeitslehren nicht aus einer Uroffenbarung an die Heiden hervorgegangen sind, noch auch nach einem angeblichen Plane Gottes die christliche Lehre vorbereitet haben, als sei durch beide ein Faden hindurchgelaufen, wie nach der bekannten Darwin'schen Theorie durch die Thier- und Menschenwelt; sie sind vielmehr etwas vollkommen Selbständiges für sich, durchaus naiv, naturwüchsig und verschiedenartig, hervorgegangen aus der Gefühls- und Denkweise sehr verschiedenartiger Völker. Alle alten Völker stimmen jedoch darin überein, daß sie eine höhere Macht über sich erkannten, und auch darin, daß sie dieselbe zunächst den am meisten in die Sinne fallenden Naturerscheinungen, Naturkräften und Elementen zuschrieben, bis sie Erfahrung genug gewonnen hatten, eine gewisse Einheit im Weltgebäude, in der Harmonie des Raumes und der Zeitmessung zu erkennen. Als etwas unzweifelhaft Gemeinsames, was allen heidnischen Unsterblichkeitslehren wie überhaupt der Weiterentwickelung aller Religionsbegriffe, Culte und Mythen als Unterlage gedient hat, erweise sich ferner die Ausrechnung und Feststellung des Sonnenjahres. An den Kalender desselben haben sich die Grundanschauungen von Erde und Himmel wie vom Naturleben und Weltschicksal in der Zeit geknüpft, wie die Festtage und Mythen der höchsten Götter. War aber die Erkenntniss von dem Laufe der Gestirne und dem mächtigen Einfluß der Sonne so weit gediehen, so wurde die Ehrfurcht vor dem Donnerer sehr abgeschwächt, wenn er nicht wie überhaupt die Elementargottheiten im Vergleich zu den astralischen Gottheiten mehr in den Hintergrund trat, und die Götterwohnungen stiegen von den Berggipfeln zu den Sternenhöhen hinauf, während zugleich die Autorität der gelehrten Priesterschaften, von denen alle diese neuen Entdeckungen ausgiengen, außerordentlich verstärkt werden mußte. Die wichtigste Veränderung jedoch, welche die Feststellung des Sonnenjahres im Glauben der alten Völker hervorrief, war die Ahnung einer andern höhern Welt des Jenseits, denn man konnte sich nicht von der Macht und dem Einfluß der Gestirne überzeugen, ohne an eine hinter den sichtbaren Gestirnen wirkende unsichtbare Macht und Weisheit zu glauben, an etwas Heiliges und Göttliches in jenen oberen Regionen. Sobald aber die alten Völker zu dieser Stufe theils der Erkenntniss theils der Ahnung gelangt waren, giengen ihre Anschauungen weit aus einander; denn je nachdem der in den Völkern wohnende Geist geartet war, machten sie sich von der unsichtbaren Welt über den Sternen verschiedenartige Begriffe. Zwar die beiden ältesten Culturvölker, die Babylonier und Ägypter, bekümmerten sich um Jenseits und Ewigkeit noch wenig und konnten sich von der sie umgebenden materiellen Welt noch nicht losreißen; jedoch faßten sie dieselbe schon in einem ganz entgegengesetzten Geist auf, die Babylonier heiter und freudig, aber ihren Reichthum in sorgloser Üppigkeit ver-

geudend, die Ägypter hingegen denselben zu hüten bestrebt und sich von aller Welt ängstlich abschließend. Wieder anders die Perser, welche in Folge eines sittlichen Impulses das physische Glück des Daseins durch Tugend zu verdienen und das böse Princip fortwährend zu bekämpfen suchten. Aber auch sie dachten sich das Jenseits nur als eine Fortsetzung des Diesseits, ohne noch den tiefen Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit erkannt zu haben. Diese Erkenntniss gieng zuerst den Indern auf und überwältigte sie völlig. Sie vertieften sich nämlich nach der Zeit der Veda's dermaßen in den Geist, daß sie die materielle Wirklichkeit zu ihren Füßen beinahe vergaßen und es wenigstens für das höchste Verdienst erklärten, sich über dieselbe hinwegzusetzen. Sie sahen die Wirklichkeit nur für ein Scheindasein an und prägten sich unvertilgbar den Wahn ein, sie hätten schon früher einmal existiert und würden auch nach dem irdischen Tode noch in unzähligen Verwandlungen fortexistieren, bis ihre Seele von allem Irdischen und Sinnlichen frei werde und sich mit dem absoluten Geiste vereinigen würde.

Was die Völker des Abendlands betrifft, so machten sie sich von einem Jenseits lange Zeit nur nebelhafte Vorstellungen; als aber auch bei ihnen der Glauben an die Unsterblichkeit tiefer in den Seelen zu wurzeln anfieng, trugen sie einfach alles, was ihnen in der irdischen Wirklichkeit am liebsten gewesen, in ihre Vorstellungen vom ewigen Leben über, und zwar nur in den Mysterien, denn der öffentliche Cultus blieb noch ausschließlich den Naturgöttern gewidmet, die aber aus elementaren Gewalten nach und nach mehr zu astralischen wurden. Für die realistische Auffassung des Weltganzen waren die alten Griechen besonders maßgebend; sie konnten sich also auch die hohen Götter als Ordner der Natur und Lenker der Geschicke weder als reine Geister noch als symbolische Gestalten denken, sondern gaben ihnen unwillkürlich ihre eigene menschliche Gestalt mit menschlichen Neigungen und Leidenschaften.

Im germanischen Norden hielt das vorzugsweise kriegerische Volk sich von dem indischen Extrem, alles nur geistig aufzufassen, wie vom realistischen der Griechen, die selbst den Geist verkörperten, gleich weit entfernt und faßte den Gegensatz zwischen Geist und Leib, Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits in seiner ganzen Schärfe auf, ohne das eine über dem andern zu vergessen oder zu vernachlässigen. Man darf annehmen, daß der germanische Völkerstrom frühzeitig in manche Beziehung zu den alten Persern gekommen ist, die ebensowenig einseitig waren, deren Dualismus aber hauptsächlich den sittlichen Gegensatz zwischen Gut und Böse, Tugend und Sünde betonte.

Demnächst spricht der Verf. von den verschiedenen Vorstellungen, welche die Griechen und Römer, die Inder und Germanen in Bezug auf die Zeit hegten. Für die Inder gab es gewissermaßen nur eine Ewigkeit, die wiederum für die Griechen und Römer bloß ein nebelhafter Begriff war, da sie aus der Zeit gar nicht herauskamen und sogar vor der Einweihung in die Unsterblichkeitslehre der Mysterien Zeit und Ewigkeit verwechselten. Die Germanen hingegen zeichneten sich durch eine originelle Auffassung des Verhältnisses zwischen Zeit und Ewigkeit aus. Sie glaubten wie die Juden an ein ewiges Princip im Allvater, ließen diesen aber im Verborgenen bleiben und nahmen an, die Welt werde während der ganzen Zeitlichkeit von Odin regiert, einer Personification des absoluten freien Willens, der absoluten Praxis, ohne irgend eine sittliche Schranke oder Bedingung, nicht gut und nicht böse, abwechselnd und nach

Laune das eine oder das andere, nur immer böse, ja heimtückisch, wo ihm irgend eine sittliche Pflicht als Beschränkung seiner Willkür zugemuthet wurde. So und nicht anders ist sein wahres Charakterbild in der alten Edda. Weil er nun aber während der ganzen Zeitlichkeit so viel Unrecht thut und zuläßt, ist das Leben in dieser Zeitlichkeit auch nichts Vollkommenes und eben deßhalb muß die Zeit einmal aufhören und Odin sammt der ganzen gegenwärtigen Welt einmal untergehen. Alsdann erst wird Allvater eine neue bessere Welt schaffen und dieselbe durch den guten Gott Baldur regieren lassen. Dadurch unterscheidet sich die nordisch germanische Auffassung wesentlich von der orientalisch-indischen und von der griechisch-römischen. Wie ferner der indische Brahma erst zum Hauptgott erhoben werden konnte, nachdem das Sonnenjahr festgestellt und der Cultus der Elemente in den der astralischen Mächte übergegangen war, so auch Odin bei den Germanen, und wie sofort der alte indische Donnerer dem Brahma untergeordnet wurde, so auch der alte nordische Donnerer dem Odin. Nur die klassischen Völker im Süden Europas behielten den alten Donnerer als Hauptgott bei. Um die Ananke und die Moiren kümmerte sich aber Zeus ebensowenig wie Odin um die Nornen.

Dieß ist der Hauptinhalt der vom Verf. in der ersten Abtheilung: „Die Symbolik des Sonnengottes als Unterlage der heidnischen Unsterblichkeitslehren“ dem ersten Buche „Die Zeit und ihre Eintheilung“ vorangestellten „Orientirung“, die hier meist wortgetreu wiedergegeben ist und woraus man den Gang der Untersuchung und die Hauptzüge derselben hinreichend erkennen wird. In den folgenden Abschnitten des ersten Buches bespricht der Verf. dann das Sonnenjahr, die Licht- und Nachtseite desselben, den sterbenden Gott und den Einfluß der menschlichen Sehnsucht nach Unsterblichkeit. In Bezug auf den ewigen Jäger, der den frevelnden Schuß in die Sonne gethan hat (S. 29), bemerkt Menzel, daß dieß Odin ist, der Führer der wilden Jagd oder des wilden Heeres. Die Sage verbirgt daher einen tiefen Sinn. Odin, scheint der Mythus zu besagen, hält als Gott der Zeitlichkeit die Sonne gewaltsam in ihrem Laufe zurück, weil sie sonst immer höher hinaufsteigen und in den Himmel zurückkehren würde, so daß die Zeit aufhören müßte; er zwingt sie also umzukehren, um jedes Jahr von neuem denselben Lauf zu wiederholen. — Zweites Buch: Der Raum und das Naturcentrum. Das letztere befindet sich am Nordpol, und der Verf. bemerkt in dieser Beziehung, es könnte zufällig scheinen, daß den Indern, Persern, Griechen ihre heiligen Himmelsberge gerade im Norden lagen; wenn das aber auch nicht der Fall gewesen wäre, würde der magnetische Zug nach Norden, dem die Menschengeister folgen müssen, weil die Augen sie dahin ziehen, immerhin auch über die Berge hinaus den Mittelpunkt des Weltraums in der nördlichen Richtung des Horizontes und Himmels gesucht haben; denn es konnte den alten Völkern nicht entgehen, daß der ganze Himmel mit seinen unzähligen Sternen sich um einen Mittelpunkt im Norden im Kreise bewegt. Ferner weist der Verf. darauf hin, daß im Zendavesta Ver die himmlische Burg des Urkönigs Dschemschid ist, worin die Keime aller Pflanzen, Thiere und Menschen bewahrt sind; dasselbe scheine auch die Stadt Beroë zu sein, welche nach Nonnos von lieblichen Gärten und Inseln umgeben mitten im Ocean liegen soll; hier landete zum ersten Mal Aphrodite und hier gebar sie den Eros; das ist Eros Protogonos; die Liebe als das allbewegende Princip und dieses Beroë sowohl wie

jenes Ver dürfe man auf das Land der seligen Hyperboreer wie auf den Anfang aller Dinge im Nordpol beziehen. Björn und Veor waren Beinamen des Thor, und dieß mahne deutlich an Ver und Beroë. Auch der deutsche Sagenheld Dietrich, in welchem schon Grimm und Uhland Thor wiedererkannt, werde immer Dietrich von Bern genannt, worunter man insgemein die Stadt Verona verstanden hat, dessen Name und Begriff aber viel älter und von mythischem Ursprung sei. Auch müsse an Bör und Buri, die Väter Odins, erinnert werden. Außer den Himmelsbergen bespricht das zweite Buch auch noch das Weltei, das Bärengestirn, die Sphärenharmonie, die Himmelsleiter der Planeten, auf welcher mittelst der Milchstraße die Seelen zwischen Himmel und Erde auf- und niedersteigen, ferner Nysa, wo Dionysos erzogen worden, jener höchste Gott der Mysterien, der, im feurigen Äther unter Blitzen geboren, sich in die niedere Welt herabließ und selbst dem Tode sich hingab, um durch seine Wiedergeburt auch der Menschheit seine Wiedergeburt zu gewähren. Die letzten Abschnitte dieses Buches bilden der Glasberg und der Weltbaum. — Drittes Buch: Die Beziehungen der Sonne zum Naturcentrum. So wie das Centrum des Raumes unverrückbar im Nordpol ist, ebenso concentriert sich die Zeit mit ihren Wechseln in der Sonne, und feste Punkte des Anfangs und Endes waren wie für jeden Tag ihr Auf- und Niedergang, so für jedes Jahr die Wintersonnenwende. Zur Vermittlung dieser beiden Centren bot sich auf die natürlichste Weise das Nordlicht, in welchem sich einfach die Morgen- und Abendröthe zu wiederholen scheint, welches aber ausschließlich an den Nordpol der Erde gebunden ist, über welchem der Nordpol des Himmels senkrecht steht. Dort ruhe die Sonne bei ihrem nächtlichen Lauf von Westen nach Osten stets zur Mitternachtstunde ein wenig aus und von ihrem Mitternachtscheine komme das Nordlicht her. In der Wintersonnenwende mußte sonach letzteres mit dem brennenden Neste des Phönix verglichen werden, in welchem ursprünglich das Jahr, dann aber die Zeit im allgemeinen sich immer neu verjüngt, und so hatte man auch für die Zeit einen Mittelpunkt gefunden, welcher dem Mittelpunkte des Raumes, dem Nordpol des Himmels entsprach. Aus dieser Symbolik folgte ferner die Vorstellung, daß in dem Moment der Sonnenwende, in dem die Sonne von ihrem fortwährenden Laufe ein wenig ausruht, die Zeit die Eigenschaft des Raumes, nämlich Stätigkeit, d. h. die Eigenschaft der unveränderlichen Gegenwart, also der Ewigkeit annimmt, wogegen alles im Raume die Eigenschaft der Zeit, nämlich deren Beweglichkeit aus der Gegenwart hinaus in Vergangenheit und Zukunft sich aneignet. Auf dieser Vorstellung beruht alle Magie der Sonnenwenden, das Versetzen aus der Zeit in die Ewigkeit, die Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukünftigen und eine Menge von Magien und Verwandlungen. Dem Nordlichte entspricht aber auch die Waberlohe, wie schon Magnusen bemerkt hat; Iduna, Menglöd, Gerda, Brynhild bedeuten sämmtlich die Sonne in ihren verschiedenen Beziehungen zur Zeitlichkeit und zum Raume. Das Ewige, Reine, Jungfräuliche in der Sonne ist Iduna; das Heilende, Segnende, Wohlthuende in derselben ist Menglöd; ihr Freiwerden aus der Gefangenschaft des Winters in jedem Frühling ist durch Gerda bezeichnet, das Unrecht und das Leiden aber, das ihr in der Zeitlichkeit widerfährt, durch Brynhild. Haben wir im Nordlichte den Ausgangspunkt erkannt, von wo aus die Sonne in Raum und Zeit eintritt und wohin sie immer wieder zurückkehrt, wo sie also gewissermaßen vom Anfang bis zum Ende der Zeitlich-

keit gebannt ist, so können wir auch die Waberlohe nur mit dem Nordlichte in den h. Nächten der Sonnenwende identificieren. Alle andern Erklärungen haben den tiefen Sinn nicht erfaßt und bieten viel zu kleinliche Vorstellungen. In diesem Buche wird dann noch der Sonnengarten am Nordpol, auf den wir weiter unten zurückkommen, die Insel des Chronos, sowie der Garten der Hesperiden besprochen. — Viertes Buch: Der Gegensatz von Zeit und Ewigkeit. Es handelt von dem Verschwinden der Zeit in der Ewigkeit, dem schlafenden Gott und den verschiedenen Zeitaltern, den Zeitringen (Draupnir, Brisingamen, Halsband der Harmonia), dem Regenbogen, der Zauberin Circe (Cirkel, Zeitring) u. s. w. Gelegentlich der Anna Perenna, unter welcher man sich Ceres als Nahrungsspenderin des Jahres dachte, bemerkt Menzel, ein Mythus von ihr sei interessant. Mars nämlich soll sie einmal feurig umarmt haben, in der Meinung, es sei die Minerva; darin liege ein tiefer Sinn. Mars ist der Kriegsgott, aber zugleich auch der Monat März, der ewige Frühlingsheld, der jeden Winter besiegt. Sich für würdig haltend, mit der Göttin Athene, die über der Zeit in der Ewigkeit thront, verbunden zu werden, wird ihm doch nur immer das vergängliche Jahr untergeschoben. Ferner heißt es in dem Abschnitte „Hilde“, daß dieser kurze, unscheinbare Mythus einen Grundgedanken der nordischen Heidenreligion enthalte. Högni nämlich, der einäugige, schlaue und hartherzige Vater, der in den deutschen Heldenliedern als der grimmige Hagen vorkommt, ist Odin, der höchste Gott des Nordens. Hier tritt sein innerstes Wesen hervor, welches nichts anderes ist als Tod und Zerstörung; er will daher auch nicht, daß seine Tochter sich vermähle. In ihr aber liegt das Princip des Lebens und der Liebe; deßhalb läßt sie ihren Geliebten, wenn auch noch so oft von ihrem Vater getödtet, doch immer wieder aufleben, und so wird sie, obschon ursprünglich liebevoll, doch zu einer Personification des unaufhörlichen Streites und Wechsels von Leben und Tod in der Welt. In Betreff des Brisingamen bemerkt der Verf., daß nach einem Bruchstück aus des Skalden Ulf Gesang Heimdall mit Loki um Freyjas Halsschmuck kämpfte, und zwar beide im Meere in Robbengestalt. Bleibe nun auch diese Robbensymbolik unverständlich, so weise doch der Gegensatz zwischen dem Himmelswächter Heimdall und dem teuflischen Allverschlinger Loki darauf hin, daß der eine den Ring der Zeit festhalten, der andere ihn zerreißen will. Die bisherigen Erklärungen des Brisingamen seien ungenügend und meist aus der Luft gegriffen. Nur Uhland (Sagenforsch. 20. 103) habe das Richtige wenigstens genannt, indem er in dem bösen Loki das Ende, im Heimdall den Anfang zu erkennen glaubte; das sei richtig in Bezug auf den Kampf beider Gottheiten um das Halsband. Loki will dem Zeitverlauf ein baldiges Ende bereiten, Heimdall (d. i. der Welttheiler, der zwischen Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits, Ewigkeit und Zeit theilt) will die Zeit zum natürlichen Ende kommen lassen, und deßhalb reißen sie sich um den Ring. — Fünftes Buch: Hereinragen der Ewigkeit in die Zeit. Es bespricht die sich an die Sonnenwende knüpfenden mannigfachen Vorstellungen, sowie die Heimchen (die auch Pflanzenseelen sind), die wilde Jagd u. s. w. Hinsichtlich der Dame Habonde oder domina Abundia bemerkt Menzel, daß der Name wohl deutsch sein und die abendliche oder Nachtseite derselben guten Göttin bedeuten dürfte, deren morgentliche oder Lichtseite in der Fee Morgana hervortrete; diese sei der Morgen, jene der Abend. — Sechstes Buch: Die Saturnalien. Es handelt von der Frei-

heit und Gleichheit aller Menschen zur Zeit der Sonnenwenden, der Verwandlung der Elemente, sowie der Thiere und Menschen zu jener Zeit des Jahres, den gegenseitigen Besuchen der Menschen und Götter u. s. w. — Demnächst folgt des Werkes zweite Abtheilung: „Die orientalischen Unsterblichkeitslehren“. Erstes Buch: Vorderasiatische und egyptische Unsterblichkeitslehren. Es wirft auch einen Blick auf die Etrusker und Kelten. Bei Gelegenheit der babylonischen Mythe von Omorka bemerkt Menzel, daß derselbe Gedanke und nahezu dieselben Namen in der Edda wiederkehren, wo aus dem Kampfe der Kälte mit der Hitze der Riese Ymir, der Inbegriff der gesammten Materie entstehe u. s. w. — Zweites Buch: Indische Unsterblichkeitslehre. — Dritte Abtheilung: Die altgriechische Unsterblichkeitslehre. „In Bezug auf die Griechen, unstreitig das geistreichste Volk der alten Welt, war ich bemüht“, sagt Menzel im Vorwort (Bd. I S. V), „ohne Misskennung der Einflüsse, welche dasselbe vom Orient und auch wohl vom Norden her empfangen hat, doch in den verschiedenen Stadien seiner geistigen Entwickelung seine Originalität sicher zu stellen. Es ist mir dabei mehr und mehr aufgefallen, daß der demokratische Geist in Athen einen nicht geringen Einfluß auf die eigenthümliche Ausbildung hellenischer Mythen und Mysterien ausgeübt hat, was bisher noch zu wenig berücksichtigt worden ist.“ Erstes Buch: Die cerealischen Mysterien der alten Griechen. In Bezug auf die Phäaken heißt es, daß etwas Elbisches in ihrem Wesen liege, sofern sie auf dem Meere mit Gedankenschnelle dahinfahren und den Odysseus in einer Nacht in seine Heimat bringen; allein für Elben seien sie nicht humoristisch genug. Gleichwohl scheine ihre ganze Vorstellung aus unserm Norden entlehnt zu sein. „Nach dem Norden weisen uns auch andere Nachrichten. Wir haben vom paradiesischen Sonnengarten des Apollo am Nordpol der Erde oder im Nordlicht schon im Eingang dieses Werkes gehandelt, ebenso von den Hyperboreern, dem lang lebenden und seligen Volk jenseits des Nordwindes.“ Auf diesen Punkt der nordischen Abstammung verschiedener mythologischer Vorstellungen der Griechen (vgl. Menzel's Odin 296) kommt der Verf. auch sonst noch zurück; so heißt es in Bezug auf die samothrakischen Weihen, daß der nordische Einfluß sich an den Namen des Orpheus anknüpfe; in ihm spiegelt sich aber nur der bekannte Hauptgott der alten heidnischen Finnen, Wäinämöinen, ab; denn auch diesem lauschen, wenn er die Harfe spielt, alle Thiere. Auch Pythagoras, obwohl eine historische Person, sei doch ohne Zweifel zu einer Personification der ganzen orientalischen und nordischen Weisheit gemacht worden, und es sei gewiß bedeutungsvoll, daß dabei keineswegs die orientalische, sondern die nordische, keltische und germanische Weisheit die Hauptrolle spiele. Man dürfe annehmen, daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der in den Mysterien der Griechen gepflegt wurde, mehr nach der edlern nordischen Vorstellungsweise, als nach der Seelenwanderungslehre des Orients gemodelt worden ist. Ferner heißt es weiterhin (2, 338): „Sofern sie das jungfräuliche Princip im Lichte, das Ewige und auch im Wechsel Unzerstörliche bedeutet, halte ich die griechische Athene dem Namen wie dem Begriff nach für die nordische Göttin Iduna, welche gleichfalls jungfräulich und ein Ideal sittlicher Reinheit ist. Der Cultus der griechischen Athene ist überhaupt gleich dem anderer griechischer Götter, in denen sich noch der keusche und ritterliche Charakter des Nordens verräth, über Thrakien vom germanischen Norden und

nicht über Kleinasien und die Inseln vom Orient hergekommen. Das nordische Wort Id heißt „wieder“ und die Göttin bedeutet das immer wiederkehrende ewige Licht, welches in der Nacht und im dunkeln Winter doch niemals untergeht, sondern immer gleich schön und jung wieder da ist. . . Ich stehe nicht an, in dem Namen der Göttin (Itonia, Iduna) das Ideal schlechthin oder die reine Idee, das Höchste und Edelste in der Geisterwelt, wie das Licht in der Körperwelt, zu erkennen. Ἰδεῖν heißt im Griechischen sehen, ἰδέα das Bild, aber auch das Urbild, das Ideal. Pallas, der zweite Name der Göttin, hängt ohne Zweifel mit Baal, Belus, Apollo, Baldur zusammen, und drückt den Grundbegriff des Lichten und Schönen aus“. Andere auf den Norden bezügliche Stellen übergehe ich. — Zweites Buch: Orphische und Pythagoräische Unsterblichkeitslehre. Aus dem ersten Abschnitte: „Übergang des Pflichtbewußtseins in die Bußfertigkeit“, sind bereits die sich auf den nordischen Einfluß beziehenden Stellen mitgetheilt worden. — Drittes Buch: Die dionysischen Mysterien, wovon der erste Abschnitt den bereits erwähnten „Zusammenhang des dionysischen Cultus mit der Demokratie in Athen“ darlegt. In dem Abschnitt „Verhältniss der Dionysien zur Athene“ heißt es: „Wie weit auch der noch in seiner Verklärung sinnliche und materialistische Dionysos von der rein geistigen und ewig jungfräulichen Athene abzustehen scheint, so ist er doch in der orphischen Speculation mit ihr verbunden worden und das Bindeglied zwischen beiden war Nysa, das Naturcentrum im Nordpol, von wo alle Durchdringung des materiellen Raums mit Geist und Segen ausgegangen ist. . . Diodor erwähnt auch daneben einer volkreichen Stadt und läßt den Gott Dionysos, als er erwachsen ist, mit dem Volk der Nysaeer ausziehen, um die Libyer zu überwältigen. Von diesem interessanten Kriege nun haben unsere großen Akademiker, trotz ihrer weltberühmten Gelehrsamkeit, niemals das geringste Verständniss gehabt, ja davon kaum Notiz genommen. Es handelt sich aber gerade hier von einem hellen Licht, das in die Grundlehren des classischen Heidenthums fällt. Denn Diodor bringt in der geheimnissvollen Höhle zu Nysa den jungen Gott Dionysos in die engste Verbindung mit der jungfräulichen Pallas Athene, die seine Jugend pflegt und beschützt. Sie ist das ewige jungfräuliche Licht, die reinste und heiligste Auffassung des göttlichen Geistes der hellenischen Gedankenwelt. Sie muß den jungen Dionysos leiten und beschützen, weil er berufen ist, durch Selbstaufopferung dereinst die Menschheit zu erlösen. In demselben Sinne steht bekanntlich auch Pallas Athene dem Herakles und allen Heroen der Humanität bei. Bevor aber Dionysos seine Mission in der Menschheit beginnen kann, müssen erst die bösen Naturgewalten überwunden sein, muß die Erde erst zur Wohnstätte der Menschen bereitet sein. Dem sittlichen Kampfe muß ein Kampf mit den rohen Elementen vorangehen. Das ist nun nach Diodor der Kampf der Nysaeer gegen die Libyer, dasselbe was der Titanen- und Gigantenkrieg. Libyer aber werden die feindlichen Mächte genannt, weil Libyen für das südlichste Land galt, alles Böse aber vom Südpol herkommen sollte, wie alles Gute vom Nordpol. . . Der Kriegszug des Dionysos nach Indien, den der späte Dichter Nonnos am ausführlichsten beschrieben hat, spiegelt uns wahrscheinlich jenen ältesten Krieg der Nysaeer wieder ab“. — Viertes Buch: Die Gräbersymbolik der alten Griechen. — Wir kommen nun zu der vierten Abtheilung: Die altdeutsche Unsterblichkeitslehre, worüber sich Menzel am

Schluß des Vorworts folgendermaßen äußert: „Neu sind im vorliegenden Werke vorzugsweise auch die Forschungen über die altdeutsche Unsterblichkeitslehre. Hier war am meisten aufzuräumen. Ich glaube endlich einmal die Verwirrung der Begriffe beseitigt zu haben, in welcher man sich bisher herumgetrieben hat, ohne Weg und Ziel zu finden. In allem aber, was ich über die altdeutsche Unsterblichkeitslehre ermittelt habe, liegt zugleich der Beweis, daß unsere Vorfahren wie in der Welt der Thaten, so in der Welt der Gedanken originell und den bedeutendsten Völkern des Alterthums ebenbürtig waren. Man wolle also mein Buch den patriotischen Bestrebungen einreihen, die mein ganzes Leben ausgefüllt haben." Erstes Buch. Das Rechtsverhältniss zwischen Zeit und Ewigkeit. Den ersten Abschnitt bildet „der Grundgedanke des deutschen Heidenthums", und hier heißt es so: „Die germanische Glaubenslehre schließt sich in ihren Grundzügen zunächst an die altpersische an. Mit dem persischen Urgeist Zaruana akarana, der nie handelnd hervortritt, sondern die Weltlenkung zwischen dem guten und bösen Princip, Ormuzd und Ahriman, theilt, und dem Altvater der nordischen Edda, der ebenso indifferent bleibt und für sich erst den bösen Odin, nach diesem aber den guten Baldur die Welt regieren läßt, besteht eine auffallende Übereinstimmung. Man findet aber auch eine Anlehnung der nordischen Glaubenslehre an die altägyptische, wenigstens insofern, als Seb, wie wir oben sahen, den Ägyptern zugleich als das böse Princip und als die personificierte Zeit galt. Diese Vorstellung kehrt im nordischen Heidenglauben wieder; denn auch Odin ist die personificierte Zeit. In der weitern Ausführung der Grundgedanken weicht aber der Norden von Persien wie von Ägypten ab und nähert sich der griechisch-römischen Vorstellungsweise. Als die Römer nämlich mit den Deutschen bekannt wurden, glaubten sie in deren Hauptgott Odin ihren Mercurius wiederzuerkennen, und ihre Geschichtschreiber haben ihn auch nie anders genannt. Im Mercur liegt aber wieder deutlich der Zeitbegriff des Fortschreitens der Zeit im ewigen Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter. Von besonderm Interesse ist hier, daß sich die Griechen und Römer ihren Hermes und Mercur ebenso vorzugsweise schlau und rücksichtslos gedacht haben wie die Deutschen ihren Odin, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn nicht zu ihrem höchsten Gott machten und auch nicht vorzugsweise zu ihrem Heerführer und Kriegsgott." Weiterhin bemerkt der Verf.: „Der Gegensatz, in welchem Frigg und Brynhildur sich mit Odin befinden, der Gegensatz einer rechtschaffenen Frau und edeln Jungfrau gegen den Egoismus und die rücksichtslose Willkür des Mannes, entspricht auf merkwürdige Weise dem in den griechischen Mysterien, besonders in den Eleusinischen, vorherrschenden Gedanken, das Recht wurzle im weiblichen Principe, Freiheit und Willkür dagegen im männlichen. Ich habe darauf bei Betrachtung des Mythus von Demeter und Persephone aufmerksam gemacht, im deutschen Heidenglauben tritt aber der Gegensatz noch deutlicher und schärfer hervor. . . Derselbe Gegensatz wiederholt sich im Verhältniss Odin's zu Baldur. Wenn der letztere ein Sohn Odin's genannt wird, so wird dadurch nur angedeutet, daß wir uns Baldur's Tod als einen Vorgang innerhalb der Zeitlichkeit unter Odin's Herrschaft denken sollen. Beide Götter sind einander im Princip so entgegengesetzt, daß sie wie Ormuzd und Ahriman jeder seinen besondern Zeitraum beherrschen sollten. Man ließ aber den Baldur noch in Odin's Zeit leben und sterben, um seinen Tod durch die Nichtswürdigkeit der

odinischen Weltherrschaft zu motivieren. Denn Baldur starb aus keinem andern Grunde, als weil er zu gut für diese Welt Odin's war. Deshalb soll er nun auch wieder aufleben und die Welt dauernd beherrschen, wenn erst Odin todt sein wird.“ Ferner bemerkt Menzel, der größte Unterschied zwischen der germanischen und griechischen Anschauung bestehe darin, daß nach der erstern die Freuden in Walhalla keineswegs ewig dauern, daß vielmehr alle seine Genossen mit Odin selbst im letzten großen Weltkampfe untergehen sollen, Allvater aber einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft. Diese Bescheidenheit des nordischen Kraftgefühls sei ein schöner Charakterzug des Germanismus; man unterschied die Lust des Kampfes, die einen ewigen Werth nicht anzusprechen hat, von dem sittlichen Adel des Helden. Nur diesem letztern kommt der ewige Werth zu, und zwar um so gewisser, als er im irdischen Leben unter der Herrschaft Odin's von diesem selbst mit Hass verfolgt und mit Gefahren umringt wurde. Indem am Ende der Zeit der allherrschende böse Odin untergehen muß, steht der durch den Adel der Seele über das Gemeine erhabene Held in Baldr wieder auf, und nur deshalb tritt er auch schon im irdischen Dasein in innige Verbindung mit der Göttin, welche ewigen Ursprungs und berufen ist, die Zeit und Odin's Herrschaft zu überdauern, doch, so lange dieselbe währt, unter ihr leiden muß. — In dem Abschnitt „Von der Sonnenanbetung“ will der Verf. den Cultus der Sonne, als der höchsten weiblichen Gottheit im deutschen Heidenthum, aus einer „ungeheuern“ Menge von übereinstimmenden Zeugnissen nachweisen, denn nicht nur fremde, sondern auch deutsche Gelehrte haben bis auf die neueste Zeit den tiefgreifenden Unterschied nicht begriffen, und suchen immer noch männliche Sonnengötter in den altnordischen Edden und Saga's und in den heidnischen Erinnerungen des deutschen Volkes. Der Grund, warum man im Süden die Sonne männlich, im Norden weiblich dachte, liege aber nahe. Im Süden übt die Sonne eine überwältigende Macht und erscheinen der Norden und die Nacht mit ihrer Kühle und ihrem Monde zwar untergeordnet, aber wohlthätig und erfrischend; im Norden haben umgekehrt Nacht und Kälte das Übergewicht und erscheint ihnen die Sonne mit ihrer Wärme und Fruchtbarkeit untergeordnet, aber wohlthätig und in hohem Grade anziehend. Die Macht wird im Manne, der Liebreiz im Weibe verehrt. In dem folgenden Abschnitt: „Die Bedeutung der Sonne im deutschen Heidenglauben“, bemerkt der Verf., daß, unter wie vielen außerordentlich verschiedenen Gestaltungen und Namen in den uns erhaltenen schriftlichen Denkmalen, in den mündlichen Volkssagen und im Aberglauben die altdeutsche Sonnengöttin auch vorkommt, sie sich doch alle auf eine einzige ursprüngliche Bedeutung zurückführen lassen; sie vertritt nämlich überall nur das Ewige innerhalb der Zeitlichkeit oder das Himmlische im Irdischen. Alle andern Gottheiten des deutschen Heidenthums (der unsichtbare Allvater und der todte Baldr allein ausgenommen, die gar nicht mehr als vorhanden angesehen werden) gehören ausschliesslich der vergänglichen Zeit und dem vergänglichen Raum der gegenwärtigen Welt an und beherrschen sie; nur die Sonne allein gehört der Ewigkeit und einer höhern bessern Welt im Jenseits an, welche jetzt mit Allvater und Baldr verschwunden erscheint, und aus der sie durch eine Verwünschung in die niedere Welt und in die böse Zeit hineingebannt ist, um in aller Noth derselben doch den Menschen Trost und Hilfe zu bringen und sie stets daran zu erinnern, daß es noch eine höhere und

bessere Welt gibt. Vermöge ihrer Verwünschung muß die Sonne, so lange die Zeit dauert, ihren Kreislauf beständig wiederholen, gleichsam eine Gefangene innerhalb der Zeit und unterworfen dem allmächtigen Zeitgott Odin, der jetzt unumschränkt allein herrscht, der einst untergehen muß, wenn die Zeit aufhört. Nur in den heiligen Stunden der Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen ist es der Sonne vergönnt, von ihrem mühsamen Lauf ein wenig auszuruhen, und dann steht auch die Zeit stille oder ist gar nicht mehr vorhanden, sondern an ihre Stelle tritt die Ewigkeit und Allgegenwart des Vergangenen und Künftigen. — Zweites Buch: Sehnen und Suchen des Ewigen in der Zeit. Der erste Abschnitt handelt von „Iduna's Fall vom Himmel". Das Lied von Odin's Rabenzauber schließt damit, wie am Morgen die Sonne prächtig am Himmel aufgeht, die Nacht entflieht, und froh und erfrischt steigt Heimdall nieder zu den Himmelsbergen. Darin ist deutlich ein Zusammenhang zwischen jenem trostlosen Fall Iduna's und der Sonne trostreichem Wandel ausgedrückt. Die vom Himmel Verstoßene wird für die Erde eine hilfreiche Göttin. Daß so unmittelbar auf die Erzählung des Falls die prächtige Beschreibung des Morgens und des segnenden Sonnenaufgangs folgt, ist nicht zufällig. Auch heißt es in dem Gedichte Str. 6, Iduna sei der Name, den die Göttin bei den Alfen führe, und Strophe 26 wird die aufgehende Sonne wieder ausdrücklich die Alfenbestrahlerin genannt. Iduna wird also Sonne; die jungfräuliche Göttin, ganz der Pallas Athene ähnlich, steht über allen Göttern, wird daher von allen wie fremd betrachtet. Sie kommen in große Noth und Angst und wissen nicht was sie thun sollen, indeß Iduna sich für sie opfert und von der Weltesche niedersteigt, um die Welt zu segnen, welche durch die Sünde der Asen verdorben wurde. Sie allein weiß und thut alles, während die Asen zagen; da fühlen sie sich plötzlich von höherer Macht ergriffen und fallen in tiefen Schlaf, und als sie wieder erwachen, sehen sie staunend die Sonne aufgehen, deren Entstehen und Bedeutung sie nicht kennen. Weiterhin bemerkt Menzel, daß die rauhe Trude dasselbe Wesen scheine wie die rauhe Else und insofern mit Iduna identisch ist, als auch diese im rauhen Kleide, im Wolfspelz eingehüllt erscheint, nachdem sie vom Himmel herabgefallen. Im Wolfspelz erkennen wir die Wolfsgestalt wieder, welche Leto, die Urnacht, annahm, als sie aus dem Lande der Hyperboreer jenseits der Nordwinde flüchten mußte, um im Osten die Lichtgötter, Sonne und Mond, zu gebären. Derselbe Mythus sogar mit demselben Namen kehrt wieder in einem böhmischen Märchen bei Waldau S. 502 und so noch in vielen andern Märchen und Sagen, z. B. bei Grimm No. 65 „Allerlei rauh" u. s. w. Der Sonnengöttin werden wir bald wieder begegnen so gleich in dem folgenden Abschnitt „Lufthildis", in deren Sage der schlafende' Kaiser wie der im Kyffhäuser und im Unterberge nichts anderes als den schlafenden Chronos, den nordischen Allvater, den in der Zeitlichkeit latenten Gott der Ewigkeit bedeutet. Lufthildis, deren Name eine Hilde oder Kämpferin der Luft anzeigt, ist die Sonne, welche während der Zeitlichkeit umläuft und den umlaufenen Raum beherrscht: als Spinnerin spinnt sie alle Lebensfäden an und webt der Erde ihr Kleid. Ihre Spindel ist der Pflug, den die Mutter Perchta um die Erde zieht mit dem unzähligen Volke der Heimchen, d. h. der Keime und Saaten; der Hirsch ist das Sinnbild der Zeit. Nun wird auch das Sinnbild des großen Spinnrockens am Himmel (das Sternbild des Orion) deutlicher. Während im Nordpol am Himmel Allvater schläft, bewegt sich jener himmlische

Spinnrocken im weiten Kreise um ihn her; während die Ewigkeit in einem Punkte ruht, umschreibt die Sonne die Kreislinie der Zeit. Beachtenswerth· dabei ist die Güte Lufthildens, ihre Sorge für die Armen und ihre Heilkunde. Das stimmt auf das genaueste mit allen unsern zahlreichen Volkssagen von der in der Verbannung lebenden Sonnengöttin, der guten Spinnerin Bertha, der heilkundigen Hildegard u. s. w. zusammen. — In dem Abschnitt „Freyja" äußert sich der Verf. dahin, daß das gothische Wort frauja die Frau, überhaupt die Herrin bedeute, und insofern die Liebesgöttin Freyja und die Gemahlin Odin's, Frigg, zusammenfallen; sie sind beide Herrinnen, aber in verschiedenen Gebieten. Indem man sie miteinander verwechselt habe, sei viele Verwirrung in die Erklärung ihrer Mythen gekommen, hauptsächlich dadurch, daß man geglaubt hat, in ihrem Geliebten Odur oder Ottar sei Odin versteckt und insofern Freyja auch mit der Frigg ursprünglich identisch. Das sei eine falsche Auffassung; man müsse das Götterpaar Odin-Frigg ganz bei Seite lassen, wenn man den Begriff der Freyja richtig fassen wolle; der Umstand, daß in nordischen Quellen einigemal von der Frigg und Freyja dasselbe erzählt werde, obgleich es nur auf eine passe, sei durchaus nicht maßgebend. Als Endergebniss der Untersuchung zeige sich, daß Freyja, eine Vanin und ursprünglich den nordischen Asen fremd, neben Freyr wie Kore neben Koros von südlichen und ackerbauenden Völkern verehrt, in einer unbekannten Zeit von den nordischen Völkern adoptiert und auf die Sonnengöttin übertragen wurde. Das ewige Wesen in der Sonne verliert von seiner Reinheit und nimmt einigermaßen zeitlichen Charakter an, indem sie gerade im höchsten Sonnenstande ihre meiste Gewalt in der Natur ausübt. Das hindert aber nicht, daß in Freyja auch wieder jener ewige Charakter festgehalten wird; ihr Verhältniss zum verlorenen Odur ist unter anderm Namen nun ganz dasselbe, wie das der Nanna zum verlorenen Baldur. Endlich geht Freyja aus ihrer ursprünglich untergeordneten Stellung als Vanin weit hinaus und wird unter dem Namen Haeberta die höchste Gottheit selbst, über allen andern Göttern erhaben und unter dem Namen Valfreyja als Königin der Walkyrien oder als die Fee Morgane die von allen andern Göttern unabhängige Beschützerin der edelsten menschlichen Helden, wie Pallas Athene bei den Griechen. Dieses Ineinanderschieben so vieler Namen und Begriffe dürfe eben nicht befremden, denn es seien doch nur alles Nebenbegriffe, abgeleitet aus dem alleinigen Begriffe der Sonne. — Drittes Buch: Die Erlösung am Ende der Zeit. Nachdem der Verf. bisher die mythischen Vorstellungen verfolgt hat, die sich auf den Lauf der Sonne beziehen, so kommt er hier auf die zahlreichen andern zu sprechen, in welchen die Sonne als an einem bestimmten Punkt des verlorenen Geliebten harrend gedacht ist; so handelt der zweite Abschnitt von der „verwünschten, auf ihren Erlöser harrenden Jungfrau", und der Verf. bemerkt in dieser Beziehung, daß das Wesen der betreffenden Göttin „bisher noch niemals richtig erkannt, die überwältigende Menge von Beweisstellen, wie er sie im gegenwärtigen Werke vorlege, noch niemals zusammengetragen wurde". Über Menglöd und Fiölsvinnsmál bemerkt der Verf., daß die harrende Jungfrau niemand anders sei als jenes Wesen, das wir schon als Iduna, Nanna und Brynhild kennen, und das Lied uns in die Zeit versetze, in welcher Iduna's Verbannungszustand endet, sie aus der Zeitlichkeit befreit und zur ewigen Heimat zurückgeführt wird. Ihr Erlöser aber ist der langersehnte Geliebte, nicht mehr Skirnir noch auch Sigurd, sondern Baldr, der ein-

zige Gott, der die andern überleben wird. — Viertes Buch: Altdeutsche Gräbersymbolik. — Demnächst folgt die fünfte und letzte Abtheilung: Die Apotheose ein ausschliesslich griechisch-germanischer Gedanke. Hier äußert sich der Verf. in Bezug auf Sigurd dahin, daß er, das germanische Ideal eines Jünglings, sich von Achilleus durch schwerere Arbeiten und Kämpfe unterscheide und darin dem Herakles näher komme, sich aber von beiden durch sein Verhältniss zu der großen Blutrache unterscheide, die nach der germanischen Weltansicht die ganze Weltgeschichte durchläuft, mit ihr beginnt und endet; diese Blutrache aber ist Baldr's Mord für Ymir's Mord, sowie der Mord Sigurd's die Blutrache ist für den Otr's. Der Gedanke, wenn die Zeitlichkeit bestehen solle, müsse, was in ihr das Princip des Ewigen in sich trägt, hingeopfert werden, scheint tief in Gemüth und Sitten eingeprägt gewesen zu sein. Für die Materie (Ymir) muß der Geist in seiner höchsten Reinheit und Schönheit (Baldr), für das gemeine Lebensbedürfniss (das Gold, Otr) das höchste Ideal menschlicher Unschuld, Reinheit und Gottähnlichkeit (Sigurd) geopfert werden. Sigurd's Arbeiten und Kämpfe sind noch niemals richtig verstanden worden. Der Grundgedanke ist: Sigurd, als der wahre Vertreter und das Ideal menschlichen Heldenthums, berührt den Himmel und die Hölle, dringt mit seinem angeborenen Heldenmuth bis zur Höhe des Himmels und in die tiefe Nacht der Erde, um dort wie hier sich das Herrlichste und Köstlichste anzueignen. Die Sage, deren Gunnar eine andere Form für Loki ist, hat in die Heldenzeit versetzt, was ursprünglich Göttermythus war. — In dem letzten Abschnitt dieses Buches und des ganzen Werkes wird über die Fee Morgana bemerkt: „Wie sich das Gegenbild zu Brynhilldur an den Gestaden der Nordsee ausgebildet hat, ob vielleicht unter keltischem Einfluß, ist nicht mehr zu ermitteln. Gewiß aber ist, daß die Fee Morgana in einem reichen keltisch-germanischen Sagenkreise ebenso edel als Brynhilldur und ebenso besorgt um den höchsten Adel menschlichen Heldenthums wie sie, doch zugleich im Besitze höchster und unumschränkter Macht ist und keinen bösen Gott neben sich mehr zu fürchten hat. . . Sie ist wahrscheinlich die Sonnengöttin, aber das ewige Princip in der Sonne, während das zeitliche Princip in dieser im Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht in andern mehr leidenden Sonnengöttinnen personificiert ist. . . Da sich die Luftspiegelung am häufigsten am Morgen zeigt, bedeutet der Name der Göttin auch wohl nur einfach den Morgen. . . Was die edle Brynhilldur für Sigurd, das ist die Morgane für den Ogier von Dänemark, der auch Olger Danske heißt. . . Es scheint sich hier von sehr alten und wohl später vielfach umgemodelten Erinnerungen zu handeln. Dänemark dürfte schwerlich die Heimat des Helden sein. In dem Wort Danske liegt vielmehr der Begriff eines mit der Geisterwelt in Verbindung kommenden Helden, wie der Temmringer, Ritter Tynne, der Tannhäuser, Thomas von Erceldoune etc. beweisen. Im Namen des irischen O'Donoghue sind die Namen Danske und Ogier nur versetzt *). . . Die Namen führen weit zurück in die dunkelsten Erinnerungen der Vorzeit unserer Urväter in Asien. Am auffallendsten ist eine persische Erinnerung.“ Dies ist die Sage von Thamuras oder Thahamurath, die der Verf. bereits Bd. I S. 220 besprochen hat und auf die ich unten des weitern zurückkomme, weshalb ich hier auch noch den auf dieselbe bezüglichen

*) Warum hat M. nicht auch angeführt, daß die Todten gr. Δᾶνοι heißen?

Schluss des ganzen Werkes mit Auslassung weniger Worte vollständig mittheilen will. „Es ist gewiß merkwürdig, heißt es daselbst, daß die Vorstellung von einer himmlischen Huldgöttin, die einen Sterblichen liebt und, wenn er es verdient, in ihren Himmel emporzieht, sich auch sogar in Märchen des Orients wiederholt. Sie sind wohl nicht erst aus dem Abendland entlehnt, sondern, wie die altpersische Sage von Tamurch beweist, wenigstens bei den tapfern Stämmen Mittelasiens, von wo Griechen und Germanen ursprünglich herkamen, einheimisch. Es scheint in der Natur selbst zu liegen, daß heroische Völker oder wenigstens das heroische Zeitalter eines Volkes auf solche Vorstellungen fallen müssen. Irdischer Lohn und Ruhm scheint zuweilen zu gering, um den würdig belohnen zu können, der mehr vollbracht hat, als der gewöhnliche Mensch vermag. Aus diesem Gefühl ging die Apotheose des Herakles und Achilleus hervor, und warum sollte dasselbe Gefühl nicht auch im Orient Helden durchdrungen haben? Die poetische Vorstellung von der die Helden schirmenden Huldgöttin hatte aber auch noch ein anderes Motiv, wie es in der nordischen Sage von Brynhilldur vorliegt. Gegenüber dem offenen Unrecht, welches von den die Zeitlichkeit beherrschenden Göttern und Königen begangen wird, besteht ein uralter Bund zwischen sterblichen Helden, die sich gegen das Unrecht empören, und der jungfräulichen Göttin des ewigen Rechts, das zwar durch übermächtige Bosheit im zeitlichen Leben unterdrückt werden kann, doch alles Zeitliche überdauern wird. Solchen heroischen Gefühlen waren auch die kriegerischen Völker des Orients keineswegs verschlossen. Wenn sie auch mit dem verhältnissmäßig später zur Herrschaft gelangten religiösen Systeme der Brahmanen, des Buddhismus und des Islam nicht übereinstimmen, so haben sie sich doch durch Überlieferung in der Märchenpoesie fortgepflanzt. Die Tradition geht wohl zumeist auf skythische und altpersische Vorstellungen zurück. Die Perser waren ein Heldenvolk wie die Germanen, und vieles von ihnen ist in die heroische Poesie der Muhamedaner übergegangen. So die Lehre von den himmlischen Schutzgeistern, welche die muhamedanische Poesie unter dem Namen der Peri noch immer als mächtige Feen kennt, ganz ähnlich der abendländischen Fee Morgane. Es gibt eine gute Anzahl morgenländischer Märchen, in welchen die den jungen Helden beschützende Fee als Königin des Himmels in der freiesten und machtvollsten Stellung erscheint. Weil aber diese Märchen nur zur Unterhaltung der Damen in den Haremen aufgezeichnet und umgearbeitet wurden, so enden sie gewöhnlich damit, daß die hohe Himmelskönigin sich gutmüthig herablässt, dem sterblichen Manne in seinen Harem zu folgen und die Zahl seiner Weiber zu vermehren. .. Diese trivialen und eigentlich absurden Schlussscenen, mit welchen die spätern morgenländischen Dichter die schönen alten Märchen verunstaltet haben, sind sichtbar nur aufgeklebt, und ein edleres Original läßt sich immer deutlich trotz der Übertünchung erkennen.“

Hiermit schließt das Werk, von dem ich im Vorstehenden eine gedrungene Übersicht gegeben, sowie dabei einige charakteristische Stellen hervorgehoben und meist wörtlich mitgetheilt habe. Man wird daraus auch unter anderm ersehen, daß dasselbe sich mit der frühern Arbeit Menzel's über „Odin“ sehr oft berührt und auf darin ausgesprochene Ansichten zurückkommt oder sie weiter entwickelt, so daß beide Schriften sich dann gegenseitig ergänzen, was deutlicher hervorträte, wenn der „Odin“ irgend ein Inhaltsverzeichniss oder Register besässe. Außerdem wird man leicht ersehen haben, daß in der vor-

liegenden Arbeit, abgesehen von der sehr willkommenen Zusammenstellung der unter den verschiedenen Völkern des Alterthums über den behandelten Gegenstand herrschenden Vorstellungen, von dem Verf. auch mancherlei neue Ansichten über dieselben mitgetheilt sind, obwohl im Obigen sie nicht sämmtlich haben berührt werden können. Ob dieselben auch als begründet erscheinen, darüber wird man freilich zuweilen verschiedener Ansicht sein; auf einen Umstand aber muß ich hier aufmerksam machen, der dabei in Betracht kommen muß, insoweit nämlich jene Ansichten des Verf. durch Anführungen aus mancherlei Schriftstellern gestützt sind. Nun ist es fast unmöglich, die große Zahl von Citaten, die sich gewöhnlich in gelehrten Werken vorfinden, zu controllieren; und auch im vorliegenden Falle habe ich nur hin und wieder, wo auffällige Thatsachen oder Umstände mitgetheilt waren, dieselben in den dabei angegebenen Quellen nachgesehen, dabei aber oft entweder das Gesuchte gar nicht, oder etwas ganz Anderes gefunden, was dann allerdings zuweilen auf die Haltbarkeit der betreffenden Ansichten einen sehr abschwächenden Einfluß haben muß. Einige Beispiele sollen dies beweisen; so heißt es 1, 51: „Im Hohenlied 6, 10 tönt die Sonne.“ Davon steht daselbst nichts; bei Luther wenigstens heißt es: „auserwählt wie die Sonne“, und Ernst Meier (Das Hohelied u. s. w. Tübingen 1854), der da übersetzt „so rein wie die Sonne“, bemerkt nichts zu dieser Stelle. Was es mit dem Psalm 19, 5 „Klang“ für eine Bewandtniss hat, weiß ich nicht zu sagen, da ich keinen Commentar zur Hand habe; Luther übersetzt „Rede“, die englische Bibel hat „words“. — 1, 60: „Nach einer dänischen Sage in v. d. Hagen's Jahrbuch der deutschen Sprache und Alterthümer S. 360 erscheint der Mond als ein Käse, der aus der Milch der Milchstraße zusammengeflossen ist.“ An jener Stelle (Bd. 1) heißt es aber so: „In Holberg's Prinzen von Ithaka erzählt ein Kammerdiener der Dido von seiner Reise durch den Himmel: der Mond schien ihm von dem schönsten holländischen Käse, dabei so dünn als ein Fladen und größer als er gedacht, so daß unsere Anne Marie mit ihrer breiten Sittsamkeit, zumal im Reifrock, ihn bedecken könnte; aus der Milch der Milchstraße aber, welche von dem Stier und der Jungfrau am Himmel gemolken wird, macht man die Käse, um den abnehmenden Mond wieder zu ergänzen.“ — 1, 67: „G l a s i r heißt der goldene Wall um die Götterburg der nordischen Asen. Skaldskaparmál.“ Ebenso schon im „Odin“ 267. In der angeführten Stelle steht jedoch: „In Asgard vor der Pforte Wallhalls steht ein Hain, welcher Glasir heißt (I Asgardi firir durum Valhallar stendr lundr, sá er Glasir kalladr).“ — 1, 89: „Auch Strabo VII, 341 kennt den Garten des Phoibos am Quell der Nacht, da wo Boreas die Orithyia entführte“; ferner 1, 93: „Daß wir den Sitz dieses Urgotts (Chronos) im höchsten Äther am Nordpol suchen müssen, erhellt aus Strabo VII, 143“; ebenso schon Odin 320. Die pp. 341 und 134 im Strabo des Casaub. befinden sich im VIII. und III. Buche; dort steht aber nichts; dagegen heißt es VII, 295: „Sophokles sagt in einer Tragödie in Betreff der Orithyia, Boreas habe sie geraubt und fortgeführt über das Meer hinweg und über alle Grenzen des Erdbodens und über die Quellen der Nacht und die Schluchten des Himmels und über den alten Garten des Phoibos.“ (*Σοφοκλῆς τραγωδεῖ περὶ τῆς Ὠρειθυίας λέγων, ὡς ἀναρπαγεῖσα ὑπὸ Βορέου κομισθείη Ὑπέρ τε πόντον πάντ' ἐπ' ἔσχατα χθονὸς, Νυκτός τε πηγάς οὐρανοῦ τ' ἀναπτυχὰς Φοίβου τε παλαιὸν κῆπον.*) — 1, 94 f.: „Plutarch in der Abhandlung vom Mondgesichte 26 zählt drei Inseln nordwestlich

von Britannien. Auf der einen, Ortygia, schläft Chronos in einer tiefen Höhle. . . Er wird einst erwachen und das goldene Zeitalter zurückbringen". Von einem solchen Erwachen u. s. w. ist an jener Stelle des Plutarch nicht die Rede. — 1, 95. „Nach der englischen Überlieferung schläft der mythische König Arthur auf der Insel Avalon und wird einst erwachen, um sein Volk zu erlösen. Eckermann, Kelten II, 250." Menzel kommt noch mehrmals auf den schlafenden Arthur zurück, so 2, 377, wo dazu auf Gerv. Tilb. otia imp. 17 und Usserius brit. eccles. antiqu. 273 verwiesen ist. Das Citat auf Gervas. muß auf einem Irrthum beruhen; an der in Rede stehenden Stelle (1, 95) wird zur Vergleichung auf Gilbert (l. Gerv.) Tilb. bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. 1, 921 verwiesen (dies ist die Odin 329 f. angeführte Stelle Gerv. Tilb. II, 12; in meiner Ausg. S. 12), wo zwar von Artus, aber nicht von dessen Schlaf die Rede ist. Die Stelle aus Usher steht bei San Marte Gottfried von Monmouth S. 426, und auch da ist von keinem Schlafe Arthur's die Rede. Eckermann spricht zwar auch nicht von demselben, aber doch von Arthur's Bezauberung durch die Fee Morgane, und verweist auf Amadis de Gaula V, 99. Dies Citat stammt aus Gräße 2, 3, 162, und da es mir interessant dünkte, die Originalstelle kennen zu lernen, ein Esplandian aber in Lüttich weder im Original noch in der Übersetzung aufzutreiben war, so wandte ich mich deshalb nach Stuttgart an Kausler, der mir freundlicherweise Folgendes mittheilte: „Eine spanische Ausgabe ist auch hier nicht vorhanden, und so gebe ich die Stelle nach einer alten italienischen Übersetzung „Le proezze di Splandiano che seguono ai quattro libri di Amadis di Gaula suo padre" s. l. et a. (die Druckerlaubniss ist jedoch vom Senat zu Venedig 23. Oct. 1550 ertheilt), und die Stelle steht am Ende von cap. 95 (nicht 99, welches nicht vorhanden ist) wie folgt: „(Die Zauberin Urganda beschwört aus den drei Zauberbüchern, die sie hat, von einem Thurm der Isola ferma einen furchtbaren Sturm herauf) onde si estirpò di terra quel gran castello con tutto quello spacio doue era l' arco de gli leali amanti, e leuossi si in aria; e fatta tosto una grande apertura e uoragine ne la terra, se ne uenne, e calò giù quel gran castello insino a l' abisso, doue restarono incantati tutti que' gran Prencipi, senza restarli niun de' lor sentimenti; ma di loro haueva ben quella gran sauia Vrganda cura, perche gran tempi poi le fece la fata Morgana intendere, come ella teneua incantato il Re Artu suo fratello, e la certificaua, ch' egli doueua di nuouo ritornare a regnare nel suo regno de la gran Bretagna, e che in quel tempo stesso ritornarebbono anche al mondo quel Imperatore [i. e. Splandiano] e quelli gran Re, che seco [i. e. coll' Imperatore] erano per ricuperare col Re Artu tutto quello che haueuano i Re Christiani successori della Christianità perduto." Diese Bezauberung Arthurs ist allerdings nun wohl ein Zauberschlaf und stimmt also in diesem Punkte wenigstens mit der von mir zu Dunlop S. 541ᵃ angeführten, muthmaßlich walisischen Sage, nach welcher Arthur in einer Höhle schlafen soll, über deren Authentie ich jedoch nichts Näheres anzugeben weiß; vgl. Gervas. S. 263 Nachtrag zu S. 151. Keinesfalls aber schläft Arthur „in der Glasburg auf der seligen Insel" Menzel 1, 246. — 1, 181: „Gilbert (l. Gervas.) bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. I, 987 (l. 988) erzählt, ein Frauenzimmer, welches Aale gegessen, habe plötzlich Alles sehen können, was unter Wasser war." An der angeführten Stelle (p. 38 f. meiner Ausg.) erzählt eine von den draci (Flußgeistern) der Rhone geraubte, aber nach mehreren Jahren

unbeschädigt zurückkehrende Frau, die unten Ammendienste verrichtet hatte, „cum uno aliquo die pastillum anguillarem pro parte dracus nutrici dedisset, ipsa digitos pastilli adipe linitos ad oculum unum et unam faciem ducens, meruit limpidissimum sub aqua ac subtilissimum habere intuitum". — 1, 237: „Die Kuh, in der nach Plutarchs Isis 39 Gott Osiris soll begraben worden sein." Bei Plut. steht nichts der Art, wohl aber bei Steph. Byz. s. v. *Βούσιρις*. — 1, 246: „Die alten Kelten oder Gallier glaubten an Unsterblichkeit... sie gaben ihren Todten Schuhe mit für die Reise in die Unterwelt. Scott minstrelsy II, 357. Grimm Deutsche Myth. 795." Grimm führt die betreffende Stelle aus Scott an; sie findet sich (wie ich ergänze) in der Einleitung zu „A Lyke-wake dirge" und die Nachricht bezieht sich auf die Zeit der Königin Elisabeth. Wie dem aber auch sei, jedenfalls sind die Bewohner von Yorkshire, von denen an jener Stelle die Rede ist, weder Gallier noch Kelten. — 2, 25: „In der Wintersonnenwende singen die Musen im Sonnengarten des Apollo hoch im Norden und feiern die Wiedergeburt des Jahres. Diodor II, 47." Von den Musen und ihrem Gesang im Sonnengarten steht nichts bei Diodor, wie aus der von Menzel selbst 1, 87 f. angeführten Stelle erhellt. Dasselbe Versehen wiederholt sich 2, 154. — 2, 27: „Deshalb sagen andere Quellen auch, Persephone habe einen Stier geboren. Clemens von Alexandrien admonitio p. 11. Arnobius V, 11." Bei Clemens steht dies nicht, wohl aber bei Arnobius. — 2, 39: „Wie also bei den Ägyptern die besiegten Schaaren des Seb und bei den Indern die des Mahishasura zur Strafe der Seelenwanderung verurtheilt wurden, so auch bei den Griechen die Titanen, nachdem sie von Zeus bezwungen worden waren. Dio Chrys. orat. 30. 550;" vgl. 2, 42: „Auch die oben erwähnte Nachricht, nach welcher die Seelenwanderung eine Folge des Titanensturzes gewesen sein soll, scheint nicht ursprünglich griechisch gewesen zu sein." Gewiß nicht, da bei Dio Chrysostomus nur gesagt ist, daß die Menschen als Abkömmlinge der Titanen (nämlich des Deukalion) während ihres ganzen Lebens von den Göttern gezüchtigt würden; sonst steht dort durchaus nichts weiter. — 2, 115: „In Sikyon wurde Dionysos als Weib angebetet. Clem. von Alex. admon. p. 25." Das sagt Clemens nicht, sondern nachdem er den Dionysios *χοιροψάλης* erwähnt, fügt er hinzu, daß die Sikyonier den Dionysos anbeten, membris eum praeficientes muliebribus. (*Σικυώνιοι τοῦτον προσκυνοῦσιν, ἐπὶ τῶν γυναικείων τάξαντες τὸν Διόνυσον μορίων, ἔφορον αἴσχους καὶ τῆς ὕβρεως σεβάζοντες ἀρχηγόν.*)" — 2, 339: „Der römische Name der Athene ist Minerva, erscheint aber mit dem der Athene und Iduna verbunden in der Minerva Itonia, bei Stephan. Byz. p. 429. Diese Göttin war als Patronin der Böotier zu Iton hoch verehrt. Strabo III, 639. IX, 438." Bei Steph. Byz. findet sich der römische Name s. v. *Ἴτων* nicht angegeben; auch das Citat Strabo III, 639 ist zu streichen und statt 438 zu setzen 435. — 2, 368: „Die eckelhafte Rache, die derselbe (Menelaos) nach Lukian Wahre Geschichten II, 25 an der Helena nimmt." An dieser Stelle (2, 26) ist von der Strafe die Rede, die Rhadamanthys (nicht Menelaos) den Entführern der Helena auferlegt, nicht aber dieser selbst, was auch bei der Natur der Strafe (*ἐκ τῶν αἰδοίων δήσας*) unmöglich gewesen wäre. — 2, 378: „Die Insel (Avallon) wird von Pseudo-Gildas als paradiesisch geschildert.... Hier regiert Morgane als die jungfräuliche Königin (regia virgo) und als die Schönste unter den Schönen... und von ihr soll einst wie des Artus Wiedergenesung, so die Heilung aller

Wunden der Zeit und die Wiedergeburt in der Ewigkeit bewirkt werden. San Marte a. a. O." Von letztern Umständen steht durchaus nichts an jener Stelle (Gottfr. von Monmouth S. 426 nach Usher), wo es blos heißt, daß die ungenannt bleibende königliche Jungfrau, nachdem sie Arthur geheilt hat, sich mit ihm verbindet und dort noch mit ihm zusammenlebt (Immodice laesus Arthurus tendit ad aulam — Regis Avallonis, ubi virgo regia vulnus — Illius tractans, sanati membra reservat — Ipsa sibi, vivuntque simul, si credere fas est). Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß die älteste Erwähnung von Arthurs Versetzung nach der Insel Avallon bei Layamon V, 111 p. 144 vorkommt: „Und ich will nach Avallon fahren zur holdseligsten aller Jungfrauen, zu der Königin Argante, der sehr schönen Elfin." (And ich wulle uaren to Aualun; — to uairest alre maidene, — to Argante þere quene; — aluen swiđe sceone). Man bemerke, daß Morgane hier Argante heißt, und ebenso wenig wie bei Pseudo-Gildas und sonst noch als Arthurs (Halb-) Schwester, wie es in spätern Ritterromanen der Fall ist, bezeichnet wird. Ursprünglich dürfte sie jedoch, wie mir scheint, identisch sein mit der irischen Kriegsgöttin Morrigan, die gleich ihren Schwestern sich oft einen berühmten Helden zum Geliebten oder besondern Günstling erwählte. S. Hennessy in der Revue Celtique. Paris 1870, No. 1 p. 32 ff.: „The Ancient Irish Goddess of War". — 2, 380: „Da nun Ogier der Däne in den vielfachen Dichtungen, die ihm im Mittelalter gewidmet wurden, als ein Liebling der Fee Morgane zuletzt in deren Himmel oder Paradies gelangt und gleich dem keltischen Arthur im Schlafe von ihr bewacht wird, um die goldne Zeit des Ritterthums zu erneuern u. s. w." Ogier erscheint nirgend als im Schlafe von der Fee Morgane bewacht. — 2, 384 f. Ich habe die ganze Stelle, die den Schluß des Werkes bildet, bereits oben (S. 370) mitgetheilt, und muß hier nur bemerken, daß es in der Sage von Thahamurath (Thamuras s. Menzel, 1, 220. 2, 381), wie sie Herbelot s. v. (Deutsche Übers. 4, 460) erzählt, so heißt: „Nachdem er auf diese Art die Merdschane in Freiheit gesetzt hatte, bewog ihn diese Fee zu einem neuen Kriege gegen Hudkonz, einen andern Riesen, der sein (l. ihr) Feind war. Bei dieser Zwistigkeit fand der große Thahamurath das Ende seiner Siege und seines Lebens, und hinterließ seinen Nachfolgern das Modell von einer Monarchie, die ihres Gleichen nicht hatte." Wir sehen also hier, daß Thahamurath auf Veranlassung der Fee blos sein Leben verliert, keineswegs aber von dieser mit ihrer Liebe beschenkt oder gar in ihren Himmel emporgezogen wird, so daß alle Folgerungen, die von Menzel an diese persische Sage geknüpft werden, sich als unbegründet erweisen. Es wäre also wohl zu wünschen gewesen, daß der Verf. sich eine größere Genauigkeit bei Benutzung seiner directen oder indirecten Quellen hätte angelegen sein lassen, zumal wo diese, wie einige der angeführten Beispiele zeigen, nicht unwichtige Punkte betreffen. Ferner wäre es vortheilhaft gewesen, wenn Menzel von allen so genannten keltischen Quellen ganz und gar abgesehen hätte, insoweit diese nämlich der frühern, freilich auch jetzt noch nicht ganz ausgestorbenen Schule angehören, wie z. B. Eckermann, de la Villemarqué u. s. w., welche letztern beiden von Menzel nur gar zu oft noch angeführt werden. Die letzten Arbeiten des trefflichen A. Schulz (San Marte) zeigen, welche Ansicht er jetzt von jenem Kelticismus hegt, dessen Nichtigkeit darzulegen er selbst außer andern Forschern wie Wright, Stephens, Nash, Watts u. s. w. nicht wenig beigetragen. Auch die Etymologien des Verf., von denen

oben mehrere mitgetheilt worden und wozu auch gehört ragnarok Rauch der Recken 1, 140, Mistral 2, 311, vgl. Diez Etymol. W. B. vol. I s. v. Maestro u. s. w. sind oft unzulässig oder doch sehr gewagt, jedenfalls hätte Menzel besser gethan sich möglich fern davon zu halten oder doch mit mehr Vorsicht zu verfahren; es ist dies ein ebenso verlockendes wie schlüpferiges Gebiet. — Ich komme nun zu einigen weitern Bemerkungen, die sich mir beim Lesen des Buches dargeboten und die vielleicht nicht ganz unwillkommen sein werden; so z. B. zu 1, 29: „Schuß in die Sonne" s. A. Kuhn „Der Schuß auf den Sonnenhirsch" in Zachers Zeitschr. Bd. I bes. S. 91 f. 94 f. — 1, 41: „Die alten Perser dachten sich den im Norden ihres Reiches aufsteigenden höchsten Gipfel des Kaukasusgebirges, Albordj (heute noch Elborus genannt) als den Urberg, der in der Mitte der Welt bis zum Himmel emporwachse, wo ihr höchster Gott Ormuzd im ewigen Lichte wohne, von wo Sonne, Mond und Sterne ausgehen und wohin sie wieder zurückkehren. Schwenck, Pers. Myth. 293. Ritter, Erdkunde VIII, 44." Von den Orkanen und Gewitterstürmen, die dagegen im Osten, besonders in den Alpenländern des Belur-tagh furchtbar wüthen, spricht Ritter, Asien VII, 433. Anders nun bei Roskoff Gesch. des Teufels 1, 118: „Von Norden kam Frost, Schnee, Wüstenwind, die Schaar der Räuber; im Westen ging die Sonne unter, da war der Sitz der Finsterniss, des Todes; wo aus den vulkanischen Gipfeln des Elburs*) die Rauchsäulen emporstiegen, wo verwüstende Wolkenbrüche niedergingen, wo Fieber und Krankheit herrschten. Im Osten dagegen, wo die Sonne aufgeht, da wohnten die guten Geister, hier war der Ort des Lichtes, auf der hohen Kette des Belurtag „der Berg der Höhe", d. h. der heilige Berg, auf welchen sich der Sonnengott Mithra zuerst mit siegreichem Glanze setzte. Vendidad XIX, 92. XXI, 20." Ich will auch gleich hier Menzel 1, 240 hinzufügen: „Nach altpersischer Überlieferung im Avesta opferte das Urwesen Zervana Akarana, das Allumfassende, um einen Sohn zu bekommen, den er Ormuzd nennen wollte und der eine vollkommene Welt erschaffen sollte. Indem er aber opferte, kam ihm ein Zweifel an, ob das Opfer auch helfen werde. Und siehe, er bekam zwei Söhne, denn aus seiner Hoffnung entstand der gute Ormuzd, aus seinem Zweifel aber der böse Ahriman." Vgl. dagegen Roskoff a. a. O. 1, 122: „Was Zervanakarana, die ungeschaffene Zeit, das Eine Urwesen betrifft, von welchem Ormuzd und Ahriman erst hervorgebracht worden ist, wird dies als eine durch Anquetil's Mißverständniss in die Zendschriften hineingetragene Meinung erklärt (Vgl. Jos. Müller, Spiegel, Roth, Brockhaus, Haug). Könnte man es nicht für eine spätere speculative Zurückleitung auf die Einheit betrachten, die allerdings dem Volksbewusstsein fern gelegen? Damit stimmt überein, daß in den ältern Theilen des Zendavesta Zervan nirgend über Ormuzd gesetzt wird, daß, wie auch Döllinger behauptet, Zervan ein der altiranischen Lehre ursprünglich fremdes Wesen ist". — 1, 86 f. Die Meer- und Himmelsexpeditionen Alexanders des Großen, so wie die wahrsagenden Bäume finden sich schon im Pseudokallisthenes 2, 38. 41. 3, 17. Was erstere, nämlich das Hinabfahren in's Meer in einer Taucherglocke oder einem Glaskasten betrifft, so will ich dabei auf folgende Stelle bei Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer u. s. w. 1, 127 aufmerksam machen: „Von dem Verkehr zwischen Erde und Unterwelt erzählt

*) Südlich vom Caspischen Meere und verschieden vom Elborus.

ein eigenthümliches Märchen in den Malayischen Annalen. Rajah Suran, mit allen Ländern der Erde bekannt geworden, wünscht zu erfahren, wie es unten in der See aussieht und läßt sich in einem Glaskasten hinabsenken. Er kommt in ein Land Dega, heiratet des Königs Tochter Putri Mahtab al Bahri und erzeugt mit ihr drei Söhne. Dann kehrt er auf dem Pferde Sambrani zur Oberwelt heim." Vgl. S. 175: „Der Glaskasten, in welchem Rajah Suran sich in das Meer senken läßt, ist die träg wie ein todter Ball sinkende Sonne, das Ross Sambrani, welches ihn aus der Tiefe emporträgt, die Sonne, welche in lebendigem Schwung aus der Nacht in die Höhe tritt." — 1, 97: Clement erzählt in seiner Reise nach Irland, „die Bevölkerung von Aran Mor glaube, im äußersten Westen liege Hy Brasail, die Insel unter Zaubermacht, das Paradies der irischen Heiden." Über diese Insel s. K. v. K(illinger), Erin 6, 346; vgl. 3, 161 ff. Sie ist es wohl auch, zu welcher die irischen Mönche auf ihrer wunderbaren Fahrt gelangen bei Gottfr. v. Viterbo p. 78 ff.; cf. Acta SS. Juni 2, 184. Ferner wird in einer auf der königl. Bibliothek zu Stockholm befindlichen irischen Handschrift des 7. Jahrh., die aber vielleicht noch älter ist, erzählt, wie ein irischer Häuptling einst an einem Baume in der Nähe seiner Burg einen goldenen mit eben solchen Blumen und Edelsteinen bedeckten Zweig fand. Er brach ihn ab und nahm ihn in die Burg mit; während er nun von Jedermann bewundert wurde, trat eine schöne Frau ein und erhob Ansprüche auf den kostbaren Gegenstand, wobei sie behauptete, er käme von einer Insel, auf welcher dergleichen Zweige sehr gewöhnlich wären und Männer und Frauen niemals alterten. Sie rieth dem Häuptling ein Fahrzeug auszurüsten und sie nach der Insel zu begleiten, was er auch that, indem er ein Schiff mit dreimal neun Männern bemannte. Sie langten auf der Insel an und hielten sich da einige Zeit auf, wobei sie sich so glücklich fühlten, daß ihnen die Tage verschwanden, ohne daß sie wußten, wo sie hinkamen. Endlich kehrte der Häuptling nach Irland zurück, wurde aber von Niemand erkannt, denn es waren mehr als hundert Jahre verflossen; s. G. Stephens, Förteckning öfver de förnämsta Brittiska och Fransyska Handskrifterne uti Kongl. Bibliotheket i Stockholm. Stockh. 1847, S. 18, 19. S. auch Asbjörnsen Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn. Tredje Udgave. Christiania 1870 S. 337 f. die vortrefflich erzählte Sage: „Skarvene fra Udröst." — 1, 119: „Der Rabe kommt sogar selbst als Lichtträger vor, sofern er glühende Kohlen im Schnabel tragen soll. Lyrer Chronik zum Jahr 1191. Diese Vorstellung scheint zunächst abgeleitet vom blitztragenden Adler des Jupiter." Der Feuer in sein Nest tragende Rabe findet sich auch im Talmud s. Landsberger Die Fabeln des Sophos S. LXXXV. S. über diesen weit ausgedehnten Sagenkreis bes. Ad. Kuhn Herabkunft des Feuers u. s. w. und dazu meine Bemerkungen in Pfeiffers Germania 5, 122; Eberts Jahrb. für roman. und engl. Litter. 3, 155; füge hinzu Pröhle Unterharz. Sagen No. 49, Gräße Sagenschatz des Königr. Sachsen No. 288, Wuttke Deutscher Volksaberglaube §. 151 (2. Aufl.) — 1, 168: „Die wilde Jägerin Gurorysse mit dem Schlangenschwanz." Über diese durch ein Mißverständniss Grimms entstandene Benennung der Guro Rysserova (d. h. Gudrun Stutenschwanz) s. meine Bem. in der Anzeige von Simrocks Mythol. 3. Aufl. zu S. 195 (hier oben S. 215). — S. 170. 172. Verkleidung der Männer in Weiber und umgekehrt. S. meine Bem. Heidelb. Jahrbücher 1868, S. 96. — 1, 221. Bei Gelegenheit der aus

Borrow's bekanntem Werke über die Zigeuner angeführten Sage vom Ursprunge derselben, frägt Menzel, ob nicht dabei an den Sieg des Themuresh über die Diws gedacht werden dürfe und an die uralten Kriege der beiden ältesten Culturvölker in Babylon und Ägypten. Ich jedoch sehe darin weiter nichts als eine aus der englischen Benennung der Zigeuner (nämlich Gipsies für Egyptians) unter diesem Volke selbst zur Verherrlichung ihrer Abstammung entstandenen Sage. — 1, 264. Daß in der Befreiung der schönen Sita aus der Gewalt des bösen Riesenkönigs Ravana durch den Königssohn Rama „die Befreiung der Vegetation und insbesondere der Saaten aus der schrecklichen Gewalt des Winters zu verstehen sei, leuchtet ein, wenn man erwägt, daß die frommen Indier das jährliche Fest der Befreiung Sitas im April feiern.“ Vom Winter kann eigentlich in Indien nicht die Rede sein, vielmehr von der ausdörrenden Sonnenglut und deren Bezwingung durch die Monsuns, die aber oft erst Anfang Juli losbrechen. Ritter, Asien 7, 94. — 2, 12. Jungbrunnen S. meine Bem. in den Gött. Gel. Anz. 1864 S. 2066 f.; füge hinzu Tylor Urgesch. der Menschheit. Deutsche Übers. 455—8.—2, 19. In der Anm. wird hier die bekannte Antwort der Theano angeführt in Bezug auf eheliche Umarmung (statt der Worte „dem Feste der Thesmophorien vorstehen“ müßte es genauer heißen: „das Thesmophorion betreten“ εἰς τὸ Θεσμοφόριον κάτεισι). Es wird nicht unpassend sein, hierbei auf die mit jener vollkommen übereinstimmende Ansicht Miltons hinzuweisen in der schönen Stelle Parad. Lost 4, 736 bes. v. 758—9: „Far be it, that I should write thee sin or blame — Or think thee unbefitting holiest place — Perpetual fountain of domestic sweets etc.“ — 2, 29: „Persephone durfte die Unterwelt nicht verlassen, nachdem sie eine Granate gegessen.“ S. meine Bem. oben S. 218 zu Simrocks Mythologie S. 427. — 2, 46. Eros und Psyche und 177 Zeus und Semele. Die ursprüngliche Identität dieser beiden Mythen habe ich nachgewiesen in Ad. Kuhn's Ztschrft. 18, 56 ff. und dann auch in den Heid. Jahrb. 1869 S. 502 gezeigt, daß erstere Mythe sich auch in Südafrika bei den Zulu's findet. Der ursprüngliche Sinn derselben war sicher ein anderer als der ethische, welcher erst später hineingetragen wurde. — 2, 99 Zusatz dazu auf S. 394: „Dionysische Vorstellungen kehrten noch bei den ersten Christen in Rom wieder. In den Katakomben des h. Petrus und Marcellinus feiern die Seeligen ein Gastmahl.“ Dergleichen grobsinnliche Vorstellungen von Schmausereien und Tanzfesten im Himmel fanden sich noch im christlichen Mittelalter (s. meine Anzeige von Simrocks Lauda Sion in den GGA. 1868 S. 1426) und werden auch jetzt noch angetroffen (so z. B. heißt es in einem schlesischen Volksliedchen: „Und im Himmel is gutt laben [d. h. leben], da gibts lauter Kuch' und Baben“ u. s. w.). Auch das ewige Allelujasingen und Harfenieren der Engel im Himmel, wovon in den Kirchenliedern so oft die Rede ist, bietet eben nur eine sehr sinnliche Vorstellung. — 2, 144: „Edle Geschlechter, die den Schwan zu ihrem Stammvater machten, wollten nicht aus dem Grabe, sondern aus der Quelle des Lichts herkommen.“ Hierbei ist aber nicht zu übersehen, daß der Schwanritter nicht eigentlich aus dem Grabe kommen soll, sondern aus dem Jenseits, dem Lande der Seeligen, und dieß ist eben „die Quelle des Lichtes“ oder „das Naturcentrum“, wie es Menzel nennt; er kommt aber von dort zumal wenn er ein Gott ist, vgl. Simrock Myth. 286 f. (3. Aufl.). — 2, 153 ff. Die Sirenen. Ein Aufsatz von F. L. W. Schwartz „Die Sirenen und Hraesvelgr“ findet sich in der Zeitschrift

für d. Gymnasialwesen. Jahrg. XVII S. 465 ff. — 2, 158. „Weder der indische Gott Wischnu als Mannlöwe noch der männliche Sphinx der Ägypter, haben die geringste Begriffsverwandschaft mit der weiblichen Sphinx der Griechen.“ Dagegen S. 162: „Apollodor beschreibt die Sphinx, vor welcher Oedipus steht, als geflügelte Löwin mit einem Jungfrauenkopfe. Dieser Jungfrauenkopf bezeichnet wahrscheinlich die Göttin Pallas Athene, das ewig jungfräuliche Licht, welches die Nacht des Todes überwindet und alles Leben bedingt. Den gleichen Sinn hat aber wahrscheinlich auch der Sperberkopf, den zuweilen die ägyptische Sphinx trägt. Der Sperber ist der Vogel des höchsten Lichtäthers und bedeutet zugleich das geistige Wesen des Lichtes.“ Der Sperber aber geht auf Hor (Horus). Anderes von Menzel mit Bezug auf die Sphinx Bemerkte muß ich hier übergehen. — 2, 237. Umhegung von Seidenfäden. S. hier oben S. 224 zu Simrock Mythol. 492. — 2, 275 Mai und Beaflor. Dieß Gedicht gehört nicht in den Sagenkreis der Florentia, sondern in den der geduldigen Helena.

Ich komme nun zu der Beigabe jedes deutschen Gelehrtenwerkes, nämlich den Druckfehlern, von denen hier in den betreffenden Verzeichnissen nicht alle gebessert sind und ich noch einige erheblichere nachtragen will; so Band 1 S. 17 Z. 4 v. u. l. Omphalos — 30, 8 v. o. l. poet. (poeticon) — 41, 17 v. o. Elborus (hat Menzel bei Elborough an Lord Ellenborough gedacht?) — 46, 16 v. u. st. myth. l. met. — ebend. 10. 11 v. u. st. Grimm D. Myth. l. Grimm und Schmeller Lat. Ged. — 52, 14 v. u. Nicomach. — 59, 14 v. u. primus — 67, 7 v. u. coelum vitreum — ebend 5 v. u. 781—89, 18 v. u. st. 341 l. 295—95, 15 v. u. st. a. a. O. l. 1, 37 f. — 125, 13 v. o. *Παμμήτωρ* (Nonnos 41, 277) — 126, 5 v. u. bregg — ebend. 3 v. u. Hildimeidher — 200, 5 v. o. Alfquarnar — 244, 10 v. o. Anaitis — 245, 13 v. u. larvae — Bd. II S. 236 Z. 20 v. o. Poralé — II 243, 10 v. o. Vrymaend — II 255, 16 v. o. st. Eleusinien l. Thesmophorien — II 282, 8 v. o. Pedauque.

Nachdem ich nun so auf die mehr oder minder hervortretenden Mängel verschiedener Art, die ich in vorliegendem Werke zu bemerken glaubte, in dem Obigen hingewiesen, bleibt mir nur noch übrig, auf die mannigfachen neuen und jedenfalls zu weiterer Forschung anregenden Ansichten, die darin enthalten sind, wiederholt zurückzukommen und dem Verf., dem auf zahlreichen Feldern der Forschung längst bewährten Veteranen, für das so erworbene neue Verdienst die gebührende Anerkennung zu zollen.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

MISCELLEN.

Luthers Handexemplar seiner Schrift: An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen. Wittemb. 1540. 4.

Bekanntlich existieren von der in der Überschrift genannten Schrift Luthers zwei verschiedene Originaldrucke aus dem Jahre 1540, welche beide

aus Joseph Klugs Officin hervorgiengen *). Schon das Titelblatt zeigt die Verschiedenheit beider Drucke. Der achtzeilige Titel des einen Druckes ist in folgender Weise abgetheilt: An die | Pfarrherrn, Wi- | der den Wucher | zu predigen. | Vermanung | D. Mart. Luth. | Wittemberg. | M. D. XL. Der andere Druck hingegen hat 9 Zeilen: An die | Pfarrherrn Wi- | der den Wu- | cher zu predi- | gen. | Vermanung D. | Martini Luther. | Wittemberg. | M. D. XXXX. Die Titeleinfassung (ein Holzschnitt: in den vier Ecken, von Kreisen umschlossen, die Embleme der vier Evangelisten, zwischen den beiden obern [Mensch und Löwe = Matthäus und Marcus] der Apostel Petrus, zwischen den beiden untern [Stier und Adler = Lucas und Johannes] der Apostel Paulus, in den beiden Seitentheilen der Papst, zwei Bischöfe und ein Kirchenvater) ist zwar bei beiden dieselbe, doch ist die des ersten Druckes bedeutend klarer und deutlicher, als die des zweiten. Auch in der Bogenzahl weichen beide Ausgaben von einander ab, indem erstere nur 11 Bogen (Sig. A—L, letzte Seite leer), letztere dagegen 12 Bogen (Sig. A—M, letztes Blatt leer) stark ist.

Beide Ausgaben gehören gerade nicht zu den seltensten der Schriften Luthers; letztere befindet sich z. B. in der Waisenhaus-Bibliothek zu Halle, in der Wernigerödischen Bibliothek, auch in der meinigen; erstere hingegen in der Marienbibliothek zu Halle und in der Universitäts-Bibliothek zu Gießen. Gleichwohl besitzt die letztgenannte Bibliothek in ihrem Exemplare der in Rede stehenden Schrift einen werthvollen Schatz, denn dasselbe enthält eine ansehnliche Reihe von L's. Hand eingetragener Correcturen, muß mithin L's. eigener Bibliothek entstammen. Gegenwärtig ist es mit mehreren andern L.'schen Schriften zusammen gebunden, welcher Sammelband die Signatur W. 9250 trägt.

Da der zweite Druck diese Corr., wenige ausgenommen, sorgfältig benutzte, so mag es genügen, hier nur einige der interessantesten folgen zu lassen.

Bl. A iiij^b Z. 8 v. u. strich L. das Wort *ausstreichen* (in *was Christus recht hie antwortet, wöllen wir hernach ein wenig ausstreichen*) und schrieb deutlich an den Rand *anstechen*, gleichwohl hat der zweite Druck *austreichen* (sic). *anstechen* uneigentlich für kurz berühren, zur Sprache bringen, begegnet auch sonst öfter bei L. Vgl. mein Wtb. zu D. Martin Luthers deutschen Schriften I, 102^b.

Bl. B j^b Z. 13 v. o. sollte nach *ertrencken* noch *erhencken* eingeschaltet werden, was nicht geschehen ist.

Bl. B ij^a Z. 17 f. v. o. heißt es *also kan itzt niemand mehr wuchern, geitzen noch böse seien*, welche Stelle nach L's. Correctur lauten sollte: *also kan itzt niemand mehr wucherer, geitzig noch böse sein* (von *wuchern* strich L. das *n* und setzte dafür *er*, von *geitzen en* und schrieb *ig* dafür an den Rand), der zweite Druck änderte zwar *wuchern* in *wucherer*, ließ aber *geitzen* stehen.

Bl. B iij^a Z. 4 v. u. wollte L. vor *derselben* noch *denn* eingeschoben haben; ebenso

Bl. B iij^b Z. 10 v. o. *nemlich* vor *das leihen*. Ist beides nicht geschehen.

---

*) Vgl. Bindseil Verzeichniss der Original-Ausgaben der Lutherischen Übersetzung sowohl der ganzen Bibel, als auch größerer und kleinerer Theile und einzelner Stellen derselben. Halle, 1841. S. 53^a. Irmischer gibt in der Erl. Ausg. der deutschen Schriften L's. Bd. 23 S. 282 vier älteste Ausgaben an; wie viele davon Originaldrucke sind, läßt sich nach den dort gegebenen Titeln nicht bestimmen.

Bl. C j[a] Z. 11 v. o. steht am Rand *die schuld hundert gulden*, was zwischen *mit einem hundert gulden* und *bezalen* eingefügt werden sollte. Nicht corr.

Bl. C ij[b] Z. 10 v. o. ist nach *der mal eins* (ohne Zweifel durch ein Versehen des Setzers wegen des nochmals folgenden *der mal eins*) ausgefallen *solche zween schaden leiden, so kundte ich der mal eins.* Corr., aber *köndte* st. *kundte*, wie L. schrieb. Ein Beleg dafür, daß auch die Originaldrucke die Schreibung L's. nicht überall wiedergeben.

Bl. E j[a] Z. 7 v. u. ist nach *tausent* ausgefallen *so nimpt er ierlich 4 hundert tausent*, was L. an den Rand schrieb. Corr., aber *jherlich* gedr. S. vorher.

Bl. E ij[a] Z. 13 v. u. soll nach *widergeben* eingeschaltet werden *oder schuldig sein wider zu geben.* Corr., doch *odder* st. *oder*; ebenso

Bl. E iij[b] Z. 11 v. u., wo L. *vnd* durchstrich und *oder* an den Rand schrieb.

Bl. E iiij[a] Z. 14 v. o. sollte nach *ein tausent floren oder zwey* eingeschoben werden *vnd nemen von den selben funff oder sechs am hundert*, was jedoch nicht geschehen ist. Ebenso ist

Bl. F j[b] Z. 7 v. u. in *schendliche* zwar das *n* gestrichen, aber im zweiten Druck nicht corr.

Bl. G iij[b] Z. 16 v. o. schrieb L. noch das Wort *dazu* an den Rand, welches nach *etwas* eingeschoben werden sollte. *dazu* fehlt zwar im zweiten Druck nicht, ist aber vor *etwas* gesetzt, anstatt hinter dasselbe, wie L. deutlich durch ein † angedeutet hatte.

Bl. J j[a] Z. 12 v. o. setzte L. noch *weltlich* an den Rand, was zwischen *new.* und *regiment* eingeschaltet werden sollte. Ist nicht geschehen.

Bl. K ij[a] Z. 7 v. u. müßte vor *ein burger den andern* noch stehen *ein adel den andern*, was L. an den Rand schrieb, aber auch im zweiten Druck fehlt.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß sämmtliche Gesammtausgaben der Schriften L's. den Text nach dem corr. (zweiten) Drucke haben.

MARBURG. DIETZ.

Beide.

In Germ. IX, 457 sagte ich, daß im Englischen kein Beispiel aufzufinden sein möchte, worin 'beide' mit drei Gliedern verbunden sei. Wenigstens ist mir im neueren Englisch kein solches aufgestossen; doch finde ich im älteren Englisch bei Hector Boece (1465—1536) in seiner „englischen Geschichte", von der ein Bruchstück in den Vorlesungen Max Müller's [deutsch von Böttger, II. Serie 498] citiert wird, folgende dem älteren Gebrauche von 'beide' gleiche Stelle: „Sum had baith heid, feit, and wyngis."

FRIEDBERG i. d. W. FR. MÖLLER.

Berichtigung. S. 135, 20 lies Magschaft; 142, 7 Stöcklein; 152, 11 in der Hölle; 153, 3 v. u. urverwandt; 155, 4 perdere.

DIE NORDISCHE EREXSAGA UND IHRE QUELLE.

Unter den im skandinavischen Norden existierenden Rittersagen aus dem Sagenkreise von König Artus und seiner Tafelrunde gibt es meines Wissens nur noch zwei *), über welche bis jetzt nichts Näheres bekannt war, die Erexsaga und die Gabonsaga ok Vígoles, von welcher letzteren Nyerup in seinem noch immer wichtigen Buche: Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder Kjöbenhavn 1816 p. 126 ss., Árni Magnússon folgend, die Behauptung aufstellt, sie sei erst am Ende des 17. Jahrh. nach einem dänischen, auf unsern Wigalois zurückgehenden Volksbuche abgefasst, ohne jedoch eine nähere Begründung hinzuzufügen. Da diese Behauptung, wie ich mich durch eine genaue Vergleichung des isländischen Textes (enthalten in Cod. Holm. 47 fol. pap) mit dem dänischen überzeugt habe, richtig ist, so hat diese Saga, die übrigens auch von Danismen wimmelt, für uns nicht den mindesten kritischen Werth, am allerwenigsten zur Untersuchung über die etwaige Vorlage Wirnt's von Gravenberg. Weit wichtiger ist aber für uns die Erexsaga, über deren Überlieferung und Quelle ich mich deshalb im Folgenden ausführlicher verbreiten will, in ähnlicher Weise, wie ich in dieser Zeitschrift XIV, 129—181 über die Parzivalssaga gehandelt habe, in welcher Abhandlung — beiläufig erwähnt — leider meinem im Corrigieren damals noch wenig geübten Auge eine ganze Anzahl störender Druckfehler entgangen sind.

I. Die Überlieferung der Erexsaga.

Über den verschiedenen Bearbeitungen der Geschichte von Erec scheint in Bezug auf die Überlieferung ein gewisser Unstern zu walten.

*) Die im Cod. A. M. perg 573 c. Qu. u. Cod. Holm. chart. 47 erhaltene Saga Artús Bretakonungs (vgl. Möbius, Cat. p. 43[a] s.) hat mit diesem Sagenkreise nicht das Mindeste zu thun. Sie behandelt den bekannten Märchenstoff (vgl. Nyerup l. c. p. 227 s.) von drei englischen Königssöhnen, die für ihren Vater den Vogel Phönix aus Arabien holen sollen, da dieser, schwer erkrankt, nur durch den Gesang jenes Vogels Genesung zu erwarten hat.

Während die beiden uns näher bekannten Handschriften des französischen Gedichtes am Schlusse nachweislich unvollständig sind, während Hartmann's Erec uns nur in der verhältnissmäßig jungen Ambraser Handschrift und auch hier noch lückenhaft überliefert ist, ist die Erexsaga im Norden die einzige ältere Saga aus dem Artuskreise, von der keine Pergamenthandschrift auf uns gekommen ist. Wir besitzen nur zwei Papierhandschriften mit hie und da modernisierter Sprache.

a) Cod. A. M. 181 chart. fol. auf der Universitätsbibliothek in Kopenhagen. Sie enthält folgende Saga's: 1. Ereksaga p. 532—537 incl. 2. Samsonarsaga fagra p. 538—544 incl. 3. Möttulssaga p. 545 bis 548. Dieser Handschrift sind, wenn das Gegentheil nicht besonders angemerkt ist, die im Folgenden angeführten Stellen entnommen.

b) Cod. Holm. 46 chart. fol., zuerst beschrieben von A. J. Arwidsson: Förteckning öfver Kongl. Bibliothekets i Stockholm Isländska Handskrifter p. 73, dann von Stephens: Samlingar utgifna of Svenska fornskrift-sällskapet. Andra Delen p. CXXXIX, endlich von mir: Riddarasögur, p. IX s., wo specieller über die in derselben enthaltene Iventssaga gehandelt wird. Ein Facsimile vom Anfang der Erexsaga nach dieser Handschrift siehe bei Lady Guest: The Mabinogion Vol. II p. 193. Diese Handschrift ist der Schreibweise nach entschieden jünger als *a*, auch meist, bes. was Namen angeht, verderbter. Doch kann *b* an manchen Stellen als Correctiv für *a* gelten, um so mehr, da beide, nur in Einzelheiten im Texte von einander abweichend, sicherlich eine gemeinsame Vorlage gehabt haben, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach eine Membrane.

II. Die Quelle der Erexsaga.

Die Frage nach der Quelle der Erexsaga ist nicht nur um dieser selbst Willen interessant; es werden bei dieser Erörterung auch manche Streiflichter fallen auf das Verhältniss des Crestien'schen Erec zu dem Gedichte Hartmann's von Aue, das nur einmal gründlich erörtert worden ist von Karl Bartsch, in dieser Zeitschrift VII, 141—185. Mit Hülfe dieser auf das Sorgfältigste angestellten Untersuchung, sowie des französischen (ed. Imm. Bekker, Haupt's Ztschr. X, 373 ss.) und deutschen Textes (ed. Fedor Bech. Leipzig 1867) soll nun eine Einzelvergleichung vorgenommen werden.

Die Einleitung des franz. Gedichtes, v. 1—26 incl. fehlt in der Saga. Dagegen vgl.:

Crestien v. 27 ss.	Erexsaga.
un ior de pasque, au tens nouel, à Caradigant son chastel ot li rois Artus cort tenue. onc si bele ne fu ueue:	Þat er upphaf þessarar frásögu, at Artús konungr sat í sínum kastala er Kardigan hét. Þat var páskatíð, ok hélt þar inn virðuliga sína hirð, sem vandi hans var til, svá einginn þóttist sét hafa slíka konungs prýði.

Selbstständig ist im Nordischen die Erwähnung von 12 spekingar: *Með hánum váru XII spekingar hans ok ráðgjafar, er dagliga riðu út með hánum.* Hier wird nun gleich Erex aufgeführt, was, abgesehen von einer kurzen Erwähnung in der Einleitung (v. 19), im franz. Text erst bei Schilderung der Jagd geschieht. Doch stimmen die einzelnen Züge:

Crestien v. 82 ss.	Erexsaga.
uns cheualiers, Erec ot non. de la taule reonde estoit. mout grant los en la cort auoit. de tant com il i ot esté, n'i ot cheualier plus amé. et fu tant beax qu'en nule terre n'estuet plus bel de li aquerre. mout estoit beax et prouz et genz; [et] se n'auoit pas vint cinq anz.	Einn af þeim var sonr Ílax konungs, mikill kappi í riddaraskap, fríðr sýnum, ok íþróttamaðr mikill, ei eldri en hálfþritugr, er saga þessi gerðist. Hann hét Erex. Hann var velvirðr af konungi ok dróttningu ok allri hirðinni.

Sollte nicht vielleicht dieser letzten Zeile im nordischen Text: *af dróttningu ok allri hirðinni* der erste Vers bei Hartmann entsprechen, der in Haupt's Ausgabe noch fehlt: *bî ir und bî ir wîben,* nämlich: war er hoch geehrt? Zu: *er saga þessi gerðist,* das im Französischen fehlt, stimmt bei H. v. 4: *durch den diu rede erhaben ist.* — Über die Ritter, die an Artus Hofe sind, wird in der Saga mehr gesagt, als bei Cr., wo man v. 31 s. vergleiche. Es heißt in der Saga: *þá mátti sjá margan góðan riddara, konunga ok jarla ok aðra dýra menn, bæði unga ok gamla, ok fúsir frammi at hafa sinn röskleika fyrir dýrum mönnum.*

Ganz selbstständig ist ferner in der Saga folgende Stelle: *Skemtan var þar at heyra ok hafa sem hverr vildi kjósa* (a), *Skemtan skorti þar ekki á hvern hátt er vildi at sjá með augum ok heyra með eyrum* (b). *hverr var við annan eptirlátr ok góðviljaðr, ok sem allir váru sem glaðastir,* etc. Es ist übrigens interessant, hier die Iventssaga zu vergleichen, wo es ebenfalls vor der Katastrophe ohne Anhalt im franz. Text heißt: *ok fólkit var sem glaðast. þá* etc. (Riddarasögur p. 75, 9 s.) Es heißt dann von den Damen:

Crestien v. 53 s.	Erexsaga.
et n'i a nule n'ait ami chevalier uaillant et hardi.	ok váru þær allfáar er eigi höfðu kosit sér unnasta.

Es heißt dann im nordischen Text, stimmend mit einer der eben angeführten vorausgehenden Stelle:

Crestien v. 36 s.	Erexsaga.
li rois à ses chevaliers dist qu' il voloit le blanc cerf chacier.	Kveđr konungr sér hljóđs ok mælti: Yđr er kunnigt at hér á skóginum er einn hjörtr er vér fáum aldri veiddan.

Im Französischen sagt Gauuain, daß der Sieger einen Kuss zu bekommen habe, im Nordischen Artus:

Crestien v. 45 ss.	Erexsaga.
qui le blanc cerf ocirre puet, par raison baisier li estuet des puceles de vostre cort la plus bele, à que qu' il tort.	Nú sá sem þat vinnr, skal kjósa einn koss af þeirri fríđustu jungfrú sem í er hirđ minni.

In beiden Texten macht dann Gauuain (Valver) als Hinderniss geltend, daß es schwer sein werde, die schönste zu finden. Des Königs Antwort anlangend, vgl. man:

Crestien v. 59 ss.	Erexsaga.
li rois respont: „ce sai ie bien, mais por ce n'en lairai ie rien; car ne doit estre contredite parole que li rois a dite".	Konungr reiddist orđum hans ok mælti: Hvárt þér líkar vel eđa illa, Valver, þá skal fara sem áđr, þvíat einginn þjónustumađr á at neita því sem hans meistari biđr hánum.

Als es sich um den Beginn der Jagd handelt, wird bei Cr. und in der Saga Artus ausgezeichnet:

Crestien v. 123 s.	Erexsaga.
devant aus toz chaça li rois sor un chaceor Espanois.	En fremstr af öllum var Artús konungr á einum laupara sterkum ok fljótum sem svala á flugi. (*b.*) En Artús konungr er fremstr á hlaupara einum sterkum ok mjök skjótum. (*a.*)

Die Notiz über die Heimath seines Rosses ist im Nordischen auf das des Erex übertragen: . . . *međ henni hinn ungi Erex á góđu ersi er komit var af Spáníalandi.* — Im Folgenden, wo bei Crestien die Königin nur von einer Jungfrau (v. 127), bei H. von mehreren begleitet ist, folgt die Saga dem ersteren: *Einginn fylgđi henni nema Erex ok ein jungfrú.*

Der Eingang der Episode mit dem fremden Ritter ist im Deutschen kürzer gefasst; die Saga stimmt mit dem Französischen:

Crestien v. 136 s.	Erexsaga.
tuit troi furent en un essart delez le chemin aresté.	Þau nema stađ í einu rjóđri.

Im Deutschen fehlt:

Crestien v. 103 s.	Erexsaga.
ne n'ot arme o lui aportee fort que tant soulement s'espee.	ok höfðu ekki vápn nema eitt sverð.

Selbstständig ist im Nordischen: *þau stíga af sínum hestum ok láta renna af þeim mæði.*

Crestien v. 138 ss.	
mais mout i orent pou esté, quant il uirent un cheualier uenir armé sor son destrier. . . v. 143 ss. delez li cheuauchoit à destre une pucele de grant estre; et deuant lor sor un roncin uenoit uns nains tot le chemin et ot en sa main aportee une corgie en son noee.	Þessu næst sjá þau ríða fram ur skóginum einn riddara alvápnaðan ok með hánum eina fríða mey, ok fyrir þeim einn ljótr dvergr á stórum hesti hafandi [í hendi *add. b*] eina alnar svipu.

Auch hier schließt sich das Nordische eng an Cr. an, denn bei H. wird erst der Ritter, dann der Zwerg und dann erst die Dame genannt (vgl. v. 10 ss.). Erex Anerbieten, zu sagen, wer der Ritter ist, hat weder Cr. noch die Saga, ebenso wenig die Anrede der Jungfrau an den Zwerg (v. 17 ss).

In Erex Bericht an die Königin schließt sich die Darstellung des Nordischen auffallend an die deutsche Fassung an. „H. fasst die seinen Helden beschimpfende Situation so auf, daß sie ihn nicht in dem Maße entehrt wie bei Christian; bei diesem gesteht Erec ganz treuherzig, er habe sich vor dem Ritter gefürchtet, weil er seine Waffen nicht bei sich gehabt, bei H. schmerzt ihn am meisten die Schande, vor den Augen der Königin geschlagen worden zu sein.“ (Bartsch l. c. p. 142.) Der Verfasser der Saga stimmt hier weder mit Bekkers Text noch mit dem von San-Marte, wo v. 228—38 ganz fehlen; dagegen vgl.

Hartmann v. 114 ss.	Erexsaga.
mir ist sî vor iu geschehen eine *schande* alsô grôz, daz ir nie dehein mîn genôz eines hâres mê gewan. daz mich ein sus wênic man sô laterlîchen hât geslagen und ich im daz muoz vertragen, des *scham* ich mich sô sêre etc.	Segir dróttningu af ferdum sínum ok sér væri til fallnar tvær *skammir* en sú þó einka vest (segir dróttningu sína ferð ok eru nú verri tvær *skammir* en ein, ok þat verst, *b*), er ek þorða ekki at hefna mín.

Vgl. Cr. v. 232 ss., wo das Wort Schande sich nicht findet.

Von dem Holen des Harnischs sagt die Saga nichts, wol nur um abzukürzen. Auffallend ist dann die egale Gedankenverbindung im Nordischen und Deutschen.

Hartmann v. 134 ss.	Erexsaga.
ir'n geseht mich nimmer mêre, ich'n gereche mich an disem man, von des getwerge ich mâl gewan.	En þaðan sver ek, dróttning, segir hann, at ek skal ei fyrr aptr koma til hirðar Artús konungs, en ek hefi hefnt þessarar þinnar ok minnar skammar, eða fá aðra hálfu meiri.

Vgl. Cr. 238 ss.: *mais itant prometre li uuil, que, se ie puis, ie vengerai ma honte, ou ie l'engignerai.*

Weder bei Cr. noch in der Saga räth ihm die Königin von der Reise ab, wie bei H. Sie verabschieden sich von einander:

Crestien v. 265 ss.	Erexsaga.
à dieu vos comant. et la royne ausimant à deu, qui de mal le desfende, plus de cinq cenz foiz le commande.	ok lifit í guðs gleði. Heilsa þær hánum meir en hundrað tið at skilnaði.

Crestien v. 269.	Erexsaga.
Erec se part de la royne, dou chevalier suire ne fine. et la royne au bois remaint, où li rois ot le cerf ataint. à la prise dou cerf ainçois vient que nuns des autres li rois.	Nú ríðr Erex bort, en dróttning dvaldist í skóginum eptir, þar til at konungr kemr at með sínum mönnum ok hafdi konungr veidt hjörtinn.

Erec folgt den Spuren des Ritters bis zum Abend:

Hartmann v. 172.	Erexsaga.
unz daz der âbent ane gie.	allt til aptans.

Diese Zeitangabe fehlt bei Cr.; cf. Bartsch l. c. p. 142. — Dem Nordischen eigenthümlich ist folgender Zug bei der Schilderung der Burg: *þar var margt fólk ok mikil gleði, en hverr þeirra lét sína gleði, þá þeir sáu þenna vápnaða riddara, ok fylgðu hánum til herbergja.* (Vgl. H. 176 ss., Cr. 355 ss.) Das Sperberfest wird im Nordischen ebenso wie bei Cr. erst später erwähnt; ebenso wenig wird in der Saga von der Überfüllung der Stadt gesprochen. In der Beschreibung des alten Mannes stimmt die Saga mit Cr., während bei H. die Beschreibung ausführlicher ist. Auffallend ist aber, daß sowohl bei H. als in der Saga der Alte nur seine Tochter, nicht auch seine Frau herbeiruft, wie es bei Cr. geschieht. Ebenso wird, wie bei H. so in der Saga, ihr früher der Auftrag, das Pferd zu nehmen, ehe über ihre Reize gesprochen ist (vgl. Cr. 444—448, H. v. 315—320). Die Schilderung der Jungfrau in der Saga schließt sich an Cr. an:

Crestien v. 396 s.	Erexsaga.
. . . sa fille, qui fu vestue d'une chemise par panz lee. . . . v. 403 ss. poure estoit la robe defors, mais desoz estoit beax li cors. mout estoit la pucele gente, que tote i avoit mis s'entente nature, qui faite l'avoit.	Mærin var í einum línkyrtli fornum ok slitnum, en þó eigi at síðr var allr hennar líkami svá fríðr at etc. Þar fylgðu allir líkamans burdir ok kurteisi svá at sjálf nattúran mundi annan veg á kjósa, hversu hon var fríð sköpuð.

Erec's Einwand und des Alten Entgegnung hat nur H. (vgl. Bartsch l. c. p. 143). Im Folgenden weicht die Saga von den anderen Texten ab. Es heißt: [*En er hon sá Erex, þa feldi hon allan sinn elskuga til hans* *), *ok þótti þó undarligt, er hon skyldi kunna at elska ókunnan mann. Stóð nú hvárt ok horfði á annat. Þetta sér húsbóndinn; tekr nú hest hans ok leiðir hann til stalls ok gefr hánum korn ok mungát.* Vgl. Cr. v. 436 ss. Bartsch l. c. Daß der *húsbóndi,* als er das Einverständniss beider bemerkt, sich mit dem Pferde zu thun macht, um beide allein zu lassen, ist wol Erfindung des Sagaschreibers. Bei Cr. folgt nun das Essen, ebenso bei H.; in der Saga erst nach den folgenden Erörterungen; hier heißt es nur: *En jungfrúin þjónar Erex ok leiðir hann til sætis ok skemtir hvárt öðru með blíðu.* Erex thut, als sein Wirth wieder kommt, folgende unzarte Frage:

Crestien v. 499.	Erexsaga.
dites moi, beax ostes, fait il, de tant poure robe si vil por qu' est vostre fille atornee, qui tant par est bele et senee?	Þín dóttir er hin frídasta mær í allri veröldinni; en þat undra ek, at hun er svá fátœkliga klædd.

An diese Frage schließt sich nun gleich die Werbung: *En yðr af at segja, þá er þat minn vili ok bœnarstaðr, at þú giptir mér þessa jungfrú, ok betr ann ek henni en gulli ok ríki míns föðurs.* Hier nennt er auch gleich seinen Namen, was bei Cr. allerdings auch, aber erst später bei einer ähnlichen Gelegenheit geschieht. Man vgl.

Crestien v. 641 ss.	Erexsaga.
puis dit: sire, uos ne sauez quel oste herbergié avez, de quel afaire et de quel gent. fiz sui d'un riche roi poissant. Erec filz le roi Lac ai non; ensi m'apelent li baron. de la cort au roi Artus sui; bien ai esté trois anz o lui.	Vil ek eigi mínu nafni leyna; ek heiti Erex, son Ílax konungs; hefi ek verit með Artús konungi fimm ár.

*) *ok þegar feldi hann allan sinn elskuhug till hennar. (b).*

Auch die Antwort, die natürlich doppelt sein muß, entspricht den betreffenden Stellen im französ. Text:

Crestien v. 663.	Erexsaga.
li ostes molt s'en esioi, et dit: bien auommes oi de vos parler en cest pais. v. 667. car mout estes prouz et hardiz. ia de moi n'iroiz escondiz. tot à vostre commandement ma fille bele vos present.	Húsbóndi varđ glađr viđ, er hans ætt var hánum vítanlig (?) orđin, ok mælti: Opt hefi ek heyrt þín getit at hreysti ok riddaraskap; ok öngum kosti vil ek því neyta at gipta þér mína dóttur ef þat er hennar vili.

Crestien v. 509 ss.	Erexsaga.
tant ai esté toz iors en guerre. que toute ai perdue ma terre et engaigiée et uendue.	Svá leingi hefi ek í hernađi verit ok úfriđi, at bæđi hefi ek týnt eignum ok öđulum.

Der Name ihres Oheims ist bei Cr. hier nicht genannt, in der Saga heißt es: *eigi er hun af því fátækliga klædd, at hun sé þrælborin, þvíat Melan jarlsson vár móđurbróđir hennar.* Vgl. Hartmann v 434 ss.

der juncfrowen œhein
was der herzoge Îmaîn
der herre von dem lande.
ir geburt was âne schande.

H. und die Saga stimmen hier entschieden zusammen: beide sagen davon nichts, daß sie von ihrem Onkel, dem Grafen, Kleider genug bekommen könne (Bartsch l. c. p. 144). Schließlich lobt der Ritter übereinstimmend mit Cr. die Schönheit seiner Tochter:

Crestien v. 531.	Erexsaga.
mout est bele, mes plus assez vaut ses sauoirs que sa beautez.	En þess væntir mik, at af viti ok kvennligum listum hefi (vitrar ok kvennligar íþróttir hafi *b*) mín dóttir ei síđr en vænleik.

Jetzt folgt in der Saga das Essen, das aber hier im Gegensatz zu den beiden übrigen Texten sehr kurz behandelt wird: *Ganga síđan til borđs ok eru nú glöđ ok kát.* Mit Cr. stimmt das Folgende:

Crestien v. 479.	Erexsaga.
li uauasors seriant n'auoit fors un tot seul, qui le seruoit, ne chamberiere ne meschine.	Einn steikari var þar at matgera, en öngvir þjónustumenn ađrir.

Bei H. kann er nicht einmal diesen halten v. 412.

Jezt frägt Erex nach dem Ritter, der sich auf dem Schloß einquartiert hat. Als er dies erfahren, sagt er bei Cr. nur v. 596: *cest*

chevalier ne aing ie pas. In der Saga heißt es: *Nú segir Erex hvat hann dregr til þessarar ferđar ok hverju hann átti at ömbuna þeim riddara;* also H. näher stehend, cf. v. 480 ss., wo Erec die Sache ausführlich berichtet. Von der Mitnahme Enidens auf das Fest ist hier noch nicht die Rede.

H. und die Saga stimmen zusammen in Bezug auf den Morgenimbiß, von dem Cr. nichts sagt. In der Saga heißt es: *Eptir dagdrykkinn stígr [hann] á sitt ess.* H. 667 *dô was bereit der imbîz.* Dagegen fehlt der Empfang bei Herzog Imain. Im Übrigen vgl:

Crestien v. 691 ss.	Erexsaga.
l'endemain lues que l'aube crieue, isnelement et tost se lieue, et ses ostes ensamble o lui. au mostier uont orer andui, et firent de saint esperite messe chanter à un hermite.	Um morguninn [snemma *add. b*) stendr Erex upp ok gengr til kirkju ok heyrir messu [de spiritu sancto *add. b*). Evída hans unnasta kom enn ok fálu sik guđi á hendr (ok fal sik guđi á hendr *b*).

Die einzelnen Momente, die Bartsch l. c. p. 145 als bei Cr. erwähnt, bei H. nicht erwähnt aufführt, das Gedränge des Volkes, das Verdrängen des fremden Ritters etc. fehlen ebenso in der Saga. Dieser Ritter wird bei Cr. *Ydiers,* bei H. *Ŷdêrs,* in der Saga aber ganz abweichend, aber doch auf französischen Ursprung hinweisend, *Malpirant* genannt. Von diesem heißt es v. 777 ....*ne cuidoit, q'ou siegle eust chevalier qui tant hardi fust qui contre lui s'osast combatre.* Dies ist in der Saga erzählend gefasst: *ok vogađi eingi at ráđa til hauksins,* (*a.*) *ok þorđi einginn til hauksins at kalla,* (*b.*).

Nach dem nordischen Text holt Erex die *stöng* selbst, bei Cr. und H. fordert er Eniden dazu auf. Der Kampf zwischen beiden Rittern wird in den verschiedenen Texten abweichend geschildert. Hervorheben will ich nur, daß während bei Cr. und H. Erex den von Ydiers vorgeschlagenen kurzen Waffenstillstand annimmt, der in der Saga von Malpirant gewünschte verweigert wird. Es heißt da: *Malpirant mælti þa til Erex: Hvílumst vit. Nei, sagđi Erex, fyrr skaltu fá hér margt stórt slag [ok] þar međ láta lífit, ella skal ek dauđr liggja.* Überhaupt ist hier der Kampf sehr abgekürzt. Das Resultat desselben ist aber bei allen drei Dichtern dasselbe. Von der Bestrafung des Zwerges (H. v. 1043 ss.) weiß die Saga so wenig wie Cr. Der Auftrag, den Erex dem Ritter gibt, ist in allen drei Gedichten derselbe.

Crestien v. 1023 s.	Erexsaga.
et sanz nul respit orendroit iras à ma dame tot droit.	Þá skaltu nú í stađ fara til minnar unnustu

v. 1025 s.

que sanz faille la troueras à Caradigant, se là uas.	i kastala Kardigan.

Dieser Auftrag wird ausgeführt. Was bei Cr. Artus der Königin räth, thut sie bei H. und in der Saga von selbst, nur ist die letztere viel ausführlicher:

Hartmann v. 1278.	Erexsaga.
iwer buoze diu sol ringer sîn danne ir doch gearnet hât. ich wil daz ir hie bestât und unser ingesinde sît. daz muoz ouch wesen âne strît.	Sannliga ertu dauđa verđr fyrir þá skömm, er þinn dvergr gerđi minni mey ok mínum riddara, ok ert öngrar miskunnar verđr fyrir oss; en af því at þat er mestr sigr at sigra reiđi sjálfs síns, en hjálpa úverdugum þeim er þarf, þá stattu upp, riddari, međ þinni fylgđ ok skaltu vera hér velkominn.

Bei Cr. fehlt die directe Rede an dieser Stelle ganz, vgl. v. 1226 ss.; auch sagt Cr. nichts von der Unwürdigkeit des Ritters.

Die Erzählung kehrt nun zu Erec zurück:

Crestien v. 1236 ss.	Erexsaga.
or redeuons d' Erec parler, qui encor en la place estoit où la bataille faite auoit.	Þat er nú at seigja frá Erex, at hann sat i sama kastala eptir þetta einvígi. — Jarl einn þessa kastala hát Balsant (Baslant *b*).

Diesen letztgenannten Namen, *Balsant*, kennt das Französische nicht und H. ebenso wenig. Doch ist er natürlich französischen Ursprungs. Dessen Einladung bei ihm zu wohnen, lehnt E. auch in der Saga ab, und der Graf (hier Balsant) folgt ihm nun selbst. Die Bemerkung über die Schämigkeit der Frauen fehlt in der Saga wie bei Cr. Die nächsten Partien sind überhaupt in der Saga sehr abgekürzt. Sie kommen an Artus Hof. Die Namen der Ritter, die Erec und seiner Dame entgegengehen (Cr. v. 1515 ss.) fehlen in der Saga. Erec's Rede (Cr. 1544—71) fehlt in der Saga und bei H. Die Königin nimmt sich Eniden's an und kleidet sie:

Crestien v. 1647 s.	Erexsaga.
mais plus estoit luisanz ses crins que li ors qui estoit toz fins.	Ok birti víđa af þeim búningi; en þó bar meiri ljómi af hári meyarinnar en af gullhlöđunum.
v. 1666 s.	
l'une a l'autre par la main prise. se sont devant le roi uenues.	Síđan tekr dróttning í hönd henni ok leiđir hana inn međ sínum meyjum í höll konungs.

Die ganze nun folgende Aufzählung der Ritter, die an König Artus Tafel sitzen, Cr. v. 1679 ss. fehlt in der Saga, wol der Abkürzung halber.

Im Folgenden zeigen sich mehrfache Berührungen zwischen der Darstellung Hartmann's und der Saga. Nicht nur das Gleichniss von der Sonne, die eine Wolke verhüllt, das Staunen des Ritters über Enidens Schönheit, was Bartsch l. c. p. 152 als Hartmann allein gehörig aufführt, sondern auch der Vergleich mit Rose und Lilie, den Bartsch übergeht, hat der nordische Text mit dem Deutschen gemeinsam:

Hartmann v. 1700 ss.

als der rôsen varwe
under liljen wîze güzze,
unde daz zesamne flüzze...

v. 1716 ss

als diu sonne in liehtem dage
ir schîn vil vollecliche hât,
und gâhes dâ für gât
ein wolken dünne und niht breit,
sô ist ir schîn niht sô bereit
als man in vor sach.

Erexsaga.

Ok var hennar andlits litr sem hin rauda rósa [med samteingdan hvítan lit sem lilja [1] eda hit rauda blód í [nýfallinn snæ [2] eda sólar birti í [heidríkju vetri [3].

[1] samteingd hinni hvítu lilju. *b.* [2] snjóhvítri mjöl. *b.* [3] heydskíru. *b.*

Die Identität dieser Gleichnisse in beiden Bearbeitungen ist wol einleuchtend. Bei Cr. fehlen sie ganz.

Hartmann v. 1736 s.

von ir schœne erschrâken die
zuo der tavelrunde sâzen...
und kaphten die maget an.

Erexsaga.

Ok horfdi á hana öll hirdin
ok undrudu hennar fegrd.

Auch dies fehlt bei Cr.

Bei Christian räth man (oder vielmehr die Königin [v. 1752]) dem Könige, das Recht des Kusses nicht länger aufzuschieben, bei Hartmann bedarf es dieser Aufforderung nicht. (Bartsch l. c. p. 153.) Ebenso wenig in der Saga, wo, nachdem die Königin Erex gelobt hat, Artus entgegnet: *Satt er þat, segir konungr, ok ei hefi ek sét fridari mey, ok ef þat er samþykki hirdarinnar ok allra dómr, at hon meigi vel fridust ok kurteisust heita af öllum meyjum í várri hird, þá vil ek þann koss af henni þiggja, sem ek vann til med mínu spjóti.*

Folgende Stelle wird bei H. und in der Saga erzählend ausgedrückt, bei Cr. der Königin in den Mund gelegt: *...at allir játa med einni rœddu, at hon ein muni maklig at þiggja þessa bœn; sídan var þat allra dómr.*

Hartmanns Vergleich von Mond und Sternen hat die Saga so wenig als Crestien. Die vom König beim Kuss gesprochenen Worte fehlen bei H. Die Saga und Cr. haben sie. Von den Geschenken an Erec's Schwiegervater weiß die Saga nichts, wol um abzukürzen. Die Stelle

anlangend, wo es sich um die Hochzeit handelt, so schließt die Saga sich Cr. an, wenn auch Erec Artus nicht gradezu um Erlaubniss bittet, an seinem Hofe Hochzeit halten zu dürfen. Es heißt in der Saga: *Nú biđr Erex Artús konung at veita sér brúđhlaup ok játar konungr þat,* so daß, wenn man die andern beiden Darstellungen vergleicht, gewissermaßen eine Mittelstraße gewählt ist (vgl. Bartsch l. c. p. 153). — Es folgt nun im Nordischen ein Namensverzeichniss. Aber diese Namen sind so verderbt, daß von ihnen wol mit noch mehr Recht behauptet werden muß, was Haupt (Ausgabe des Erec p. X) von den entsprechenden deutschen sagt, daß sie ohne eine ältere Handschrift „schwerlich gezähmt werden können." Die Aufzählung wird eingeleitet durch:

Crestien v. 1920 s.

ie uos dirai, or entendez,
qui furent li conte et li roi.

Erexsaga.

Kemr þar saman mikit fjölmenni ok dýrir höfđingjar þeir sem ek mun nú fram telja.

Aber wenn auch die Namen nicht stimmen (was übrigens Niemand Wunder nehmen wird, der die Neigung der Nordländer, fremde Namen ihrer Sprache zu assimilieren, ja statt ausländischer Namen ähnlich klingende inländische zu setzen, kennt [vgl. Zeitschr. für deutsche Philologie II p. 444 s., wo Maurer einige Beispiele dafür anführt], so stimmen doch einzelne beiläufige Notizen, z. B.

Crestien v. 1933 ss.

auec ces que m'oez nommer,
uint Maheloas, uns hauz ber,
li sires de l'isle de Uoirre.
en cele isle n'ot l'en tonoirre,
ne n'i chiet foudre ne tempeste;
ne boz ne serpenz n'i areste.
n'i fait trop chaut, ne n'i yuerne.

Þar næst kom Arasadi[1] jarl af ey þeirri er Wisío[2] heitir, međ III[c] riddara, [af þeirri ey, er hvárki er í ormr né padda[3]; þar verđr ok hvárki ofheitt né ofkalt ok eingi vetr.

[1] Nasáde *b.* [2] Vera (?) *b.* [3] í þessari ey eru hvárki ormar [ne] paddur. *b.*

Vgl. H. v. 1918 ss.

Ferner:

Crestien v. 1981 s.

les barbes ont iusqu'as centurs.
ceus tint molt cher li rois Artus.

v. 1977 ss.

ainz ot compaignons tex trois cenz
dont li moins iones ot sept uinz anz.
les chief orent chenuz et blans:
car vescu auoient lonc tans.

Erexsaga.

Þá kom Artús konungr međ sínum tveimr sonum, ágætum ok X hundruđ riddara. þeir höfđu allir síđ skegg ok einginn yngri en 60 vetra.

In Bezug auf die Nennung von Enitens Namen stimmt die Saga zu Cr., nicht zu H.

Crestien v. 2015 ss.	Erexsaga.
quant Erec sa fame reçut, par son non nommer li estut; q'autrement n'est fame esposee, se par son droit non n'est nommee, encor ne sauoit nus son non: lors premierement le sot on. Enide ot non en baptistere.	Ok nú er púsanar dagr kemr, er eptir frétt nafni meyjarinnar sem skyldugt er í guđs lögum, en hun nefndist Evída, ok eigi vissi Erex fyrr hennar nafn.

Der Erzbischof von Canterbury (Cr. 2022, H. 2124) segnet sie ein: *Erkibiskup af Cántuaría púsađi þau saman.* Die Schilderung des Festes ist im Nordischen sehr kurz. Bei Erwähnung des darauf folgenden Turniers werden keine Namen genannt, was uns nicht auffallen kann, da dgl. Beschreibungen in den Saga's meist sehr abgekürzt werden. Über die Gefühle Enidens bei E. Waffenthaten schweigt die Saga.

Erec zieht mit seiner Gemahlin in sein Land. Von den Geschenken, die ihm die Unterthanen bei seiner Heimkehr bringen, berichtet uns weder H. noch die Saga.

Erec's Verliegen. Die entscheidende Scene verlegt H. auf: *einen mitten tac,* Cr. auf: *une matinee* (v. 2462), die Saga auf: *ein morginn.* Während, wie Bartsch richtig hervorhebt, es bei Cr. heißt v. 2467: *Cil dormi, et cele veilla,* heißt es bei H. v. 3025: *sî wânde daz er sliefe.* Der nordische Text schließt sich Hartmann's Fassung an: *ok hun hyggr, at hann sofi,* was immerhin bemerkenswerth ist.

Ihre Worte lauten:

Crestien v. 2484.	Erexsaga.
. . . lasse, tant mar i ui. v. 2486 s. bien me deuroit sorbir la terre, quant toz li mieudres cheualiers v. 2491 s. a de tout en tout relinquie por moi tote cheualerie.	Harmr er mér þat, herra minn, er þú fær ámæli fyrir þá ást er þu hefir á mér.

Von einer Wiederholung der Beschuldigungen, die man von Erec sagt, ist in der Saga nicht die Rede. Es heißt: *Erex heyrđi orđ hennar ok sprettr upp þegar í stađ, klæđir sik ok mælti til hennar:*

Crestien v. 2566 ss.	Erexsaga.
aparoillez vos orendroit por chevaucher vos aprestez. levez de ci; se vos vestez de vostre robe la plus bele. v. 2565. car cil qui me blasment ont droit.	Bú þik í stađ međ þínum bezta búnađi, því at í dag skulum vit af þessari borg bæđi ríđa ok eigi lengr vil ek þola ámæli fyrir mitt hóglífi af þeim landsmönnum.

Die Abreise ist ziemlich kurz geschildert, wenn auch, Cr. folgend, mit einigen Worten Erec's Vater eingeführt wird. Von einer langen Klage Evidas oder von einer Beschreibung von Erec's Waffen ist nicht die Rede. Ebenso wenig reitet Erex unter einem Vorwande ab, sondern es folgt eine wirkliche Abschiedsscene, wenn auch sehr kurz gefasst. Hier haben wir also überall Anschluß der Saga an Cr.

Es folgen nun die Abenteuer Erec's auf dem Zuge. Selbstständig heißt es in der Saga zu Anfang: *Hann ríðr þá mörk er Hervída heitir; þá lágu úti átta spillvirkjar, er drápu menn ok rœntu fé ok því eiddist almannavegr ok var þat mörgum mikit mein.*

Den Namen *Hervída* hat allerdings weder Cr. noch H. Doch erinnert eine Stelle bei H., wo das Treiben der drei Räuber geschildert wird, deutlich an die nordische Fassung, Hartmann v. 3116 ss.:

swer so in wære
ze den zîten widerriten
dem sî möhten hân gestriten,
sô hâten sî den weg behuot
daz si im umbe daz guot
næmen êre unde lîp.

Bei Cr. heißt es nur v. 2781: *qui de roberie uiuoit.* — Während dann bei Cr. ein Raubritter mit seinen zwei Genossen erscheint, sind es bei H. und in der Saga drei Räuber. Man vgl.:

Crestien v. 2780 ss.	Erexsaga.
uns chevaliers du bois issi, qui de roberie vivoit. deux compaignons o lui menoit, et s'estoient armé tuit troi.	Þau ríða nú leingi um skóginn þar til er þau ríða svá at þau sjá einn kastala, ok þar úti fyrir III [alvápnaða *add. b*) riddarar allir sitjandi á góðum hestum, ok skemta sér, ok veit Evída at þeir eru spillvirkjar.

Vgl. H. v. 3114: *den hâten mit gewalt drîe roubære,* und zu den Schlußworten des Satzes H. v. 3126 s.: *wan sî an ir gebærden sach daz sî roubære wâren.*

Bei Cr. heißt es nur v. 2815: *Enide vit les robeors.* Vgl. ferner:

Hartmann v. 3122 s.	Erexsaga.
die ersach von êrste daz wîp, wan sî verre vor reit.	því at hon var langt fram undan í veginn.

Bei Cr. fehlt diese Motivierung, so gut wie die später von H. beigebrachte (vgl. Bartsch l. c. p. 162 und 182). Von dem *kastali,* vor welchem die Räuber sich befinden, ist nur in der Saga die Rede. Die drei zuerst genannten Räuber bilden hier mit den später erwähnten fünf (Cr. 2911) eine Gesellschaft, wovon Cr. gar nichts weiß. H. erwähnt es, wenn auch erst später, als die Saga, ausdrücklich, vgl. v. 3298 ss.:

man saget daz ez wære
ein gesellschaft under in
und daz sî teilten ir gewin
mit den die Êrec het erslagen
ê si'z begunden undersagen.
dise fünve und jene drî man
von den i'u ê gesagt han
die heten den walt in ir phlege
unde lâgen bî dem wege,
swer die einen vermite,
daz er den andern zuo rite.

Vergleichen wir diese Stelle in H. Gedicht mit der vorhin angeführten Stelle v. 3116 ss., so ergibt sich, was das Sachliche angeht, vollständige Übereinstimmung zwischen H. und unserer Saga. Der Unterschied ist nur, daß die acht Räuber in der Saga schon von Anfang an als vereinigt gedacht werden, in Folge wovon auch gleich alle acht ihre Wünsche in Bezug auf die zu hoffende Beute aussprechen. Ich gebe diese Stelle vollständig nach dem nordischen Text, da sie diesem eigenthümlich ist: *Ok er þeir sem í kastalanum váru, sáu ferð hans, kalla þeir á sína kumpána ok seigjast sjá einn riddara vel búinn ok með hánum fríða mey. þá mælti einn: þat veit trúa mín, seigir hann, at ek skal eiga hans frú, þvíat ek er yðvarr húsbóndi; því á ek fyrstr at kjósa af váru herfangi. Annarr mælti: Ek skal eiga hans sverð; þriði mælti: Ek skal eiga hans brynju. Inn fjórði mælti: ek skal eiga hans skjöld ok spjót. Inn fimti mælti: ek skal eiga hans hjálm, merki ok gyrðil; enn sétti mælti: ek skal eiga hans öll klæði; enn sjaundi mælti: Ek skal eiga hans hest ok söðulreiði. þá mælti hinn átti: þér skiptit ójafnt við mik ok rangliga, ok með því ek fæ ekki fé, þa skal ek eiga hans hægri hönd, fót ok lífit með. Nú ríða þessir þrír fram at Erex, sem búnir váru, en hinir herklæðast á meðan, er í kastalanum váru ok búast at veita lið sinum kumpánum, ef þarf.* Bei Cr. und H. haben wir die beiden Gruppen von Räubern auseinanderzuhalten. Von den ersten drei Räubern wählt nur der Anführer, und zwar bedingt er sich bei Cr. das Ross der Frau aus, v. 2797: *li palefroi uuil ie auoir* (vielleicht selbstverständlich mit der, die ihn reitet?); was H. betrifft, so heißt es bei Bartsch l. c. p. 159. ungenau, jener sage, er wolle nur die Wahl am Raube haben, ohne sich näher zu entscheiden. Denn v. 3211 heißt es ausdrücklich: *ist daz ich im benim den lîp, so'n wil ich niht wan daz wîp, : sîner habe ger ich niht mêre.* Von den anderen fünf Räubern wählt bei Cr. und H. ebenfalls der erste die Dame (Cr. v. 2929, H. v. 3332 ss.) Ebenso der Anführer der Räuber in der Saga. Für die Wünsche der

Übrigen lassen sich keine Parallelen mehr aufstellen, da der nordische Text so bedeutend abweicht.

Alle drei werden besiegt, aber die Darstellungen sind abweichend, wie häufig bei der Schilderung von Kämpfen. Selbständig ist besonders in der Saga der Schluß des ersten Kampfes: *E. sló hann međ sinni burtstöng svá fast á hálsinn, er augun hrutu ur hánum. Féll hann til jarđar undir fótum til dauđs.* Vgl. Cr. v. 2852 ss. Beim Kampf mit dem zweiten schließt die Saga sich wenigstens dem Sinne nach an Cr. Darstellung an, indem diesem durch den Schild die Todeswunde beigebracht wird. Ebenso beim Kampf mit dem dritten. Bei H. sind alle drei Kämpfe sehr kurz geschildert (v. 3215 ss). — Der Kampf mit den fünf anderen Räubern ist in der Saga am kürzesten geschildert. Es heißt: *Tekst þar hin snarpasta orrosta; ok lauk svá at E. feldi þá alla, en varđ lítt sárr.* Kurz ist auch die Darstellung bei H.; sehr ausführlich bei Cr. v. 2997—3061. — In Bezug auf das nächste Nachtquartier weichen alle drei Bearbeitungen von einander ab. In der Saga übernachten Erec und Evida auf dem Schlosse der Räuber, bei H. scheinen sie die ganze Nacht durch zu reiten, bei Cr. hält Enide bei dem unter einem Baume schlafenden Ritter Wache. Im Folgenden zeigen sich wieder Differenzen. Bei Cr. und H. muß Enîde die erbeuteten Rosse führen, in der Saga heißt es: *Ríđr hans frú fyrir, en hann rekr hestana eptir, ok fara svá marga daga, en liggja úti um nætr, unz þau koma í eina borg, er Pulchra heitir; þar réđ fyrir Mílon jarl.* Von dem sie einladenden Knappen (vgl. Bartsch l. c. p. 160 s.) weiß die Saga nichts. Die angeführten Namen gehören der Saga allein an. Der Graf, der Enida für sich gewinnen will, legt bei Cr. und H. besonderes Gewicht auf die schlechte Behandlung, die Enida von Erec zu erfahren habe, in der Saga auf seine Liebe. Auch die Antwort der Dame ist ziemlich abweichend. Es heißt in der Saga: *Hon sagđi: Guđ gæti þín, jarl, þú ert ríkr höfđingi ok af guđ skipađr at hefja hans kristni ok refsa ranglátum, en ek er bundin hjúskapi; ok munt þú ei vilja ræna skaparann tveimr sálum senn, ok kaupa þér ok mér helvíti. Jarlinn svarar: Svá fastliga er mér þetta í vilja komit, at ek missi eigi þenna kost fyrir allt veraldar gull; ok ek skal þurfa enn þíns bónda höfuđ afslá, þótt þar liggi guđs reiđi á, ok ertu svá œr ok villaus at þér þikkir betra at fylgja einum falsara fátœkum, en sitja í hásæti hjá mér ok stýra öllu mínu ríki međ mér.* Zu dieser Antwort des Grafen vgl. Cr. v. 3330 ss. H. v. 3825 ss. Eine wörtliche Übereinstimmung wüsste ich auch für die folgende Rede Evidas nicht aufzuführen. Ganz eigen ist dem Nordischen folgender Zug: *Ok haldit yđar orđ viđr mik ok fáit mér yđvart*

insigli á. En gefit mér trú at halda öll yđvar orđ ok heit viđr mik ok þar međr yđvart insigli í pant.

Vgl. Cr. v. 3389 ss., H. v. 3891 ss). Dies *insigli* zeigt sie dann ihrem Gemahl als Pfand dessen, was sie gesagt. Bei der Abreise gibt Erec bei Cr. und H. dem Wirthe sieben Pferde (Cr. v. 3492, H. v. 4013), in der Saga *góđan hlaupara*. Als der Graf von Erecs Flucht hört, eilt er ihm nach mit

Crestien v. 3507.	Erexsaga.
cent cheualiers d'armes garniz.	ok hans riddarar C til samans.

bei H. sind es 19 (v. 4041). Der „senechal“ ist bei Cr. nicht namentlich genannt, in der Saga heißt er Bölvín. Gegen den Grafen selbst wäre Erec gefallen

Cressien v. 3592 s.	Erexsaga.
mais mout fu riches li haubers, qui si de mort le garanti etc.	ef brynjan hefđi ei hlíft hánum.

Erec sticht den Gegner vom Rosse; zu H. v. 4213: *dar zuo im abe der arm brach*, vgl. in der Saga: ... *er tók svá at jarlinn misti höndina*. Vgl.

Crestien v. 3605.	Erexsaga.
ez vos Erec enforesté.	Erex forđar sér á skóginn.

Der Graf aber hält selbst seinen Reiter auf:

Crestien v. 3619 s.	Erexsaga.
seigneurs, fait il, à toz uos di, qu'il n'i ait un seul si hardi.... v. 3622. qui ost aler auant un pas.	ok kallar hárri röddu, biđr öngvan svá djarfan at eptir hánum ríđi eđr mein geri.

Bei H. fliehen die Ritter des Grafen von selbst, während, wie die Vergleichung lehrt, die Saga genau zum Cr. stimmt.

Selbständig in der Saga ist dann Folgendes: *En Erex ríđr nú sinn veg þann dag um skóginn, ok tekr náttstađ í einu rjóđri um kveldit ok bindr sár sitt, en at morgni riđu þau af skóginum fram hjá einum kastala.* Eigenthümlich ist der Widerspruch in Bezug auf die Schilderung des „Zwergkönigs“ zwischen Cr. und H. auf der einen, und der Saga auf der andern Seite. Während Cr. v. 3663 s. lautet: *qu'il estoit de cors molt petiz, mais de grant cuer estoit hardiz,* (vgl. H. v. 4279 ss.), erzählt die Saga: *Af þeim kastala ríđr út einn riddari svá stórr ok þrekligr, at Erex þóttist öngvan annan þvílíkan sét hafa.*

Es folgt dann die Schilderung der Rüstung des Ritters; dann, was für unseren Zweck interessant ist, ein Gespräch Erec's mit dem Ritter, das Cr. am betreffenden Orte (v. 3756) nicht hat, das sich aber bei H. und in der Saga findet. Beide Texte stimmen wenigstens dem

Sinne nach überein. Ich gebe hier den nord. Text: ... *talar til hans: Þú riddari, sagði hann, fá mér þína fríða unnustu, þvíat þat sómir vel, hon skuli mín vera, ok hana vil ek gjarnan fá ok þar lífit leggja á. Erex sagði: Ek er lítt til einvígis færr, en fyrr vil ek berjast, en láta mína unnustu, þvíat ek hefi réttara atmæli.*

Der Kampf selbst ist in der Saga kürzer geschildert. Als es sich dann um die gegenseitige Namennennung handelt, weicht sie etwas ab: *Nú biðr kastalamaðrinn hvíldar [ok fær hann þat add. b] ok spyrr [hann nú add. b] Erex at nafni, en hann seigir at hann skal fyrri seigja sitt nafn.* Im Gegensatz dazu wird bei H. *Guivreiz* in den Mund gelegt v. 4455 s.: *sus ist ez mir unmære wer dîn vater wære.* Doch frägt auch hier G. später noch nach E. Namen, v. 4521 ss. Der Fremde nennt sich in der Saga *Guimar* (*Gunnerus* verderbt *b*), bei Cr. *Guiurez*, bei H. *Guivreiz*). Ganz allein der Saga angehörig ist der Zug, daß sich eine nahe Verwandtschaft zwischen ihm und Erec herausstellt; Guimar sagt: *ok er ek systurson Ílax konungs*, während es bei H. nur heißt v. 4549: *iwer vater ist mir wol erkant.* — In allen drei Bearbeitungen fordert der König den Helden auf, bei ihm Rast zu halten; aber während bei Cr. Erec die Einladung ablehnt, nimmt er sie bei H. und in der Saga an. Freilich nach H. Erzählung verweilt er im Schlosse nur bis zum nächsten Morgen (v. 4573), in der Saga vierzehn Tage: *Ok ríða heim til kastalans ok dvaldist þar hálfan mánuð. Græðir Erex sár sín, ok þegar sem hánum er aptrbata, býst hann bort* etc. Vgl. Cr. v. 3885 ss., H. v. 4615 ss., wo der König denselben Vorschlag macht, aber von Erec abschlägige Antwort erhält.

Im Folgenden hat die Saga eine andere Reihenfolge der Scenen, indem im Gegensatz zu den beiden übrigen Bearbeitungen zuerst der Kampf mit dem Riesen vorgeführt wird, während dort der Kampf mit Kæi und Erec's Überlistung durch Gawein vorhergeht. Im Einzelnen zeigt sich mehrfach Übereinstimmung:

Crestien v. 4286.	Erexsaga.
en une forest uenu sont.	... til þess er hann kemr á einn eyðiskóg þykkan ok víðan.
v. 4289. qu'il oirent crier molt loing ...	Heyra þar mikinn grát ok illæti, ríðr eptir þeim látum þar til er hann sér eina konu grátandi [ok] hlaupandi um skóginn.
v. 4305 ss. ...... si s'en ua, tant que la pucele troua, qui par le bois aloit braiant.	
v. 4311 s. la pucele aloit dessirant ses dras, et ses crins detirant.	Hon reif af sér klæðin ok þreif í sitt hár.

Nur der nordische Text weiß von zwanzig Rittern, die den Gatten der Dame begleitet haben und von den Riesen erschlagen worden sind. In der Saga ist die Darstellung in einzelnen Punkten ausführlicher, als in den andern Bearbeitungen. Es heißt: *En at oss kómu tveir jötnar í gær kveld ok drápu alla riddara, en tóku bónda minn harđliga ok börđu ok bundu á bak, en ek komst undan, er ek nu [fátœk ok aum add. b] vesöl orđin. Tóku þeir ok vára hesta ok klæđi.*

Crestien v. 4335.	Erexsaga.
encor sont il d'ici molt pres.	Eru þeir skamt héđan.

Vgl. H. v. 5361 s.

Erec verspricht zu helfen und eilt den Riesen nach. Er erreicht sie

Crestien v. 4364 ss.	Erexsaga.
et vit le cheualier en cors deschau et nu sor un roncin, con s'il fust pris à larrecin, les mains liees et les piez.	. . hefir hest í togi; á hánum var alnaktr mađr ok bundnar hendr á bak aptr, en fœtr niđr undir kviđ.

Vgl. Hartmann v. 5401 ss.:

im wâren die hende
ze rücke mit gebende
und die füeze unden
zesamene gebunden.

Man beachte *ze rücke* = *á bak, unden* = *undir kviđ,* Zusätze, die bei Cr. fehlen. Der eine Riese sagt:

Crestien v. 4411 s.	Erexsaga.
n'auriez uos force uers nos ne c'uns aigneax contre deux lous.	. . . þvíat ekki hefir þu meira viđ mik at gera en lamb viđ león.

Dieser Vergleich fehlt bei H. Die Darstellung des Kampfes selbst schließt sich, wenn auch mit Abkürzungen, an Cr. an. Am Schlusse des Kampfes mit dem zweiten Riesen zeigt sich wörtliche Übereinstimmung:

Crestien v. 4452.	Erexsaga.
qui fu en deux moitiez fenduz.	. . . ok sníđr hann sundr í miđju.
v. 4456. à tant Erec le deslia.	Síđan leysir hann hinn bundna riddara ok fréttir hann at nafni.
v. 4491. mais nostre non sauoir desir.	Nafn mitt er Balvíel; ek er ættađr af Karínlis. [Carvilía *b.*)
v. 4495. Cadoc de Tabriol ai non.	

Wenn wir H. v. 5643 s.: *Sadoch er sich nande von Bafriol dem lande* vergleichen, so liegt die Vermuthung nahe, daß der Sagaschreiber den

Namen der Localität für den Namen des Ritters gehalten hat, eine Verwechslung, wie sie in diesen Saga's öfters vorkommt; vgl. Riddarasögur p. 33, wo ich einen ähnlichen Irrthum nachgewiesen habe. Die Saga beglückt uns dann noch mit einigen Namen, die ich in den anderen Texten nicht finde. Es heißt: *Mín unnusta heitir Favída, dóttir jarls af Guderis borg. En ek er hertugi af Fólkborg.* Nur im Nordischen weist Erec die Dienste des Ritters ab mit: *segist eigi þann þrælka sem guđ hefir frelsat međ sinni miskunn.* Dann heißt es:

Crestien v. 4506 s.	Erexsaga.
donc alez tost, sanz demorer, à mon seignor le roi Artu. v. 4512. alez i tost, et si li dites etc.	. . . en bađ hann fram ríđa til Artús konungs ok segja hánum sannindi af sínum ferđum.

Es folgen jetzt in der Saga zwei Abenteuer, die in den übrigen Texten ganz fehlen, und die ich darum vollständig mit den Varianten aus *b* mittheilen will, mag man über ihren Werth denken wie man will.

Cap. X. Frá Erex er þat [1] at seigja, at hann ríđr [2] leingi um skóginn ok hans unnusta, ok hafa öngva fœđu, utan aldinn af viđi. Ok einn dag heyra þau ögurlig læti. því næst sáu þau hvar einn flugdreki flýgr ok hefir [einn mann í sér [3] alvápnađan ok hefir solgit hann meir en í beltisstađ; [hann lifđi [4], en drekanum varđ mađrinn þungr ok flaug [5] lágt. Erex harmar nú dauđa dýrligs dreings ok heitr af öllu hjarta á [6] guđ sér til hjálpar, en manninum til lífs. Ríđr síđan fram at hánum međ öruggu hjarta. Vill heldr missa sit líf, en [leita ei viđ at hjálpa þeim manni [7], ok höggr á bœxl drekanum svá hann kiknađi [8]; viđ þetta högg lætr hann upp manninn [9] ok vendir sér at Erex ok hleypr nú at hánum međ gapanda munni. Erex hleypr af baki hestinum ok leggr sínu spjóti í munn drekans af öllu afli [10] til hjartans, ok féll hann dauđr á ers Erex ok fékk þat þegar bana. Nú geingr Erex á [þeim manni [11] sem á vellinum lá í úviti [12], ok hans frú Evída, ok leita þau hánum [13], lífs, sem þau meiga; ok sem hann vaknar viđ, þakkar hann þeim [14] hjartanliga sína lífgjöf. [þá spyrja þau hann [15] at nafni. Hann svarar: Ek heiti Plátó, Vígdœi [16] borgar riddari [17], hertugi, systurson herra Valvens af Artús [18] garđi. En þessi dreki tók mik í morgun sofanda af mínum skildi, ok er mín frú ok hirđsveinar [19] skamt á burt héđan leitandi mín. Nú gef ek mitt ríki ok mik í þitt vald. Nú þakkar Erex [20] guđi, er hann hefir frelsat [21] svá góđan [22] riddara, þvíat gerla kennir hverr þeira annan, ok varđ þar [23] fagnađarfundr međ þeim, ok skjótt koma þar menn Plátó ok hans unnusta, sorgmód [24] af hans burthvarfi, [ok ætlađi [25] hann dau-

đan, ok er þau sáu hans frelst ok formerktu hann lífs vera ok vita hversu at hefir borit, verđa þau fegnari en frá megi segja, fallandi til fóta ok [þakkandi hánum merkiliga [26] þenna sigr ok mildiverk, bjóđandi hánum sína fylgđ ok þjónustu, en hann því skjótt neitti ok biđr þau fara til Artús konungs ok segja hánum hvat til tíđinda hefir borit í þessari ferđ, en þau gera svá ok þó nauđig; skilja svá viđ hann at sinni, en Erex ríđr um skóginn međ sína unnustu langa hríđ unz hann sér, hvar ríđa VII menn alvápnađa; reka þeir marga hesta klyfjađa af dýrum gripum til eins kastala [27] er skamt stód þađan, ok þær á fjóra riddara bundna ok [28] sára ok fjórar jungfrúr harđla vænar, ok þeir sjá hvar Erex ríđr, ok þegar snúa þrír at hánum, en fjórar ríđa til kastalans at geyma herfangit. Sá sem fyrir þeim var, kallar [29] hárri röddu [30]: þú riddari, segir hann, ríđr sem [31] fól í hendr oss öllum, en ef þú vilt líf hafa, þá fá oss vápn þín ok klæđi, hest ok unnustu, en gakk í línklæđum einum, vilir þú líf hafa ok berfœtr ok þakka oss æfinliga lífgjöf. Erex svarar: þessir eru újafnir kostir ok dýrt skulu þér mitt líf áđr kaupa, en þer fáit þat. Nú ríđr at þeim ok leggr sínu spjóti [fyrir brjóst einum [32] þeirra, ok hrindr hánum dauđum af hestinum, en til annars höggr hann sinni hœgri hendi [ok sneiđ hjálminn svá at heilinn lá á jörđinni [33], en hinn þriđi snéri undan viđ fall sinna félaga, ok fær skjótan dauđa, því at Erex höggr á hans bak svá at hann tók sundr í miđju. Í því kómu at hánum fjórir, ok riđu allir senn at Erex; ok var höfđingi þeirra verri einn viđreignar, en hinir allir. Fær Erex nú mörg sár ok stór, ok svá rifna upp [hin fornu sár [34]. (Vgl. H. v. 5716 ss. En svá lýkr [35], at Erex fellir [36] þá alla; enda er hann þá mjök yfirkominn af sárum ok mœđi, ok þó ríđr hann skjótliga [þangat sem hinir bundnu váru ok leysir þá; spyrr þá síđan at nafni, en sá seigir er fyrir þeim var: Ek heiti Júben hertogi af Freiheimi [37]; en þessir eru þrír mínir brœđr, Perant ok Jodím [38] ok Malides [39] hertugar af Mánaheimi: eru þessir várar unnustur, en vér fréttum til þessara illvirkja ok hugđum at freista međ várri frægđ, en viljum þér nú gjarna þjóna [40]. Erex mælti: þér góđir herrar, sagđi hann, farit í guđs friđi fyrir góđ bođ, en yđvara þjónostu vil ek ekki hafa. En ef þér vilit mér nökkut [41] gera, þa fari þér skjótt ok segit Artús konungi at Erex Ílaxson hefir þik frelsat. En [þeirra foringi játar [42] því gjarnan ok biđr [43] hann af baki at stíga ok binda sár sín, ok hvílast því hjá þeim um stund, en hann vill þat eigi [44] ok snýr á skóginn međ Evída. Þeir vilja þá fylgja hánum. Hann fyrirbýđr þeim þat ok snúa þeir aptr í kastalann ok binda sár sín ok dveljast þar nökkrar nœtr. Ok riđu þađan á Artús [45] fund.

[1]) þat *om. a. Ergänzt nach b.* [2]) nú *add. b.* [3]) í munni einn mann *b.* [4]) en hann lifði þó enn *b.* [5]) hann mjök *add. b.* [6]) allmáttugan *add. b.* [7]) hjálpa eigi þessum manni *b.* [8]) af tók *b.* [9]) lausan *add. b.* [10]) allt *add. b.* [11]) þessum manni *b.* [12]) svá nær at bana kominn *add. b.* [13]) nú *add. b.* [14]) Erex *b.* [15]) þau spyrja hann enn *b.* [16]) Margelei. [17]) riddari *om. b.* [18]) konungs *add. b.* [19]) skjaldsveinar *b.* [20]) allmáttigum *add. b.* [21]) fyrir sína hönd *add. b.* [22]) ágætan *b.* [23]) nú hinn mesti *add. b.* [24]) hun sorgaði nú mjök *b.* [25]) ætlandi *b.* [26]) þakka hánum nú mikilliga *b.* [27]) skála *b.* [28]) þá alla *add. b.* [29]) á Erex *add. b.* [30]) svá mælandi *add. b.* [31]) eitt *add. b.* [32]) í gegnum einn *b.* [33]) meðr sverði um þvert andlitit ok í sundr hausinn svá at heilinn féll á jörð *b.* [34]) hans hin gömlu sár *b.* [35]) bardaga þeirra *add. b.* [36]) drepr *b.* [37]) Forkheimi *b.* [38]) Joachím *b.* [39]) Malcheus *b.* [40]) fyrir lífgjöf ok frelsi þér allir þjóna ok várir riddarar *b.* [41]) nökkuru heiðr *b.* [42]) þeir játa *b.* [43]) biðja *b.* [44]) meðr öngu móti *b.* [45]) konungs *add. b.*

Auf diese beiden hier eingeschobenen Abenteuer werde ich am Schlusse noch einmal zurückkommen. — Alle diese Kämpfe haben in allen drei Bearbeitungen Erec sehr angegriffen:

Crestien v. 4567 s.

chei toz à un fais aual
iusques sor le col dou cheual. . . . .

v. 4571 ss.

et chiet pasmez com s'il fust mort.
lors commença un duel si fort
Enide, quant chevir le uit. . . . .

v. 4577.

en haut l'escrie, et tort ses poinz.

v. 4587 ss.

he, dist ele, dolente Enide,
de mon seignor sui homicide.
par ma parole l'ai ocis.
encor fust or mes sire uis,
se ie com outrageuse et fole
n'eusse dite la parole
par qoi mes sire ça s'esmut.

v. 4619 s.

dex, que ferai? por qoi uif tant?
morz, que demores?

v. 4630 s.

l'espee que mes sire a ceinte,
par raison doit sa mort uengier.

Erexsaga.

. . . at hann fellr af sínum hesti; en þat úvit var svá langt, at Evída ætlar hann dauðan, ok aumkar sik alla vega ok grætr sárliga.

Vesöl er ek orðin af dauða bónda míns ok þess annars, at með minni tungu kom ek hánum á þessa ferð, er ek þagða eigi yfir rangligu ámæli vándra manna.

Eðr hversu má ek lifa við harm eptir þvílíkan bónda? því mun ek fa mér skjótan dauða með hans sverði.

Nur bei H. redet Enide das Schwert an. Hier ist überhaupt die Darstellung dieser Scene viel ausführlicher, als in den beiden anderen Texten. Interessant ist der Zug, daß die Saga über die Schwere des Schwertes sehr ausführlich ist. Es heißt von demselben: *Hon vildi reisa þat á hjöltin, en þat var svá þungt, at hun gat varla af jörðu lypt, ok*

jafnan er hun skemdi fingrna, þa kipti hun at sér hendinni, ok þa ætlar hun at fallast á eggjarnar, ok er hun var at þessu starfi etc. Wir haben nämlich hier die Begründung einer Notiz, die sich sonst nur bei H. findet, nämlich, daß sie sich nicht ersticht mit dem Schwert, sondern sich in dasselbe stürzen will; vgl. v. 6113: *als sî sich wolde ervallen dran.* Cr. v. 4634 ss. braucht diesen Ausdruck überhaupt nicht.

Es folgt nun das Abenteuer mit dem Grafen (*jarl*), bei Cr. und H. *Oringles von Limors,* in der Saga *Placidus* genannt. Dieser und seine Begleiter, heißt es selbstständig in der Saga, *töldu þat úráð, at hun týndi bæði lífi ok sálu, ok missa þar fyrir himnaríki.* (Vgl. die ähnliche, religiöse Bemerkung dem Schlossherrn gegenüber, der Evida verführen will.) Die Trostrede folgt, wie bei Cr., noch ehe er sich mit seinen Gesellen berathen, nicht erst dann, wie bei H. Sie entspricht dem Sinne nach der in den anderen Texten. Das Folgende ist in der Saga sehr kurz gefasst. Unabhängig von den andern Texten hebt diese hervor, daß er einer Unbekannten sich und sein Reich anbietet: *en þó veit hann ei hennar nafn.* Eigenthümlich ist, daß hier das Gefolge, das er wegen der Vollziehung der Ehe um Rath fragt, antwortet: *Þat eru guðs lög ei, nema hun gefi leyfi til, en þat fékkst ei af henni.* Bei Cr. findet sich nichts Entsprechendes, bei H. gerade das Gegentheil v. 6210: *nû rieten sî im'z alle.* Der Unwille bricht dann erst später aus:

Crestien v. 4790 ss.	Erexsaga.
et li cuens la fiert en la face. cele s'escrie, et li baron le conte blasment enuiron.	Jarlinn reiddist nú ok slær hana pústr. . . . . Hon grætr sárliga; en hirðinni líkar illa tiltœki jarlsins, ok verðr af þessu mikit hark í höllinni.

Zu den Worten en-jarlsins vergl. Hartmann v. 6525 ss.:

sô dûhte'z se alle glîche,
arme unde rîche
ein michel ungefuoge.

Die bei Cr. und H. in die Scene mehrfach eingeflochtenen Reden hat die Saga nicht, wol um den Text abzukürzen.

Erec's Erwachen wird in vollständiger Übereinstimmung mit Cr. geschildert:

Crestien v. 4817 s.	Erexsaga.
entre ces diz et ces tençons reuint Erec de paumoisons. v. 4824 s. dou dois à terre descendi, et trait l'espee isnelement. v. 4829. et fiert parmi. . . . le conte.	Ok þessu næst tekr Erex at vitkast, ok hleypr af börunum ok bregðr sverði, ok höggr til jarlsins í höfudit svá at heilinn lá á jörðunni.

Nach dieser Übersetzung *í höfuðít* ist statt Bartsch's Ergänzung: *et fiert parmi le vis le conte,* l. c. p. 180 v. 4829 vielleicht richtiger so herzustellen: *et fiert parmi la teste al conte.* Der deutsche Text gibt keinen Anhalt zu einer Verbesserung.

Crestien v. 4833 s.	Erexsaga.
li cheualier saillent des tables, qui cuident que ce soit deables .... v. 4838 s. li uns deuant l'autre s'enfuit, quanque il puet, à grant eslais. v. 4841 s. et crient tuit, et foible et fort, fuiez, fuiez, uez ci la mort.	Af þessu verki kemr svá mikill ótti yfir hirðina alla, at hverr hleypr út af höllinni, sem mest má, svá mælandi: Skundum undan sem mest mögum vér, þvíat fjándinn er í líkinu ok hefir drepit jarlinn.

H. schildert die Flucht ziemlich selbständig (vgl. Bartsch l. c. p. 170).

Über die Art, wie Erec zu seinem Pferde kommt, sagt die Saga nichts; es heißt nur: *sína hesta í garðinum skjótt finnandi.* Die Versöhnung findet hier bei dieser Gelegenheit noch nicht statt. Statt dessen folgt nun im nordischen Text die Schilderung des Zusammentreffens mit *Kæi.* Diese Scene wird mit folgenden Worten eingeleitet: *Þau taka sér náttstað á einum fögrum völlum við einn brunn vænan, ok bindr Evída um sár Erex, ok sofa síðan til dags, ok taka síðan hesta sína, ríða síðan til eins kastala, ok dvöldu þar þrjár nætr ok hvíla sik. Þaðan ríða þau langan veg.* Der Anfang der Scene selbst stimmt ganz genau zu Cr.:

Crestien v. 3951 ss.	Erexsaga.
tant que par auenture auint que Erec encontre lui uint. il conut bien le seneschal.	Ok einn dagr sér Erex, hvar ríðr einn riddari, ok kennir at (þá er kominn add. *b*) Kæi ræðismaðr Artús konungs.
v. 4036 s. tot estendu le porte à terre. puis vint au destrier; si le prent.	Fellir hann Kæi ræðismann af baki ok tekr hest hans ok hefir með sér.

Anzumerken ist, daß bei H. Kæi bei der Rückkehr zu Artus v. 4854 ss. selbst die Vermuthung ausspricht, sein Besieger sei Erec gewesen, bei Cr. nicht, während es in der Saga gleich nach der Schilderung des Kampfes heißt: *ok þá kennir hann Erex at vápnabúnaði.* — Das gegenseitige Fragen nach den Namen hat Cr. und die Saga nicht. Das Ross erhält Kæi erst wieder, als er hinzusetzt, er habe es von *Valven* geliehen; dies ist im Nordischen wenigstens angedeutet: *Ok biðr Erex, gefa sér hest sinn, ok fékkst ei þat fyrr en hann sagði at Valven þann hest ætti ok skildust með því at sinni,* bei H. deutlich ausgesprochen, während er bei Cr. gleich das erste Mal vom Eigenthümer des Rosses spricht. Zu: *ok skildust með því at sinni* vgl. H. v. 4832: *Nû*

schieden sî sich ze stund, ein Ausdruck, für den sich bei Cr. nichts Entsprechendes findet.

Das in den andern Texten nun folgende Abenteuer mit Gamlin fehlt in der Saga ganz. Statt dessen folgt jetzt die Aussöhnung, die, wie wir vorhin sahen, in den andern Texten an einer anderen Stelle steht. Doch stimmt die nordische Fassung offenbar mit Cr.:

Crestien v. 4885 ss.	Erexsaga.
bien uos ai dou tot essaié. ne soiez de rien esmaié; q'or uos ain plus assez et pris, et ie resui certains et fis que uos m'amez parfaitement.	Í mörgum þrautum höfum vit um hríđ verit ok hefir guđ ur öllum velleyst, en nú hefi ek reynt af þér sanna ást, dygd ok trúfesti.

Die Saga setzt selbständig hinzu: *Er nú ok meiri ván, er skjótr verđi skilnađr okkarr, þvíat fast angra mik stór sár ok langt matleysi. Ok þessu næst fellr hann í úvit.*

Guimar erscheint *međ marga riddara*, während H. und Cr. bestimmte Zahlen angeben. Von einem Kampf zwischen beiden, wie bei Cr. und H., ist im Nordischen nicht die Rede. Es heißt von Guimar: *Hann kennir skjótt Erex ok Evídam ok huggar hana skjótt, en lætr Erex í hægan vagn ok flýtr hann heim í sína borg.* Bei Cr. und H. wird Erec von Guivret's zwei Schwestern geheilt, in der Saga von einer: *ok færir hánum til lækningar systur sína, er Godílna hét, þvíat hon gat allt heilt grædt*, indeß ohne die *Fâmurgân* zu erwähnen. Die Schilderung des Abschiedes stimmt mit der bei Cr.: *Biđr hann konung orlofs [til brottferdar add. b] ok fær þat međ því at hann sjálfr vill fylgja hánum ok þat þiggr Erex.* Vgl. Cr. v. 5215, v. 5238 ss. In der Saga erhält nicht nur Evida ein Ross, sondern auch Erec. Es heißt: *Guimer konungr gefr Erex XXX riddara alvápnada til fylgđar ok gott ess komit af Lombardí ok keypt fyrir XX merkr gulls.* Bei der Beschreibung von Evida's Rosse, die verhältnissmäßig kürzer gefasst ist, als in den beiden andern Texten, stimmt doch manches Einzelne mit denselben. Statt der Aufzählung der einzelnen Scenen aus Aeneas Leben, die auf dem Sattelbogen dargestellt sind (vgl. Cr. v. 5292 ss. H. v. 7544 ss.) heißt es nur: *á söđulboganum váru skrifuđ öll stórmerki Trójumanna;* vgl. H. v. 7545. *daz lange liet von Troyâ.* Cr. v. 5293: *coment Enens mut de Troie.*

Crestien v. 5303 ss.	Erexsaga.
uns Grez taillierres, qui la fist, au taillier plus de set anz mist, qu' à nule autre oeure n'entendi.	.... međ svá miklum hagleik at hinn fljótasti ok hinn bezti höfuđsmiđr í öllu Bretlandi gat þat ei fullgert á sjó árum.

Man vergleiche Hartmann v. 7469 ss.:

Ein meister hiez Umbrîz,
der doch allen sînen fliz
dar leite für wâr
wol vierdehalbez jâr,
unz er in volbrâhte
dar nâch als er gedâhte.

Wir sehen also, daß sich hier die Saga enger an Cr. anschließt, als H.

Nach dem Abschied von Guimar gelangt Erec mit seiner Gattin zur Burg *Bartíga* (*Brandiganz* bei Cr., *Brandigân* bei H.), die ein König *Essuen* (*Eysteynn b*) in der Saga, *Eurains* bei Cr., *Ivreins* bei H. inne hat. Der Name des Abenteuers ist im Nordischen passender gewählt als in den anderen Texten: *hardr fagnadr* *), Cr. 5419 *joie de la cort,* H. 8005 *des hofes freude,* eine Übersetzung des franz. Namens, vgl. v. 8001.

Crestien v. 5418 ss.	Erexsaga.
l'aventure, ce vos plevis, la joie de la cort a non. dex, en joie n'a si bien non. v. 5390 s. que dou chastel ne reuint nus qui l'auenture i alest querre. v. 5393. cheualier fier et corageus.	I þessari borg er sa stadr, er heitir hardr fagnadr, ok hann hefir mörgum gódum riddara ordit ófagnadr, ok hefir einginn aptr komit sá er farit hefir, þó alröskr riddari verit hafi.

Von Tanz und Spiel im Schlosse, von den Klagen der Bewohner (vgl. Bartsch l. c. p. 173) weiß die Saga nichts. Beim Empfang heißt es:

Crestien v. 5501 s.	Erexsaga.
li rois Eurains en mi la rue vint encontre; si les salue. v. 5511. l'en mainne en son palais amont. v. 5532 s. li rois commande aprester le soper.	Ok er þeim þar vel fagnat ok sjálfr Essuen konungr gengr í móti þeim ok leiðir þá til sinnar hallar, ok gerir þeim ágæta veizlu.

Von den bei H. vorkommenden achtzig Frauen (v. 8220—8357) ist in der Saga nichts zu lesen, ebenso wenig werden Namen von den im Garten erschlagenen Rittern angeführt.

Bald nach seiner Aufnahme in dem Schloss fragt Erec nach dem gefährlichen Platze:

Crestien v. 5555 ss.	Erexsaga.
or nou puis celer en auant. la joie de la cort demant, que nule rien tant me covoit.	Nú spyrr Erex, hvar sá stadr er, er hardr fagnadr heitir, ok segir þat sitt

*) Zu dieser Art von Namen vgl. finnadi atburdr (nach Stephens Vermuthung [Herra Ivan lejon-riddaren Stockholm 1849 p. XVII] pínandi zu lesen), vgl. meine Anmerkung zu der Stelle: Riddarasögur p. 128.

v. 5560.
certes, fait li rois, beax amis,

v. 5562 s.
ceste chose est molt perilleuse,
et dolant a fait maint preudomme.

erindi þangat, at reyna sik þar, ef nökkut mætti til frægdar verda.

Konungr svarar svá: Ek vil yðr því ei leyna, sagði hann, at þessi beidzla hefir mörgum manni at skada orðit.

Was die Schilderung des Baumgartens angeht, so findet sich ein auffallender Widerspruch zwischen den Worten der Saga und der Schilderung von Cr. und H.:

Crestien v. 5691 ss.
ou uergier n'auoit enuiron
ne mur ne paliz se l'air non:
mais de l'air ert de totes parz
par nigromance clos li iarz.

Erexsaga.
Um þenna stad var einn múrr ok eitt port með sterkri járnhurð ok var hun ei læst, þvíat hana geymdi einn dvergr ok lét upp fyrir þeim er inn vildu.

H. folgt in dieser ganzen Passage, wie Bartsch l. c. p. 173 s. nachgewiesen hat, ziemlich genau Cr. Während bei Cr. alles Volk mit in den Garten eintritt, bei H. nur Erec, Ivreins, Enide und Guivrez, heißt es in der Saga nur: *Nú riðr Erex inn um þetta port ok hans frú.* Es heißt dann:

Crestien v. 5732 ss.
car deuant aus, sor pelx aguz,
auoit hiaumes luisanz et clers;
et s'auoit desor les cerclers
teste d'ome desor chascun.

Erexsaga.
Útan á múrnum váru margar stengr ok þar á manna höfuð.

Die Saga setzt selbständig hinzu: *með þeim smyrslum, at aldri máttu fúna.* Von der einen leeren, für Erec bestimmten Stange ist hier nicht die Rede.

Bemerkenswerth ist, daß der Pavillon, von dem Cr. nichts weiß, sowol von H. als vom Sagaschreiber aufgeführt wird. Es heißt bei diesem: *Þau riðu* (also nicht Erec allein [Cr. 5831, H. 8895]) *at einum grasgarði mjök friðum. Í hánum stóð eitt tjald allt gullskotit með eximi;* vgl. H. v. 8900 ss.: *nû sach er vor im dort eine pavilûne stân, rîch unde wol getân.* Gleich darauf haben wir aber Anschluß an Cr.; man vergleiche:

Crestien v. 5832 s.
tant qu'il troua un lit d'argent,
couert d'un drap bordé à or.

v. 5835 ss.
et sor le lit une pucele
gente de cors et de uis bele.
de totes beautez à deuise.

Erexsaga.
Í því var ein sæng af brendu gulli ger. Í henni sat ein kona svá fögr at Erex þóttist öngva fegri sét hafa.

H. sagt von dem Bett nichts; es heißt nur v. 8925 s.: *Hie under er gesitzen sach ein wîp* etc. Sehr beachtenswerth ist, daß bei der

Schilderung von der Schönheit der Dame H. und die Saga wieder auffallend zusammenstimmen, indem beide Enite über dieselbe stellen:

Hartmann v. 8927 ss.	Erexsaga.
daz er bî sînen zîten ân die frowen Ênîten nie dehein schœner het gesehen.	...at Erex þóttist öngva fegri sét hafa útan Evídam.

Dem herankommenden Ritter, den Cr. und H. etwas ausführlicher schildern*), gibt der Sagaschreiber nur die Epitheta: *sterkligr* und *alvápnaðr*. Der Ton des Gespräches zwischen beiden wird bei H. und in der Saga schon vorher angedeutet. Es heißt in der Saga: *ok hefr svá sína rœðu til Erex með illyrðum svá segjandi* etc. H. v. 9024 s.: *und gruozte in ein teil vaste, gelîch einem übeln man.* Bei Cr. heißt es nur v. 5858 s.: *ainçois qu' Erec ueu l'eust, li escria* etc. Die Schilderung des Kampfes ist in der Saga sehr kurz gehalten. Der besiegte Ritter nennt sich dann *Malbanaring*, bei Cr. *Mabonagrains*, bei H. *Mâbonagrîn*, also offenbar übereinstimmend. Die Gespräche selbst sind im nordischen Text sehr zusammengezogen. So fällt z. B. das Gespräch der beiden Frauen ganz weg. Aus der Rede des Ritters hebe ich hervor:

Crestien v. 6027 ss.	Erexsaga.
et dist que pleui li auoie que iames de ceanz n'istroie tant que cheualiers i uenist qui par armes me conqueist. v. 6044. ne euida pas que à nul ior deust en cest uergier entrer uasaux qui me deust outrer.	En hun bað mik í þenna stað at fara ok hér vera ok aldri við mik skilja fyrir en ek yrði sigraðr af einum riddara; en hon ætlaði þat aldrigi verða mundu.

Selbständig heißt es im Nordischen: *En hennar faðir er Tracón jarl af Arnsborg, ríkr ok mikill kappi.* Im Folgenden findet sich ein eigenthümliches Missverständniss des nordischen Bearbeiters:

Crestien v. 6295.	Erexsaga.
Enide sa cosine en mainne plus bele que ne fu Helaine.	...þvíat Evída kennir hér sína frændkonu er Elena hét.

Der Grund der Zurückgezogenheit des Paares wird in der Saga anders angegeben, als bei Cr. und H. Es heißt: *Ok gerði hon svá at henni þótti úsæmd í at menn vissi at hon átti einn riddara, en óttaðist at hennar faðir mundi mik með miklu fjölmenni vinna, ef hann vissi*

*) Es ist unrichtig, wenn Bartsch l. c. p. 175 behauptet, bei Cr. finde sich keine Beschreibung des herankommenden Ritters, wie sie H. (9010 — 22) hat. Diesen Versen entsprechen fast vollständig Cr. 5850 — 5857.

hvar ek væra. Vgl. Cr. v. 6031: *ainsi me cuida retenir ma damoisele à lonc seior.* H. v. 9567: *sô rehte tiure dûhte ich sî.*

Nach dem sehr kurz geschilderten Abschied zieht Erec zu Artus. Er ist der Saga nach zehn Tage unterwegs, was bei Cr. u. H. nicht gesagt wird. Der Empfang wird bei Cr. umständlicher geschildert, doch fast wörtlich stimmt:

Crestien v. 6424 s.	Erexsaga.
puis enquiert Erec, et demande noveles de ses aventures.	. . . spyrjandi Erex tíđinda af sér hvárum hans ferđum.

Die achtzig trauernden Frauen werden in der Saga hier natürlich ebenso gut ignoriert wie vorher. Dagegen fehlt bei Cr. und H. folgende Stelle: *Þá gengr fram fyrir konunginn Malbanaring, ok fellr til fóta konunginum seigjandi hánum sína æfisögu, gefandi sik allan á hans vald, biđjandi sér miskunnar, ok fær þat fyrir bœnarstađ Erex; gerist hann nú konungs mađr ok fær skjótt mikit metorđ fyrir sína hreysti, þvíat hann prófađist, sem var, hinn bezti riddari í öllum mannraunum.*

In der Saga sagt Artus selbst dem Erec den Tod seines Vaters. Es heißt: ... *þvíat ek kann at segja yđr at Ílax konungr, fađir yđarr er andađr, ok stendr hans ríki geymslulaust undir margskonar háska ok úfriđi.* Bei Cr. melden ihm dies zehn Barone (v. 6467), bei H. kommt *Êrecke* nur „*ein mære*“ (v. 9968). Bei H. fordern ihn die Boten auf, in sein Reich zu kommen, in der Saga thut dies Artus: *Nú er þat mitt ráđ, at þér látit þessi úráđ; vil ek at þér ríđit fyrst heim ok frelsit yđvart ríki ok hefit þar til yđvar váru styrk. ..... Ok eptir liđinn tíma tekr hann orlof af konungi ok dróttningu, reiđ hann heim í ríki sitt.* Vergleiche H. v. 9970 ss.:

> Nû was des sînem lande nôt
> daz er sich abe tæte
> solher unstæte
> und daz er heim füere:
> daz wære gefüere
> sînem lande und sîner diet.
> mit urloube er dô danne schiet
> von dem künege Artûse
> ze varne heim ze hûse.

Bei Cr. steht von einer derartigen Aufforderung nichts; nicht einmal die Heimkehr selbst wird hier erwähnt, was Bartsch (l. c. p. 177) mit Recht auffällig findet.

Die nun von mir anzuführende Stelle der Saga soll besonders der eigenthümlichen Construction wegen Erwähnung finden: *Reiđ hann heim í ríki sitt, friđandi þat ok frelsandi, en at jólin öllum höfđingjum síns lands til sín stefnandi, síđan sína ferđ til Artús konungs byrjandi, jóla-*

daginn hinn fyrsta eptir konungs boði með miklu fjölmenni þar komandi, þar miklum fagnaði af konungi ok dróttningu mætandi. Man achte auf die auffallende Häufung von Participien, wie sie sich in den Saga's guter Zeit nie findet *).

Im Folgenden zeigen sich in der Saga mehrfach Abweichungen von den anderen Texten, die überhaupt nach dem Schlusse des Gedichtes zu mehr auseinander gehen. Erstens schließt sich die Darstellung in sofern an Cr. an, als in beiden Texten das Fest bei König Artus, bei H. in Erec's Lande selbst gehalten wird. Aber bei Cr. setzt *l'evesques de Nantes meismes* Erec die Krone auf, in der Saga Artus: *Artús konungr gaf Erex kórónu af gulli gerva í vígslunni, dýrligum gimmsteinum setta, setjandi hana upp á hans höfuð.* Vgl. Cr. v. 6820 ss., H. v. 10063. Der Saga allein gehört folgender Zusatz an: *Hon var eigi minna verði keypt í África en XXX marka gulls.* Ebenso die folgenden genauen Zahlenangaben: *Annan dag jóla var Erex til konungs vígðr af sjó erkibiskupum ok þrettán lýðbiskupum.* Ebenso endlich: *En Evídu gaf hann dýrliga skikkju; þar várú á skrifaðir allar höfuðlistir; hun var öll skínandi ok svá dýr, at einginn kaupmaðr kunni hana at meta. Hun var ofin IIII [rastir] í jörð niðr af fjórum alfkonum í jörðhúsi þar er aldri kom dagsljós.*

Die Beschreibung des Festes selbst stimmt im Allgemeinen mit der Cr.; nur kürzt der nordische Bearbeiter sehr.

Daß der Bekker'sche Text wirklich den Schluß von Crestien's Gedicht enthalte, kann ich ebenso wenig glauben als Bartsch l. c. p. 178. Und nicht viel besser steht es mit ms. 27, Cangé, dessen Schluß Holland, Crestien von Troies. Tübingen 1854, p. 25 anführt. Doch vergleiche man:

Crestien.	Erexsaga.
Mult lor ont donné largement Cevax et armes et argent, draps et pailes de mainte guise.	Síðan váru höfðingjar velleystir með dýrligum gjöfum.

Den Schluß der Saga, als wenigstens scheinbar ganz selbständig, lasse ich hier folgen:

Erex konungr ok Evída dróttning skilja við Artús konung ok hans dróttning með miklum vinskap ok hélzt hann meðan þau lifðu. Síðan riðu þau heim í sitt ríki ok stýrðu því meðr sœmd ok heiðr ok fullum friði. þau gátu II sonu; hét annarr eptir föður Evídæ, an-

*) Man vergleiche folgende Stelle der Parcevals Saga, Riddarasögur p. 14, 29 ss.: Aldri verðr mér hugr fyllandi við öngvan þann er nú er lifandi; skal ek aldri vera flýjandi, meðan ek er upp standandi.

narr eptir föður Erex. Urðu þeir báðir konungar ok áburðamenn, ok líkir föður sínum at hreysti ok riddaraskap ok tóku ríki eptir föður sinn. Lýkr hér þessari sögu af þeim ágæta Erex konungi ok hans frú Evída.

Ziehen wir nun aus dieser längeren Einzelvergleichung das Resultat.

1. Wir sahen, daß im Ganzen unsere Saga sich dem französischen Dichter anschließt, namentlich an vielen Stellen, wo Hartmann's Darstellung ausführlicher und breiter ist, und daß, wo in Einzelnheiten die beiden Gedichte nicht harmonierten, die Saga Crestien folgt, mit dem sie häufig wörtlich übereinstimmt. Wir dürfen daraus gewiß unbedenklich schließen, das dem nordischen Bearbeiter das französische Gedicht vorgelegen hat.

2. Wir mussten aber auch eine Anzahl von Stellen hervorheben, wo die Saga nicht mit Crestien, sondern mit Hartmann stimmte, hie und da ebenfalls fast wörtlich, so daß ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden sich nicht wol wird ableugnen lassen. Da treten nun zwei Möglichkeiten ein. Zunächst liegt die Annahme, daß der Sagaschreiber außer dem französischen Gedicht noch unsern deutschen Êrec vor sich gehabt habe, an den er sich, wenn es ihm convenierte, angeschlossen habe. Indessen haben wir Mehreres geltend zu machen, was dagegen spricht. Allerdings ist der Einfluß deutscher Poesie auf die nordische in der Zeit der Abfassung dieser romantischen Saga's nicht ganz abzuleugnen. Namentlich ist, wie in der neuesten Zeit B. Döring (Zeitschr. für deutsche Philologie II p. 1—79) erwiesen hat, die Thidrekssaga großentheils mit Benützung einer Recension unseres Nibelungenliedes verfasst *). Ebenso gibt der Verfasser des altschwedischen Gedichtes: Hertig Fredrik af Normandie, an, daß dasselbe aus dem Deutschen übersetzt sei; vgl. v. 3201 ss.:

Thenne bok ther ij hær höra,
henne lot kesar otte göra
ok vænda aff valsko ij thyzt maal,
gudh nadhe thæs ædhla första siæl.
nu ær hon annan tiidh giordh til rima
nylika innan stuntan tima
aff thyzko ok ij swænska tungæ.

---

*) Ob nur nach mündlicher Überlieferung oder nach einer schriftlichen Vorlage, wird nach den vielen wörtlichen Übereinstimmungen, die sich finden, doch wol noch zweifelhaft sein. G. Brynjúlfsson übrigens hält es dem ganzen Stil der Saga nach für wahrscheinlicher, daß dem Autor nicht eine deutsche, sondern eine lateinische Quelle desselben Inhaltes wie das Nibelungenlied vorgelegen habe.

Andere Angaben sind freilich sehr apokryphischer Natur, so wenn die Blómstrvallasaga aus dem Deutschen übersetzt sein soll, vgl. die Ausg. von Möbius p. 2[9 ss.]: *En at þessarri veizlu fyrir borði heyrði herra Bjarni lesit í þýzku máli þetta æfintýri ok færði síðan konungi í Noregi.* Oder wenn es zu Anfang der Sigurðar Saga fótar ok Ásmundar Húnakonungs (Cod. Holm. perg 7 fol.) heißt: *Þat er upphaf einnar lítillar sögu, þeirrar er skrífuð fannst á einum steinvegg í Cólni, at Knútr* etc.

Aber wenn wir bedenken, daß die dem Erec verwandten Saga's, die Parcevalssaga, die Iventssaga, die Tristramssaga, die Möttulssaga (vgl. für die Quelle dieser beiden Saga's die jetzt erscheinende Ausgabe von G. Brynjúlfsson) sämmtlich n u r nach den entsprechenden französischen Gedichten verfasst sind, so wird es schon von selbst wahrscheinlich, daß es mit dieser Saga ebenso steht. Und es steht uns auch noch ein anderer Ausweg offen; nämlich dasselbe Resultat, zu dem Bartsch bei seiner Vergleichung von Hartmann's Erec mit Crestien's Gedicht gelangte: daß dem Verfasser das französische Gedicht als Quelle gedient hat, aber freilich in einer Handschrift aus einer anderen Gruppe als die, der der Bekker'sche Text angehört, und zwar in einer Überlieferung, die der nicht fern stand, welche Hartmann benützte. So würden die allerdings unabweisbaren Übereinstimmungen zwischen Hartmann und der Saga sich durch Annahme einer gemeinsamen Quelle sehr einfach erklären. Zugleich wird dies eine Bestätigung liefern für Bartsch's Behauptung, indem eine ganze Reihe von Abweichungen des deutschen Textes vom französischen nicht mehr als gegen Bartsch sprechend angeführt werden dürfen.

3. Allerdings muß aber hier noch ein Drittes in's Auge gefasst werden. Wir hatten nämlich in der Saga nicht nur solche Abweichungen von Cr. Gedicht zu verzeichnen, wo jene zu H. stimmte, sondern auch eine ganze Anzahl anderer, theils Weglassungen, theils Zusätze, sei es ganzer Abenteuer oder nur einzelner Momente. Was die Weglassungen einzelner Gespräche und einiger unwichtigen Ereignisse angeht, so werden uns diese keine große Schwierigkeit bereiten. Wer diese Saga's in ihrem Verhältniss zu den Quellen nur etwas näher in's Auge gefasst hat, weiß, daß es dem Sagaschreiber häufig wünschenswerth gewesen ist, die Erzählung abzukürzen, weshalb er namentlich in Schilderungen sich meist auf das Nothwendigste beschränkt. — Die mehrfach zu beobachtenden Zusätze dagegen, ebenso wie einzelne Veränderungen dürfen wir vielleicht zum Theil der Überlieferung der Saga zuschieben, denn es ist bekannt genug, daß die Abschreiber der Handschriften häufig ebenso sehr Producenten wie Reproducenten waren (vgl. Möbius,

Blómstrvallasaga p. XXII). Doch kommt dies für unsern Fall darum weniger in Betracht, weil wir zwei Handschriften haben ohne verhältnissmäßig sehr bedeutende Abweichungen. Zudem steht die Kopenhagener Abschrift in einer Handschrift, deren Schreiber sich stets auffallend genau an seine Vorlage gehalten hat, wie sich aus anderen Saga's, wo die Vorlagen noch erhalten sind, nachweisen läßt. — Nun ist es aber, schon aus dem oben angedeuteten Streben nach Kürze nicht gerade wahrscheinlich, daß der Verfasser der Saga viel willkürlich hinzugesetzt haben wird. Die meisten der Änderungen, die häufig ganz verständig angebracht sind, werden daher wol im Texte des Originals ihren Grund haben. Schwieriger ist es, über die beiden eingeschobenen Abenteuer ein Urtheil zu gewinnen. Möglich, daß die Vorlage sie ebenfalls enthalten, möglich aber auch, daß unser Sagaschreiber sie erfunden hat. Was diese letztere Möglichkeit betrifft, so will ich nur bemerken, daß Menschen raubende Drachen in den romantischen Saga's öfters vorkommen; man vergl. z. B. Blómstrvallasaga Cap. XXIV, wo auch ein *dreki fljúgandi* einen Menschen raubt, ferner in der Saga af Flóres ok sonum hans, die nach dieser Richtung hin mit der eben erwähnten manche Ähnlichkeit hat. Auch der Name *Plátó* ist andern ähnlichen Saga's nicht fremd; ich erinnere nur an die Fertrams Saga ok Platos, wo dieser letztere ein Sohn des Königs Artús von Frakkland ist: das zweite der beiden hier zu besprechenden Abenteuer ist noch weniger charakteristisch, und kann sehr leicht aus der Feder eines Abschreibers geflossen sein. Daß besiegte Ritter oder Männer, die Artusrittern Dank schulden, zu Artus geschickt werden, konnte er aus dieser Saga selbst, ebenso aus der Parcevalssaga wissen. (Vgl. auch hierüber Holland: Li romans dou chevalier au lyon. Hannover 1862 p. 164 s. Anmerkung.) Sonstige Beispiele für von einem Abschreiber eingeschmuggelte Abenteuer vermag ich allerdings nicht aufzuweisen, auch ist dies sehr schwierig, da wir bei zu wenigen die Quellen kennen. — Den Schluß der Saga angehend, so läßt sich in Folge des oben erörterten Zustandes der französischen Handschriften, über die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit derselben ein abschließendes Urtheil nicht fällen. Bemerken will ich nur, daß der Schluß der Anlage nach mit denen fast sämmtlicher romantischen Saga's identisch ist, indem es in diesen üblich ist, die Söhne nach den Großvätern zu nennen. So wird in der Elissaga (Cod. Holm. 6, 4°) der Sohn des Elis und der Rosamunda nach Elis Vater Júlien genannt, in der Rémundarsaga keisarasonar (Cod. Holm. chart. 47 fol.) der eine Sohn des Rémundr und der Elena Ríkarðr genannt nach Rémunds Vater, der andere Jón nach

Elenas Vater, in der Saga af Nítida frægu (Cod. A. M. perg. 529. 4⁰) der Sohn des Livoríus und der Nítida Ríkarđr nach Nítiđa's Vater, in der Sigurđarsaga ins þögla (Cod. A. M. perg. 152 fol.) der Sohn des Sigurđr und der Seditiána Flóres nach Seditiána's Vater, in der Alaflekssaga (Cod. Holm. chart. 47) der Sohn des Alaflek und der þórbjörg Ríkarđr nach Alafleks Vater, in der Jarlmannssaga ok Hermans (A. M. perg. 529, 4⁰) Hermann's Sohn Ríkarđr nach Hermann's Vater u. s. w.

Wenn wir eine kritische Ausgabe von Crestien's Erec mit Verzeichnung sämmtlicher Varianten besäßen, so würde sich höchst wahrscheinlich ermitteln lassen, welche Handschrift es war oder wenigstens zu welcher Gruppe die Handschrift gehört hat, die dem nordischen Bearbeiter vorlag. — Ebenso wird aber auch diese Erörterung über die Saga berücksichtigt werden müssen, wenn es sich um eine neue Ausgabe von Crestiens Gedicht handelt. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist doch die Handschrift unter die besten zu rechnen, von der schon im 13. Jahrhundert Abschriften zu fremden Bearbeitungen benutzt worden sind. — So gewinnen die bis jetzt ganz unbeachtet gebliebenen nordischen Sagen, welche Stoffe aus dem Artussagenkreise behandeln, gerade für uns í Suđrlöndum eine Wichtigkeit, die bisher allerdings erwähnt (Strengleikar eđa ljóđabók. Udgivet af R. Keyser og C. R. Unger. Christiania 1850, p. IV s.), aber nicht im Geringsten ausgebeutet worden ist.

CHEMNITZ im Juni 1871. EUGEN KÖLBING.

DER URDEUTSCHE SPRACHSCHATZ

VON

E. FÖRSTEMANN.

(Vgl. Germania XIV, 337–372; XV, 385–410.)

DRITTER ARTIKEL.

Wir haben in zwei früheren Abhandlungen zuerst dasjenige deutsche Spracheigenthum betrachtet, welches wir mit den Lituslaven und andern verwandten Völkern theilen, dann dasjenige, welches uns bloß mit den Lituslaven gemeinsam ist; in diesem dritten Abschnitte haben wir es

mit unserm, so weit wir bis jetzt sehen, eigensten und ausschließlichen Besitze zu thun.

III. Die germanische Schicht.

Bei dieser dritten Schicht des urdeutschen Sprachschatzes erwächst eine Schwierigkeit, die bei Darlegung der beiden andern Schichten nicht vorhanden war. Dort nämlich brauchte man einen (nicht entlehnten) Ausdruck nur in einer einzigen germanischen und in einer einzigen ungermanischen Sprache nachzuweisen, und hatte damit gleich seine Existenz für das Urdeutsche geradezu bewiesen; hier dagegen, wo uns exoterische Verwandte der germanischen Wörter für jetzt noch fehlen, entsteht die Frage: welchem der vier germanischen Sprachzweige muß ein Wort gemeinsam angehören, um daraus den Schluß ziehen zu können, daß es auch schon urdeutsch gewesen sei? Genau genommen sind wir zu diesem Schlusse nur dann berechtigt, wenn wir das Wort in allen vier Sprachzweigen nachweisen können. Diese Forderung aber müssen wir als viel zu streng abweisen, denn dann müssten von diesem Verzeichnisse alle die Wörter ausgeschlossen werden, die gewiß im Gothischen vorhanden waren, uns aber in dem Fragmente des gothischen Sprachschatzes, welches wir kennen, nur zufällig nicht überliefert sind. Und selbst wenn ein Wort, das wir im Nordischen, Hochdeutschen und Sächsischen finden, wirklich dem Gothischen gefehlt hat, ist es fast wahrscheinlicher anzunehmen, daß es urdeutsch vorhanden gewesen, im Gothischen aber verloren sei, als daß es urdeutsch noch gefehlt und sich erst nach der Absonderung des Gothischen gebildet habe. Genug, wir haben eine gewisse Berechtigung auch solche Wörter dem Urdeutschen zuzuschreiben, die wir im Gothischen nicht kennen.

Wie aber, wenn wir ein Wort weder im Gothischen noch im nordischen Zweige, sondern nur im Hochdeutschen und Sächsischen nachweisen können? dürfen wir es auch da dem urdeutschen Sprachschatze zuschreiben? im Ganzen gewiß nicht. Es mag ja zufällig einer oder der andere Ausdruck in dem einen wie in dem andern Sprachzweige verloren gegangen sein, im Ganzen aber tritt hier eine viel größere Wahrscheinlichkeit ein, daß dieser Ausdruck sich erst nach der Sonderung des Gothischen und Nordischen gebildet habe, als das Hochdeutsche und Sächsische noch eine Einheit ausmachten, also in derjenigen Zeit, die ich (vgl. Kuhns Ztschr. XVIII, 161) die neuurdeutsche zu nennen gewagt habe.

Aus diesen Erwägungen erwächst von selbst die Regel, nach welcher wir das folgende Verzeichniss zusammengestellt haben. Wir schreiben einen bis jetzt nur im Germanischen nachgewiesenen Ausdruck dann schon dem Urdeutschen zu, wenn er sich mindestens in zweien der vier germanischen Sprachzweige vorfindet, unter welchen zweien aber entweder der Gothische oder der Nordische nicht fehlen darf; blos hochdeutsch-sächsische Wörter werden im Allgemeinen ausgeschlossen und nur dann dem Urdeutschen zugeschrieben, wenn wir zwar nicht sie selbst, wol aber eine Ableitung von ihnen im Gothischen oder Nordischen nachweisen können

Diese Regel ist natürlich nur ein Versuch, sich der Wahrheit zu nähern; nicht im Mindesten darf man daran denken, damit die Wahrheit zu erreichen.

Näher betrachtet zerfällt aber die nach dieser Regel zusammengestellte dritte Schicht unseres urdeutschen Sprachschatzes wieder in zwei verschiedene Lagen, die wir versuchen müssen von einander zu trennen. Der eine Theil nämlich besteht aus solchen Wörtern, für welche wir weder in der indogermanischen noch in der slavogermanischen, noch in dieser dritten Schicht des Deutschen selbst Primitive finden; sie kommen in unser Deutsches auf räthselhafte Weise hineingeschneit, und wir müssen ernstlich darauf denken, sie künftig einmal entweder der indogermanischen oder der slavogermanischen Schicht zuzuweisen, oder sie endlich als unarische Fremdwörter (z. B. finnische) zu erkennen. Der zweite Theil dagegen macht uns weniger Sorge; er besteht aus deutlichen Ableitungen oder Zusammensetzungen solcher Wörter, die wir in den beiden älteren Schichten unseres Sprachschatzes oder in dieser dritten Schicht selbst finden.

Was ich im Folgenden biete, bezieht sich zunächst nur auf den eben erwähnten ersten Theil dieser dritten Schicht, also auf die tiefere Lage dieser tertiären Bildungen unserer Sprache. Das Verzeichniss ist ganz so geordnet wie die beiden früheren, und eingerichtet neben ihnen aufgeschlagen zu werden. Auf Vollständigkeit macht es natürlich keinen Anspruch. Auch wird bei jedem Worte nur beabsichtigt nachzuweisen, in welchem der vier deutschen Sprachzweige es bisher belegt ist; alles weitere Verfolgen durch die Mundarten ist unnütz; höchstens in einzelnen Fällen führe ich zwei Sprachen desselben Sprachzweiges an.

SUBSTANTIVA. Säugethiere.

Altn. bokkr (aries), ahd. boch, ags. bucca.

Goth. lamb (agnus), altn. ahd. ags. lamb.

Altn. börgr (verris), ahd. barc, paruc u. s. w., ags. bearh.

Vgl. farah in der ersten Abhandlung. Der Anknüpfung an skr. varâha, lat. verres, gr. ἔῤῥαος, ἔῤῥωος ist wohl nicht beizustimmen.

Altn. berr (verres), ahd. pêr, ags. bâr (engl. boar).

Altn. göltr (verres) und gilta (sucula), ahd. galza (sucula).

Altn. hros, hors, ahd. hros, ags. hors.

Altn vigg (equus), ags. vicg, alts. wigg.

Altn. hvelpr (m., catulus), ahd. hualf (n.), ags. hvelp (m.)

Die Verbindung mit altir. cuilenn (catulus) bleibt unsicher und ist jedenfalls nicht eine enge.

Unter den wilden Säugethieren zeigen sich hier:

Altn. björn, ahd. bero, ags. bera.

Unsicher ist wohl die Anknüpfung an lat. fera.

Goth. fauhô, altn. foa, ahd. foha.

Das Wort macht den Eindruck, als sei es auf sonst ungewöhnlichem Wege aus dem Verbum fahan capere entsprungen.

Altn. îkorni, ahd. eichorn, ags. âcwern.

Hier muß ich mich aller Erörterungen über das viel besprochene räthselhafte Wort enthalten; mit Grimm Wbch. Entstellung aus σκίουρος anzunehmen vermag ich nicht; lehrreich ist, was Pictet in Kuhns Ztschr. VI, 188 f., anknüpfend an eine frühere Deutung von mir, erörtert.

Altn. hind (cerva), ahd. hinta, ags. hind.

Altn. hreinn (cervus tarandus), ags. hrân.

Altn. hvalr, ahd. wal, ags. hväl.

Ob wirklich mit φάλαινα balaena zu verbinden?

Altn. selr (phoca), ahd. selah, ags. seolh.

Nun zu den Vögeln:

Goth. fugls, altn. fugl, ahd. fogal, ags. fugol.

Die Anknüpfung an lat. pullus ist wohl abzulehnen, die Verwandtschaft mit fliegen höchst dunkel und anziehend.

Goth. hanin (Nom. hana), altn. hani, ahd. hano, ags. hana.

Altn. svala, ahd. swalawa, ags. svaleve.

Altn. levirki, ahd. leraha, ags. laverc.

Ganz ähnliche linguistische Fragen wie Eichhorn unter den Säugethieren erregt Lerche unter den Vögeln; vgl. auch hier Pictet in Kuhns Ztschr. VI, 192.

Altn. haukr, ahd. habuh, ags. hafoc.

Vgl. ir. seabhac, welsch hebog; vielleicht ist das deutsche Wort als keltisches Fremdwort anzusehen.

Altn. dûfa, ahd. tûba, ags. dûva (alts. dûfa).

Unter den bisher versuchten exoterischen Vergleichungen habe ich keine gefunden, die mir glaubwürdig wäre.

Altn. heigri (ardea), ahd. heigir (ardea), ags. higre (picus).

Altn. svanr, ahd. swan, ags. svan.

Niedere Thiere:

Altn. linni und linnr (serpens), ahd. lint.

Altn. nađr (m.) und nađra (f.), ahd. natra (f.), ags. nädre (f.).

Lat. natrix ist eine vollständige italische Bildung.

Altn. ahd. ags. lûs.

Der Mensch:

Altn. halr (vir), ags. häle.

Altn. karl (mas), ahd. charal, ags. ceorl.

Altn. vîf, ahd. wîb, ags. vîf.

Altn. dîs (femina), ahd. itis (selten), ags. ides (alts. idis).

Altn. dvergr, ahd. twerc, ags. dveorg.

Goth. bruths, altn. brûđr, ahd. brût, ags. brîd, bryd.

Goth. frauja (dominus), altn. Freyr, ahd. frô, ags. freá.

Altn. vinr (amicus), ahd. wini, ags. vine.

Altn. gîsl (obses), ahd. gîsal, ags. gîsel.

Altn. sveinn (servus, ursprünglich wohl puer), ahd. swein, ags. svân.

Altn. thraell (servus), ahd. drigil (zu schließen aus Wolfdrigil).

Goth. sibja (consanguinitas), altn. sif, ahd. sibbja, sibba, ags. sibb.

Goth. hansa (cohors), ahd. hansa, ags. hôsu.

Ob altpreuss. amsis (populus) damit zu vergleichen?

Unter den Völkernamen scheint den deutschen Stämmen der der Gothen (urdeutsch Gutanas) gemeinsam gewesen zu sein und ursprünglich wohl das ganze ungetheilte Volk bezeichnet zu haben; so erklärt es sich, daß er sowol im Süden als an der Weichsel als in Skandinavien bei einzelnen Stämmen bestehen blieb.

Es folgt nun der thierische Körper; wegen der Anordnung vergleiche man hier wie überall stets die erste Abhandlung:

Altn. lîf (vita), ahd. lîb, ags. lîf.

Altn. fior (vita), ahd. ferah, ags. feorh.

Altn. vangi (m.), ahd. wanga (n.), ags. vange (n.).

Altn. gômr, ahd. goumo, ags. gôma.

Altn. mûli, mhd. mûl, mûle.

Altn. nef (rostrum, nasus), ags. neb.

Goth. vairilô (labium), altn. vör, ags. veler (altfries. were).

Altn. hlŷr (gena), alts. hlear.

Ahd. dûmo (pollex), ags. thûma; altn. thumall, thumalfingr.

Altn. klô, ahd. klawa, ags. clavu.

Altn. thio (femur), ahd. dioh, ags. theoh, theo.

Altn. ökull, ökli (talus), ahd. anchal, ags. ancleov.

Goth. laists (vestigium, solea, vgl. ahd. leisa), altn. leistr, ahd. laist, ags. laeste, lâst.

Altn. ahd. ags. spor (vestigium).

Altn. hold (cadaver, caro, cutis), ags. hold.

Altn. dûnn (msc., nhd. daune), ahd. colnduni.

Altn. mön (juba), ahd. mana.

Altn. toppr, mhd. zopf, altfries. top.

Altn. bûkr (corpus), ahd. bûh (venter), ags. bûc.

Goth. brusts, altn. briost, ahd. brust, ags. breost.

Das altsl. prusi ist vielleicht zu vergleichen.

Altn. bak (tergum), ags. bäc. Das ahd. bacho (gena) könnte trotz der veränderten Bedeutung dazu gehören.

Altn. limr (artus), ags. lim, leom.

Goth. lithus (artus), altn. liđr, ahd. lid, ags. liđu.

Der Vergleichung des Wortes mit dem lat. artus, die man versucht hat, wage ich nicht beizustimmen.

Goth. tagl (crinis), altn. tagl, ahd. zagal, ags. tägel.

Altn. barmr (gremium), ahd. baram, ags. bearm.

Altn. tharmr, ahd. daram, ags. thearm.

Altn. bein, ahd. bein, ags. bân (alts. bên).

Altn. aeđr, ahd. âdara, ags. aedra.

Die bisher aufgestellten exoterischen Vergleichungen wollen mir noch nicht einleuchten.

Altn. milti, ahd. milzi, ags. milte.

Altn. magi, ahd. mago, ags. maga.

Altn. lûnga, ahd. lunga, ags. plur. tant. lungen.

Goth. huhrus (m.), altn. hûngr (n.), ahd. hungar (m.), ags. hungur (m.).

Altn. kvöl, ahd. quala, ags. cvalu.

Altn. sar (dolor, vulnus), ahd. sêr, ags. sâr.

Altn. und, ahd. wunta, ags. vund.

Altn. ben (vulnus), ags. benn.

Pflanzen; zuerst Allgemeines:

Goth. fraiv (semen), altn. friof, frio.

Altn. blad, ahd. blat, ags. bläd.

Goth. ahs, altn. ax, ahd. ahir, ags. ear (Ähre).

Altn., ahd., ags. hrîs.

Goth. tains (ramus), altn. teinn, ahd. zein, ags. tân.
Altn. stofn, ahd. stam, ags. stemm.
Vgl. altsl. stĭblo (Stengel, Stamm), Miklosich.
Altn. viđr (arbor, lignum), ahd. witu, ags. vudu.
Goth. basi, altn. ber, ahd. beri, ags. beric.
Bopp Gramm. III, 343 möchte das Wort zu skr. bhakšjan Speise (zu essendes) setzen.

Einzelne Pflanzen:

Altn. hafri, ahd. habaro, alts. havoro.
Goth., altn., ahd. gras, ags. gräs, gärs.
Goth, raus, altn. reyr, reyrr, hraer, ahd. rôr.
Isländ. thistill, ahd. distil, ags. thistel.

Minerale.

Goth. hallus (lapis), altn. hallr.
Das fem. halla ist nur verwandt, nicht dasselbe Wort; Miklosich vergleicht altsl. skala lapis.
Schwed. kisel, ahd. chisil, ags. ceosel.
Altn. klif und kleif (rupes, clivus), ahd. clep, ags. clif, cliof.
Altn. glêr (vitrum), ahd. glas, ags. glaes (urdeutsch glesum).
Altn. stâl, ahd. stahal, ags. stêl.

Nahrung.

Goth. mats (cibus), altn. matr, ahd. maz, ags. mete.
Altn. fôđr, ahd. fôtar, ags. fôđur.
Goth. smairthr (πιότης), altn. smiör, ahd. smero, ags. smeru.
Altn. spik, ahd. spec, ags. spic.
Altn. hunang, ahd. honang, ags. hunig.
Goth. leithus (Obstwein), altn. lîd, ahd. lîdu, ags. lîđ.
Lit. lytus Regen und zend. raêtu Flüssigkeit liegen begrifflich doch zu fern.
Altn. sumbl (convivium), alts. sumbl, ags. symbel.

Kleidung.

Altn. smokkr (vestis pectoralis, indusium etc.), ahd. smoccho, ags. smoc.
Altn. vâd, vod, ahd. wât, ags. vaed.
Altn. klaeđi, mhd. kleit, ags. clâđ, fries. klâth (noch nicht nachgewiesen im Goth., Ahd., Alts.).
Lit. kleida, lett. kleite nach Grimm Wbch. entlehnt.
Altn. hosa, ahd. hosa, ags. hosa.
Möglicherweise = lat. casa; s. Germania IV, 168.
Altn. hûfa, ahd. hûba, ags. hûfe.

Die Vergleichung mit skr. kakubha, gr. κυφή u. s. w. ist mir noch nicht sicher genug.

Goth. skôhs, altn. skôr, ahd. scuoh, ags. scô.

Altn. dûkr, ahd. tuoh, alts. dôk.

Zu skr. dhvaǵa Fahne? Fick.

Altn. möttull, ahd. mantal.

Aus lat. mantele, mantelum? vgl. Germania IV, 164.

Altn. lindi (m., balteus, zona), ags. linde (n.?), nhd. Dial. lint (f.).

Altn. vöttr (Handschuh), ahd. want (franz. gant).

Altn. posi, ahd. phoso, ags. posa Beutel.

Wohnung.

Goth. razn (domus), altn. rann (domus), ags. räsn (asser, laquear).

Altn. inni, ags. inne domus.

Altn. hörgar (arae), ahd. haruc, ags. hearg.

Altn. höll (domus), ahd. halla, ags. heal.

Ist skr. çâlâ (Haus, Halle) zu vergleichen?

Altn. salr, ahd. sal, ags. sal.

Goth. ubizva (Halle) altn. ups, uss, ahd. obisa, opasa, ags. efese.

Altn. tjald, ahd. zelt, ags. teld.

Altn. hlid (ostium, operculum), ahd. hlit, lit, ags. hlid.

Goth. haurds (fores), altn. hurd, ahd. hurt.

Altn. balkr, ahd. balcho, alts. balco.

Altn. svalir (plur., Gebälk), ahd. swelli Schwelle.

Vielleicht = lat. solum; s. Kuhns Ztschr. XVIII, 262.

Altn. sûla, ahd. sûli, ags. sŷl.

Altn. flet (cubile, area, casa), ahd. flezzi, ags. flett.

Feuer, Licht, Wärme.

Altn. eldr (ignis) oder ildi, ags. aeled.

Altn. kol (n.), ahd. kol, kolo (m., und n.?), ags. col.

Wegen des skr. ǵvara (Gluth) und des griech. γρυνός (Brand) das Wort in die erste Schicht zu versetzen wage ich noch nicht.

Altn. einmyrja (cinis, ignis), ahd. eimurra, ags. âmyrie.

Luft.

Goth. luftus (m.), altn. lopt (n.), ahd. luft (f. und n.), ags. lyft (f.).

Wasser.

Altn. haf, mhd. hap, habe, ags. heaf aequor.

Goth. skûra (imber), altn. skûr, nhd. schauer, ags. scûr.

Altn. hagl (n.), ahd. hagal, ags. hagal.

Altn. îss (m.), ahd. îs (n.); ags. îs (n.).

Es mag mit Fick an das zend. îçi, huzvar. jah erinnert werden.

Altn. bekkr, ahd. bach, ags. becc.

Mit Grimms Wbch. an griech. πήγη zu denken ist höchst gewagt.

Goth. brunnan, altn. brunnr, ahd. brunno, ags. burna.

Griech. φρέαρ und lat. fons herbeizuziehen (Kuhn Ztsch. XII, 417) ist bedenklich.

Altn. sik, ahd. gisik, ags. sic palus fossa.

Goth. fani, altn. fen, ahd. fenna, ags. faenn palus, mare.

Altn. elfr, urdeutsch Albis, ags. elf.

Goth. saivs, altn. saer, sjôr, ahd. seo, ags. sae.

Altn. laug, ahd. lauga.

Ist eine Ableitung von dem altn. Verbum lôa (s. erste Abhandlung) zu denken?

Land.

Altn. veiđi, ahd. weida, ags. vâđe.

Goth. haithi, altn heiđi, ahd. heidi, ags. haeđ.

Goth. vinja (Weide), ahd. winni.

Goth. vaggs (campus), altn. vângr, vengi, ahd. wanc, ags. vong.

Goth. stubjus (pulvis), ahd. stubbi, stuppi.

Altn. strönd, mhd. strant, ags. strand.

Goth. mathl (Versammlungsort, Markt), ahd. Madal- in Personennamen, ags. mäđel sermo.

Altn. skogr, ahd. scah (silva).

Isl. dammr, mhd. tam, engl. dam agger.

Himmel und Zeit.

Goth. himins, altn. himinn, ahd. himil, alts. himil.

Altn. hifinn, ags. heofun, heofon, hiofon, alts. heƀan, heban, hevan.

Altn. tûngl, ahd. zungal, alts. tungal sidus.

Goth. guth, altn. guđ, gođ, ahd. got, ags. god.

Eine Etymologie des schwierigen Wortes wird versucht in Kuhns Ztschr. VII, 16.

Anses bei Jorn., altn. Aesir (Sing. Âss).

Goth. *airman (Airmanareiks u. s. w.), altn. iörmun, ahd. irmin ags. eormen.

Eine Anknüpfung an skr. arjaman u. s. w. (eigentlich Genossenschaft) wird versucht in der Kieler Monatsschrift 1854, S. 788 ff., während Fick das Wort mit lat. armentum, altn. jormuni (Pferd, Rind) in Verbindung bringt.

Altn. tîmi (tempus), ags. tîma.

Altn. tîđ, ahd. zît, ags. tîd.

Altn. frest, ahd. frist, ags. first (tempus, mora).

Vgl. das altsl. prěstati (Präs. prěstanu) aufhören.

Goth. mêl (tempus), altn. mâl, ahd. mâl, ags. mael.

Goth. hveila (altn. hvîla lectus), ahd. hwîla, ags. hvîl.

Wohl weiß ich von den Versuchen exoterischer Vergleichungen, doch bewegt mich keine das Wort schon in eine ältere Gruppe zu bringen.

Goth. dags, altn. dagr, ahd. tac, ags. däg.

Goth. maurgins, altn. morgin, ahd. morgan, ags. morgen.

Goth. uhtvô (diluculum), altn. ôtta, ahd. uohta, ags. uhte.

Goth. dulths (Fest), ahd. dult.

Ahd. herbist, ags. hearfest; Grimm Gramm. II, 368 will damit auch das altn. haust (n.) vereinen.

Mit griech. καρπὸς und skr. W. srap wird das Wort zusammengestellt in Kuhns Ztschr. XVIII, 211.

Altn. muspell, ahd. muspilli, alts. mudspelli, mutspelli.

Waffen.

Goth. vêpn, altn. vâpn, ahd. wâfan, ags. vaepen.

Goth. skildus, altn. skialdr, skiöldr, ahd. scilt, ags. scild.

Vgl. lit. skyda (scutum).

Altn. fleinn (telum, sagitta), ags. flân.

Altn. sverđ, ahd. swert, ags. sveord.

Altn. spiot, ahd. spioz, ags spitu.

Altn. hialt (n.), ahd. helza (f.), ags. hilt (m.) capulus gladii.

Werkzeuge.

Altn. fiöturr (vinculum), ahd. fezzara, ags. fetor.

Vgl. fezzil in der ersten Abhandlung.

Altn. aungull (hamus), ahd. angul, ags. angel.

Altn. toung, töng, ahd. zanga, ags. tange.

Altn. knîfr (culter), ags. cnîf.

Altn. sleif (cochlear), dän. slev, plattd. slêf.

Altn. fat, ahd. vaz, ags. fät.

Altn. hverr (Kessel), ahd. huer, ags. hver.

Altn. möskvi (Masche, Netz), ahd. masca.

Goth. nati, altn. net, ahd. nezi, ags. nete.

Altn. kjölr (Kiel), ahd. kiol, ags. ceol.

Altn. kuggi (navis), ahd. kocho.

Altn. knörr (navis), ahd. chnar, ags. cnear.

Altn. mastr, ahd. mast, ags. mäst.

Altn. thôfta (transtrum, Ruderbank), ahd. dofta, ags. thofte.

Goth. biuds (mensa), altn. bjôđ, ahd. biut, ags. beod.

Goth. badi (lectus), altn. beđr, ahd. betti, ags. bed.
Altn. bekkr, ahd. banch, ags. benc.
Altn. kumbl (signum militare), ahd. kumpal, ags. cumbol.
Altn. kerti (n.), ahd. karza, kerze (f.), nhd. Kerze.
Altn. klukka (campana), ahd. glokka, ags. clucge.
Altn. harpa, ahd. harfa, ags. hearpe.
Goth. galga (patibulum), altn. galgi, ahd. galgo, ags. galga.
Altn. spori, ahd. sporo, ags. spura, spora.
Altn. kambr, ahd. champ, ags. camb.

Besitz, Gewinn, Verlust.

Altn. ađal (nobilitas), ahd. adal, ags. äđelu.
Goth. *aud (opes, facultas), altn. auđr, ahd. ôt, ags. eád.
Goth. huzd (n.), altn. hodd (f., aurum), ahd. hort (n.), ags. hord (m.)
Goth. vadi (Wette), altn. veđ, ahd. wetti, ags. vedd.
Goth. laun, altn. laun, ahd. lôn, ags. leán.
Goth. maithms (donum), altn. meiđm, (mhd. meidem equus), ags. mâđm.

Vgl. über das Wort besonders Müller-Zarncke Wörterbuch.
Goth. skathis (n.), altn. skađi, ahd. scado, ags. scađi.

Auf die Untersuchung, ob das Wort nicht zunächst eine persönliche Bedeutung gehabt habe, sowie auf die in diesem Falle sich darbietende Verwandtschaft gehe ich hier nicht ein.

Form, Ort.

Altn. rönd (f.), ahd. rant (m.), ags. rand, rond (m.).
Altn. sîđa (latus), ahd. sîta, ags. sîde.
Altn. spor (n., Spur), ahd. spor (n.), ags. spor (n.).

Goth. haidus (m., τρόπος), altn. heiđr (m., honor), ahd. heit (m. u. f., sexus, ordo, persona), ags. hâd (m., persona, sexus). Wenn wir die älteste Bedeutung des Ausdrucks sicher kännten, so wäre er vielleicht an einer andern Stelle einzuordnen.

Altn. oddr (locus, acumen), ahd. ort, ags. ord.
Goth. rums (m.), altn. rûm (n.), ahd. rûm, rûmi (m. u. f.), ags rûm.
Lit. ruimas u. s. w. wol entlehnt.

Ruhe, Bewegung.

Altn. rô, ahd. ruowa (ags. nur das Adj. rôv suavis, liberalis).
Goth. sinth (iter), altn. sinn und sinni, ahd. sind, ags. sîđ.

Vermischte Gegenstände.

Altn. bryggja, ahd. brucca, ags. bricg, brigge.
Altn. flekkr (macula), ahd. fleccho.
Altn., ahd., ags. lîm gluten.

That und Kraft.

Goth. aljan (robus), altn. eljan, ahd. ellan, ags. ellan.

Altn. threkr (robur), ags. thräc (alts. thrak, threki).

Altn. magn, megin, ahd. magan, ags. mägen.

Altn. gunnr und gudr (bellum), ahd. gunt, ags. gud.

Die Gleichstellung mit skr. hatja oder mit lit. ginczas möchte ich noch als unsicher bezeichnen.

Altn. böd (pugna), ahd. *badu, ags. beado.

Altn. vîg, vîgi (pugna), ahd. wîg, ags. vîh, vîg (goth. vaihjô, vigans).

Goth. sigis (n.), altn. sigr (m.), ahd. sigu (m.), ags. sige (m.).

Ob zu skr. sahas Gewalt? oder zu ahd. sîgu sinke?

Sprache.

Altn. tal (n.) und tala (f. sermo, numerus), ahd. zala, ags. talu (f.).

Goth. razda (sermo), altn. rödd, ahd. rarta, ags. reort.

Goth. spill (verbum, narratio), altn. spiall, ahd. spel, ags. spell.

Goth. aiths, altn. eidr, ahd. eit, ags. âd.

Altn. liôd, ahd. liod, ags. liod.

Altn. galdr (m., cantus), ags. galdor (n., sonitus), ahd. nicht ganz identisch galstar (n., incantatio).

Goth. hliuth (silentium), altn. hliôd.

Geist.

Goth. hugs (animus), altn. hugr, ahd. hugu, hugi, ahd. hyge.

Da hievon erst das Verbum hugja gebildet ist, so mag die Übereinstimmung mit lat. cogito (s. erste Abhandlung) doch vielleicht nur eine zufällige sein.

Goth. lustus (cupiditas), altn. lyst, ahd. lust, ags. lust, lyst.

Altn. önd (f., spiritus, animus, zelus), ahd. anado (m.), ags. anda, onda (m.).

Goth. ragin (consilium), altn. regin (N. Pl., numina), ahd. Regin-, alts. regin-.

Altn. koss (osculum), ahd. kus, ags. coss.

Altn. gaman (jocus), ahd. gaman, ags. gamen.

Altn. spil (ludus), ahd. spil.

Altn. rôm (gloria), ahd. hrôm, ags. hreám (alts. hrôm) von der skr. Wurzel çru.

Altn. aera (honor), ahd. êra, ags. ar, are.

Nicht ganz sicher wird das Wort mit skr. êšâ Wunsch und griech. *αἶσα* verbunden.

Goth. *hroths (laus, gloria, Adj. hrôtheigs), altn. hrôđr, ahd. Hrot-, ags. hrôđ. Zur Wurzel çru.

Goth. vêns (Wahn), altn. vân, ahd. wân, ags. vên.

Vgl. lat. Venus Kuhns Ztschr. XVIII, 307.

Altn. undr (miraculum), ahd. wuntar, ags. vundor.

Goth. runa (mysterium, litera), altn. rûn, ahd. rûna, ags. rûn.

Goth. *balv (malum), altn. böl, ahd. balw (Nom. balo), ags. bealeve.

Altn. mein (noxa, pernicies), ahd. mein, ags. mân.

Goth. saurga (cura), altn. sorg, ahd. sorga, ags. sorg.

Vgl. altsl. strĕga (observare etc.); s. Miklosich.

Goth. kara (cura), ahd. chara, ags. cearu.

Altn. spott (ludibrium), ahd. spot.

Ahd. scama (pudor), ags. scamu (goth. Verbum scaman, altn. skammaz); vgl. auch das Adj. scam parvus.

Goth. neith (invidia), ahd. nîd, ags. nîđ.

Goth. fairina (crimen), altn. firin(-verk), ahd. firina, ags. firen.

ADJECTIVA. Raum und Menge.

Altn. klên (tener, gracilis), ahd. kleini (gracilis), ags. claene (mundus, castus).

Goth. braids, altn. breiđr, ahd. breit, ags. brâd.

Altn. smâr, ahd. smâh parvus.

Die Gleichheit mit griech. σμικρὸς ist mir zweifelhaft.

Goth. hauhs, altn. hârr, ahd. hôh, ags. heáh.

Ahd. hêr (altus, excelsus); das Vorhandensein im Goth. und Ags. wird durch die Verba hazjan und herjan bewiesen.

Goth. leitils (parvus), altn. lîtill, ahd. luzil, ags. lytel, litel.

Goth. nêhv (Adv.), altn. nâinn (Adj.), ahd. nah, ags. neah.

Altn. vîđr (amplus), ahd. wît, ags. vîd.

Goth. thvairhs, ahd. duerah, ags. thveor.

Altn. vinstri (sinistra), ahd. winistra (alts. ebenso), ags. vinstra (fries. winistere).

Setzen vinstri und lat. sinister ein gemeinsames svin- voraus? Der Abfall des Anlauts im Deutschen wäre auffallend.

Goth. halbs (dimidius), altn. hâlfr, hâlbr, ahd. halb, ags. half, healf.

Ist hier kein verwandtes Wort zu finden, so muß noch ein urdeutsches *ha* im Sinne von eins bestanden haben.

Altn. skarpr, ahd. scarf, ags. scearp.

Altn. slettr, ahd. sleht.

Licht, Farbe, Wärme, Schall.

Altn. heitr, ahd. haiz, ags. hât

Altn. hlaer (tepidus), ahd. lawêr.

Goth. bairhts, altn. biartr, ahd. beraht, ags beorht.

Zeit, Alter.

Altn. gamall (vetus), ahd. Gamal- in Eigennamen, ags. gamol.

Goth. spêdists, ahd. spâti serus.

Gefühl, Geschmack, Geruch.

Goth. hardus, altn. hardr, hörd, ahd. hart, ags. heard.

Vgl. altsl. črědu firmus, čvrustŭ solidus.

Altn. svarr, ahd. swâri, ags. svaer gravis; dagegen hat das goth. svêrs eine abgeleitete, jüngere Bedeutung angenommen = honoratus.

Altn. fastr, ahd. fasti, ags. fast.

Daß das Wort gleich dem lat. positus sei (Kuhns Ztschr XI, 184), ist mir nicht glaubhaft.

Stoff, Form.

Goth. fûls, altn. fûll, ahd. fûl, ags. fûl.

Gleich dem lat. Stamme put + Suff. -l?

Ahd. drôbi (trübe), ags. drôf, für das Goth. durch das Verbum drôbjan bewiesen.

Goth. ibns (aequus), altn. iafn, ahd. eban, ags. efen.

Ahd. naz (madidus), im Goth. aus natjan u. s. w. zu erschließen.

Bewegung, Kraft, Leben.

Altn. hradr, radr (celer), ahd. hradi, ags. hräd.

Altn. sniallr, ahd. snel, ags. snell.

Ahd. stilli, ags. stille, im Altn. durch das Verbum stilla erwiesen.

Altn. sterkr, ahd. starah, ags. stearc.

Altn. strangr, ahd. strangi, ags. strang, strong.

Vgl. das lat. Verbum stringo.

Goth. balths (audax), altn. ballr, ahd., ags. bald.

Goth. lasivs (infirmus), dazu Compar. altn. les, ags. lässa minor; vgl. Diefenbach goth. Wbch.

Goth. arms, altn. armr, ahd. aram, ags. earm.

Altn. krank, ahd. krank.

Goth. siuks, altn. siûkr, ahd siuh. ags. sióc, seók, sŷc (siukan ist im Goth. stark).

Altn. lamr, ahd. lam, ags. lam.

Goth. daubs, altn. daufr, ahd. taub, ags. deáf.

Goth. blinds, altn. blindr, ahd. blint, ags. blind.

Geist.

Goth. batiza, altn. betri, ahd. beziro, ags betera.

Goth. veihs (altn. vê numen), ahd. wih (ags. vih idolum)

Goth. ubils, altn. illr, ahd. ubil, ags. yfel, eofel.
Goth. vairsiza, altn. verri, ahd. wirsiro, ags. vyrsa.
Altn. argr und ragr, ahd. arac, arc, ags. earg.
Altn. hŷrr (comis), ahd. hiuri.
Altn. sâttr (concors), ahd. sanfti, ags. sôfte.
Altn. dŷrr (carus), ahd. tiuri, ags. deor.
Altn. gramr, ahd. gram, ags. gram.
Altn. grimmr, ahd. grimmi, ags. grimm.
Altn. gladr (splendens, mitis, laetus), ahd. glat, ags. gläd.
Altn. feginn (laetus), ahd. fagin, ags. faegen; goth. davon faginôn.
Altn. teitr (laetus), ahd. zeiz.
Altn. fagr (pulcher), ahd. fagar, ags. faegr.
Goth. skauni (pulcher), schwed. skön, ahd. scôni, ags. sceóne.

Die Anknüpfung an skr. sjôna ist zweifelhaft; vielleicht ist das Wort abgeleitet von skavja video (s. erste Abhandlung).

Goth. (faihu-)frik (avarus), altn. frekr, ahd. freh, ags. fraec, frec.
Altn. klôkr, mhd. kluoc, nnl. klock.

Mit Wackernagel des griech. γλυκύς herbeizuziehen, lehne ich ab.

Goth. snutrs (sapiens), altn. snotr, ahd. snotar, ags. snotor.

Übrige Adjectiva.

Goth. raids (bestimmt), ahd. reiti, ags. raede.
Goth. auths, altn. audr, ahd. ôdi, ags. eád.

Mit lat. otium zu verbinden?

Goth. tils (passend), ags. til. Vgl. altn. die Präpos. til, ahd. das Verbum zilên niti.

Goth. ganôhs (satis), altn. gnôgr, ahd. ganôg, ags. genôh.

Altn. görr (paratus, Adv. görva), ahd. garo (Thema garaw), ags. gearu (Thema gearv).

PRONOMINA.

Goth. unsar, altn. vor, ahd. unsar, ags. user.
Goth. izvar, altn. ydhar, ahd. iwar, ags. eóver.

Bopp versucht vergl. Gramm. II, 227 unsar und izvar mit skr. asmadîja, jušmadîja zu vereinen, wohl nicht mit Recht.

Goth. sums, altn. sumr, ahd. sumêr, ags. sum.

VERBA. Essen und trinken (incl. der Causativa).

Goth. niutan (frui, adipisci), altn. niota, nŷta, ahd. niuzan, ags. neótan.

Die Verbindung mit skr. nandâmi (gaudeo) und griech. ὀνίνημι ist sehr unsicher.

Goth. snarpjan (rodere), ahd. snerfan (contrahere).

Goth. slindan (deglutire), ahd. slindan.
Goth. fôdjan (nutrire), altn. faeða, ahd. fôtjan, ags. fêdan.
Altn. sûpa, ahd. sûfan.
Goth. driggkan, altn. drecka, ahd. trinchan, ags. alts. drincan.
Am nächsten steht lit. trenku, trinku, wasche, bade.

Stimme, Sinne, vermischte Körperfunctionen.

Goth. sviglôn (pfeifen), ahd. suegalôn.
Goth. mundôn (intueri), ahd. mundôn, ags. mundjan.
Altn. gapa (pandi, hiare), ahd. kaphên, ags. geapan.
Altn. hniosa (sternutare), ahd. niusjan, ags. neósan.
Goth. nisan (genesen), ahd. ganesan, ags. genesan.
Goth. slêpan (dormire), ahd. slâfan, ags. slaepan.
Goth. sviltan (mori), altn. svelta, ags. sveltan.
Goth. divan (mori), altn. deyja, ahd. towjan, alts. dôjan.

Nehmen, geben, fassen, halten.

Altn. hlióta (sortiri, adipisci), ahd. hliozan, ags. hleótan.
Goth. blôtan (dare, sacrificare), altn. blôta, ahd. blôzan, ags. blôtan.
Goth. saljan (dare, sacrificare), altn. selja, ahd. saljan, ags. sellan.
Goth. hinthan (capere), altn. henda.
Goth. haldan (tenere), altn. halda, ahd. haltan, ags. healdan.
Goth. finthan (invenire), altn. finna, ahd., ags. findan.

Die Zusammenstellung mit skr. patâmi (falle, fliege), gr. πίπτω, lat. peto ist mir noch nicht sicher.

Decken, schützen.

Goth. freidjan (parcere), altn. friða, ahd. fridôn, ags. friðjan.
Altn. haga (hegen), ahd. hagjan, ags. hagjan.
Goth. filhan (condere, servare), altn. fela, ahd. felhan, alts. felhan.

Man hat das Wort einerseits gewiß unrichtig mit φυλάσσω, anderseits wenig wahrscheinlich mit sepelio verbunden.

Werfen, schlagen, ziehen, biegen.

Goth. vinthjan (worfeln), ags. vindvjan.
Goth. thinsan (trahere), ahd. dinsan.
Goth. dreiban (impellere), altn. drîfa, ahd. trîban, ags. drîfan.
Goth. raupjan (raufen), altn. raufa, ahd. raufjan, ags. reáfjan.
Goth. gairdan (cingere), altn. girða, ags. gyrdan, (ahd. gurtjan).

Verbinden, trennen.

Goth. lûkan (claudo), altn. liûka, ahd. lûhhan, ags. lûcan.
Goth. hahan (pendere), ahd. hâhan, ags. hôn.

Die bisher aufgestellten exoterischen Vergleichungen erwecken noch wenig Vertrauen.

Goth. maitan (scindere), altn. meita, ahd. meizan.
Altn. bresta (frangere), ahd. brestan, ags. berstan.
Altn. brŷta (frangere), ags. breótan.
Goth. qvistjan (verderben), ahd. quistjan.

Ackerbau, Technologie.

Goth. vinnan (der ursprüngliche Sinn ist wohl der von laborare), altn. vinna, ahd. winnan, ags. vinnan.
Altn. siôđa, ahd. siodan, ags. seôđan.
Goth. supôn (condire), ahd. sofôn.
Goth. svairban (tergere), altn. sverfa, ahd. swerban, alts. swerban.
Altn. vaska, ahd. wascan, ags. vascan.
Goth. spinnan, altn. spinna, ahd. spinnan, ags. spinnan.
Goth. smithôn, altn. smîđa, ahd. smidôn, ags. smiđjan.
Goth. mêljan (scribere), altn. mâla, ahd. mâlôn, mâlên.
Altn. rîta (scribo), ahd. rîzan, ags. vrîtan.

Licht, Wärme, Schall.

Goth. brinnan (ardere), altn. brenna, ahd. brinnan, ags. birnan.
Sollte nicht brinnan aus briknan entstanden und eine der bekannten mit dem Suffix -n gebildeten Passivformationen sein, so daß es zu dem z. B. im Mhd. als brehen bekannten Verbum gehört und eigentlich bedeutet angesteckt werden?
Altn. glîta (splendere), ahd. glîzan, ags. glîtan.
Altn. glôa (candere), ahd. glôjan, ags. glôvan (alle drei gehen schwach).
Goth. skeinan, altn. skîna, ahd. scînan, ags. scînan.
Altn. friosa, ahd. friusan, ags. frysan.
Altn. skellan (sonare), ahd. scellan.
Altn. thiota (sonare), ahd. diozan, ags. theótan.

Luft, Wasser.

Altn. riuka (olere), ahd. riuhhan, ags. reócan.
Goth. bauljan (inflare), ags. byljan.
Altn. driupa (stillare), ahd. triufan, alts., ags. driopan.
Altn. skenkja (infundere), ahd. scencan, ags. scencan,
Altn. svimma, ahd. svimman, ags. svimman.

Vergrösserung, Verkleinerung.

Altn. svella (tumere), ahd. swellan, ags. svellan.
Goth. liudan (crescere), ags. leódan.
Vgl. liut in der ersten Abhandlung, dessen Verwandtschaft mit λαός damit zweifelhaft wird.

Bewegung, Ruhe.

Altn. skrîđa (gradi), ahd. scrîtan, ags. scrîdan, scrîđan.

Goth. trudan (calcare), altn. trođa, ahd. tretan, ags. tredan.
Goth. leithan (ire), altn. lìđa (ferri), ahd. lîdan (ire), ags. lîđan (ire).
Goth. linnan (cedere), ahd., ags. linnan.
Goth. snivan (festinare), ags. sneovan.
Goth. hlaupan (currere), altn. hlaupa, ahd. hlaufan, ags. hleápan.
Altn. springa (salire), ahd., ags. springan.
Goth. reisan (surgere), altn. rîsa, ahd. rîsan, ags. reósan.
Altn. bregđa (movere), ags. bregdan.
Goth. hvairban (se movere), altn. hverfa, ahd. hwerban, ags. hveorfan.
Altn. skaka (quatere), ags. scacan.
Altn. rîđa (se movere, equitare), ahd. rîtan, ags. rîdan.
Goth. dreiban (incitare etc.), altn. drîfa, ahd. trîban, ags. drîfan.
Ahd. swingan (vibrare, flagellare), ags. svingan; im Goth. davon das Causat. svaggvjan.
Altn. thryngja (urgere), ahd. dringan, ags. thringan (vgl. goth. threihan drängen).
Altn. kriupa (repere), ahd. krifan (selten), ags. creópan.
Goth. knussjan (auf die Knie fallen); in den andern Sprachzweigen etwas zweifelhaft; vgl. altn. knosa contundere? ahd. chnusjan allidere? ags. cnyssian contundere?
Altn. fylgja (sequi), ahd. folgên, ags. folgjan.
Wäre es wol möglich, das Verbum als ein Causativum von fliehen anzusehen? Das sprachliche Verhältniss von fliegen, fliehen, folgen bedarf einer Aufhellung und verspricht anziehende Ergebnisse.
Goth. vrikan (persequi), altn. reka, ahd. rehhan, ags. vrecan.
Goth. thliuhan (fugere), ahd. fliohan, ags. fleóhan.
Altn. fliuga (volare), ahd. fliogan, ags. fleógan.
Goth. môtjan (obviam venire), altn. maeta, ags. mêtan.
Altn. rôa (remigare), ags. rôvan.
Altn. slyngja (jacere, vincire), ahd. slingan, ags. slingan.
Goth. niuhsjan (visitare), altn. nýsa, ahd. niusjan, ags. neósjan. Vgl. skr. nakšâmi herbeikommen.
Goth. briggan (afferre), schwed. bringa, ahd., ags. bringan.
Altn. dvelja (morari), ahd. twelan (torpere), alts. duelan, ags. dveljan (errare).

Beginn, Ende, Erhöhung, Erniedrigung.

Goth. du-ginnan (incipere), ahd. bi-ginnan, ags. ginnan.
Altn. sîga (cadere), ahd. sîgan, ags. sîgan.
Goth. driusan (cadere), ags. dreósan.

Goth. haunjan (humiliare), ahd. hônjan, ags. hênan, hŷnan.

Goth. sigqvan (sinken), schwed. sjunka, ahd. sinchan, ags. sincan.

Nahe verwandt mit dem obigen altn. sîga?

Besitz, Gewinn, Verlust.

Altn. missa (missen), ahd. missjan, ags. missjan.

Goth. liusan (verlieren), ahd. liusan, ags. leósan.

Wol schon in eine frühere Sprachperiode gehörig, da das Adj. los in der zweiten, das Verbum lösen in der ersten Abhandlung erwähnt ist.

Lachen, Weinen.

Goth. qvainôn (flere), altn. kveina, ahd. weinôn, ags. cvânjan, vânjan.

Bedenken erregt das Altir. coinim (deploro) wegen der mangelnden Lautverschiebung.

Sprache.

Goth. bidjan (petere), altn. biđja, ahd. bitjan, ags. biddan.

Lat. peto ist hier fern zu halten.

Goth. baidjan (jubere), altn. beiđa, ahd. beitjan, ags. baedan.

Goth. flautjan (gloriari), ahd. flôzjan.

Goth. hrôpjan (vocare), altn. hrôpa, ahd. hrôfan, ags. hreopan.

Die von Benfey in der Kieler Monatschrift 1854, 20 aufgestellte Vergleichung mit skr. *çrôpajâmi verdient alle Beachtung, doch scheint in beiden Sprachen das Wort vollständig in gleicher Weise gebildet zu sein.

Goth. lêvjan (prodere), ahd. lâwan, lâjan, ags. laevan.

Goth. hiufan (queri), ahd. hiufan, ags. heófan.

Goth. vrôhjan (accusare), altn. roegja, ahd. rôgjan, ags. vrêgean.

Goth. slavan (tacere), altn. slaeva (mitigare), ahd. slêwên (tabescere), ags. slavjan (pigrum esse).

Altn. gala (canere), ags. galan. Im Ahd. vgl. gellan (gellen).

Goth. svaran (jurare), altn. sverja, ahd. swarjan, ags. sverjan.

Altn. tîna (legere), ahd. zeinjan (monstrare).

Geist.

Goth. agljan (tristem facere), ags. egljan.

Goth. airzjan (irre machen), ahd. irreôn. Ags. irsian irasci ist zweifelhaft, auch wegen des s.

Goth. laubjan (credere), altn. leyfa, ahd. galaubjan, ags. gelêfan, gelŷfan.

Altn. merkja (sentire), ahd. markjan, markôn, markên, ags. mearcjan.

Goth. leisan (experiri), in den andern Sprachen nur noch das Causativum davon laera, lêran, laeran.

Goth. marzjan (iratum reddere), ahd. marrjan (impedire), ags. mearrjan.

Goth. rahnjan (ratiocinari), altn. reikna, ahd. rechanôn, ags. recnjan.

Goth. fraisan (sciscitari), ahd. freisôn, ags. frâsian; vgl. altn. freista.

Goth. beidan (exspectare), ahd. bîtan, ags. bîdan.

Goth. stôjan (judicare), ahd. stawan, stowan, stowôn.

Goth. vargjan (condemnare), ags. virgjan.

Goth. sakan (litigare), ahd. varsahhan (abnegare), ags. sacan.

Altn. venja (adsuefacere), ahd. wenjan, ags. venjan.

Goth. varjan (arcere), altn. verja, ahd. warjan, ags. varjan.

Die bisher aufgestellten exoterischen Vergleichungen sind noch nicht recht überzeugend.

Goth. aistan (aestimare), altn. aesta (petere).

Goth. leikan (placere), altn. lîka, ahd. lîchên, ags. lîcjan.

Goth. maurnan (sollicitum esse), ahd. mornên, ags. murnan, meornan.

Goth. sifan (laetari), ags. sifjan.

Goth. lutôn (fallere), altn. lyta (dedecorare), ahd. luzên (latere), ags. lûtjan (latere).

Altn. svîkja (fallere), ahd. swîhhan, ags. svîcan.

Sein, thun.

Goth. taujan (facere), ahd. zouwên, ags. tavian.

Goth. (ga-)fahrjan (parare), altn. fegra, ags. gefaegerjan.

Übrige Verba.

Altn. grôa (crescere, virere), ahd. groên, grojan, ags. grôvan.

Goth. lêtan (sinere), altn. lâta, ahd. lâzan, ags. laetan.

Altn. reita (irritari), ahd. reizjan.

Goth. sauljan (commaculare), altn. söla, ahd. solôn, suljan, ags. syljan.

Goth. vammjan (commaculare), ahd. wemmjan, ags. vemman.

Goth. driugan (militare, pugnare), ags. dreógan.

Altn. spara (parcere), ahd. sparên, sparôn, ags. sparjan.

Adverbia.

Goth. ufta (saepe), altn. opt, ahd. ofto, ags. oft.

Altn. sjaldan (raro), ahd. seltan, ags. seldan.

Goth. air (mane), altn. âr, ahd. êr, ags. aere.

Goth. jai, altn., ahd. jâ, ags. gea.

Lit. je scheint wol nur entlehnt zu sein.

Präpositionen.

Goth. thairh (per), ahd. durah, ags. thurh.

Die Wurzel ist sicher das indogermanische tar (transgredi), die Bildung aber eine speciell deutsche.

Altn. gegn (contra), ahd. gagan, ags. gägn, geón.

Entweder im Gothischen, wo nur vithra gilt, früh verloren oder erst in der mittelurdeutschen Periode gebildet.

Goth. und (usque), altn. und, ahd. unz, ags. ođ.

Conjunctionen.

Altn. enn (etiam), ahd. anti, ags. and.

Eben so wie das vorhergehende gegen zu beurtheilen.

Goth. auk (enim), altn. auk, ôk (et), ahd. auh, ags. eác (etiam).

Das Wort gehört zu dem im Deutschen sonst verlorenen Pronominalstamm ava und setzt ein indogermanisches ava-ga (= griech. γε) voraus; das altslavische ovako (ita) ist wol fern zu halten.

So weit dieses Verzeichniss, dem ich reichliche Erweiterung und Berichtigung von allen Seiten her und nach allen Seiten hin wünsche. Wenn wir aber schon jetzt aus diesem Entwurfe einige Bemerkungen über die Culturstufe zu gewinnen wagen, welche die Germanen mit der hier behandelten Sprachschicht erreicht haben, so darf das nur in dem Bewußtsein geschehen, daß hiemit viel gewagt wird. Jenes Vocabular liefert uns nämlich, abgesehen von seiner Unvollständigkeit, nicht ein Bild, sondern ein Zerrbild jener Culturstufe; besonders insofern manche Wörter viel älter sind als sie hier erscheinen, von uns aber noch nicht in ihrer vollen Alterthümlichkeit erkannt werden, manche andere Ausdrücke dagegen in der That erst einer weit jüngeren Zeit angehören und von einem deutschen Volkszweige zum andern als Fremdwörter hinübergewandert sind, wodurch sie den falschen Schein gewinnen, als gehörten sie schon der Periode des ungetheilten Urdeutschen an. Solche Erwägungen dürfen uns aber nicht entmuthigen; auch aus dem Zerrbilde läßt sich auf das Bild, aus dem Blicke durch ein trübes strahlenbrechendes Medium auf den vollen klaren Anblick schließen.

Was ich über den Unterschied der urdeutschen Culturstufe von der slavogermanischen andeuten möchte, wäre etwa Folgendes.

Nur wenige Begriffssphären sind schon in der vorhergehenden Periode ganz abgeschlossen, so daß sie einer Erweiterung nicht mehr fähig sind; ich rechne dahin die Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade, die Adjectiva für die Farben und die Zahlwörter. Auf allen drei Gebieten zeichnet die Natur eine gewisse Grenze vor und

diese ist bereits in der slavogermanischen Periode erreicht, seitdem auch nur in künstlicher Weise überschritten worden.

Das erste, wonach wir zu fragen haben, ist die Weise, in welcher sich die Natur dem von den verwandten Völkern gesonderten Germanen darstellte. Täuscht mich nicht Alles, so nahm sie einen nördlicheren Typus an als vorher. Neue Pflanzenarten mangeln fast völlig in unserem obigen Register, nur der Hafer, dieses im Süden wenig gebaute, recht eigentlich nordische Getreide tritt auf. Unter den Thieren fallen uns gleich in die Augen das Rennthier (hreinn), das ja früher weit südlicher als jetzt vorkam, der Walfisch (hvalr) und der Seehund (selr). Auch Eichhorn ist ein neuer Ausdruck. Für den Bären und den Fuchs sind die altindogermanischen Ausdrücke verloren und neue gebildet, als hätte man in der Zwischenzeit diese Thiere nicht mehr zu Gesicht bekommen. Daß neben dem Hirsch sich die Hinde als besonderes Wort nöthig erweist, deutet auf die Häufigkeit oder Wichtigkeit dieses Wildprets in den neuen Wohnsitzen. Wenn sich neben dem älteren albiz ein neues Wort Schwan geltend macht, weist das nicht zunächst auf den Unterschied zwischen dem gemeinen und dem nordischen Singschwan? Echt nordisch sieht es auch aus, daß die Wörter Eis und frieren speciell germanisches Eigenthum sind, ja auch den Hunger möchte ich mit in dieser Reihe nennen, womit ich natürlich nicht meine, daß die Slavogermanen noch nicht gefroren oder gehungert hätten; aber die Bildung eines neuen Wortes zeigt auf die Wichtigkeit des Begriffes hin. Zu dieser nordischen Natur gehört auch das Ufer des nordischen Meeres und in Folge der neu in den Gesichtskreis tretenden Erscheinung entwickelt sich das echt deutsche Wort Strand; selbst der Ausdruck Kiesel scheint zunächst die in der Brandung abgerundeten und ausgeworfenen Steine zu bezeichnen. Höchst wahrscheinlich ist es, daß bei dieser Wanderung nach Norden eine Berührung oder Durchdringung mit finnischen Völkern stattfand. Mir ist es immer glaubhaft erschienen, daß entgegengesetzt wie bekanntlich in verschiedenen Bezeichnungen für die Riesen, so auch in dem deutschen Zwerg sich der verächtliche Ausdruck für ein schwächlicher gebildetes Volk verberge; es hilft nichts, schon jetzt etwa an die Turcae oder an die *Τυριγέται* (*Τυραγέται* etc.) zu erinnern, doch mag es eben so gut geschehen, wie unserm Grimm in der Mythologie dabei das griech. *θεουργός* einfiel.

In Hinsicht auf die Viehzucht, welche das neu entstandene Germanenvolk trieb, scheinen die oben für die Thierwelt verzeichneten Ausdrücke darauf hinzudeuten, daß zwar die Zucht des altehrwürdigen

Rindviehs auf ihrer früh erreichten Stufe verharrt, daß aber die des Pferdes, Schafes, und besonders des Schweines ein so gesteigertes Interesse erregte, daß hier neue Ausdrücke nothwendig wurden; für das letzte Thier spricht auch, daß Speck und Schmer als sprachliche Neubildungen erscheinen. In Hinsicht des Geflügels mögen Andere weiter erwägen, was es geschichtlich bedeute, daß wir die Gans und die Ente noch mit altindogermanischen Wörtern bezeichnen, für den Hahn aber (also auch für Huhn und Henne) deutsches Specialeigenthum geschaffen haben. Überraschend ist es, wie die Kenntniss der einzelnen Theile des thierischen Körpers auf diesem Standpunkte zunimmt, und damit die Fülle ihrer sprachlichen Benennungen; es ist als wenn eine weniger üppige Natur die Menschen gezwungen habe, die einzelnen Theile, auch die Eingeweide, besser auszunutzen, als es früher geschehen sein mochte. Ich bemerke gleich, daß das deutsche Daume auch auf den ersten Schritt zu Benennungen für die einzelnen Finger der Menschenhand hinweist. Als äussersten Ausläufer der Viehzucht möchte man auch schon für jene Zeit eine Bienenzucht vermuthen; das deutsche Honig tritt neben das altindogermanische Wort so, als sei damit ein auf anderem Wege, nicht mehr von wilden Waldbienen gewonnenes Product gemeint.

Nichts neues bietet der Acker- und Gartenbau, es müßte denn sein, daß das goth. leithus auf ein neues aus den Gartenfrüchten gewonnenes Getränke deutet.

Die Wohnungen müssen bei rauher werdendem Klima mit immer größerer Sorgfalt angelegt worden sein, und in der That überrascht die oben angeführte große Zahl Wörter für die einzelnen Theile des Hauses.

Für das Gebiet der Technologie mag es nicht gleichgültig sein, daß der Stahl als Product, die Zange als Werkzeug und das Verbum schmieden als Zeichen für die Thätigkeit mit ihren echt deutschen Ausdrücken im obigen Verzeichnisse erscheinen; damit tritt die Schmiedekunst an die Spitze der Handwerke, und zwar als etwas Neues und Staunenerregendes, so daß sie für ihre Rolle in der Mythologie befähigt wird. Ganz parallel damit läuft es, daß sich die Cultur nun auch auf die Erzeugung und Benutzung des Glases ausdehnt. Das zu dem älteren weben hinzutretende deutsche spinnen zeigt auf technologische Fortschritte. Kamm und Kerze sind, wenn auch auf sehr verschiedenem Gebiete, Zeichen für die Weiterbildung der Geräthe.

Von Musik und Schreibekunst boten uns die beiden früheren Verzeichnisse keine Spur; in unserm dritten wird jene durch Sang,

Lied, Harfe (auf Glocke gebe ich nichts) und das Verbum gala, diese durch die beiden Verba mêljan und rîtan deutlich angezeigt.

Das Seewesen mag gleichfalls nicht stehen geblieben sein; wer es weiß, mit welcher Verachtung die Anwohner der Seeküste noch jetzt auf die kiellosen Fahrzeuge binnenländischer Gewässer herabsehen, wird dem Worte Kiel, das in unserem Verzeichnisse auftritt, immerhin eine gewisse Aufmerksamkeit schenken. Auch finden sich in jenem Verzeichnisse Spuren davon, daß man schon begonnen hat, verschiedene Arten von Schiffen zu unterscheiden. War auch das Ruder schon lange bekannt, so scheint doch erst die urdeutsche Sprache ein besonderes Verbum für das Fortbewegen durch das Ruder gebildet zu haben. Man erwäge endlich die beiden oben verzeichneten Ausdrücke mastr und thôfta.

Auf solchem Standpunkte darf man nun schon nach dem suchen, was etwa dem heutigen Begriffe des Staates entspricht. Oben findet man mehrere Ausdrücke, welche es bekunden, daß sich schon das Verhältniss zwischen einer herrschenden und einer dienenden Menschenclasse mehr ausgebildet hat. Auf eine gewisse Rechtspflege führen uns die Verba stôjan, vargjan und sakan, auch das Substantivum Eid und in Übereinstimmung damit das Verbum schwören. Endlich mag auch der Galgen hier erwähnt werden.

Die Zeitverhältnisse werden gewiß der Ausbildung des Kriegswesens nicht ungünstig gewesen sein. Die Begriffe von Kampf und Sieg (s. auch das Verbum driugan) treten hervor wie früher noch nicht, Ruhm und Ehre finden wir früher kaum angedeutet, jetzt in drei Ausdrücken. Ebenso mangelt früher ganz ein Wort für Wunde, während uns hier drei Wörter dafür begegnen. Daß die Massen der Streiter schon geordnet waren, zeigt das Wort kumbl, der Sporn beweist den früher noch nicht sicheren Gebrauch des Rosses zum Reiten. Und aus den älteren Ausdrücken für die einzelnen Theile der Bewaffnung hebt sich jetzt schon ein wie es scheint von Anfang an allgemeinerer und damit auf einen gewissen Organismus hinweisender Ausdruck Waffe ab.

Wo so wie in dem letztgenannten Worte das Einzelne ins Allgemeine, das Concrete ins Abstracte zusammengefasst wird, da zeigt sich überhaupt ein geistiger Fortschritt. Zu Helm und Speer und Schwert tritt die Waffe wie zu Gans und Ente und Staar der Vogel, wie zu Nacht und Woche und Jahr die Zeit, ein Wort, das wohl schon sehr früh diesen abstracten Sinn gehabt hat, noch früher freilich gewiß nicht. Und daß der große Weltenzeitmesser, der Himmel,

auch dem jungen Germanenvolke ein Gegenstand der Beobachtung war, darauf weisen ebenso himins, hifinn und tûngl wie die genaueren Bestimmungen für die Zeiteintheilung, deren wir oben mehrere finden. Von den Himmlischen aber müssen die Anses und Irmin in diesem Zusammenhang noch weiter ins Auge gefasst werden.

So entfernt sich unser Volk um Stufe auf Stufe mehr von der Thierwelt und ihrem Gesichtskreise; sollten nicht die Germanen in mats und fôđr einen Gegensatz zwischen menschlich bereiteter und thierisch roher Speise haben ausdrücken wollen, der freilich nicht immer beachtet wurde? Diejenigen Substantiva, Adjectiva und Verba, welche in meinem diesmaligen Register unter der Rubrik Geist stehen, übertreffen in ihrer Gesammtzahl die entsprechenden des Verzeichnisses in meiner ersten Abhandlung, ein deutliches Zeichen vom Geistesfortschritt der Germanen nach ihrer Trennung von den Slaven.

Ich habe mir selbst absichtlich eine Fessel angelegt, um dies neue Culturbild nicht zu weit auszumalen und damit höher zu fliegen als gut ist. Oben bemerkte ich, daß diese dritte Schicht unseres Sprachschatzes sich in zwei Theile sondern lasse und habe von diesen beiden nur den ersten gemustert, den andern Theil aber, der die von den bisher erwähnten Ausdrücken abgeleiteten oder mit ihnen zusammengesetzten Wörter umfasst, nicht mit hineingemischt.

Da nun die Scheidung dieser beiden Wortclassen nur eine grammatische ist, beide also historisch genommen wol als gleichzeitig aufgetreten anzusehen sind, so wird die Musterung der zweiten Classe in culturhistorischer Hinsicht eine Probe auf die Musterung der ersten geben müssen. Diese Probe darf ich mir vielleicht für künftig vorbehalten.

DRESDEN, den 30. November 1870.

LIED DER RITTER WIDER DIE STÄDTE.

Liliencron veröffentlicht im I. Bande seiner historischen Volkslieder (unter Nr. 89—93) fünf Lieder, die den Krieg der süddeutschen Städte gegen die Fürsten und Ritter behandeln und theils den Städten günstig, theils ihnen feindlich lauten.

Als Nachtrag hierzu gebe ich ein Gedicht, welches sich im Archive zu Frankfurt am Main gefunden hat. Ueberschrieben ist es: *„Nicolae ein liedchen geschanckt der ritter wegen wider die stede.“* Es ist in Briefform zusammengelegt und führt die Aufschrift: *„Dem Ersamen Nicolae statschriber czu Franckenfurt mynem lieben herren und besundern guten frunde.“* Der Schreiber unterzeichnet sich Jacobus. — Obgleich nun nach alledem Schreiber und Empfänger des Gedichtes gut städtisch gesinnt waren, ist der Inhalt desselben trotzdem gegen die Städte gerichtet, wie schon der Name, den sich der Dichter beilegt, Burenfiendt, andeutet.

Zur Bestimmung der Hs. dient, daß es an Stadtschreiber Nicolaus gerichtet ist. Es muß dies Nicolaus Uffsteiner gewesen sein, der von 1431—1470 das Stadtschreiberamt bekleidete.

Weist also schon die Abschrift des Liedes auf die Mitte des 15. Jh. hin, so kann das Gedicht selbst nach den darin enthaltenen Andeutungen auch nicht zu anderer Zeit entstanden sein. Sehen wir uns nun nach den Beweisen um!

Nach dem blutigen Kriege der Städte gegen die Herren im Jahre 1389, der mit der Niederlage der ersteren endete, blieb es einige Jahrzehnte ruhig. Doch in den vierziger Jahren des neuen Jahrhunderts entbrannte von neuem der Kampf.

War auch das Jahr 1440 ungünstig für die Städter, um so günstiger war das folgende Jahr für dieselben. Ende März 1441 wurde Neuenfels (über der Kupfer), anfangs September Maienfels (über der Brettach) (vgl. Chronik. d. Städte: die fränkischen Städte, Nürnberg II. Bd. pag. 236, 17) unter Anführung des Hauptmanns Ehinger von Ulm zerstört. Vergeblich suchten Erzbischof Dietrich von Mainz und andere Fürsten zu vermitteln, auch der 1441 zu Frankfurt unter persönlichem Vorsitze der drei geistlichen Kurfürsten abgehaltene Tag führte zu keinem Ziele. Die kleinen Fehden dauerten immer fort.

Am 22. März 1446 schloßen 31 Städte ein Bündniss, um sich der Übergriffe des Adels zu erwehren, selbst einige Fürsten traten bei. Doch schnell gelang es auch dem rastlosen Eifer des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach, des Hauptgegners der Städte, dagegen einen Fürstenbund ins Leben zu rufen, so mächtig, wie vorher keiner war. Selbst weitentfernte Herrscher traten dem Bündnisse bei, wie Heinrich von Mecklenburg, die Fürsten von Pommern und Rügen u. a. (Vgl. Chr. d. Städte. Nürnberg II. pag. 467 ff.) Ein Grund, den Städten den Krieg zu erklären, fand sich leicht, hatte doch fast jeder Ritter irgend einen Streit mit einer der verbündeten Städte. So z. B.

beanspruchte Markgraf Albrecht die Auslieferung Konrads v. Heideck von den Nürnbergern (vgl. a. a. O. pag. 123 ff.), Erzbischof Dietrich von Mainz Entschädigung wegen Zerstörung von Neuenfels. (Vgl. die Richtigung a. a. O. p. 236.)

Ich übergehe die langen Verhandlungen, welche Nürnberg und die Städte mit Albrecht nutzlos führten und die sich bis zum Juni 1449 hinauszogen. Endlich Ende Juni schickte Albrecht und der Bischof von Bamberg, als die ersten, ihre Absagebriefe an Nürnberg (datiert sind dieselben vom 29. Juni), schnell folgte die übrige Menge der Ritter. Doch auch die Städte ließen nicht auf sich warten: am 2. Juli erklärten sie die Fehde, schon der nächste Tag brachte den Beginn des Kampfes, indem Erhard Schürstab von Nürnberg (a. a. O. pag. 148) das Schloss Malmsbach zerstörte.

Zum Glücke ist uns in Nürnberg noch das Verzeichniss sämmtlicher Herren, die absagten, erhalten (über die Hs. desselben vgl. a. a. O. p. 420. 421) und darin finden sich alle Namen, die in unserm Liede genannt sind.

Unter den rittern, die mit Albrecht absagten, sind genannt:
(pag. 428, 25) Ritter Eberhart von Urbach, der Ältere und
(pag. 433, 23) Eberhart Rude von Kollenberg.
Jakob, Bernhard und Karl von Baden standen bei:
(pag. 446, 21) Hans von Berchten, genannt Hasenkröz,
(pag. 446, 24) Hans von Klingenau, genannt Swiczer.

Der Kampf schwankte hin und her, endlich am 11. März 1450 erfochten die Nürnberger einen bedeutenden Sieg bei dem Pillenreuter Weiher über Albrecht, und wurden sie auch am 14. April beim Kloster Sulz geschlagen, so überwanden sie doch abermals am 20. Juni bei Rednitzhembach die Fürstenpartei. Dieser letzte Sieg wirkte entscheidend auf die während des ganzen Krieges geführten Unterhandlungen: am 22. Juni kam eine Richtigung in Bamberg zu Stande. (Abgedruckt in Erhart Schürstabs Bericht über den Krieg pag. 230—239 a. a. O.) Hiermit hörte die offene Fehde auf, wenn auch erst 1453 der Streit vollständig beigelegt wurde.

Nach dem bisher Angegebenen läßt sich die Zeit der Entstehung unsers Liedes genau angeben.

Eberhart von Urbach, sagt der Dichter, hat schon ritterlich die Reichsstädte angegriffen und streitet kräftig gegen sie. Eberhart Rude von Collemberg ist auch ein tapferer Ritter, der viele Herren unter sich hat, doch diese, statt ihm gegen die Bürger kämpfen zu helfen, helfen ihm nur beim Essen und Trinken. Alles steht jetzt günstig für

die Ritter: die Wimpfener haben verloren und die Städte sind darüber niedergeschlagen. Mächtige Herren bekämpfen die Bürger, vor allem der Erzbischof von Mainz, Swiczer streitet gegen die Städte und verwüstet ihr Gebiet und Hasenkröz ist dabei sein Helfer.

Darum, mein lieber Rude, fährt der Dichter fort, ist jetzt die Gelegenheit, die städtischen Bauern, die schon auf ihre festen Mauern vertrauend glauben, sie könnten den ganzen Adel vernichten, niederzuwerfen und ihren Hochmuth zu brechen.

Da die meisten der Ritter im Juli 1449 entsagten (vgl. pag. 433 a. a. O.), Rude von Collemberg aber erst am 6. December, so muß in dieser Zeit unser Gedicht entstanden sein. Mit dieser Zeitbestimmung fällt auch zusammen, daß Nicolaus Uffsteiner von 1431—1470 Stadtschreiber war.

Ueber die Person des Dichters ist, da Burenfiendt sicher nur ein angenommener Name, einzig aus den Worten *myn herre von Mencze | der heißt nit heintz* zu schließen, daß er ein Unterthan des Mainzer Erzbischofs und in dessen Auftrag vielleicht das ganze Lied verfasst hat. Dieß gewinnt noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Collemberger Herren Mainzische Dienstmannen waren. — Das Lied lautet·

Eberhart von urbach ist ein mann Er grifft die richstete redelich an | er thut ine vil czu leide | das er sie nicht czu recht mag brengen nu ist er doch keyn heyde || Der edel knecht But ere vnd recht | fur fursten herren vnd mannich geslecht das sagt mann inn dem lande | das im das nicht gedyen mag das ist den fursten eyn schande.

In irem lande mochte er sich neren | darinn solte er sinen phennig czeren so findet man vil der czagen | sie suchen vil rencke vnd boser wengke | wer mochts in alles vertragen | Eberhart Rude ist wol bekant | er hat gute ritter an der hant | czu Collenberg ist er geseßen | sie ryten bie im uß vnd inn vnd helffen im das rintfleisch eßen.

Das die von Wympfen han verloren | das thut den andern steten czorn | wie eß sich hat ergangen | das schaffet ir stolczer obermut | darczu ir groß gebrangen | Das luder ligt schon an der loge | die richstete haben vil der frage wie Collemberg sy geschaffen | sie achten aller herren nicht vnd furchten eyns fursten straffen.

Sie czogen alle gerne darfur so ligts dem bischoff fur der thur | sie dorffen den drotz nicht brechen | Myn herre von Mencze | der heißt nit heintz Er wurde villicht Nuwenfels rechen.

Des adels gut hat nicht verbluet | So horß dran myn lieber Rude | mann gibt dir die buren czu treffen | beczalestu mit rechter muncze so bistu nit gut czu effen || Wilhelm Swiczer ist er genant | er rennet gar frißlich

inn das lant | den abunt vnd den morgen | er rennet gar flißlich nach dem gut vnd leßet die fogelin sorgen.

Hasenkroß ist sin geselle | das brenget noch manchem vngefelle | Sie laßen ir roßelin lauffen | vnd wollen der richstete filczgebuwer | umb das vnrecht straffen.

Den richsteten den ist nit czu getruwen keyn bederman sal vf sie buwen Sie vberheben sich der hohen muren | sie achten aller herren nicht | vnd sint doch filczgeburen Ir obermut ist also groß | sie tragen dem adel alle gehaß sie meynen ine czu vertriben | Nv hilff glücke eß ist an der czyt so wollen wir wol bliben Der vns dieß liedlin macht Burenfiendt der hats erdacht | er solte sin dorheit masßen | so tribet er gar vil der narrenspil vnd wil sich sin nicht erlaßen. Jakobus vester servitor.

FRANKFURT am Main, November 1870. RICHARD WÜLCKER.

LITTERATUR.

Die Programme der gelehrten Schule Islands.

Die Bewohner Islands sind bekanntlich wenig zahlreich, und außerhalb der Insel ist die Kenntniss ihrer Sprache nur wenig verbreitet. Auf ein Absatzgebiet von höchstens 70,000 Seelen beschränkt, welche noch obendrein weit zerstreut und in wenig günstigen wirthschaftlichen Verhältnissen leben, kann die isländische Litteratur begreiflich nur mühsam gedeihen, da die Herausgabe selbst recht tüchtiger Werke nur sehr ausnahmsweise sich lohnt, und fachwissenschaftliche Bücher zumal können fast nur mit Unterstützung aus öffentlichen Mitteln zum Drucke befördert werden. Um so bedeutsamer wird für das Land die Wirksamkeit, welche die Zeitschriften einerseits und die Publicationen von Vereinen oder Körperschaften andererseits entfalten, denn in sie flüchten sich so manche recht sehr brauchbare Arbeiten, um nur überhaupt das Tageslicht erblicken zu dürfen. Unter den derartigen Publicationen nehmen aber die Programme der gelehrten Schule des Landes einen sehr bedeutenden Rang ein.

Während in der katholischen Zeit schon ziemlich frühe Domschulen an den beiden Kathedralen zu Skálholt und zu Hólar, dann Klosterschulen an den neun Klöstern des Landes entstanden waren, diese wie jene freilich nur wenig gesicherten Bestandes, musste in Folge der Reformation der Staat, indem er die Kirchengüter gutentheils einzog, sich wohl oder übel dazu bequemen, auch die Sorge für den gelehrten Unterricht zu übernehmen. Nach ein paar vergeblichen Anläufen, welche in den Jahren 1542 und 1550 genommen worden waren, wurde endlich im Jahre 1552 an die Errichtung zweier Domschulen zu Skál-

holt und zu Hólar ernsthaft Hand angelegt, und von da ab bestanden beide neben einander fort, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herab. Auf Grund eines kgl. Rescriptes vom 29. April 1785 [1]), welches die Verlegung des Bisthumes sowol als der Schule von Skálholt nach Reykjavík verfügte, erfolgte die Verlegung der letzteren nach der nunmehrigen Hauptstadt der Insel, im Jahre 1787; durch ein weiteres Rescript vom 2. October 1801 [2]), welches das Bisthum und die Domschule zu Hólar unterdrückte, wurde ferner jene Schule zu Reykjavík zur einzigen und gemeinsamen höheren Unterrichtsanstalt des ganzen Landes erhoben. Nachdem dieselbe wegen gänzlichen Verfalles ihrer Baulichkeiten im Jahre 1805 interimistisch nach Bessastaðir hatte verlegt werden müssen [3]), wurde unterm 7. Juni 1841 deren Zurückverlegung nach Reykjavík angeordnet [4]), und unterm 24. April 1846 deren Eröffnung auf den 1. October desselben Jahres anberaumt [5]), an welchem Tage dieselbe denn auch wirklich in feierlichster Weise stattfand [6]). Seit jenem Tage ist die gelehrte Schule Islands an dem genannten Orte verblieben; von Programmen derselben ist aber erst in den beiden letzten Stadien ihres Bestandes die Rede.

In einzelnen gelehrten Schulen Dänemarks hatte sich schon frühzeitig der Gebrauch ausgebildet, durch eigene Programme zu ihren öffentlichen Prüfungen einzuladen, und diese Einladung von einer wissenschaftlichen Abhandlung begleiten zu lassen. Eine Verordnung vom 7. November 1809 hatte, §. 89, diese Übung für diejenigen Anstalten bestätigt, an denen sie bestehe [7]), für Island aber konnte diese Bestätigung, ganz abgesehen davon, daß die betreffende Verordnung auf der Insel niemals publiciert wurde, schon darum keine Bedeutung haben, weil an den isländischen Schulen das Ausgeben von Programmen niemals gebräuchlich gewesen war. Dagegen wurde zufolge einer vom damaligen Stiftsamtmanne P. F. Hoppe und vom Bischofe Steingrímur Jónsson gegebenen Anregung unterm 8. September 1827 angeordnet [8]), daß an der gelehrten Schule Islands der Geburtstag des Königs in Zukunft öffentlich gefeiert, und daß zu dieser Feier durch ein öffentliches Programm eingeladen werden solle, und vom Jahre 1828 beginnt demgemäß die Reihe der von dieser Anstalt ausgegebenen Programme. Durch eine Verfügung vom 14. September 1839 wurde sodann angeordnet [9]), daß diese Programme jedenfalls einen Bericht über alle die Schule berührenden Ereignisse des Vorjahres zu enthalten hätten, außerdem aber wo möglich noch eine wissenschaftliche Abhandlung enthalten sollten, und damit erhielten dieselben einen weiteren Inhalt, während bisher jener Rechenschaftsbericht nur mündlich gelegentlich des Schulfestes vorzutragen gewesen war. Aber gerade um dieselbe Zeit ergab sich ein wunderlicher Zufall. Am 3. December 1839 starb K. Friedrich VI; aber auf Island erfuhr man hievon nichts, und feierte demnach getrost dessen auf den 18. Januar fallendes Geburtsfest. Als man dann von dem eingetretenen Thronwechsel Nachricht erhielt, glaubte man auch K. Christians VIII Geburtsfest, welches auf den 18. September fiel, noch feiern zu sollen, und bekam

---

[1]) Lovsamling for Island, V, S. 182—7. [2]) Ebenda, VI, S. 530—31. [3]) Ebenda, S. 680—1, und 752—55. [4]) Ebenda, XII, S. 134—5. [5]) Ebenda, XIII, S. 413—4. [6]) Reykjavíkur posturinn, I, S. 7—8. [7]) Lovsamling for Island, VII, S. 291. [8]) Ebenda, IX, S. 208—9. [9]) Ebenda, XI, S. 392—3.

somit zwei Schulfeste und zwei Programme in einem Jahre; andererseits hatten Anfragen über das Format, in welchem die Programme gedruckt, und über die Sprache, in der sie geschrieben werden sollten, zur Folge, daß keines der beiden Programme den neuerdings vorgeschriebenen Rechenschaftsbericht enthielt. Erst nachdem ein das Format der Programme regelnder Erlass vom 16. November 1839 und ein das Schulfest auf das Ende Mai jeden Jahres zu haltende Schlußexamen verlegender vom 15. December 1840 [10]) auf Island bekannt geworden waren, nachdem ferner die Stiftsobrigkeit ihrerseits unterm 31. Mai 1841 erklärt hatte, das gelehrte Programm, welches für den 1. October 1840 ausgegeben worden sei, solle für das Jahr 1841 gelten, und nur am Schlusse des Mai's dieses Jahres der erforderliche Rechenschaftsbericht, und zwar in isländischer Sprache, ausgegeben werden [11]), kam wieder feste Ordnung in das Programmenwesen der Schule, indem gelegentlich des Schlußexamens, welches zu Ende Mai jeden Jahres gehalten zu werden pflegte, ein in isländischer Sprache geschriebenes Programm ausgegeben wurde, welches neben dem vorschriftsmäßigen Rechenschaftsberichte des Rectors zugleich eine wissenschaftliche Abhandlung irgend eines der an der Schule angestellten Lehrer enthält. Ein provisorisches Reglement für die gelehrte Schule zu Reykjavík, welches am 30. Mai 1846 ausgegeben wurde, änderte, §. 9, sub 1, hieran nur so viel [12]), daß dem isländischen Programme fortan auch eine dänische Übersetzung beigegeben werden sollte, während zugleich der Examenstermin auf den Schluß des Juni's verlegt wurde, ersteres eine Bestimmung, welche unterm 7. December 1847 neuerdings eingeschärft [13]), unterm 24. Juli 1849 aber auf Antrag der Stiftsobrigkeit dahin modificiert wurde [14]), daß die dänische Übersetzung in Zukunft nur noch für den Rechenschaftsbericht festgehalten, für den wissenschaftlichen Theil der Programme dagegen nicht mehr gefordert werden solle. Das definitive Schulregulativ vom 30. Juli 1850 fordert in seinem §. 9, Nr. 1 ein Programm der bisherigen Art, und läßt somit Alles bei den bisherigen Bestimmungen [15]); neuere Bestimmungen aber sind meines Wissens über den Gegenstand überhaupt nicht mehr ergangen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen lasse ich ein Verzeichniss der Programme folgen, welche die Lateinschule Islands herausgegeben hat. Da gar manche von diesen hohen wissenschaftlichen Werth beanspruchen können, andererseits aber deren Existenz und Inhalt nur Wenigen bekannt sein dürfte, trotzdem daß mit den gelehrten Schulen Schleswig-Holsteins nicht nur, sondern auch Preussens bereits seit dem Jahre 1843 ein Programmaustausch eingeleitet wurde [16]), mag eine solche Zusammenstellung für manchen Leser der Germania nicht ohne Interese sein, und erlaube ich mir an deren Schluß noch auf diejenigen Abhandlungen besonders aufmerksam zu machen, welchen ich eine mehr als gewöhnliche Bedeutung beilegen möchte.

---

[10]) Ebenda, XI, S. 402, und 710—11. [11]) Vgl. die Skýrsla um Bessastađa-skóla, fyrir skóla-árið, 1840—41, S. 10. [12]) Lovsamling for Island, XIII, S. 440. [13]) Ebenda, S. 774. [14]) Ebenda, XIV, S. 325. [15]) Ang. O., S. 521. [16]) Vgl. die Erlasse der Schuldirection vom 11. Juli und 9. December 1843, dann vom 7. December 1847, Ang. O., XII, S. 624—25, und 669—70, dann XIII, S. 774—75; ferner das Schreiben des Ministeriums für Kirche und Unterricht vom 28. April 1849, Ebenda, XIV, S. 257.

1828. Solemnia scholastica ad celebrandum diem 28. Januarii 1828 regi nostro augustissimo Frederico Sexto natalem habenda die 3. Februarii 1828 hocce libello indicunt scholæ Bessastadensis magistri. Regulas quasdam simpliciores ad computandum motum lunæ scripsit: Björnus Gunnlaugi filius, collega scholæ Bessastadensis. In monasterio Videyensi 1828. Typis expressit factor et typographus G. J. Schagfjord. Sumtibus scholæ Bessastadensis. — 20 pp. in 4⁰.

1829. Skóla-hátíd í minníngu fædíngar-dags vors allranádugasta Konúngs Fridríks Sjötta, þann 28. da Janúaríi 1829, bodud af Kènnurum Bessastada Skóla. Fyrsta og önnur bók af Homeri Odyssea, á Islenzku útlögd af Sveinbirni Egilssyni. Videyar Klaustri, 1829. Prentadar af Fakt. og Bókþryckjara Schagfjord, á kostnad Bessastada Skóla. 4 und 36 SS. in 8⁰.

1830. þridja og fjórda bók af Homeri Odyssea, á Islenzku útlagdar af Sveinbirni Egilssyni. 4 und 48 SS. 8⁰ [17]).

1831. Hugsvinnsmál, ásamt þeirra látinska Frumriti, útgèfin af Hallgrími Schèvíng, Dr. — Prentud af Bókþryckjara Helga Helgasyni. — 36 SS. in 8⁰.

1832. Ólafs drápa Tryggvasonar, er Hallfredr orti Vandrædaskáld, útgèfin af Sveinbirni Egilssyni. — 24 SS. in 8⁰.

1833. Brot af Placidus-drápu, útgefid af Sveinbirni Egilssyni. — 68 SS. in 8⁰.

1834. Solemnia scholastica etc. De mensura et delineatione Islandiæ interioris, cura societatis litterariæ islandicæ his temporibus facienda scripsit Björnus Gunnlaugi filius, collega scholæ Bessastadensis. — 40 SS. in 8⁰.

1835. Skóla-hátíd, etc. Fimta, sjötta, sjöunda og áttunda bók af Homeri Odyssea, á íslenzku útlagdar af Sveinbirni Egilssyni, Adjúnkt. — 64 SS. in 8⁰.

1836. Töblur yfir Sólarinnar sýnilega gáng á Íslandi, af Birni Gunnlaugssyni. — 16 SS. in 4⁰.

1837. Forspjallslióþ, útgèfin af Hallgrími Schèvíng, Dr. — 56 SS. in 8⁰.

1838. Níunda, tíunda, ellefta og tólfta bók af Homeri Odyssea, á íslenzku útlagdar af Sveinbirni Egilssyni, Adjúnkt. — 80 SS. 8⁰.

1839. þrettánda, fjórtánda, fimtánda og sextánda bók af Homeri Odyssea, á íslenzku útlagdar af Sveinbirni Egilssyni, Adjúnkt. — 76 SS. in 8⁰.

1840. Seytjánda, átjánda, nítjánda og tuttugasta bók af Homeri Odyssea, á íslenzku útlagdar af Sveinbirni Egilssyni, Adjúnkt. — 80 SS. in 8⁰ [18]).

1840. Tuttugasta og fyrsta, tuttugasta og önnur, tuttugasta og þridja, tuttugasta og fjórda bók af Homeri Odyssea, á íslenzku útlagdar af Sveinbirni Egilssyni, Adjúnkt. — 72 SS. in 8⁰.

1841. Skírsla um Bessastada-Skóla fyrir skóla-árid 1840—1841. Samin af Jóni Jónssyni, Lector theologiæ R. af D. Videyar Klaustri. Prentud á kostnad Bessastada skóla, 1841. — 24 SS. in 8⁰ [19]).

---

[17]) Ich gebe fortan von den Formalien des Titels nur noch an, was sich an denselben ändert, mit Ausnahme des variierenden Tages, auf welchen die Einladung lautet, u. dgl. [18]) Die Angabe des Druckers fehlt diesem und den zunächst folgenden Programmen; warum auf das Jahr 1840 zwei Programme kommen, erklärt sich aus dem Eingangs Bemerkten. [19]) Von jetzt ab beginnen die Berichte über den Zustand der

1842. Bodsrit til ad hlusta á þá opinberu yfirheyrslu í Bessastada skóla þann 23.—28. Maji 1842. Videyar Klaustri, Prentad á kostnad Bessastada skóla. 1842. — Innihald: 1. Njóla, edur audveld skodun himinsins, med þar af fljótandi hugleidíngum um hátign Guds og alheims áformid, eda hans tilgáng med heiminn; af Birni Gunnlaugssyni Adj. 2. Skóla-skýrsla af Herra Jóni Jónssyni, Lector Theol. og R. af D. — 104 und 16 SS. in 8⁰.

1843. Islendskir málshættir safnadir, útvaldir og í stafrófsröd fœrdir af Skóla-kinnara Dr. H. Schevíng. — 60 und 14 SS. in 8⁰ [20]).

1844. Fjögur gömul kvædi, útg. af S. Egilssyni. — 76 und 40 SS. in 8⁰.

1845. Leidarvísir til ad þekkja stjörnur. Fyrri parturinn. Saminn af B. Gunnlaugssyni. — 68 und 14 SS. in 8⁰ [21]).

1846. Leidarvísir til ad þekkja stjörnur. Sidari parturinn, saminn af B. Gunnlaugssyni. — 4 und 100 SS. in 8⁰.

1847. Islenzkir málshættir safnadir, útvaldir og í stafrófsröd færdir af Dr. H. Schevíng. — 40 und 16 SS. in 8⁰ [22]).

1848. Edda Snorra Sturlusonar, eda Gylfaginníng, Skáldskaparmál og Háttatal. Útgefin af Sveinbirni Egilssyni, Rector og Dr. Theol. — VIII und 156 SS. in 8⁰.

1849. Ritgjördir, tilheyrandi Snorra Edda. — S. 157—252 in 8⁰ [23]).

1850. In diesem Jahre scheint weder ein Programm noch ein Rechenschaftsbericht über den Zustand der Schule ausgegeben worden zu sein, in Folge derselben Unruhen in der Anstalt, welche zur Cassierung dieses Schuljahres durch Ministerialerlass vom 18. Mai desselben Jahres führten [24]).

1851. Tvö brot af Haustlaung og þórsdrápa (Se. bls. 59. 61—64), færd til rètts máls, og útskýrd med glósum í stafrófsröd, af Dr. theol. rector Svb. Egilssyni. — 32 und 28 SS. in 8⁰.

1852—56 erschienen meines Wissens lediglich vom Rector Bjarni Jónsson redigierte, und bei dem Buchdrucker Einarr þórdarson in Reykjavík gedruckte Rechenschaftsberichte, ohne irgend welche wissenschaftliche Beigabe; ich halte die Angabe ihrer Seitenzahlen für überflüssig, bemerke übrigens,

---

Schule (Skóla-skýrslur) die Programme zu begleiten; warum im Jahre 1841 der Bericht allein ausgieng, ist aus den Eingangsbemerkungen zu entnehmen. [20]) Ich erwähne fortan der skóla-skýrslur nicht mehr, die übrigens für die Litterargeschichte der Insel nicht ohne Werth sind; sie sind bis zum Jahre 1846 einschließlich von Jón Jónsson verfasst. [21]) Als Druckort figuriert von jetzt ab Reykjavík, und als Drucker wird wieder Helgi Helgason genannt, wie auch im folgenden Jahre. [22]) Von hier ab sind die skóla-skýrslur von Dr. Sveinbjörn Egilsson verfasst, und zwar bis zum Jahre 1851 einschließlich. [23]) Das Programm von diesem und dem letztvorhergehenden Jahre liegt mir nicht als solches, sondern nur in der bekannten Separatausgabe vor, und die Skýrslur beider Jahre fehlen mir völlig; die Seitenangabe bezieht sich somit auch nur auf jene Ausgabe. Jón þorkelsson schreibt mir, daß jene beiden Programme überhaupt nicht mehr zu bekommen seien, da Rector Bjarni Jónsson die ganze Auflage derselben nach Dänemark geschickt hat. [24]) Vgl. Ministerialschreiben vom 25. September 1850 in der Lovsamling, XIV, S. 619, und Jón Árnason in dem Lebensabrisse, welchen er den Rit Sveinbjarnar Egilssonar, Bd. II, vorangesetzt hat, S. XL bis XLI.

daß sie mehrentheils erst im nächstfolgenden Jahre erschienen, oder doch lange nach der Festlichkeit, zu welcher sie einladen sollten. Sie tragen übrigens auch nur den Titel „Skýrsla um hinn lærđa skóla í Reykjavík“ u. s. w.

1857 (1858). Sýnishorn af útleggingu af norrœnu á ensku og frakknesku. (S. 47 bis 55). — 56 SS. in 8⁰.

1858. Sýnishorn u. s. w. (S. 47—55.) 56 S. in 8⁰ [25]).

1859 (1860) und 1860 Bloße Rechenschaftsberichte.

1861 (1862). Athugasemdir viđ Íslenzka málmyndalýsing eptir Iversen, gjörđar af Jóni þorkelssyni. (S. 51—71.) — 72 SS. in 8⁰.

1862. Bloßer Rechenschaftsbericht.

1863. Um r og ur í niđrlagi orđa og orđstofna í íslenzku, eptir Jón þorkelsson. — 32 und 160 SS. in 8⁰ [26]).

1864. Bloßer Rechenschaftsbericht.

1865. Austurför Kyrosar eptir Xenófon, íslenzkuđ af Halldóri Kr. Friđrikssyni og Gísla Magnússyni. — 80 und 66 SS. in 8⁰.

1866. Austurför Kyrosar eptir Xenófon u. s. w. p. 81—160.

1867. Von diesem Jahre ist mir nur die Skýrsla zugekommen; da indeß durch eine Ministerialentschließung vom 30. August 1865 [27]) die Genehmigung ertheilt wurde, die obige Übersetzung der Anabasis in drei Theilen als Schulprogramm zu veröffentlichen, wird wol der Schluß dieser Übersetzung dem Rechenschaftsberichte dieses Jahres beigegeben worden sein.

1868. Skýringar á vísum í nokkurum íslenzkum sögum, samdar af Jóni þorkelssyni. — 48 und 64 SS. in 8⁰ [28]).

1869. Ein bloßer Rechenschaftsbericht, welchem unter dem Titel „Viđbætir viđ registur yfir bókasafn Reykjavíkur lærđa skóla síđan 1862“ ein Nachtrag zu dem im Jahre 1862 von Jón Árnason herausgegebenen Verzeichnisse der in der Schulbibliothek enthaltenen Bücher beigegeben ist. — 68 und 92 SS.

1870. Skýringar á vísum í Njáls sögu, samdar af Jóni þorkelssyni. — 52 und 32 SS. in 8 .

So weit reichen bis jetzt die Programme der isländischen Lateinschule. In den 43 Jahren, welche hier überhaupt in Betracht kommen (1828—70), ist demnach eines zu nennen, in welchem, so viel mir bekannt, überhaupt kein Programm, weder wissenschaftlichen noch administrativen Inhaltes erschienen ist (1850); in 11 Jahren sind, so viel ich weiß, nur Rechenschaftsberichte über den Zustand der Schule, aber keine wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht worden: 1841, 1852—56, 1859—60, 1862, 1864 und 1869, und in 13 Jahren umgekehrt nur wissenschaftliche Programme ohne administrativen Inhalt (1828

[25]) Beide Übersetzungsproben vom Rector Bjarni Jónsson selbst, welcher auch die Rechenschaftsberichte verfasst hat vom Jahre 1852 ab bis 1867 einschließlich.

[26]) Der Bericht des Rectors Bjarni enthält, §. 6—14, eine meines Erachtens sehr unglückliche Vertheidigung gegen Angriffe, welche er wegen des Weglassens des wissenschaftlichen Theiles in seinem Programme in isländischen Blättern erfahren hatte.

[27]) Tíđindi um stjórnarmálefni Íslands, II, S. 204. [28]) Der Rechenschaftsbericht für dieses und die folgenden Jahre vom derzeitigen Rector Jens Sigurdsson, einem Bruder des vielverdienten Archivares Jón Sigurdsson in Kopenhagen.

bis 1840), darunter in dem letzten Jahre (1840) deren zwei. Von den 32 Programmen wissenschaftlichen Inhalts, welche sich hiernach entziffern, sind 6 dem philologischen Gebiete völlig fremd, nämlich Björn Gunnlaugsson's Regeln zur Berechnung der Bewegung des Mondes (1828), dessen Bericht über die Landesvermessung auf Island (1834), dessen Tabellen über den Gang der Sonne auf Island (1836), dessen naturphilosophisches Gedicht „Njóla," d. h. Nacht, welches bis auf die neuere Zeit herab zu so manchen Streitigkeiten in isländischen Zeitschriften Veranlassung gegeben hat (1842), endlich dessen Anleitung zur Sternkunde (1845 und 46). Wenig Interesse bieten ferner dem ausländischen Leser die 7 Programme, welche Sveinbjörn Egilsson's prosaische Übersetzung der Odyssee enthalten (1829—30, 1835, 38 und 39, sowie aus dem doppelten Jahre 1840), die isländische Übersetzung der Anabasis von Halldórr Friđriksson und Gísli Magnússon (1865—67), sowie Bjarni Jónsson's Übersetzungen einzelner Sagenstücke in's Englische und Französische (1857 und 58). Um so interessanter sind dagegen auch für uns die 14 übrigen Programme, von denen 6 den Rector Sveinbjörn Egilsson († 1852), 4 den Dr. Hallgrímr Schèvíng († 1861), endlich 4 den Lehrer Jón þorkelsson zum Verfasser haben.

Sveinbjörn Egilsson's tüchtige Handausgabe der Snorra-Edda (1848 bis 1849) ist Jedermann bekannt, so daß über sie kein Wort zu verlieren ist. Seine Ausgabe der Ólafsdrápa Tryggvasonar (1832) ist in Munch und Unger's Oldnorsk Læsebog reproduciert worden, und in diesem Abdrucke wol auch ziemlich verbreitet; die Verfasserschaft Hallfređ's ist freilich inzwischen bestritten worden [29]). Weniger bekannt dürfte seine Ausgabe der fragmentarischen Placidus drápa sein (1833), dann seine Ausgabe vier anderer geistlicher Lieder, Harmsól, Líknarbraut, Heilags anda vísur (Bruchstück), und Leiđarvísan (1844), endlich auch seine Ausgabe der Fragmente der þórsdrápa des Eilífr Gudrúnarson und der Haustlaung des þjóđólfr hvinverski (1851), welche freilich Skúli þorlacíus beide schon vor ihm ediert hatte. Abgesehen von den tüchtig edierten Texten bieten auch die einleitenden Bemerkungen, dann die Anmerkungen, womit der Herausgeber dieselben begleitet hat, gar viel des Trefflichen, wie dieses von dem Verfasser des Lexicon poëticum nicht anders zu erwarten ist, und um derentwillen werden die einschlägigen Programme auch dann noch ihren Werth behalten, wenn die betreffenden Texte längst in andere und zugänglichere Ausgaben übergegangen sein werden.

Von Dr. Hallgrímr Schèvíng sind zunächst ebenfalls zwei Ausgaben von älteren Gedichten zu erwähnen, nämlich einmal der Hugsvinnsmál (1831) d. h. einer isländischen Bearbeitung der Disticha de moribus des Dionysius Cato, deren Original denn auch der Bearbeitung in der Ausgabe beigegeben wird, und zweitens der Forspjallsljóđ (1837), oder des Hrafnagaldr Óđins. Sophus Bugge hat letzteres Lied in seiner trefflichen Ausgabe der älteren Edda mit erschöpfender Umsicht ediert, und zugleich in seinem Vorworte, S. XLVI bis IX, meines Erachtens vollkommen überzeugend dargethan, daß dasselbe erst im Anfange des 17. Jahrhunderts gedichtet sein könne; immerhin behaupten aber Dr. Schèvíng's Ausführungen in seinem Vorworte, zumal S. 9 und fgg., dann in seinen Anmerkungen auch jetzt noch ihren hohen Werth

[29]) Von Gudbrandr Vigfússon, in den Fornsögur, S. XIII; aber auch Möbius setzt schon in seinem Catalogus, S. 135, ein Fragezeichen.

Weiterhin verdanken wir aber demselben erfahrenen Kenner und treuen Freunde aller volksthümlichen Züge im Leben seiner Landsleute zwei sehr schätzbare Sammlungen isländischer Sprichwörter (1843 und 47), welche eine willkommene Ergänzung des älteren, von Guđmundr Jónsson veranstalteten und vom Bókmenta-fèlag herausgegebenen „Safn af íslenzkum orđskvíđum, fornmælum“ etc. (1830) bilden.

Endlich von Jón þorkelsson, dem noch in rüstigster Manneskraft wirkenden Lehrer und Schriftsteller, bringen die Programme zunächst eine Kritik über C. Iversen's, im Jahre 1861 zu Hadersleben erschienene „Kortfattet islandsk Formlære for de förste Begyndere“ (1861), welche sich zwar nur auf eine Reihe ganz vereinzelter Punkte einläßt, diese aber auf eminent solide Weise, nämlich durch Vorführung sehr reichhaltiger Belegstellen für die einzelnen in Frage stehenden Wortformen zu erledigen weiß. In ähnlich gründlicher Weise wird in einer zweiten Abhandlung die Endung -r und -ur behandelt (1863); eine dritte aber gibt Auslegungen einer Reihe schwieriger Verse in verschiedenen Sagen (1868), nämlich aus der Hólmverja s., Gunnlaugs s. ormstúngu, Heiđarvíga s. und Landnáma, und eine vierte: Auslegungen schwieriger Verse aus der Njála (1870), Auslegungen, welche nicht nur das Verständniss der betreffenden einzelnen Strophen berichtigen, sondern auch die Lexicographie der älteren isländischen Dichtersprache mehrfach bereichern dürften.

Ich kann nicht von dem Gegenstande, den ich hier besprochen, scheiden, ohne einem Wunsche Ausdruck zu geben, den ich in Bezug auf denselben auf dem Herzen habe. Allerwärts pflegen Schulprogramme mehr als andere litterarische Producte der Aufmerksamkeit selbst der Männer vom Fache sich zu entziehen; allerwärts sind solche einem rascheren Untergange durch die Unachtsamkeit derjenigen ausgesetzt, denen der Zufall ihrer äußeren Stellung sie im ersten Augenblicke in die Hand spielt. Die Entlegenheit des Landes, die geringe Zahl seiner Bewohner sowol als der Ausländer, welche für deren Sprache ernsteres Interesse zeigen, die höchst mangelhafte Beschaffenheit endlich der buchhändlerischen Verbindungen mit der Insel stellen die Programme einer isländischen Schule in beiden Richtungen noch ganz besonders ungünstig. Möchte es den Leitern der Lateinschule zu Reykjavík gefallen, für eine bandweise Ausgabe der erheblicheren wissenschaftlichen Programme dieser Anstalt je nach Verlauf einer längeren Reihe von Jahren Sorge zu tragen, und diese dadurch auch auswärtigen Freunden der isländischen Litteratur leichter zugänglich zu machen; das Ausland würde von solcher Einrichtung vielfachen Vortheil, die eigene Heimat aber Ehre und Anerkennung in weiterem Umkreise haben!

MÜNCHEN, den 26. Mai 1870. KONRAD MAURER.

Zeno, oder die Legende von den heiligen drei Königen. Ancelmus vom Leiden Christi. Nach Handschriften herausgegeben von August Lübben. Bremen 1869. 8.

Eine neue Ausgabe des Zeno haben wir mit großer Freude begrüßt. Nicht nur sprachlich gehört der Zeno zu den interessantesten niederdeutschen Dich-

tungen, — auch stofflich, sollte man meinen, müsste die Legende von den heiligen drei Königen des Anziehenden und Wissenswerthen genug bieten. Zu unserm Bedauern aber hat sich der Herausgeber des Zeno der einen Hälfte seiner Aufgabe völlig entschlagen: er hat darauf verzichtet, „das Gedicht nach seinem historischen, resp. sagenhaften Inhalte zu untersuchen.“ Damit hat aber der Herausg. gegen ein sehr löbliches Herkommen verstossen; ja noch mehr: wir fürchten keinem Widerspruch zu begegnen, wenn wir es für die unabweisliche Pflicht eines Herausg. betrachten, ein Gedicht historischen oder sagenhaften Inhalts auch nach eben dieser Seite hin zu erläutern und sich nicht auf die „engsten Grenzen philologischer Thätigkeit“ zu beschränken. Am Wenigsten aber sollte man sich durch einen Mangel an Zeit bestimmen lassen!

Sonst hat im Übrigen der Herausg. den philologischen Theil seiner Einleitung sehr eingehend behandelt. Ihm lagen bei seiner Bearbeitung vier Hss. vor, zwei niederdeutsche und zwei hochdeutsche, welche unter sich in keiner Abhängigkeit stehen und ziemlich selbständige Redactionen bieten; es war also bei der Frage, welche Hs. der Edition zu Grunde zu legen sei, zunächst zu untersuchen, ob das Original ursprünglich niederdeutsch oder hochdeutsch abgefasst war. Das Resultat dieser sehr sorgfältigen Untersuchung ist, daß, so sehr auch „der ganze Habitus so zu sagen des Gedichtes niederdeutsch ist,“ doch ein Schwanken der Formen nicht verkannt werden kann, eine Erscheinung, die sich nach der Meinung des Herausg. daraus erklärt, „daß eine ältere Handschrift, die auf der Grenzscheide beider Dialecte mit überwiegender Hinneigung zum Niederdeutschen, etwa am Niederrhein, geschrieben ist, allen diesen vier Handschriften zu Grunde gelegen hat.“ Dieser Auffassung können wir uns nur anschließen. Auf solche niederrheinische Vorlage weisen zunächst sprachlich, dann auch sachlich alle Merkmale hin, und wo dürfen wir denn auch unsere Vorlage anders suchen als im heiligen Köln? Was war natürlicher, als daß ein so bedeutendes Ereigniss, wie es die Transferierung der heiligen drei Könige für Köln war, alsbald seinen Sänger fand, wobei dann die Legende von Zeno den natürlichen Ausgangspunkt bot. Mit diesem Ereigniss (1160) wäre dann auch die Abfassungszeit der ältesten deutschen Bearbeitung des Zeno ziemlich scharf bestimmt.

Was die Ausgabe selbst betrifft, so wollen wir zunächst anerkennen, daß die Herstellung des Textes im Ganzen und Großen gelungen erscheint: offenbare Fehler sind verbessert, manche verdorbene Lesung ist wiederhergestellt und der Text von mancherlei Schreiberzuthat gereinigt. Im Einzelnen aber können wir uns mit der Art zu edieren, wie sie Hr. L. befolgt, nicht einverstanden erklären. Hr. L. hat seiner Ausgabe die hannover'sche Hs. H zu Grunde gelegt, „aber ohne ihr damit die erste Autorität einzuräumen.“ Dagegen kann man natürlich nichts haben, obwol wir für die Wolfenbütteler Hs. (W) mehr Sympathien haben; selbstverständlich musste bei fehlerhafter Lesung auf W zurückgegangen und manche Lücke in H aus W ergänzt werden; auch daß den Dresdener (D) und Zeitzer (Z) Hss., obwol diese schon viel ferner liegen, ab und zu ein Einfluß auf die Gestaltung des Textes eingeräumt wurde, ist natürlich. Aber es musste doch die Hs. H, wenn einmal gewählt, die Grundlage bilden, von der nur da abzuweichen war, wo ein zwingender Grund vorlag; die Hs. H mit aller ihrer Eigenthümlichkeit, nur gereinigt, musste zum Abdruck gebracht werden, und alle Abweichungen in Schrift und Lesung ge-

hörten in die Varianten, welche, wenn sie recht vollständig gegeben werden, einen „synoptischen“ Abdruck der verschiedenen Texte überflüssig machen, Die Richtigkeit dieses Verfahrens scheint auch Hr. L. im Princip anzuerkennen, nur gestaltet sich bei ihm die Sache in praxi erheblich anders. Gleich die ersten Zeilen des Gedichtes mögen als Probe dienen. Es lauten dort die Anfangsverse in der Lesung von H folgendermaßen: *De dat gerne vornêmen,* | *Wô dat de hilligen drê koninge tô lande quêmen,* | *De schullen dat weten vorwâr* etc. In diesen Versen liegt absolut nichts, was einen Herausg. nöthigte, an seiner Vorlage zu ändern. Dennoch kann Hr. L., der sich „Änderungen im Text nur sehr sparsam erlaubt“ und der Verlockung, „das metrische Gefüge besser zu gestalten,“ aus dem Wege gegangen ist, diese Verse unmöglich passieren lassen, sondern schreibt so: *We dat gerne wolde vornemen,* | *Wô de hilgen drê koninge tô lande quêmen,* | *De schal dat weten vorwâr* etc., — wobei nichts gewonnen, wol aber durch das gestrichene *dat* eine sehr charakteristische Wendung verloren und durch das geänderte *de* und eingeschobene *wolde* der Reim verschlechtert wird, indem das bessere *vornêmen* (: *quêmen*) einem *vornēmen* weichen muß.

V. 59 liest H: *unde schrîede alsô ein kint dût.* Was hat es für einen Zweck, fragen wir, *schrîede* zu streichen und *wênede* zu setzen? Etwa bloß, weil *wênede* noch ein paar Male vorkommt? Was die Änderung *dût* in *dôt* anlangt, so läßt sich auch hier kein genügender Grund beibringen, da es eine entschiedene Eigenthümlichkeit der Hs. H ist, sich der Formen *mût* (505. 661), *vûrde* (547), *grût* (1392), *bedrûvet* (101. 661) etc. zu bedienen. Ist doch die Schreibung *gût* die allgemein herrschende geworden.

V. 162 heißt es in H: *vil schêre se tô der dore quam.* Was in aller Welt kann den Herausg. veranlassen, dafür *wô drâde* zu setzen? Ist denn *schêre* ein anrüchiges Wort? Fast möchte es so scheinen, denn v. 263 ist abermals in H die Lesung *vil schêre* getilgt und *drâde* in den Text gesetzt.

V. 187 Warum ist die Lesung *he wart tô male vrô* in H unzulässig? Hr. L. ändert in *van herten vrô.*

V. 248. *We willen* (oder meinethalb *en willen*) *des nicht lîden* ist ein tadelloser Vers; dadurch, daß Hr. L. eigenmächtig *nicht mêr lîden* liest — wozu keine Hs. einen Anlaß bot — ist der Vers metrisch verdorben.

V. 272 bietet einen ganz analogen Fall. Die Lesung in H ist fehlerlos: *Ik en wil drinken noch eten,* | *Ik wil de wârheit weten.* Hr. L. aber glaubt aus einer — ohnehin lückenhaften — Hs. ein *des* und aus einer andern ein *êrst* zusammenstoppeln zu müssen, und liest nun: *ik wil des êrst de wârheit weten.* Welcher Vers besser ist, überlassen wir dem Leser zur Beurtheilung.

V. 289. Zeno wird vom Bischof benachrichtigt, daß draußen für ihn ein hochwichtiger Brief liege. H schreibt hier: *Dô wart Zeno vrô sîn môt* | *Und tô lôpende he sik hôf:* | *He hâlde den brêf* etc. Diese Lesung muß Hr. L. wol für ganz unmöglich halten, denn er componiert sich eine andere mit Hülfe der Hs. D: *unde im wandelte wedir sin blôt,* und liest nun v. 290: *unde lôpende sîn vlôt.* Wie stimmt das zu den „nur höchst sparsam“ erlaubten Änderungen im Text p. XVI? Sollte Hr. L. etwa Anstoß nehmen an der Assonanz *môt* : *hôf,* so würden wir ihn auf p. XV seiner Einleitung hinweisen.

V. 324. H hat: *und hôven sik hen mit grôtem schalle.* Hr. L. setzt dafür: *unde gingen hen* etc. Wo hier eine Nöthigung zu ändern liegt, ist schwer zu sehen; so viel aber scheint gewiß, daß Hrn. L's Verbesserung recht kraftlos ist.

V. 413. *Se gink bûten de stat up den graven* ist unseres Erachtens eine durchaus verständliche Lesung, die einer Änderung *se gink ût dem dore up d. g.* ganz und gar nicht bedürftig ist.

V. 504. Ebenso scheint uns der Vers: *dat gî des lof und êre hân* so völlig richtig, daß eine förmliche Manie dazu gehört, hier zu ändern: *dat gî des schullen êre hân.*

V. 979. H lautet: *Dat was mî ungelucke vorwâr,* | *Dat ik dat wôrt sprak openbâr.* Wir finden an diesen Versen nichts auszusetzen, denn eine kleine metrische Unebenheit lernt man im Niederdeutschen übersehen. Weshalb daher Hr. L. so bedeutend ändert, bleibt unklar, zumal da er keine Hs. anführt, mit der er seine sog. Emendation stützen könnte. Hr. L. liest nämlich: *It was mî ein unluckich dach,* | *Dat ik dat wôrt jû sprak*, ein Vers, der übrigens metrisch gleichfalls nicht Stich hält.

V. 1163. *Dô dat têken dâr schach,* | *Jegen den trôn he upwart sach* heißt es in H. Hr. L. schreibt: *Dô he dusse têkene sach,* | *Jegen .... upwert sprak.* Es ist nur von éinem Zeichen die Rede, eine Änderung also gar nicht geboten. *Upwart* entspricht durchaus der mundartlichen Färbung der Hs. H, welche *a* vor *r* besonders liebt — s. z. B. *market* v. 17. *arfgût* v. 517. 532 — und deshalb besser beibehalten wird.

V. 1181. *Dô de bischop dat vornam,* | *Dat hêr Zeno tô lande quam* etc. ist die Lesung in H. Wir fordern Jeden auf, uns zu sagen, weshalb der Hs. nicht gefolgt werden soll. Augenscheinlich ist es nur das bon plaisir des Hrn. L., wenn er eine totale Änderung vornimmt, nämlich: *Dô dem bischoppe de bode quam,* | *Den drôm he dô tô herten nam* etc., eine Änderung, die, bei dem völligen Schweigen der Varianten, gar nicht einmal auf Hss. gestützt erscheint. In dem nun folgenden Verse ist, beiläufig bemerkt, das einfache *bôt* der Hss. in *enbôt* geändert und die Reihenfolge der *moniken* und *kanoniken* vertauscht, — man möchte glauben aus Spielerei, denn ein Grund ist nicht ersichtlich.

V. 1236. *Alle de hilligen de in dem himmel sint* liest H und *Al de hilgen de mit godde sint* liest W. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Hs. H zu folgen ist, da sie zu Grunde liegt und in keiner Weise verdächtig ist; völlig unberechtigt ist daher die Aufnahme der Lesung W. Nahezu komisch wirkt die Pietät des Herausg., der *alle de hilligen* (H) beibehält, — W hat *al de hilgen,* — sonst aber den Vers mir nichts dir nichts ändert. Hr. L. war doch v. 2 nicht so schüchtern, sondern schrieb ruhig *hilgen* gegen handschriftliches *hilligen*? Und wie gewissenhaft Hr. L. darauf bedacht ist, in dem Text, den er willkürlich ändert, keinen Verstoß gegen die Mundart der Hs. zu machen! Er schiebt aus W die Worte *de mit godde* ein und verstümmelt die Hs. H, aber er trägt doch Sorge, daß die Form *godde* modificiert wird, weil H gewöhnlich *gode* schreibt! Doch wir kommen auf die Mundarten zurück.

V. 1393. Was für ein Grund liegt vor, die Lesung H: *edel hêre* in *eddele keiser* (W) zu verwandeln?

V. 1481 ff. Diese Stelle ist besonders charakteristisch für das Verfahren des Hrn. L. In H lauten diese Verse: *Ik dô dî dêlhaft* | *Mîner geistlîken kraft:* | *De walt dede mî is gegeven* | *De wîle dat ik mach leven.* Der Bischof von Köln nimmt also den Kaiser in die geistliche Brüderschaft auf, wozu er die Gewalt hat. Die Stelle scheint ganz klar und zweifelsohne. Hr. L. aber fühlt sich beunruhigt dadurch, daß die Autorität des Papstes nicht genügend gewahrt ist;

er schreibt schlankweg: *de mî de pâwes heft gegeven,* ohne eine handschriftliche Lesung für seine Emendation beizubringen! —

Wen unser Verzeichnis etwas lang dünkt, der nehme die Versicherung, daß wir dasselbe mit Leichtigkeit verdoppeln und verdreifachen könnten, namentlich wenn wir auch die zahlreichen Stellen einer Besprechung unterwerfen würden, wo bloß ein Wort geändert ist, wo z. B. *fruntlîken* für *vrôlîken* (218), *hêren* für *grêven* (237), *unde* für *he* (360), *bagîne* für *suster* (420) gesetzt ist, wo *lachen* in *scrâken* (442), *bringen* in *nemen* (464), *walt* in *macht* (1295), *vorstâ* in *vornim* (1362) etc. verändert ist, ohne daß ein vernünftiger Grund vorliegt. Eines aber müssen wir noch berühren, weil wir besonderen Werth darauf legen: wir meinen die Stellung, die Hr. L. in seiner Ausgabe den mundartlichen Formen gegenüber einnimmt.

Wer überhaupt die niederdeutschen Mundarten etwas näher betrachtet, der muß wahrnehmen, daß das Gesammtgebiet niederdeutscher Zunge viel mannigfaltiger schattiert ist als man zu glauben pflegt. Wir sprechen hier nicht von den ganz groben und in die Ohren fallenden mundartlichen Unterschieden, wie z. B. *ek* und *ik* u. dgl.; aber es gibt doch auch sehr subtile Unterscheidungen, deren sich nicht Jeder bewusst wird, ohne daß man ihm daraus einen Vorwurf machen könnte. Wir würden es z. B. für leichtfertig halten, Jemandem die Kenntnis des mecklenburgischen Dialectes absprechen zu wollen, bloß weil er den dat. pl. *en* und *ene* promiscue gebraucht hätte, — und doch hat Nerger in seiner trefflichen Grammatik des meckl. Dialectes dargethan, daß die Form *ene* in der mecklenburgischen Mundart unzulässig ist (§. 145), während in dem engbenachbarten Hamburg beide Formen sich finden. (S. Van d. holte des hill. Crûzes meiner Ausg. im Wörterbuch s. v. *he.*) Die niederdeutschen Mundarten bedürfen noch sehr detaillierter Forschung, bis wir zur klaren Unterscheidung ihrer Gebiete gelangen: an seinem Theile dazu mitzuwirken, sollte jeder Herausg. als seine Pflicht betrachten. Dazu gehört aber vor allen Dingen nicht ein Verwischen und Gleichmachen mundartlicher Unterschiede: im Gegentheil hat der Herausg. der Mundart in allen ihren Schattierungen und Nüancen nachzugehen. Nur durch engstes Anschmiegen an die Vorlage wird es möglich, nach und nach das Gebiet eines Lautes, einer Form fest zu bestimmen.

Wir würden hierüber gar kein Wort verlieren, wenn nicht Hr. L. in seiner Ausgabe anders zur Sache stünde. Wir haben schon oben Gelegenheit gehabt, einer besondern Vorliebe der Hs. für die Form *û* statt *ô* zu gedenken, und wir stehen nicht an, hierin eine durchaus berechtigte Eigenthümlichkeit zu erblicken. Auch die Schreibung *upwart* für *upwert* ist bereits erwähnt. Ebenso verhält es sich mit einer Menge von andern Lauten. Die Hs. H liebt *ei* = *ê* (z. B. *heit* 13, *heilt* 200, *reit* 1527, *weit* 1578 etc.) — doch gewiß nicht ganz ohne Grund, sondern weil die Aussprache des *ê* im Sprachgebiet der Hs. H eine breitere war; ist es nicht von Interesse, einer reineren Aussprache gegenüber das zu constatieren? H schreibt mit besonderer Vorliebe *a* für *o* (z. B. *apenbâre* 335, *laven* : *daven* 435, *aver* 500, *have* : *lave* 517, *laven* 828, *namen* 1539 etc.) — abermals ein deutlicher Beweis, daß da, wo H geschrieben wurde, die Sprache dem *a* zuneigte, während W durchweg *o* schreibt. In der mecklenburgischen Mundart beginnt dieses Überwiegen des *a* über anfängliches *o* mit dem 15. Jh. (Nerger §. 28), — wann begann es links der

Elbe? Oder war diese Aussprache dem Dialect von je eigenthümlich? Keinesfalls, so will uns scheinen, dürfen wir der Hs. die Lesung *o* aufzwingen.

Ein anderes Beispiel. H schreibt *stemme* (161): Hr. L. corrigiert nach W *stempne* und läßt auch diese Lesung stehen, nachdem ihm doch durch den Reim *stemme* : *grimme* (561) der Beweis geliefert ist, daß H richtig *stemme* liest. Somit haben wir also einen Mischmasch verschiedener Lesungen, die kein Mensch für etwas Gutes halten wird. Weiter: die Hs. H weist durch die überwiegend gebrauchte Schreibung *unt* im Präfix auf eine andere Gegend als W, — was berechtigt uns, diese Form zu Gunsten von *ent* zu opfern? Beide Hss. H und W halten u. a. fast durchgehends an der Schreibung *sc* fest (z. B. *scône* 15, *weskerinne* 158, *eskeden* 758 etc.) — warum also die freilich etwas glattere Schreibung *sch* durchführen, wenn sich beide Hss. weigern und die offenbar ältere Form verloren geht? Warum die Formen *mî dî jû* allein gelten lassen, wenn doch einmal nachgewiesenermaßen die Hs. *mik* (101. 154. 224), *dik* (287. 352. 439), *gik* (1136) braucht? Über das leidige Zuschneiden nach der Schablone! Und doch möchte das noch hingehen, wenn nur wenigstens Methode drin wäre! Wenn Hr. L. durch den Reim genöthigt war, Formen wie *mik* und *dik* aufzunehmen, so ist es thöricht, dieselben, da wo kein Reim steht, zu tilgen. Wollte Hr. L. die Form *om* durchführen, wie er in der That v. 1259 *em* (H) in *om* ändert, so durfte er auch v. 116 *em* nicht stehen lassen. Ebenso wenig durfte die Form *desse* (560. 1356) stehen bleiben, wenn es des Herausg. Absicht war, was ja aus den andern Änderungen von *desse* in *dusse* (v. 6. 123. 757 u. öfter) hervorzugehen scheint, die Lesung *dusse* durchzuführen, freilich zum Schaden der Hs. und zum Nutzen keines Menschen. Noch weiter: H kennt in 3. sg. praet. nur die Form *begunde*. Diese Form bevorzugt auch W, doch findet sich dort auch zweimal die Lesung *began* (1209. 1605) und Hr. L. hat nichts eiligeres zu thun, als die beiden *began* aus W in seinen Text zu setzen, vermuthlich weil er fürchtete, seine Leser könnten am Ende vergessen, daß man auch manchmal *began* sagt. Ganz derselbe Fall ist es mit der 3. sg. praet. *kunde*, welche in H immer *kunde*, in W immer *konde* lautet, wie Hr. L. selbst in dem Varianten zu v. 86 angibt. Mit dieser Angabe wäre füglich die Sache zu Ende; indeß scheint es Hrn. L. doch leid zu sein um die arme Form *konde*, und so setzt er sie doch noch zu guter Letzt in den Text und zwar im Reime *konde* : *begunde* (v. 1301)! Ähnlich ist es endlich mit dem Gebrauch der Formen *fink* und *fênk*, *hink* und *hênk* etc. Beide Formen kommen in H wie in W, und zwar ungefähr gleich oft vor, — natürlich hatte der Herausg. der Lesung zu folgen und die Varianten in W anzugeben. Statt dessen hat sich Hr. L. bei dem Bewußtsein beruhigt, daß beide Formen gebräuchlich seien, und setzt *fink* und *fênk* etc. darauf los, wie es ihm in die Feder kommt. Sachlich mag das ja in diesem Falle einerlei sein; für einen Editor aber ist es immerhin eine sonderbare Praxis.

Einige Worte müssen wir noch über die Längenbezeichnung des Hrn. L. sagen. Er stützt sich hier wie bei seinen früheren Ausgaben mit seiner Methode auf die Autorität von Jacob Grimm, Grammatik I³, 251 f. Daß J. Grimm in diesem Falle einem Irrthum unterlag, darüber möge man Nerger a. a. O. §. 33 nachsehen. Zugegeben aber auch, Hr. L. wäre im Princip im Rechte, so müssen wir doch verschiedene Verstösse gegen eben dieses Princip constatieren: es ist zu lesen *ôk* (47 u. oft), *môste* (64 u. oft), *hîr* (94 u. o.), *mêr* (96 u. o.), *êrst*

(397 u. o.), *gûtlik* (313, vielleicht nur ein Druckfehler), *gânde* : *stânde* (723), *môst* (804), *sût* : *tût* (1048), *hêlden* (1084), *vêl* (1230).

Schließlich beiläufig und in aller Bescheidenheit ein paar Änderungsvorschläge.

V. 63 heißt es vom Teufel in Kindesgestalt: *He sôch sô sêre ût oren brusten* | *Dat men se* (d. h. der Frau) *laven môste*. Mir scheint die Lesart *lâten* besser: man musste die Frau lassen, weil sie beim Säugen Schaden nahm; die Fortsetzung stimmt dazu: *Se wunnen mennige vrôwen edder wîf* | *De alle vorloren ore lîf*.

V. 212 scheint mir im Ausdruck etwas ungeschickt: *went he de swarten kunst beschrêf*. *De sw. k. beschriven* ist hart; wie wäre es mit der Lesung *bedrêf?*

V. 751 (H) redet davon, daß der Teufel in des Königs Tochter gefahren ist, und fährt fort: *Is de konink sus nâ bî hulden,* | *So wart mî mîn arf wol gulden*. Hr. L. liest nach dem Vorgang von D und Z: *Is he dem k. sô nâ bî h.* und erklärt: Steht er, der Teufel, so hoch in des Königs Gunst. Es scheint durchaus geboten, *he* (der Teufel) in *se* (die Tochter) zu ändern; es würde dann heißen: Ist sie dem König so viel werth, so kann ich mir durch die Heilung etwas Tüchtiges verdienen.

V. 1348. H schreibt: *Unde bôt dem brôder ênen vrôliken sin*. Die Varianten bieten keine bessere Lesung. Wir schlagen vor: *unde bat den brôder vrôlik sîn.* Metrisch ist diese Lesung sicher besser; auch im Ausdruck scheint sie uns fließender. —

Dem Zeno beigegeben erscheint hier noch ein Gedicht, welches mit dem Zeno in keinem Zusammenhange steht und nur in besonderer Veranlassung gelegentlich mit abgedruckt ist, nämlich das aus Schade's Geistlichen Gedichten vom Niederrhein (Hannover 1854) bekannte *Anselmus boich*, in niederdeutscher Fassung. Dasselbe beansprucht in sofern ein besonderes Interesse, als hier der Nachweis geliefert ist, daß unser niederdeutsches Gedicht nicht etwa aus dem Niederrheinischen übertragen ist: vielmehr liegt hier das Original vor und das niederrheinische Gedicht erweist sich als Copie. So mögen also die beiden Mundarten in Betreff der Originalität der Dichtungen Zeno und Anselmus abrechnen. Was nun das Gedicht anlangt, so macht dasselbe einen überaus wohlthuenden Eindruck; die Erzählung ist, die etwas monotonen Zwischenfragen abgerechnet, durchaus würdig gehalten, ja stellenweise nicht ohne poetische Weihe, dabei von großem Fluß der Diction. Auch der Schreiber verdient alles Lob: die Überlieferung ist nahezu musterhaft. Hr. L. hat keine Ausgabe des Gedichtes veranstalten wollen, sondern nur einen Abdruck beabsichtigt, — zu unserer Befriedigung: so weiß man doch, woran man mit seinem Texte ist.

Was Hr. L. dem Abdrucke hinzugefügt hat, ist nur wenig: Berichtigungen und Worterklärungen, die ganz an ihrem Platze sind. Nur Eines sei bemerkt: p. 145 steht zu v. 525: Lies *one*. Diese Besserung von *one* statt *ome* scheint uns so durchaus unzulässig, ja so ganz unmöglich, daß wir ohne Weiteres einen übersehenen Druckfehler annehmen.

RUDOLSTADT. KARL SCHRÖDER.

Regel, Karl, Die Ruhlaer Mundart dargestellt. Weimar, Böhlau 1868. VIII, 314 S. 8⁰.

Bücher wie das vorliegende veralten nicht, darum wird eine Anzeige und Beurtheilung, die sich nicht unmittelbar an die Zeit seines Erscheinens knüpft, immer noch eine gute Stelle finden können.

Schon längst ist es bekannt, daß Herr Professor Regel in Gotha an einem thüringischen Idiotikon arbeitet. Daß ein solches Werk nur langsam reifen kann, weiß jeder Einsichtige, und dennoch wird mancher mit einer gewissen Ungeduld die endliche Ausführung jenes Vorhabens ersehnt haben. Denn während die Erforschung der mitteldeutschen und insbesondere thüringischen Dialecte recht wacker betrieben wurde, geschah für die der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit verschwindend wenig. Wie eine Mundartforschung nicht ohne historisch-grammatische Grundlage gedeihen kann, so wird die Erkenntniss der mundartlich gefärbten Sprache der Vorzeit immer unlebendig bleiben, wenn ihr die der geschichtlichen Entwickelung und des heutigen Gebrauchs nicht zu Hülfe kommt. Für einen ganzen Studienkreis also ist Regel's Unternehmen geradezu eine Nothwendigkeit.

Werden unsere Wünsche auch noch nicht in allernächster Zeit erfüllt, so haben wir in dem vorliegenden Buche über die Ruhlaer Mundart einen Vorläufer jenes umfassenden Werkes erhalten, den wir freudig willkommen heißen müssen. Einmal um seiner selbst willen, dann aber auch weil er uns trotz seines monographischen Charakters ein Bild gibt von der Anlage und der Ausführung des künftigen gesammten thüringischen Idiotikons, für dessen Vollendung der Verfasser nach seinem eigenen Bekenntnisse in nicht mehr ferner Zeit die nöthige Kraft und Muße zu finden hofft.

Ursprünglich lag es nicht im Plane Regel's, mit einer Einzelstudie vor Vollendung und Veröffentlichung des Hauptwerkes hervorzutreten, sondern Anlaß und Anregung zu seiner vorliegenden Schrift verdankt er dem bekannten Reiseschriftsteller Alexander Ziegler, welcher ihn für ein früher von ihm in Angriff genommenes umfassendes Werk über seinen Geburtsort Ruhla zu einem Beitrag durch eine Abhandlung über die Ruler sprach aufgefordert hatte. Dieser anfänglich beabsichtigte Beitrag wuchs aber zu einem selbständigen Buche an und fand erst nach Überwindung manigfacher Hemmnisse seinen Weg an die Öffentlichkeit. Für uns ist diese Wendung des äußern Schicksals der Arbeit gewiß erwünscht; denn inmitten eines umfassenden culturgeschichtlichen und topographischen Werkes hätte diese sprachliche Studie leicht übersehen und vergessen werden können.

Wenn irgend eine Volksmundart verdient und geeignet ist, monographisch dargestellt zu werden, so ist es die Ruhlaer. Denn sie ist nicht bloß ein besonderes Charakteristicum eines bestimmten Dialects, sondern sie ist auch deshalb so eigenartig, weil sie verschiedene von einander abweichende, wenn auch vielfach verwandte, Idiome in sich vereinigt. Sie ist wol eine mitteldeutsche und zwar thüringische Mundart, aber ihr Grundcharakter ist hennebergisch, also fränkisch, also auch oberdeutsch. Dazu kommt noch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit. Das Ruhlaische nämlich „bezeugt durch den Sonderbesitz einer nicht ganz unerheblichen Anzahl von Wörtern slavischer Herkunft, daß ein ursprünglich an diesem Orte vorhanden gewesenes sorbisches Volkselement auch

nach langer Überwucherung durch den germanischen Hauptbestand des Stammes nicht ganz bis auf die letzte Spur hat aufgezehrt werden können."

Erheischten diese verschiedenen Elemente eine eingehendere und ausgedehntere Betrachtung, als sie einer einheitlich organischen Mundart gewidmet zu werden braucht, so ist die vorliegende Monographie Regel's auch deshalb etwas umfänglich ausgefallen, weil der Verfasser sich nicht bloß an die Fachgenossen wandte und darum in seiner Darstellung einer ausführlicheren Ausdrucksweise anstatt einer lakonischen bedurfte. Gerade darin liegt aber auch der Hauptreiz des Buches. Obwohl ich das Hauptresultat, welches doch von wesentlichem Einfluß auf den Umfang sein mußte, im Voraus kannte, wollte mir doch anfänglich diese Abhandlung über eine einzelne Mundart etwas zu weit angelegt erscheinen, und diesen Eindruck hat das Buch wohl auch auf andere gemacht. Als ich aber nicht bloß blätterte und hie und da auch hineinsah, sondern an die zusammenhängende Lectüre schritt, habe ich gerade in der darstellenden Weise des Buches einen besonderen Vorzug finden müssen. Es thut wohl, wenn die grammatischen Thatsachen auch ihre Erklärung finden, wenn sie in den Zusammenhang mit andern Erscheinungen gestellt werden. Auf solche Weise hat Regel seine Darstellung belebt und ihre Lectüre zu einer wirklich genußreichen gemacht.

Dabei ist diese Darstellung auch durchaus wissenschaftlich. Nicht bloß der heutige Gebrauch wird uns vor Augen geführt, sondern der Verfasser weist zugleich wo es nöthig scheint auf die ältere Sprache zurück. Andererseits werden die gelehrten Forschungen vielfach citiert, welche den Gebrauch in der Ruhlaer Mundart bestätigen oder erklären helfen. So hauptsächlich Reinwald's hennebergisches Idiotikon, Vilmar's Idiotikon von Kurhessen nebst Bech's Nachträgen, und die Arbeiten Georg Brückner's und der Gebrüder Stertzing über die hennebergische Mundart in Frommanns Zeitschrift. Beispiele sind reichlich gegeben, sowohl einzelne Formen und Worte als Redewendungen. Zu ihrer Erklärung ist das Schriftdeutsche meist beigesetzt, nur selten begegnet ein Citat, welches dem unkundigen Leser unverständlich sein wird, weil ihm die Übersetzung mangelt. Mitunter, habe ich gefunden, ist die Übersetzung zu frei, indem sie den Sinn wiedergibt, ohne das Wort herüberzunehmen oder zu übertragen.

Die Anordnung des reichhaltigen Stoffes ist durchaus angemessen und dabei übersichtlich. Die vier Capitel des Buches repräsentieren zwei Haupttheile, einen grammatischen und einen lexicalischen. Der grammatische behandelt in drei Capiteln die Laute, die Wortbildung und Wortbiegung. Das vierte Capitel „Wortvorrath" handelt zuerst vom volksthümlichen Ausdruck, dann folgt unter dem lexicalischen Wortschatz die Anführung der nichtgermanischen, dann der einheimischen Elemente.

Unter den Lauten bespricht der Verfasser natürlich zuerst die Vocale und sagt da im Eingang über den Ruhlaer Vocalismus im Allgemeinen, daß er einen Reichthum und eine Manigfaltigkeit zeige, welche den Dialect nicht nur gegen das eigentlich Thüringische und Hennebergische, sondern auch gegen die nhd. Schriftsprache hinsichtlich der lautlichen Lebendigkeit vielfach in entschiedenen Vortheil setzen; „denn während er auf der einen Seite viele der alten Laute mit zäher Treue bewahrt hat, sind ihm durch eine Reihe von Umgestaltungen zum Theil sehr merkwürdiger Art viele neue Laute zugewachsen,

die aber, weil sie meist mit gesetzmäßiger Consequenz eintreten, dem Klang der Mundart nicht den widrigen Charakter zweckloser Vergröberung oder Verwilderung, sondern den lebensvollen Hauch einer wohlabgestuften originellen Lautentwickelung verleihen."

Erst werden „die einfachen Kürzen," dann „die einfachen Längen" besprochen. Hier heißt es unter *b*): „Hinsichtlich des aus *uo* verengten *û* steht die Mundart, sofern nicht auch hier Kürzung oder Ausweichung eingetreten ist, auf rein mitteld. Stufe, während das eigentlich Thüringische den mhd. Laut meist in seinem *ûë* durchklingen läßt." So viel ich beobachtet, kommt dieser Diphthong *ûë* allerdings vor im Thüringischen, aber daneben auch der reine Vocal *û* ohne Nachschlag. Und wenn ein *e* nach *u* zu hören ist, so fragt es sich, welcher Consonant folgt, ob seine Aussprache eine vorhergehende Pause erfordert oder nicht. — Unter *c)* werden die „alten Diphthongen," unter *d)* die „Steigerung" betrachtet. Die Steigerung des echten *û* zu *åu* zeigt sich auch im Personalpronomen *dåu* im Gegensatz zum Mhd. Aber diese Steigerung tritt doch wohl nur ein, wenn das Pronomen demonstrativ steht, was kurz hätte bemerkt werden können, sonst steht die Kürzung *de*. — Es folgt: *e)* Brechung, *f)* Verdunkelung, *g)* Ausweichung (ein inhaltreicher Abschnitt), *h)* Dehnung und *i)* Kürzung. Hier unter Kürzung heißt es im Anfang: „Das mhd. oder auch nur nhd. *â*, welches vor auslautendem *r* in *oi* ausgewichen war, tritt vor *rn* in denselben Wörtern zu reinem *a* gekürzt wieder hervor, und nun folgen Beispiele, die besser etymologisch auseinander gehalten worden wären. — Unter 6 werden die Kürzungen des *ie* respective *î* in *i* vorgeführt, nach ihnen auch *se gingen*, *me fingen*. Diesen Formen gehen die Nebenformen *gengen*, *fengen* zur Seite, weshalb auf *e)* 3. (S. 20) verwiesen werden konnte. Diese Beispiele wären übrigens besser nicht zuletzt, sondern im Anfang zu nennen gewesen, weil sie einen sprachlichen Vorgang zeigen, der in der nhd. Umgangssprache sanctioniert ist. Bei der Kürzung des *uo* respective *û* in *u* hätte in gleicher Weise für die Leser, die nicht die grammatischen Verhältnisse gleich bei der Hand haben, auf die nhd. Wandlungen von *Mutter, Futter* als Analogien hingewiesen werden sollen.

Die übersichtliche Betrachtung des ruhlaischen Umlauts hat der Verfasser erst am Schlusse des Vocalismus gegeben, weil der Umlaut auf den verschiedenartigen Erscheinungen desselben ruhe und sich nur nach deren vorgängiger Besprechung verständlich darstellen lasse. Unter 1. c) wäre eine Trennung der Beispiele von Vortheil gewesen, wo der Umlaut Berechtigung hat, wo er auf Analogie beruht, wo er auf eine Nebenform zurückgeht.

Im Consonantismus werden 1. die Liquidae, 2. die Labiales abgehandelt. Das Ruhlaische zeigt hier im Widerspruche gegen die thür. Art und übereinstimmend mit dem Henneb. eine Abneigung gegen *b* nach Vocal und nach *l* und *r*. Das Beispiel *gâl* gelb, dessen mhd. Form *gel* auch angeführt wird, scheint mir deshalb nicht hierher zu gehören, weil die Form ohne *b* alt ist, und weil das *b* gar nicht organisch ist, sondern erst in jüngerer Zeit aus *w* nach dem Gesetze der Lautabstufung verdichtet wurde, aber nur im Nominativ, d. h. im Auslaut, während das *w* in der Aussprache trotz der Schrift in den übrigen Casus im Inlaute verblieben ist. In diesem Falle weicht auch das Ruhlaische nicht vom Thüringischen ab. — Die Form *hâ* haben, *äu hatt*, ihr habt, *gehât*, gehabt, stehen allerdings etymologisch auf einer Stufe wie *drâ*, traben, *gelât*, gelabt, allein die

Syncope und die Ausstoßung des *b*-Lautes ist schon so früh vor sich gegangen, daß hier wohl Alterthümlichkeit anzunehmen ist. Diese Formen von *haben* hätten passend im Anfang genannt werden können, um an ihnen als an einem schriftgemäßen und zum Theil auch noch heute gültigen Beispiel die andern auf demselben Princip beruhenden Vorkommnisse zu erläutern. — Unter den Gutturalen wird auch der Verhärtung des *j* zu *g* gedacht und als Beispiel *genner* = jener angeführt. Ist dies der einzige Fall? — Unter den Dentalen kommt der Verfasser (S. 77) auf eine ganz besonders interessante Erscheinung zu sprechen. Im Ruhlaischen wie in verschiedenen Theilen des hennebergischen Dialects heißt es: *dü mutt*, ihr müßt, *ä mutt*, er mußte u. s. w.; *lått*, laßt, *ä lätt*, er läßt. „Daß hier," sagt Regel, „nicht von einer nd. Lautstufe, sondern lediglich von Ausstoßung des *s*, *z* vor dem *t* die Rede sein kann, das beweisen die ruhl Grundformen *ich müss*, *mäi mussen*, *ich låss*, *mäi låssen*, *ä līss*, er ließ, sowie der klare Wegfall des *z* im mhd. *lâzen* (*er lât* u. s. w.), und es darf daher auch gewiß bei dem höchst merkwürdigen ruhl. Prät. Conj. (*ä litt*, er ließe, *me litt*, man ließe, *mäi*, *sü litten*, wir, sie ließen) nicht an einen Rest niederd. Charakters gedacht werden, sondern diese Anomalie kann nur aus Verirrung des Sprachgefühls im Anschluß an das Präs. *ä lätt*, *dü lått* erklärt werden." Ebenso deutet Regel den mhd. Infin. *mütten*, müssen und das henneb. Präs. *mäi mutte*: wir müssen. Bei den Präsens-Formen mit *t* von *lassen* wird man schwerlich an niederdeutsches Element denken, sondern Alterthümlichkeit annehmen; sie wären daher bei dieser Erörterung nicht in einer Reihe mit den Formen von *müssen* als Beispiele, sondern nur als Analogien und Beweise anzuführen gewesen. Es handelt sich um alle *t*-Formen von müssen und den Conjunctiv von lassen. Mir waren aus der hennebergischen Mundart bis jetzt nur die Formen von müssen bekannt und ich hielt sie allerdings für Reste des Niederdeutschen. Wenn Regel's Beweis auch nicht zwingend sein kann, da es sich um Analogien handelt, so glaube ich doch, daß er diese seltsame Erscheinung treffend gedeutet und erklärt hat. Anstatt eine Alterthümlichkeit zu sein, ist nun jede dieser Formen eine Neuerung. Es wäre daher nachzuspüren, wann sie zuerst auftreten. Dies dürfte aber insofern schwierig sein, als sie in der Litteratur und in urkundlichen Aufzeichnungen gewiß vermieden worden sind. — Auch im folgenden Abschnitte (5. b) findet Regel Anlaß, mundartliche Erscheinungen etymologisch zu erklären. Die in Thüringen und Henneberg sehr gebräuchliche Partikel *änn* in der Bedeutung von: denn, wohl, wird gewöhnlich aufgefasst, als sei sie = *denn*, in welchem das *d* durch Aphäresis abgefallen sei: ebenso bei *och* = *doch*.' (Ich habe mir dieses *och* immer aus *joch* erklärt.) Regel dagegen sieht in *änn* das ahd. Fragewort *eno*, *enonu*, *enoni*, in *och* die mhd. Partikel *oht*, *ot*, *eht*, gibt aber eine Vermischung mit *denn* und *doch* zu.

Im Gebiete der Wortbildung (Capitel II) möchte ich das als besonders charakteristisch hervorheben, daß im Ruhlaischen das Suffix *-chen* für die Verkleinerungswörter herrscht wie im Thüring. und Thür-Henneb. und im Gegensatze zum Fränk.-Henneb. *-le*.

In der Lehre von der Wortbiegung (Capitel III) wird zuerst das Substantivum besprochen. Ein überaus interessanter Vorgang in der Ruhlaer Mundart ist die Bildung des Dativs in der starken Singular-Declination. Jeder, der sich mit deutscher Grammatik beschäftigt, muß von Regel's Beobachtungen die in dieser Weise noch niemals gemacht sind, nothwendig Kenntniss nehmen. Die Flexion *-e* hat der Ruhlaer Dialect aufgegeben.

Hierin stellt sich das Ruhlaische dem Hennebergischen zur Seite, während das Thüringische, wenn auch nicht durchaus, mit dem Meißnischen an der vollen Form festzuhalten pflegt. Während in der Schriftsprache und so auch in vielen Mundarten durch den Abfall des *e* der Dativ dem Nominativ und Accusativ gleich wird, sucht das Ruhlaische eine von diesem Casus prägnant geschiedene Form zu schaffen, und zwar auf dreierlei Weise: 1. durch Vocalkürzung, beziehungsweise Bewahrung der Kürze; 2. durch Vocalkürzung und Consonantenveränderung; 3. durch Abwerfung des auslautenden Gutturalen ohne Veränderung des Stammvocals. Was aber von den Gutturalen gilt, ist zum Theil auch bei den Labialen der Fall, darum wäre vielleicht auf p. 68. 69 zu verweisen gewesen.

In der Flexion des Zeitworts ist ebenfalls eine höchst eigenthümliche Erscheinung hervorzuheben. Der Infinitiv nämlich begegnet in drei Formen: 1. die gewöhnliche ist die ganz endungslose; 2. dieser endungslose Infinitiv wird ganz regelmäßig durch das alte Präfix *ge-* zu einer zweiten Form verstärkt bei den Hülfszeitwörtern können und mögen (z. B. *ich kân mich net lang ûfgehall,* ich kann mich nicht lange aufhalten); 3. die dritte Form ist die auf *-en, -n,* und diese dritte Form, welche sich einmal in der Verbindung des Infinitivs mit *zu,* sodann nach den Zeitwörtern bleiben und werden, auch nach sehen und hören findet, ist nach Regel's sicher zutreffender Ausführung im ersten Falle der Dativ des Infinitivs (früher auf *enne, ene* ausgehend), im zweiten Falle nur scheinbar der Infinitiv, vielmehr ursprünglich das Part. präs.

Sehr anziehend ist von Regel über den volksthümlichen Ausdruck gehandelt. Hier werden uns eine Menge treffender Redensarten, bildlicher und formelhafter Ausdrucksweisen, Sprichwörter, Wettersprüche und Zeitregeln vorgeführt. In einer Wendung scheint mir der Sinn zu speciell wiedergegeben zu sein; *ä sâk d'n himmel für ân duidelsâk ân* (er sah den Himmel für einen Dudelsack an) wird übersetzt: war so betrunken, daß er nichts mehr unterscheiden konnte. Soweit ich diese Redensart kenne, so wird sie nicht bloß von der Trunkenheit gesagt, sondern überhaupt von dem Zustande, in welchem einem, um wiederum einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, der Kopf brummt. So heißt's bei Sommer in den Bildern und Klängen aus Rudolstadt von dem Lehrjungen, der von seiner Meisterin eine Schelle erhielt: *da hat'r aber änne Schalle von ir kröcht, daß'r 'n Himmel fer änn Dudelsack hätt möcht ansih.* — Bei Anführung der Sprichwörter hätte sich vielleicht die Trennung in reimlose und gereimte empfohlen. Die Druckeinrichtung wäre hier auch übersichtlicher, wenn diese Sprüche mit ihren Übersetzungen nicht fortlaufend stünden, sondern links das Ruhlaische, rechts das Schriftdeutsche seinen Platz fände.

In den Verwünschungsformeln finden sich Reste heidnischen Glaubens; hieran knüpft der Verfasser eine Besprechung solcher Wörter und Wendungen, in denen alte mythische Vorstellungen haften geblieben sind. Regel erwähnt auch den *Härscheklâs* (der heilige Nicolaus und Knecht Ruprecht) und möchte den ersten dunkeln Theil des sonderbaren Wortes aus einem zweiten ebenfalls entstellten Namen z. B. Hieronymus erklären. Ich habe *härsche* in *Härscheklâs* immer für das Adjectiv *hêrsch, hêrisch,* Bildung von *hêr* genommen, in der Bedeutung von heilig = sanct, habe aber freilich dafür keine Analogien zur Hand. Im Hennebergischen kommt nur daneben vor: Hersche-Rupperich, d. i.

der Knecht Ruprecht (s. Spieß, Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen S. 101 fg.).

Die nichtgermanischen Elemente im lexicalischen Wortschatze der Ruhlaer Mundart bestehen zunächst in einer Anzahl von lateinischen oder französischen Lehnwörtern, welche nach Regel's Urtheil die ruhl. Mundart wohl zum großen Theile mehr in Folge der Meßreisen und des ausgebreiteten Gewerbeverkehrs der Ruhlaer als in Folge des gesteigerten Fremdenbesuches der neuesten Zeit aufzuweisen hat. „Viel wesentlicher aber für die Beurtheilung der ruhl. Mundart ist es, daß in ihr eine Reihe von Wörtern erscheint, welche sich zwanglos aus dem Slavischen und zwar speciell aus dem Böhmischen erklären, während sie sich jeder gesunden Etymologie auf germanischem Boden hartnäckig verschließen. Ihre Anzahl ist nicht groß, aber sie sind zum Theil so eigenthümlich und weisen so deutlich auf lange Einbürgerung in Ruhla hin, daß man sie als einen unwiderleglichen Beweis für ein hier altbestehendes slavisches Volkselement ansehen darf." Auch der Name „Ruhl" oder vielmehr „die Ruhl" läßt sich ungesucht aus dem Slavischen erklären (s. S. 157). Die Ruhl ist eigentlich „das Feld". Der Ortsname findet sich auch noch öfter auf slavischem Boden.

Das Einheimische im lexicalischen Wortschatze des Ruhlaischen nimmt den verhältnissmäßig größten Raum in Regel's Buche ein. Die Zusammenstellung ist alphabetisch, dabei ist trotz des lexicalischen Charakters dieses Theils im Buche jeder Artikel durch die zahlreich beigebrachten Beispiele, durch die Verweisungen auf ältere oder verwandte Mundarten, durch die Bestimmung der hennebergischen oder thüringischen Heimat eines Wortes, durch historische und culturhistorische Fingerzeige geradezu unterhaltend zu nennen. — Zu *batzen* (S. 162): Bei mir in Meiningen gilt der Batzen 5 Kreuzer, der Halbbatzen $2\frac{1}{2}$ Kreuzer, was ziemlich so viel ist als 6 Pfennige, wenn Regel nach Gothaischen Pfenningen gerechnet hat, aber mehr, wenn man 6 leichte Pfennige (= $1\frac{1}{2}$ Kreuzer) oder 6 preußische Pfennige (= $1\frac{3}{4}$ Kreuzer) annimmt. — Zu *berzel*, *birzel* (S. 164): ist im Hennebergischen (hier *börzel*) nicht der Rücken, sondern nur das Steißstück der Vögel. Die Beispiele, die Regel anführt, sind als Belege für die allgemeinere Bedeutung „Rücken" nicht zwingend. *berzelstöck* ist nur übertragen: die Rückseite. — Zu *däitscher* (S. 173): Die Erklärung ‚Kartoffelgebäck' ist wohl zu allgemein. Es kommt im Hennebergischen auch die Zusammensetzung vor: *Kartoffeldätscher*; *dätscher* geht auch auf die Form; denn nicht jedes Gebäck ist *dätscher*. Eine genauere Erklärung bei Spieß S. 6. — Zu *hätz* (S. 203). Die Bedeutung des Wortes = große Menge ist nicht allein thüringisch, sondern auch hennebergisch. — Zu *hûts* (S. 209): Der Hütes ist allerdings vorzugsweise der Kloß von rohen Kartoffeln, aber das Wort bezeichnet auch jeden andern Kloß, wie auch die Zusammensetzungen Kartoffelhütes und Mahl-(Mehl-)hütes zeigen. Den Segensspruch ‚Gott hüte's' möchte ich nicht so deuten wie Regel: Gott lasse uns die schwere Speise wohlbekommen; denn schwer ist die Speise nicht, am wenigsten ist es der Kloß von rohen Kartoffeln, der zu den leichtverdaulichsten Speisen gehört, sondern der Segensspruch ist ganz allgemein zu nehmen. Da die Klöße eine häufige und beliebte Speise in jener Gegend sind, auch vielfach ohne Fleisch oder Braten genossen werden, so konnte sich leicht ein Segensspruch gerade an diese Kost anheften. — Zu *sâft* (255): Auf S. 3 ist unter den einfachen Kürzen mit *a* auch das Wort *sacht* genannt; im Wörter-

buch ist es nicht mit eingereiht als Artikel. Dieses niederdeutsche Zwillingswort vom hochdeutschen *sanft* ist ziemlich weit südwärts schon vorgedrungen auch in die Mundarten. Über seinen Gebrauch mögen daher die Dialectforscher Beobachtungen anstellen. Regel führt unter *sâft* = *sanft* als Synonym die Bildung *sachtig* an, erwähnt aber das einfache Wort *sacht* nicht; darnach scheint es in der Ruhl nicht heimisch. — Zu *schmorr* (S. 263): Das hess.-henneb. *schmorgen*, ohne Noth sparen und darben, ist doch auch schriftgemäß, wenn auch selten. Hier sei nur erinnert an die Stelle in Göthe's *Ergo bibamus*: „Und was auch der Filz von dem Leibe sich *schmorgt*, so bleibt für den Heitern doch immer gesorgt." — Zu *wâs* (S. 284): Ist *wâs* im Ruhlaischen nur allgemein: Tante? Hat sich nicht der bestimmte Begriff „Vaters Schwester" erhalten, und geht nicht daneben *mûm* her? — An vielen Stellen sind in Regel's ruhlaischem Idiotikon schwierige und dunkle Worte zum erstenmale befriedigend erklärt und aufgehellt. Ich weise in dieser Beziehung auf die lehrreichen Artikel: *drîbsch* (S. 177), *er* (S. 181), *hœlich* (S. 207), *nach nôden* (S. 244), *schärz* (S. 257).

Der Anhang des Buches bringt ‚Kinderversehen' und ‚andere volksthümliche Versehen'. Den Schluß bildet ‚Der Riwwerskuchen', ein Gedicht in Ruhlaer Mundart von Ludwig Storch, dem bekannten Dichter und Erzähler.

In der Reihe der dialectologischen Monographien steht Regel's Darstellung der Ruhlaer Mundart mit obenan. Wird sie dem Dialectforscher unentbehrlich sein, so werden auch alle aus ihr Belehrung schöpfen und sich an ihr erfreuen können, denen eine tiefere Erkenntniss der deutschen Sprache und des deutschen Volksthums am Herzen liegt.

JENA, August 1870. REINHOLD BECHSTEIN.

Nachtrag zu S. 317—333.

Zu dem von Svend Grundtvig beigebrachten Belege für den Gebrauch des Speeres bei einer Hochzeit, welche in Schweden im Jahre 1654 gefeiert wurde, kann ich nunmehr noch einen weiteren fügen, welchen mir Hr. Dr. Hans Olof Hildebrand Hildebrand in Stockholm freundlichst nachgewiesen hat.

In Follstrup, Beskrivning om Södermanland (Stockholm, 1837) S. 79, findet man nämlich folgende Angabe: „Sedan det blef aflagt att gifva hustrun vapen, brukades länge, i synnerhet bland de förnäma, till och med i Carl XI. tid till ett minne deraf att andra dagen nedlägga en lans prydd med silkesband, hvilken sedan af någon af marschalkarne utkastades genom fönstret, till et tecken, at inga vapen mellan makar mer behöfdes. Den sista gången man vet att detta skett, var då landshöfding grefve Douglas och grefvinna Beata Stenbock blefvo gifta i Stockholm."

Hr. Dr. Hildebrand bemerkt mir dazu, daß Graf Gustav Douglas am 4. August 1680 mit Gräfin Beata Margaretha Stenbock sich verheiratete. Man sieht, der Vorgang fällt um 26 Jahre später als der von Sv. Grundtvig erwähnte, ist diesem aber durchaus gleichartig; der Name des vápnatak wird aber dabei nicht genannt, und die Deutung, welche dem Gebrauche gegeben werden will, mag sie nun richtig oder falsch sein, führt in keiner Weise auf dieses zurück. Eine weitere Verfolgung gerade der schwedischen Rechtssitte wäre sehr erwünscht. K. MAURER.

BIBLIOGRAPHISCHE ÜBERSICHT
DER
ERSCHEINUNGEN AUF DEM GEBIETE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE IM JAHRE 1870.
VON

KARL BARTSCH*).

I. Begriff und Geschichte der germanischen Philologie.

1. Raumer, Rudolf v., Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland. gr. 8. (XII, 743 S.) München 1870. Oldenbourg. 3 Rthlr. 6 Sgr.

Auch u. d. Titel: Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 9. Band. — Vgl. Zeitschrift für deutsche philologie 3, 481—483 (Weinhold); Blätter für literar. Unterhaltung 1871, Nr. 26 (Rückert); Saturday Review Nr. 807.

2. Haym, R., die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. gr. 8. (XII, 951 S.) Berlin 1870. Gärtner. 4 Rthlr.

Enthält einen Abschnitt über die germanistischen Studien, die von den Romantikern angeregt wurden, namentlich der Brüder Grimm. Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 18; Theolog. Literaturblatt Nr. 1; Zeitschrift für Philosophie LVIII, 2 (Ulrici) u. s. w.

3. **Bouterwek.** — Crecelius, W., Karl Wilhelm Bouterwek. Ein Nekrolog.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 5, 365—389.

4. **Diemer.** — Bartsch, K., Joseph Diemer.

Germania 15, 460—462.

5. **J. Grimm.** — Andresen, Karl Gust., Über die Sprache Jacob Grimms. gr. 8. (VIII, 299 S.) Leipzig 1870. Teubner. $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Vgl. Zeitschrift für deutsche philologie 2, 376 (Weinhold).

6. **Hoffmann v. Fallersleben.** — Wagner, J. M., Hoffmann von Fallersleben. Nachtrag. gr. 8. (8 S.) Dresden 1870. Schönfeld. 4 Ngr.

Abgedruckt aus Petzhold's N. Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft.

7. **Holtrop.** — Campbell, J. A. G., Levensbericht van J. W. Holtrop.

In: Levensberichten der afgestorvene medeleden van de Maatschappij der Ned. Letterkunde te Leiden. Leiden 1870. 48 S.

8. **Holtzmann.** — Thaler, Karl von, Adolf Holtzmann.

Neue freie Presse 1870, 12. Juli.

9. Professor Holtzmann †.

Allgemeine Zeitung 1870, Beilage 188.

10. **Koberstein.** — Zacher, J., August Koberstein.

Zeitschrift für deutsche philologie 2, 507—515.

11. August Koberstein.

Allgemeine Zeitung 1870, Beilage 75.

12. R(ichter), A., August Koberstein.

Illustrirte Zeitung Nr. 1400.

*) Mit Unterstützung meiner Freunde K. Gislason, Th. Möbius, E. Verwijs.

13. **Liebrecht.** — The literary labours of Dr. Felix Liebrecht. A contribution towards the bibliography of the science of comparative mythology and folk lore.

Trübner's American and Oriental literary record 1870, Nr. 57.

14. **Pfeiffer.** — Schmidt, Joh., Pfeifferfeier in Bettlach 29. Mai 1870.

Germania 15, 252—260.

15. Schröer, Bettlacher Fest zum Andenken Franz Pfeiffers.

Neue Freie Presse 1870, 7. Juli.

16. Pfeifferfeier in Bettlach.

Blätter für literar. Unterhaltung 1870, Nr. 44.

17. **Roth.** — Bartsch, K., Franz Roth.

Germania 15, 108—109.

18. **Schleicher.** — Lefmann, Privatdoc. Dr. Salom., August Schleicher. Skizze. gr. 8. (VIII, 104 S.) Leipzig 1870. Teubner. $^2/_3$ Rthlr.

Vgl. Heidelb. Jahrbücher 1871, Nr. 2 (Spiegel); Saturday Review Nr. 768; Zeitschrift f. Völkerpsychologie 7. Bd., 3. Heft (Steinthal); Allgem. Liter. Zeitung 1871, Nr. 14; Blätter f. liter. Unterh. Nr. 43.

19. **Wackernagel.** — Zacher, J., J. G. Wackernagel und L. Sieber, Wilhelm Wackernagel.

Zeitschrift für deutsche philologie 2, 329—342.

20. Zur Erinnerung an Wilhelm Wackernagel. 8. Basel 1870.

21. Blätter aus W. Wackernagels poetischem Nachlasse.

Monatsblätter für innere Zeitgeschichte von Geltzer 1870, S. 109—118.

22. Wilhelm Wackernagel.

Unsere Zeit 1870, 14. Heft.

23. R(ichter), A., Wilhelm Wackernagel.

Illustrirte Zeitung Nr. 1358.

24. Wilhelm Wackernagel.

Beilage des Preussischen Staats-Anzeigers 1870, Nr. 22.

25. Wilhelm Wackernagel.

Allgem. Kirchenzeitung 1870, Nr. 4.

26. **te Winkel.** — Bartsch, K., Lammert Allard te Winkel.

Germania 15, 107—108.

27. R(ichter), A., das Grimm'sche Wörterbuch und seine Fortsetzer.

Illustrirte Zeitung Nr. 1411; mit Skizzen und Porträts von Hildebrand, Weigand und Heyne.

28. Freybe, A., Bericht über die Sitzungen der germanistischen Section der XXVI. Philologenversammlung zu Kiel, 27. bis 30. Sept. 1869.

Germania 15, 109—128.

II. Handschriftenkunde und Bibliographie.

29. Rieger, Max, Reste altdeutscher Handschriften zu Darmstadt.

Germania 15, 203—206.

30. Handschriften der Kieler Universitätsbibliothek, die in sprachlicher Beziehung Interesse haben.

Serapeum 1870, Nr. 20 fg. Enthält K. B. 21, perg. 8. 14. Jahrh. ein latein. deutsches Glossar; K. B. 22 Alani ab Insulis Anticlaudianus; 23ᵃ ein latein. Gedicht Stella clericorum; 29 ein niedersächs. Gebetbuch des 15. Jahrh.; 30 ein solches in vlämischer Sprache.

31. Tabulae codicum manu scriptorum praeter graecos et orientales in bibliotheca palatina Vindobonensi asservatorum, edidit academia caesarea Vindobonensis. Vol. IV. gr. 8. (490 S.) Wien 1870. Gerold. $3^1/_3$ Rthlr. (Enthält Nr. 5001—6500.)

32. Bartsch, Karl, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1869.
Germania 15, 463—508.

33. Bibliotheca philologica, oder geordnete Übersicht aller auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft wie der älteren und neueren Sprachwissenschaft in Deutschland und dem Ausland neu erschienenen Bücher. Herausgegeben von Dr. W. Müldener 22. Jahrg. 2. Heft gr. 8. (II, u. S. 113—277). Göttingen 1870. Vandenhoeck und Ruprecht. 13 Ngr.

34. Wiechmann, C. M., Meklenburgs altniedersächsische Literatur. Ein bibliographisches Repertorium der seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum dreißigjährigen Kriege in Meklenburg gedruckten niedersächsischen oder plattdeutschen Bücher, Verordnungen und Flugschriften. 2. Theil. Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. 8. (VII, 152 S.) Schwerin 1870. Bärensprung.

35. Weller, E., Ergänzungen zu K. Gödeke's Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung.
Serapeum 1870, Nr. 22 ff.

36. Weller, E., weltliche Lieder- und Gedichtsammlungen. Beiträge zu Gödeke's Grundriss und Weller's Annalen.
Serapeum 1870, Nr. 15.

37. Weller, E., einige Lieder, Gedichte und Reimzeitungen.
Serapeum 1870, Nr. 15.

38. Doorninck, J. J. van, Bibliotheek van Nederlandsche Anonymen en Pseudonymen. roy. 8. Schluß (XII S., Sp. 769—838). 's Gravenhage 1870. Nijhoff.

39. Haan, Dr. Wilh., sächsisches Schriftsteller-Lexicon. Ein Verzeichniss der von den jetzt lebenden Universitäts-Professoren [theol. und phil. Facultät], Geistlichen, Gymnasial-Professoren u. s. w. des Königr. Sachsen herausgegeb. Druckschriften u. s. w. 1. u. 2. Lief. 8. (IV, 1—192). Leipzig 1870. Serbe. à $^1/_4$ Rthlr.

III. Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung.

40. Müller, Max, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearb. von Prof. Dr. Karl Böttger. 2. Serie von zwölf Vorlesungen. 2. verm. Auflage. 8. (VIII, 636 S.) Leipzig 1870. Klinkhardt. $2^2/_3$ Rthlr.

41. Bleek, W. H. J., on the origin of language. Edited with a preface by E. Haeckel. Translated by S. Davidson. 8. London 1870. William and Norgates. 2 s.

42. Faucher, Jul., Gedanken über die Herkunft der Sprache.
Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte herausg. von Jul. Faucher. 8. Band.

43. Donders, F. G., De physiologie der spraakklanken, in het bijzonder van die der Nederlandsche taal geschetst. 8. (24 S.) Utrecht 1870. v. d. Post. f. 0, 30.

44. Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung.
Unsere Zeit 1870, 11. Heft, S. 770 ff.

45. Wedewer, H., das Christenthum und die neuere Sprachwissenschaft. Programm der Selektenschule zu Frankfurt am M. 1870. 4. 25 S.
Vgl. Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 47, 328.

46. Naphegyi, G., the album of language. Illustrated by the Lord's Prayer in one hundred languages, with historical descriptions of the principal languages, interlinear translation etc. fol. (322 S.) London 1870. Trübner. 52 s.

47. Lagus, En ny åsigt om de indogermanska språkens urhem.
Öfversigt af Finska Vetenskaps Societetens Förhandlingar XII, 10 ff.

48. Hickmann, die indogermanischen Sprachen Europas. 8. 17 S.
Programm der Handelsschule in Reichenberg.

49. Müller, Prof. Dr. Friedr., Indogermanisch und Semitisch. Ein Beitrag zur Würdigung dieser beiden Sprachstämme. [Aus den Sitzungsberichten der k. Akad. der Wiss.] Lex. 8 (16 S.) Wien 1870. Gerold in Comm. 3 Ngr.

50. Bopp, Franz, vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen. 3. Ausg. 2. Bd. gr. 8. (570 S.) Berlin 1870. Dümmler. 4 Rthlr.

51. Pott, Prof. Dr. Aug. Frdr., Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen unter Berücksichtigung ihrer Hauptformen, Sanskrit, Zend-Persisch, Griechisch-Lateinisch etc. 2. Aufl. in völlig neuer Umarbeitung. 2. Theil, 4. Abth. Detmold 1870. Meyer. $5^2/_3$ Rthlr.
A. u. d. T.: Wurzel-Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. 2. Bd.: Wurzeln mit consonantischem Ausgange. 2. Abth.: Wurzeln auf die Nasale und Zischlaute. gr. 8. (LXIV, 600 S.) Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 2.

52. Fick, Aug., vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Ein sprachgeschichtlicher Versuch. (In 2 Abtheilungen). 1. Abth. [2. umgearb. Auflage des „Wörterbuchs der indogerman. Grundsprache." Göttingen 1868.] gr. 8. (V, 418 S.) Göttingen 1870. Vandenhoeck und Ruprecht. 2 Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 17.

53. Förstemann, E., der urdeutsche Sprachschatz. Zweiter Artikel.
Germania 15, 385—410.

54. Förstemann, E., Altnordisch und Litauisch.
Zeitschrift für vergleichende sprachforschung 19, 353—381.

55. Thomsen, Dr. Wilh., Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers. gr. 8. (IV, 188 S.) Halle 1870. Buchhandl. d. Waisenhauses. 1 Rthlr.
Vgl. Saturday-Review 1870, 19. Nov.; Academy 15. Nov.

56. Bugge, Sophus, Zur etymologischen wortforschung.
Zeitschrift für vergleichende sprachforschung. 29, 1—50.

57. Key, On the derivation of son, nurus, anus, uxor, wife, πᾶς, omnis, solus, every, all, ὅλος. Transactions of the philolog. society 1868—69. Part. II. London 1870. p. 257 ff.

58. Culmann, F. W., zur Etymologie der Worte gehen und stehen. Ein Wort über indogermanische Wortbildung. 8. (72 S.) Leipzig 1870. Fr. Fleischer. 12 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 1.

59. Culmann, F. W., die Namen der Raubthiere in verschiedenen Sprachen. Ein Beitrag zur Theorie der primitiven oder seelisch-organischen Wortbildung. gr. 8. (66 S.) Leipzig 1870. Fr. Fleischer. 12 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 22.

60. Müller, Friedr., die Vocalsteigerung der indogermanischen Sprachen.
Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften, phil. histor. Classe, 66. Band.

61. Schmidt, Johannes, la formation des futurs dans les langues indogermaniques. 8. (39 S.) Paris 1870.

Abdruck aus der Revue de linguistique, 3. Jahrg. Nr. 3.

62. Tobler, Gerland's Abhandlung über Intensiva und Iterativa.

Zeitschrift für Völkerpsychologie 7. Bd., 2. Heft.

IV. Grammatik.

63. Holtzmann, Adolf, altdeutsche Grammatik, umfassend die gothische, altnordische, altsächsische, angelsächsische und althochdeutsche Sprache. 1. Band, 1. Abtheilung. Die specielle Lautlehre. gr. 8. (XVII, 349 S.) Leipzig 1870. Brockhaus. $1^2/_3$ Rthlr.

Vgl. Allgem Liter. Zeitung 1871, Nr. 25; Saturday-Review 1870, 17. Sept.; Allgem. Zeitung, Beilage 195; Herrig's Archiv 47, 221—223.

64. Heyne, Moritz, kurze Grammatik der altgermanischen Dialecte, Gothisch, Althochdeutsch, Altsächsisch, Angelsächsisch, Altfriesisch, Altnordisch. 1. Theil. Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialecte. 2. verbesserte Auflage. gr. 8. (X, 354 S.) Paderborn 1870. Schöningh. 1 Rthlr. 12 Ngr.

Vgl. Allgem. Liter. Zeitung 1871, Nr. 7; Blätter f. d. bayer. Gymnasial-Schulwesen VII, 2. 3.

65. Helfenstein, James, a comparative grammar of the teutonic languages, being at the same time a historical grammar of the english language and comprising Gothic, Anglo-Saxon, Early English, Modern English, Icelandic, Danish, Swedish, Old High German, Middle High German, Modern German, Old Saxon, Old Frisian, Dutch. gr. 8. London (Berlin, Asher) 1870. 18 s.

Eine Anzeige bringt die Germania demnächst.

66. Zur Geschichte der deutschen Sprache.

Preußischer Staatsanzeiger 1870, Beilage 38.

67. Hildebrand, R., zur geschichte des sprachgefühls bei den Deutschen und Römern.

Zeitschrift für deutsche philologie 2, 253—265.

68. Nikl, Professor, Blicke in die Etymologie der deutschen Sprache, ein Beitrag zum Verständniss derselben für Studierende. 29 S. 8.

Programm des Gymnasiums zu Neuburg a. d. Donau 1870.

69. Hahn's, K. A., althochdeutsche Grammatik. Nebst einigen Lesestücken und einem Glossar. Mit Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaft bearbeitet von Adalb. Jeitteles. 3. vielfach veränd. und verm. Aufl. gr. 8. (XV, 132 S.) Prag 1870. Tempsky. 27 Ngr.

Vgl. Allgem. Liter. Zeitung 1870, Nr. 30; Blätter f. d. bayer. Gymnasial-Schulwesen VII, 7.

70. March, Francis A., a comparative grammar of the anglosaxon language, in which its forms are illustrated by those of the Sanskrit, Greek, Latin, Gothic, Old Saxon, Old Friesic, Old Norse and Old High German. 8. (262 S.) New-York 1870. 8 s. 6 d.

Vgl. Academy 1870, Nr. 13.

71. Nilsson, L. G., Anglosaxisk (fornengelsk) Grammatika. Senare Häft. 8. (S. 40—121). Lund 1870, Gleerup. 1 rigsd. 50 öre.

72. Loth, J., etymologische angelsächsisch-englische Grammatik. gr. 8. (XII, 481 S.) Elberfeld 1870. Friderichs. $2^2/_3$ Rthlr.

Vgl. Liter. Centralbl. 1871. Nr. 6; Herrig's Archiv 47, 179—188 (Stimming); Saturday Review Nr. 747; Athenaeum 1870, 27. August; Academy 1871, Nr. 27.

73. Fleming, J. P., Analysis of the english language. 8. (XII, 306 S.) London 1869. 2 Rthlr.

74. Diekmann, O., a treatise on the origin and development of the english language. 8. Göttingen 1870. Dissertation.

75. Silling, Oberlehrer, Origin and development of the english language. Osterprogramm der Realschule in Zwickau 1870.

76. Thorer, Carol. Aemil., quae ratio intercedat inter anglicam recentioris aetatis linguam ejusque fontes requiritur. Dissertatio. 8. (VI, 33 S.) Görlitz 1870.

77. Wood, H. T. W., Changes in the english language between the publication of Wiclif's Bible and that of the authorised version, a. d. 1400 to a. d. 1600. 8. (70 S.) 2 s. 6 d.

78. Payne, the norman element in the spoken and written English of the 12th 13th and 14th centuries, and in our provincial dialects (with an examination of Chaucer's use of the final e p. 428—447).
In Transactions of the philol. society 1868—69, London 1870, p. 352 ff.

79. Knobelsdorf, Otto v., die keltischen Bestandtheile in der englischen Sprache. Eine Skizze. 8. (73 S.) Berlin 1870. Weber. 1/3 Rthlr.

80. Wimmer, Ludv. F. A., Oldnordisk Formlære til brug ved undervisning og selvstudium. 8. (VIII, 134 S.) Københ. 1870. Steen.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 12. Eine deutsche Bearbeitung von E. Sievers, mit Zusätzen des Verf., hat das Werk inzwischen auch deutschen Lesern zugänglich gemacht.

81. Bayldon, Geó., an elementary grammar of the Old Norse or Icelandic language. 8. (X, 117 S.) London 1870. Williams a. Norgate.

82. Södervall, K. F., hufvudepokerna af svenska språkets utbildning. 8. (130 S.) Lund 1870. Gleerup.
Vgl. Zeitschrift für deutsche philologie 3, 233—236 (Möbius).

83. Bjursten, Herman, Öfversigt af svenska språkets och litteraturens historia. Uppl. 3, efter författarens död bearbetad och tillökt. Mit denna lärobok svarar en af H. Bjursten efter samma plan anordnad läsebok. 8. (123 S.) Stockholm 1869. Norstedt & Söner. Rkd. 1, 25.

84. Claëson, G., Öfversigt af svenska språkets och litteraturens historia på grundvalen af H. Bjurstens lärobok i ämnet utarbetad. 8. (140 S.) Stockholm 1870. Norstedt & Söner.

85. Rydqvist, Joh. Er., Svenska språkets lagar, kritisk afhandling. IV, 2. 8. (S. 229—552.) Stockholm 1870. Klemming.

86. Rydqvist, Joh. Er., Ljudlagar och skriftlagar. (Utdrag ur 4e bandet af 'Svenska språkets lagar'). 8. (153 S.) Stockholm 1870. Klemming.

---

87. Höfer, Alb., der Rückumlaut.
Germania 15, 50—53.

88. Sweet, Criticism on Prof. Koch's papers on as. ea and eâ.
Transactions of the philol. society 1870, S. 1 ff. Vgl. Bibliographie 1869, Nr. 69.

89. Treitz, Guil., de vocalibus neoanglosaxonicis commentatio. 4. (52 S.) Marburg 1869. Akademisches Programm.

90. Michaelis, G., zur geschichte der consonantenverdoppelung.
Zeitschrift für vergleichende sprachforschung 19, 265—267.

91. Delbrück, B., die declination der substantiva im Germanischen, insonderheit im Gotischen.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 381—407.

92. Rumpelt, Privatdoc. Dr. H. B., die deutschen Pronomina und Zahlwörter historisch dargestellt. gr. 8. (XII, 179 S.) Leipzig 1870. Vogel. 1 Rthlr.
Vgl. Blätter f. bayer. Gymnasial-Schulwesen VII. Bd.; Allg. Lehrer-Zeitung 1871, Nr. 20. — Über die angelsächs. Pronomina vgl. auch unten Nr. 164.

93. Schröder, C., niederländische Einwirkungen auf die Formen der Ordinalia am Niederrhein und im Elsaß.
Germania 15, 419—424.

94. Höfer, Alb., Unsich im Niederdeutschen.
Germania 15, 73—74.

95. Zacher, J., Unsich im Niederdeutschen.
Zeitschrift f. deutsche philologie 2, 506.

96. Höfer, Alb., das Pronomen diser.
Germania 15, 70—72.

97. Bech, F., der umgelautete Conjunctivus Praeteriti rückumlautender Zeitwörter.
Germania 15, 129—157.

98. Höfer, Alb., zu Particip und Gerundium.
Germania 15, 53—61.

99. Bernhardt, E., über den genetivus partitivus nach transitiven verben im Gotischen.
Zeitschrift f. deutsche philologie 2, 292—294.

100. Höfer, Alb., das intensive in.
Germania 15, 61—65.

101. Höfer, Alb., Verstärkung durch andere Wörter, insbesondere durch Praepositionen.
Germania 15, 65—67.

102. Höfer, Alb., binnen und bûten und deren Steigerungen.
Germania 15, 67—68.

103. Cauer, Ed., zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache. 4. (25 S.)
Programm des Gymnasiums zu Hamm 1870. Vgl. Archiv für das Studium d. neueren Sprachen 48, 193—194.

V. Lexicographie.

104. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Fortgesetzt von Dr. Rud. Hildebrand und Dr. Karl Weigand. 4. Bd. 2. Abth. 2. u. 3. Lieferung. [Halmenmeer—Hebemutter] bearb. von Dr. M. Heyne; und 5. Bd. 9. Liefg. [krachen—Kreistag] bearb. von Dr. R. Hildebrand. Lex. 8. (sp. 241—720 u. 1921—2160.) Leipzig 1870. Hirzel. à $^2/_3$ Rthlr.

105. Diez, Friedr., etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 3. verb. u. verm. Ausgabe. gr. 8. 2 Bde. Bonn 1870. Marcus.

106. Lexer, Prof. Dr. Matthias, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. 2. u. 3. Liefg. Lex. 8. (Sp. 321 bis 960.) Leipzig 1870. Hirzel. à 1 Rthlr.
Vgl. Jahrbücher f. Philol. und Pädagogik 1870. 9. Heft (Schweizer-Sidler).

107. Glossarium des XIV. oder XV. Jahrhunderts, herausgegeben von Oberlehrer Dr. Sachse. 8. (27 S.) Berlin 1870.

Programm. Vgl. Zeitschrift f. deutsche philologie 2, 528—530 (Steinmeyer).

108. Burda, W., zum deutsch-preußischen Vocabular von Nesselmann. Beiträge zur vergleich. Sprachforschung 6. Bd., 4. Heft.

109. Dietz, Ph., Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. 4. Lief. gr. 8. (1. Bd. LXXXVII u. S. 625—772, Schluß.) Leipzig 1870. Vogel. $1^2/_3$ Rthlr.

Vgl. Zeitschrift für d. österr. Gymnasien 1870, S. 409—412 (Scherer); Zeitschrift für deutsche philologie 2, 358—365 (Hildebrand); Blätter f. liter. Unterhaltung Nr. 39.

110. Vries, M. de, en L. A. te Winkel, Woordenboek der Nederlandsche Taal. Aflev. 9. (Sp. 1281—1440): Africhten—Afsluiten. 's Gravenhage 1870. 16 Ngr.

Vries, M. de, en E. Verwijs, Woordenboek etc. Tweede reeks. Aflev. 2. 3. roy. 8. (Sp. 161—480): Om—Omschitteren. Ebenda.

111. Oudemans, A. C., Bijdrage tot een Middel- en Oudnederlandsch Woordenboek. Uit vele glossaria en andere bronnen bijeenverzameld. 8. Aflev. 2. (S. 273—857.) Arnhem 1870. Nijhoff.

112. Ordbok öfver svenska språket, utg. af svenska akademien. Heft 1. 4. (VIII, 358 S.) Stockholm 1870. Samson & Vallin. 1 Rthlr. 14 Ngr.

113. Svensk ordbok med angifvande af ordens härledning. 12. (256 S.) Stockholm 1870. L. J. Hierta.

114. Kindblad, K. E. Ordbok öfver svenska språket. II, 2—4. imp. 8. (S. 113—448). Stockholm 1870. Palmqvist.

115. Dalin, G., fullständig förklaring öfver främmande ord, som förekomma i svenska tal- och skriftspråket. Heft 1—3. (480 S.) Stockholm 1870.

116. Dalin, A. F., svenska språkets synonymer. 12. (404 S.) Stockholm 1870. Beckman.

117. Rydqvist, J. E., svenska akademiens ordbok, historiskt och kritiskt betraktad. 8. (75 S.) Stockholm 1870. Norsted & Söner.

Aus den Abhandl. d. Schwed. Akademie, Bd. 45.

---

118. Jänicke, Oberlehrer Osk., über die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. gr. 4. (35 S.) Berlin 1870. Calvary. $^2/_3$ Rthlr.

Vgl. Archiv für das Studium d. neueren Sprachen 47, 330.

119. Boltz, Aug., das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Vortrag. 8. (34 S.) Berlin 1870. Gärtner. 6 Ngr.

Vgl. Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien 1870, S. 412 (Scherer).

120. Das Fremdwort in der deutschen Sprache.

Beilage des preußischen Staats-Anzeigers 1870, Nr. 21.

121. Bacmeister, Adolf, Germanistische Kleinigkeiten. 8. (102 S.) Stuttgart 1870. Kröner.

Inhalt: Alte Familiennamen. Das Fremdwort im Deutschen. Stab oder Meter? Stenotelegraphie. Deutsche Schlecht- und Rechtschreibung. Der Ursprung der Sprache. Vgl. Allgem. Zeitung 1870, Nr. 354 Beilage; Trübner's Record 1871, 28. Febr.; Hamburg. Nachrichten Nr. 19.

122. Deecke, Dr. Wilh., die deutschen Verwandtschaftsnamen. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, nebst vergleichenden Anmerkungen. gr. 8. (VIII, 223 S.) Weimar 1870. Böhlau. 1 Rthlr. 6 Ngr.

Vgl. Academy Nr. 19; Saturday-Review 1870, 15. Octob.

123. Höfer, Alb., Brot- und Semmelnamen.
Germania 15, 79—83.

124. Berliner, Dr. A., Mittelhochdeutsches in jüdischen Quellen.
Literaturblatt der Wochenschrift 'die jüdische Presse', 1870, Nr. 1.

125. Birlinger, A., 1. bairische Orthographie, 15. Jahrh. 2. Handwerker- u. s. w. Namen, bairisch. 3. Struot. 4. in Eichelweiß. 5. Fürhäß. 6. Über Monatnamen. 7. Digge, Dickhe, Tigew.
Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 19, 311—320.

126. Woeste, F., Beiträge aus dem Niederdeutschen.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 326—328.

127. Höfer, Alb., Zu German. 12, 325 und 13, 160.
Germania 15, 78—79. Über nâlen und vorhîen.

128. Wedgwood, english etymologies (adaw, boulders, buxom, charcoal, doit, forcemeat, fulsome, gewgaw, go to pot, tadpole).
Transactions of the philol. society 1870, S. 288 ff.

129. Brinkmann, Fr., der Hund in den romanischen Sprachen und im Englischen.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen 46, 425—464.

130. Höfer, Alb., Brav.
Germania 15, 72—73.

131. Delbrück, B., Über das gotische dauhtar.
Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 19, 241—247.

132. Höfer, Alb., Fander. Fanner.
Germania 15, 416.

133. Höfer, Alb., Nd. rêrôf, rêrôven.
Germania 15, 75.

134. Höfer, Alb., Gotisch skaudaraip, Lederriemen.
Germania 15, 69—70.

135. Höfer, Alb., Sô vrô alsô u. anderes Niederdeutsche.
Germania 15, 76—77.

136. Meyer, Leo, Spange.
Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 19, 390—392.

137. Jänicke, O., und J. Zacher, vergîseln.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 496—506.

---

138. Obermüller, Wilhelm, Deutsch-keltisches, geschichtlich geographisches Wörterbuch zur Erklärung der Fluß-, Berg-, Orts-, Gau-, Völker- und Personennamen Europas, West-Asiens und Nord-Afrikas im Allgemeinen, wie Deutschlands insbesondere. Nebst den daraus sich ergebenden Folgerungen für die Urgeschichte der Menschheit. 11. Lief. gr. 8. (2. Band, S. 385—480). Leipzig 1870. Denicke. $^1/_2$ Rthlr.

139. Roth, Dr. Karl, kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 20. Heft, dazu als Anhang: Inhalt des 1. und 2. Bdchens. 8. (S. 193—240 u LXIV S.) München 1870- Finsterlin. $^2/_3$ Rthlr.

140. Höger, Beiträge zur mittelalterlichen Ortsforschung.
Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbayern 15, 267—290.

141. Sartori, Hermann, unsere Ortsnamen. I. (5 S.)
Programm der Mittelschule zu Schwartau.

142. Bazing, H., zur Deutung von Ortsnamen.
Zeitschrift des histor. Vereins für das wirtemberg. Franken. 8. Bd., 2. Heft.

143. Kellner, Dr. W., über eine Hinweisung auf die große Zahl Niederlassungen am Rhein mit der Zusammensetzung donk in Namen.
Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, 47. und 48. Heft, S. 201—203.

144. Buck, Dr. R., über die Bedeutung der alten Namen des Bodensees
Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 1870, 2. Heft.

145. Müller, Max, The name of the Danube.
Revue celtique 1870, Mai, Nr. 1.

146. Crecelius, W., Godesberg = Wodensberg.
Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 7. Band Bonn 1870.

147. Brandes, Dr. H. K., der Name des Badeortes Pyrmont erklärt. 8. (23 S.) Detmold 1870. Meyer. 12 Gr.

---

148. Hesekiel, Ludovica, zur Geschichte deutscher Frauennamen.
Bazar 1870, Nr. 14.

149. Steub, Dr. Ludwig, die oberdeutschen Familiennamen. 8. (XI, 216 S.) München 1870. Oldenbourg. 1 Rthlr.
Vgl. Kuhns Zeitschrift 20. Bd. 2. Heft; Reusch, theolog. Literaturblatt 1870, Nr. 19; St. Galler Blätter Nr. 46; Sprachwart 1871, Nr. 1.

150. Reichel, R., Marburger Namenbüchlein.
Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark 1870. Vgl. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 47, 467.

151. Pauli, Dr. Carl, über Familiennamen, insbesondere die von Münden. I. 4. (28 S.) Münden 1870. Augustin. 8 Ngr.
Vgl. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 47, 466.

152. Höfer, A., Benennung nach der Mutter u. a. —Namen mit Vornamenbuchstaben verbunden?
Germania 15, 83—89.

153. Meyer, Franz, der Name Meyer und seine Zusammensetzungen. gr. 4. (22 S.) Osnabrück 1870. Rackhorst in Comm. $^1/_6$ Rthr.

154. Charnok, R. P., Patronymica Cornu-Britannica, or the Etymology of Cornish Names. 8. London 1870. Longmans. 7 s. 6 d.

155. Gislason, Konr., Tillægsbemærkninger om -ríðr.
Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1870, 2. Heft.

VI. Mundarten.

156. Mieck, Dr., über Gemination und Reduplication in den Volksmundarten und in der Kindersprache.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen 46, 293—302.

157. Schnell, Eugen, der historische Übergang des alemannischen in den schwäbischen Dialekt.
Preußischer Staats-Anzeiger 1870, Beilage Nr. 13.

158. Krassnig, Joh., Versuch einer Lautlehre des oberkärntischen Dialekts. Programm des Unter-Realgymnasiums zu Villach 1870.
Vgl. Archiv für d. Studium d. neueren Sprachen 47, 466.

159. Jarisch, Anton, Harfensaiten zu den „Heimathsklängen“ oder der Dialekt der Deutschen in Böhmen. Systematisch dargestellt. Nebst einem Anhange. 16. (IV, 84 S.) Wien 1870. Klemm. 16 Ngr.

160. Gradl, H., der ostfränkische dialekt in Böhmen.
Zeitschrift für vergleichende sprachforschung 19, 321—352.

161. Knötel, A., die Mundart in und um Frankenstein. Mit Wörtersammlung.

Rübezahl 1870.

162. Dunger, Dr. Hermann, über Dialekt und Volkslied des Vogtlands. Ein Vortrag. gr. 8. (24 S.) Plauen 1870. Neupert. $^1/_6$ Rthlr.

Vgl. Blätter f. literar. Unterhaltung 1870, Nr. 21.

163. Winkler, Johann, over de Taal en de Tongvallen der Friezen. 8. (48 S.) Leeuwarden 1870.

164. Jennings, James, the dialect of the West of England, particularly Somersetshire. With a glossary of words now in use there. Also with poems and other pieces, exemplifying the dialect. 2. edition, with two dissertations on the anglosaxon pronouns and other pieces. 8. (XXIV, 167 S.) London 1870. Smith. 4 s. 6 d.

165. Uppränning till grammatik for delsbomålet, utg. af Helsinglands fornminnessällskap. 2. Aufl. 8. (55 S.) Hudiksvall 1870. Hellström.

166. Freudenthal, A. O., om svenska allmogemålet i Nyland. 8. (IV, 110 S.) Helsingfors 1870.

Aus: Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk.

---

167. Bühler, Valent., Davos in seinem Walserdialekt. Ein Beitrag zur Kenntniss dieses Hochthales und zum schweizerischen Idiotikon. I. Lexicographischer Theil. gr. 8. (XLIV, 258 S.) Heidelberg (Aarau, Sauerländer) 1870. 2 Rthlr.

Vgl. Literar. Centralblatt 1870, Nr. 32; 1871, Nr. 9.

168. Schmeller, J. Andr., Bayrisches Wörterbuch. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe im Auftrage der historischen Commission bei der k. Akad. d. Wiss. bearbeitet von G. K. Frommann. 4. Lief. (Sp. 769—1024). München 1870. Oldenbourg. 24 Ngr.

168[a]. Schröer, K. J., Wörterbuch der Mundart von Gottschee. 8. Wien 1870. Gerold in Comm.

169. Sundermann, Fr., Volksthümliche Thiernamen in Ostfriesland.

Ostfriesisches Jahrbuch 1. Band, 2. Heft.

170. De Bo, L. L., Westvlaamsch Idioticon. 1. und 2. Lief. (S. 1—208.) A—D. roy. 8. Brugge 1870. Gailliard. fr. 4, 25.

171. Slang Dictionary or the vulgar words, street phrases and 'fast' expressions of high and low society. New edition. 8. (XXI, 305 S.) London 1870. Hotten. 6 s. 6 d.

---

172. Burns, Robert, Lieder. In das Schweizerdeutsche übertragen von Aug. Corrodi. 16. (VII, 103 S.) Winterthur 1870. Bleuler-Hausheer. $1^1/_3$ Rthlr.

173. Scheifele, Joh. Geo., [vulgo Jörg von Spitzispui] neue Gedichte. 3. Abth. 1. Gedichte in schwäbischer Mundart. 2. Gedichte in reindeutscher Sprache. 3. Grammatische und sonstige Bemerkungen. 2. Aufl. gr. 16. (VII, 119 S.) Lindau 1870. Stettner. 6 Ngr.

174. Michel, der schwäbische, als Allerwelts-Spassmacher. Ausgewählte Sammlung der beliebtesten Gedichte und Erzählungen in schwäbischer Mundart etc. Nebst einem Anhang von schwäbischen Sprüchwörtern und Redensarten mit ihrer Erklärung. 16. (283 S.) Stuttgart 1870. Fischhaber. 12 Ngr.

175. Dewils, Heinz, der Heedelberger Draguner-Wachtmeester. En humoristisch-satyrisches Saldotebild. 8. (V, 254 S.) München 1870. 1 Rthlr.

176. Datterich. Localposse in der Mundart der Darmstädter. 4. Aufl. 8. (108 S.) Friedberg 1870. Scriba. 1/3 Rthlr.

177. Kobell, Fr. v., der Türken-Hänsl, a' Gschichtl aus'n Krieg vo' 1870. [Oberbayerisch]. 8. (8. S.) Stuttgart 1870. Hoffmann. 1/6 Rthlr.

178. Rosegger, P. K., Tannenharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteierischer Mundart. 8. (216 S.) Graz 1870. Pock. 24 Ngr.

179. Jarisch, Ant., Heimathsklänge. Eine Sammlung von Gedichten in der Mundart der Deutschen in Nordböhmen und Schlesien. 3. Aufl. 16. (VIII, 134 S.) Wien 1870. Klemm in Comm. 16 Ngr.

180. Heiteres aus Hessen. Altes und Neues in Altcasseler und Niederhessischer Mundart. 8. (32 S.) Cassel 1870. Vollmann. 1/6 Rthlr.

181. Klenner, de plattdütsche, up dat Jahr 1871, unner Byhulp van Jan van Buten, Kassen Dukdal, Dr. Swerenoth etc. herutgewen v. K. Fr. B—n. 8. (XVI, 104 S.) Jever 1870. Mettcker. 1/4 Rthlr.

182. Moor, Jan van, König Wilhelms Besök in Bremen am 15. Juny 1869. Humoreske. 7. u. 8. Aufl. 16. (11 S.) Bremen 1870. Tannen. 3 Ngr.

183. Fricke, W., Wat möt, dat möt. Eine lustige Geschichte in niedersächsischer Mundart. 2 Bde. 8. (IV, 217 u. IV, 247 S.) Jena 1870. Costenoble. 1 1/2 Rthlr.

184. Tiek, Karl, wecke Leiw is de grötst? Tau Ihren van uns' leiwes, dütsches Vaderland, van de richtigen Dütschen, vörut äver: de echten, dütschen Mudders schräben. 8. (180 S.) Altona 1870. Mentzel. 1/2 Rthlr.

185. Geschicht van den rieken Hamborger Kopmann Peter Stahl, nach Vatting Möllern sine Vertellung un in sine Mundwies dalschreben in säbenteigen Verpustungen van Mi, Verf. v. „Dumm Hans." gr. 8. (IV, 163 S.) Schwerin 1870. Stiller. 3/4 Rthlr.

186. Piening, Th., de Reis naa'n Hamborger Dom. 6. Oplaag. gr. 16. (III, 121 S.) Hamburg 1870. Richter. 1/3 Rthlr.

187. Brinckman, John, Uns' Herrgott up Reisen. Ein Stippstürken. gr. 16. (248 S.) Rostock 1870. Leopold. 27 Ngr.

188. Schröder, Willem, Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter. Eene putzige plattdütsche Historje in tein Kapitteln. 2. Aufl. 4. (106 S.) Berlin 1870. Hausfreund-Exped. 5/6 Rthlr.

189. Gilow, Chr., de Minsch. 8. (VII, 100 S.) Anclam 1869. Krüger in Comm. 2/3 Rthlr.

190. Gilow, Chr., de Pultèabend. 2 Theile. 8. Ebenda. 2 2/3 Rthlr.

191. Dalmer, Karl, Ernst Muritz Arndt, wur he na 100 Jähren syne Wannerung dörch Dütschland wedder antreten will im plattdütschen Rock m. synen Rügenschen Stock. gr. 8. (III, 82 S.) Stralsund 1870. Hingst. 1/3 Rthlr.

192. Swanneblummen. Jierboekje for it jier 1869. Utjown fen 't Selscip foar Frysce Taal in Scriftenkinnisse. 8. Liowerd 1870. Akkeringa. f. 0,30.

193. Iduna. Frîsk rîm end ûnrîm. Utjown fen't selskip for Frîske taal end skriftenkinnesse. Oarde Rige. 26. Jierg. Lioward 1870. Akkeringa. f. 1,00.

194. Dijkstra, Waling, Twee grappige stikken. Frits Reuter nei fortelt. 1. Ho ik aan en wijf kaem. 2. Uut de franse tijd. 1. Heft. 8. (48 S.) Heerenween 1870. Hingst. fl. 0,30.

195. Dijkstra, Waling, in utfenhuser by de bakker. Blyspil mei sang. Oarde printinge. 8. (64 S.) Bolswerd 1870. Cuperus. fl. 0,50.

196. De Byekoer, Frisk jierboekje for 1871. 26. Jiergong. 8. (XVI, 80 S.) Freantsjer 1870. Telenga. f. 0,30.

197. The poetry of provincialisms.
English Essays, 4. Band. Hamburg, Meißner.

198. Axon, William E. A., the literature of the Lancashire dialect. A bibliographical essay. 8. (24 S.) London 1870. Trübner. 1 s.

199. Axon, W. E. A., Folk-song and folk-speech of Lancashire. 8. London 1870. Trübner. 1 s. 6 d.

200. Evangelium etter Markus. Björgvin 1870.

201. Bajer, Fredrik, til Dalvisan „kristallen dänn fina."
Tidskrift f. Philol. og Pädag. IX, 60—61.

VII. Mythologie.

202. Dorph, C., Omrids af den nordiske Mythologie. Til skolebrug. 5. Aufl. 8. (40 S.) Kopenhagen 1870.

203. Barfod, F., Ledetråd i Nordens Gudelære. 12. (60 S.) Kjöbenhavn 1870. Gyldendal.

204. Cox, G. W., the mythology of the Arian nations. 2 Bde. 8. (460 u. 397 S.) London 1870. Longmans. 28 sh.
Vgl. Allgem. Zeitung 1871, Beilage 165.

205. Minckwitz, Joh., Katechismus der Mythologie aller Culturvölker. Mit 72 Abbild. 2. Aufl. 8. (VIII, 263 S.) Leipzig 1870. Weber. $1/2$ Rthlr.

206. Gottesidee und Cultus bei den alten Preußen. Ein Beitrag zur vergleichenden Sprachforschung. gr. 8. (79 S.) Berlin 1870. Peiser. 12 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 34 (A. Kuhn).

207. Populäre Mythologie.
Europa 1870, Sp. 1271—1280.

208. Kern, H., Nehalennia.
De Taal-en Letterbode 2, 89—100.

209. Heitz, A., Beiträge zum Frô-Mythus, aus Märe und Sitte der Deutschen in Siebenbürgen. 4. (35 S.) Programm des Gymnasiums zu Mühlbach 1870.

210. Rochholz, E. L., drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. gr. 8. (X, 202 S.) Leipzig 1870. Fleischer. 1 Rthlr.
Vgl. Heidelb. Jahrb. 1871, S. 397—399 (Liebrecht); Anzeige f. Kunde d. deutschen Vorzeit Nr. 6.

211. Hörmann, L. v., mythologische Beiträge aus Wälschtirol. Mit einem Anhange wälschtirol. Sprichwörter und Volkslieder. 8. (36 S.) Innsbruck 1870. Wagner.
Aus der Zeitschrift des Ferdinandeums 3. Folge, 15. Heft. Vgl. literar. Centralbl. 1871, Nr. 5 (E. Kuhn); Reusch, theolog. Literaturblatt 1870, Nr. 20.

212. Schuster, Friedr. Wilh., Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen.
Archiv des Vereins f. siebenbürg. Landeskunde, N. Folge 9. Band, 2. Heft, Kronstadt 1870.

213. Leverkus, W., Sagen wider molkenzauber.
Zeitschrift f. deutsches alterthum 15, 149—151.

214. Frischbier, H., Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen. 8. (XI, 167 S.) Berlin 1870. Enslin. 5/6 Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 34.

VIII. Märchen und Sagen.

215. Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Kleine Ausgabe. 15. Aufl. 16. (VI, 311 S.) Berlin 1870. Dümmler. 1/2 Rthlr.
216. Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Große Ausgabe. 9. Aufl. 8. (XX, 704 S.) Berlin 1870. Hertz. 2 Rthlr.
217. Grimms Eventyr. Tredie samling. Oversatte af J. B. Gandrup. 8. (252 S.) Kopenhagen 1870. 1 rd.
218. Grimms Folke Eventyr. Oversatte af J. F. Lindencrone. 8. (366 S.) Kopenhagen 1870. Gyldendal.
219. Grimm, Bröderna, barn-och folk-sagor. Öfversättning. Andra uppl. tillökad och illustrerad. 8. (267 S.) Stockholm 1870. Flodin. 2 rd. 50 öre.
220. Bechsteins, Ludwig, Märchenbuch. Mit 187 Holzschn. 3. Ausg. 8. (VIII, 296 S.) Leipzig 1871. G. Wigand. 2 Rthlr.
221. Bechstein, Ludw., Neues deutsches Märchenbuch. 17. u. 18. Aufl. 8. (IV, 271 S.) Wien 1870—71. Hartleben. 12 Ngr.
222. Vernaleken, Theodor, österreichische Kinder- und Hausmärchen. Treu nach mündlicher Überlieferung. Neue Ausgabe. 8. (XII, 355 S.) Wien 1870. Braumüller. 1 1/3 Rthlr.
223. Zingerle, J. V., Kinder- und Hausmärchen aus Tirol, gesammelt durch die Brüder Zingerle. 2. Aufl. 16. (XI, 284 S.) Gera 1870. Amthor. 1/2 Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 5 (E. Kuhn); Allgem. Zeitung 1870, Nr. 354, Beilage; Illustr. Zeitung Nr. 1462; Allgem. Famil. Zeitung 1871, Nr. 25.
224. Musäus' Volksmärchen der Deutschen. Volksausgabe in 1 Band. 8. Gesammtausgabe. 8. (XV, 496 S.) Altona 1870. Haendcke u. Lehmkuhl. 24 Ngr.
225. Musäus, J. K. A., Legenden vom Rübezahl. 16. (89 S.) Leipzig 1870. Reclam. 2 Ngr.
254. Band der Universal-Bibliothek.
226. Hoffmann, J., Märchenbuch für die Jugend. Eine Auswahl der schönsten deutschen Märchen gesammelt. 4. (III, 68 S.) Stuttgart 1870. Thienemann. 2 Rthlr.
227. Löhr, J. A. C., großes Märchenbuch. Neu geordnet von G. Harrer. 8. (V, 481 S.) Stuttgart 1871. Chelius. 1 Rthlr.
228. Pflaume, Karl, Märchenbuch. 8. (IV, 228 S.) Aschersleben 1870. Huch in Comm. 2/3 Rthlr.
229. Hilgenfeld, Emma. Frau Kätzchen. Ein Märchen dem Volksmunde nacherzählt. 4. (10 S.) Chemnitz 1870. Focke. 1 Rthlr.
230. Asbjörnsen, P. Chr., Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn, fortalte. 3. Udgave. 8. (VI, 391 S.) Christiania 1870. Steensball.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 37 (A. Kuhn).
231. Popular Tales of Hindostan and Germany.
English Essays. 3. Vol. Hamburg 1870. Meißner.

232. Gonzenbach, Laura, sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt. Mit Anmerkungen R. Köhlers u. e. Einleitung herausg. von O. Hartwig. 2 Theile. 8. (LV, 368 u. IV, 263 S.) Leipzig 1870. Engelmann. 3 Rthlr.

Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 21; Reusch, theolog. Literaturbl. Nr. 13.

233. Liebrecht, Felix, Lappländische Märchen.

Germania 15, 161—192.

---

234. Ethé, Dr. H., Beiträge zur neuesten vergleichenden Sagenforschung auf indogermanischem Gebiet.

Ergänzungsblätter zur Kenntniss der Gegenwart 1870.

235. Schwartz, Prof. Dr. W., die ethische Bedeutung der Sage für das Volksleben im Alterthum und in der Neuzeit. 8. (36 S.) Berlin 1870. Heinersdorff. 1/6 Rthlr.

Sammlung wissenschaftlicher Vorträge 1. Heft. — Vgl. Berliner Revue 62, 10.

236. Der sittliche Zug in der deutschen Sage.

Beilage des Preußischen Staatsanzeigers 1870, Nr. 28; an Schwartz anknüpfend.

237. Sagoverlden. Sagor och äfventyr frå främande länder. Ett urval ur alla folkslags sago-litteratur samlade och öfversatta af H. Hörner. I. 8. (166 S.) Stockholm 1869. 2 rd.

238. Steger, Dr. Friedr., das Elsaß und Deutsch-Lothringen. Land und Leute, Ortsbeschreibung, Geschichte und Sage. 8. (VIII, 91 S.) Leipzig 1870. Quandt. 15 Ngr.

239. Mayer, Jos. Mar., Das Bayern-Buch. Geschichtsbücher und Sagen aus der Vorzeit der Bayern, Franken und Schwaben. 2. Halbband. 8. (IV, u. 385—710 S.) München 1870. Lindauer. 5/6 Rthlr.

240. Priem, J., Nürnberger Sagen und Geschichten. 8. (VIII, 194 S.) Nürnberg 1870. Ebner. 2/3 Rthlr.

241. Fuchs, Fritz, die Burg Rodenstein und die Sage vom wilden Heer.

Die illustrirte Welt 1870, Nr. 18.

242. Gerber, Mor., erzgebirgische und voigtländische Volksklänge, Sagen und Geschichten. In zwanglosen Heften. 1. 2. Heft. 8. (S. 1—64.) Aue 1870. à 2 1/2 Ngr.

243. Landschau, Sagen aus der Umgegend von Dobran.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 9, 278 ff.

244. Födisch, die Sage vom Hassenstein.

Ebenda 9, 277.

245. Grässe, Dr. J. G. Th., Sagenbuch des preußischen Staates. 15. bis 18. Liefg. gr. 8. (2, 321—640.) Glogau 1870. Flemming. à 1/4 Rthlr.

Vgl. N. Preuß. Zeitung 1871, Nr. 258.

246. Groß, Karl, Holzlandsagen. Sagen, Märchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringer Waldes. 8. (VIII, 135 S.) Leipzig 1870. Wartig. 1/2 Rthlr.

Vgl. Allgem. Liter. Anzeiger VI, 1; Volksblatt f. Stadt u. Land, Nr. 96.

247. Erfurter Schnozeln. 3 Bändchen. Erfurt 1867—70. Körner. à 1/3 Rthlr.

248. Kaufmann, Alex., Nachträge zu Alex. Kaufmann, Quellenangaben und Bemerkungen zu K. Simrock's Rheinsagen.

Archiv des histor. Vereins von Unterfranken. 20. Bd. 3. Heft (1870).

249. Herchenbach, Wilh., der Schwanenritter von Cleve. Eine niederrheinische Volkssage. 8. (80 S.) Mühlheim a. d. R. 1870. Bagel. 1/6 Rthlr.

250. Kristensen, E. T., jydske folkeminder, især fra Hammerum Herred. 8. (80 S.) Kjöbenhave 1870.

251. Daae, L., Norske Bygdesagn. Christiania 1870.

252. Fornnordiska sagor. Öfversättning mid förklarande anmärkningar af C. J. L. Lönnberg. Med en karta. 12. (146 S.) Norrköping 1870. Vallberg.

253. Asbjörnsen, Chr., och Jörgen Moe, 10 norska folksagor och äfventyr. Svensk öfversättning af H. Hörner. (Öreskrifter för folket 35). 8. (48 S.) Stockholm 1869. 20 öre.

254. Dasselbe, andere Auswahl. (Öreskr. 36. 37.) 8. (48 u. 64 S.) Ebenda. 20 u. 25 öre.

255. Svenska folksagor, samlade af J. L. 12. (92 S.) Stockholm 1870. Carlson.

256. Några fornlemningar och folksägner i Misterhults socken. Småland.
Dybeck, Runa 3. Heft. Stockh. 1870, S. 39—40.

257. Sägner om troll. (Småskrifter för folket 4.) 8. (16 S.) Stockholm 1870. Norstedt & Söner.
Ebenso Nr. 5: Sägner om jättar; Nr. 6: S. om tomtar; Nr. 7: S. om Necken.

---

258. Fischer, E., zur deutschen Thiersage in poetischer Beziehung. 4. 35 S.
Programm des Gymnasiums zu Ratzeburg 1869. Vgl. Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 47, 337.

259. Säve, Karl, zur Nibelungensage. Siegfriedbilder beschrieben und erklärt. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Nachträgen versehen von J. Mestorf. Mit 4 Taf. Abbild. 8. (88 S.) Hamburg 1870. Meißner. 24 Ngr.
Vgl. Bibliographie 1869, Nr. 245; Heidelb. Jahrbücher 1870, 10. Heft; Saturday-Review 10. Nov.; Hamburger Nachr. 133; Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1871, Nr. 6.

260. Bär, Wilhelm, die Quelle der Sagen von den Riesen uud Drachen. Kulturgeschichtliche Skizze.
Allgem. Familien-Zeitung 1870, Nr. 37.

261. Mussafia, Ad., sulla legenda del Legno della Croce. Studio. Lex. 8. (54 S.) Wien 1870. Gerold in Comm. 1/4 Rthlr.
Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie. Vgl. Revue critique 1870, Nr. 32 (G. Paris).

262. Köhler, R., zur Legende von Gregorius auf dem Steine.
Germania 15, 284—291.

263. Oesterley, H., zu Gesta Romanorum.
Germania 15, 104—105.

264. Historie von dem Zauberer Virgilius. Auf's Neue erzählt von Bello Pileo. 8. (60 S.) Reutlingen 1870. Fleischhauer. 2 Ngr.

265. Oppert, Dr. Gustav, der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte. Ein Beitrag zur Völker- und Kirchenhistorie und zur Heldendichtung des Mittelalters. 2. Aufl. 8. (VIII, 228 S.) Berlin 1870. Springer. 3 Rthlr.
Vgl. Athenaeum 1870, 15. October.

266. Bergmann. F. G., the San Greal: an inquiry into the origin and signification of the San Greal. Edinburgh 1870.
Vgl. Athenaeum 1870, 9. April.

267. Köhler, R., die Griseldis-Novelle als Volksmärchen. 1. deutsch. 2. dänisch. 3. russisch. 4. isländisch.
Gosche's Archiv für Literaturgeschichte 1, 409—427.

268. Axon, W. E. A., the legend of the disguised knight. 8. London (1870). Trübner.
Aus den Transactions of the royal society of literature. Vgl. Trübners Record 1871, 28. Februar.
269. Marc-Monnier, Guillaume Tell et les trois Suisses, la légende et l'histoire.
Revue des deux mondes 1870, Janvier, p. 214 ff.
270. Zinzow, Ad., Vineta und Palnatoke. Der nordische Tell.
Pädagogisches Archiv 12. Jahrgang, 8. Heft.
271. Sage und Geschichte der weißen Frau.
Historisch-politische Blätter 66, 299—313. Nach Kraußold.
272. Über die Sage der weißen Frau.
Die Biene 1870, Nr. 10.
273. Födisch, J. E., die Sage von der weißen Frau in Böhmen.
Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 9. Jahrgang 3. Heft.
274. Bäßler, Ferd., Über die Sage vom ewigen Juden. 8. (24 S.) Berlin 1870. Heinersdorff. 1/4 Rthlr.
Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. 5. Heft. Vgl. Allgem. Liter. Anzeiger 1871, Nr. 48.
275. Blaas, C. M., der ewige Jude in Deutschland. Eine culturgeschichtliche Skizze. 8. (13 S.) Programm des Gymnasiums zu Stockerau 1870.
Vgl. Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 47, 468.
276. Deutschlands Schild und Wappensagen.
Illustrirte Zeitung Nr. 1386—1414.
277. Uetterodt, Ludw., Graf, Promemoria eine angebliche 'Wappen- und Schildsage' der Grafen von Schwarzburg betreffend.
Deutscher Herold. Monatsschrift für Heraldik. 1. Jahrgang (1870).

IX. Volks- und Kinderlieder, Sprichwörter, Sitten und Gebräuche.

278. Liliencron, v., Nachträge zu Nr. 40 der historischen Volkslieder und zu den Bruchstücken der Simon'schen Reimchronik bei Lorenz Fries.
Sitzungsberichte der bair. Akad. d. Wiss. 1870, II, 373—393.
279. Wormser Lied auf Franz von Sickingen aus dem Jahre 1515. Mitgetheilt von H. Ulmann.
Forschungen zur deutschen Geschichte 10, 656—660.
280. Tobler, über die historischen Volkslieder der Schweiz.
Archiv des historischen Vereins in Bern 6, 305—362. Vgl. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 47, 350.
281. Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Gesammelt von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Herrmann. 2. Band, a. u. d. T.: Lieder vermischten Inhaltes. 16. (244 S.) Graz 1870. Pock. 1 Rthlr.
Vgl. Wissenschaftl. Beilage der Leipz. Zeitung 1869, Nr. 27.
282. Das Volkslied im Voigtland.
Europa 1870, Nr. 13; im Anschluß an Dunger, oben Nr. 162.
283. Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier. Übertragen von Emil Erbrich. 8. (XIV, 66 S.) Breslau 1870. Gebhardi. 1/3 Rthlr.
284. Chambers, R., popular rhymes of Scotland. New edition. 8. (408 S.) London, Chambers.
285. Grundtvig, Sv., Danmarks gamle Folkeviser. 4. Bd., 2. Heft. (S. 193—400). Köbenh. 1870.

286. Vallvisor, och barnsånger. (Småskrifter för folket. 9.) 8. (8 S.) Stockholm 1870. Norstedt & Söner.

287. Svenska folkmelodier.
Dybeck, Runa 3, 52.

288. Svenska gissegåtor.
Dybeck, Runa 3, 48—50.

289. Ur programet till aftonunderhållningen med nordisk folkmusik.
Dybeck, Runa 3, 50—52.

---

290. Rochholz, Prof. Dr. E., Zwei Kinderreime gedeutet.
Verhandlungen d. Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm. Ulm 1870. Heft 3, S. 42 ff.

291. Elliott, J. W., national nursery rhymes and nursery songs set to music. With illustrations. kl. fol. London (Berlin, Asher) 1870. $2^1/_4$ Rthlr.

292. Englisch nursery rhymes translated into French by John Roberts. Rivingtons.
Vgl. Athenaeum 1871, 8. Juli.

---

293. Wander, K. F. W., Deutsches Sprichwörter-Lexicon. 28.—30. Lieferung. hoch 4. (Band 2, Sp. 1537—1886). Leipzig 1870. Brockhaus. à $^2/_3$ Rthlr.

294. Höfer, Edm., Wie das Volk spricht. Sprichwörtliche Redensarten. 6. stark verm. Aufl. 16. (XVI, 212 S.) Stuttgart 1870. Krabbe. 24 Ngr.

295. Birlinger, A., Sprichwörter und Sprüche.
Germania 15, 102—104.

296. Köhler, R., Zum Spruch vom Nagel im Hufeisen.
Germania 15, 105—106.

297. Deutsches Wesen in Sprüchwörtern, Sprüchen, Inschriften und Devisen. I.
Beilage des preussischen Staats-Anzeigers 1870, Nr. 43.

298. Der schwäbische Michel s. Nr. 174.

299. Münz, Taufnamen als Gattungsnamen in sprichwörtlichen Redensarten.
Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde 10. Band.

300. Der Krieg im Munde des deutschen Volkes.
Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg 1870, Nr. 48.

301. Die sociale Stellung des Pferdes in Sprichwort und Fabel.
Europa 1870, Nr. 19, Sp. 595—604.

302. Tunnicius. — Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von Antonius Tunnicius gesammelt und in latein. Verse übersetzt. Hsg. mit hochd. Übersetzung, Anmerk. und Wörterbuch von Hoffmann v. Fallersleben. gr. 8. (224 S.) Berlin 1870. Oppenheim. $1^1/_2$ Rthlr.
Vgl. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 47, 171; Liter. Centralbl. 1870, Nr. 22; Magazin f. d. Liter. d. Auslandes Nr. 29.

303. Hoffmann von Fallersleben, die erste Ausgabe der Sprichwörtersammlung des Antonius Tunnicius.
Germania 15, 195—197.

304. Eichwald, K., niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten gesammelt und mit einem Glossar versehen. 4. Aufl. 8. (III, 92 S.) Bremen 1870. Tannen. $^1/_2$ Rthlr.

305. So spröäken de norddütsche Bu'rn. Röädensoarten, Sprüchwüö'r, Bu'rröäthsel, Riemsel un Singsang van de Göären. 16. (IV, 200 S.) Berlin 1870. Schlingmann. $^1/_3$ Rthlr.

306. Harrebomée, P. J., Spreekwoordenboek der Nederlandsche taal, of verzamling van Nederlandsche spreekwoorden en spreekwoordelijke uitdrukkingen van vroegeren en lateren tijd. 3. Th. Utrecht 1870. Kemink. f. 30,95.

307. Hislop, Alex., the proverbs of Scotland: with explanatory and illustrative notes and a glossary. 3. edition. 8. (XII, 367 S.) Edinburgh 1870. 2 s. 6 d.

308. Kok, J., danske Ordsprog og Talemåder fra Sönderjylland. Samlede og sammenstillede med gamle og nyere nordiske ordsprog. 8. (208 S.) Köbenhavn 1870.

---

309. Wilmanns, W., ein fragebüchlein aus dem neunten jahrhundert.
Zeitschrift für deutsches alterthum 15, 166—186.

---

310. Weller, Emil, unbekannte Ausgaben bekannter Volksbücher.
Serapeum 1870, Nr. 22, Intell. Blatt.

311. Tettau, W. Freiherr v., über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert. 8. Erfurt 1870.

312. Schönhuth, O. F. H., Hugdietrichs Brautfahrt und Hochzeit. Wieland der kunstreiche Schmied. Zwei sehr ergötzliche und abenteuerliche Historien. Aus alter Geschrift gezogen und auf's Neue erzählt. 8. (72 S.) Reutlingen 1870. Fleischhauer. 2 Ngr.

313. Historie von der schönen Hirlande oder Sieg der Unschuld über die Bosheit. 16. (48 S.) Reutlingen 1870. Enslin u. Laiblin. 1 Ngr.

314. Magelona, die schöne, und Graf Peter mit den silbernen Schlüsseln aus der Provence. Eine anmuthige Geschichte aus alter Zeit. 16. (64 S.) Ebenda 1870. 2 Ngr.

315. Schönhuth, O. F. H., Historie von Heinrich dem Löwen. Gar wunderbarlich zu lesen. Mit schönen Figuren. Aus alter Geschrift auf's Neue an's Licht gestellt. 8. (40 S.) Reutlingen 1870. Fleischhauer. 1 Ngr.

316. Birlinger, A., Zu den Volksbüchern. Schwäbische Zeugnisse.
Germania 15, 99—102.

317. Folkböger, gamla svenska, ånyo utgifna. 1. Melusina. 2. De sju vise Mästare. 3. Kejsar Octavianus. 4. Jesu barndomsbok. 5. Grisilla. 6. Fortunatus. 16. Örebro 1869.

---

318. Volksüberlieferungen.
Ostfriesisches Jahrbuch 1, 2. Heft.

319. Rosegger, P. K., Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande. 8. (VII, 262 S.) Graz 1870. Verlag d. 'Leykam'. 28 Ngr.
Enthält Volkslieder, Sprichwörter und Gebräuche. Vgl. Neue evang. Kirchenzeitung 1870, Nr. 42.

320. Waizer, Rudolf, der Aberglaube in Kärntens Bergen.
Die Biene 1870, Nr. 5.

321. Födisch, Dr. J. E., aus dem nordwestlichen Böhmen. Beiträge zur Kenntniss des deutschen Volkslebens in Böhmen. 8. (30 S.) Programm der deutschen Ober-Real-Schule in Prag 1869.
Vgl. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 47, 332.

322. Dornick, Pastor emer., kirchliche Sitten in der südlichen Ober-Lausitz.
N. Lausitzisches Magazin 47. Bd., 1. Heft.

323. Jacobs, Ed., die Bedeutung des Brockens für die Volksvorstellung als Geisterberg etc.
Zeitschrift des Harz-Vereins f. Geschichte u. Alterthumskunde, 3. Jahrgang (1870).

324. Reinhard, L., Aberglaube in Mecklenburg.
Buch der Welt 1870, Nr. 2.

325. Zorn, Th., Aberglaube bei den Mönchsgutern auf der Insel Rügen.
Globus, von K. Andree, 18. Band.

326. Kristensen, E. T., jydske folkeminder, især fra Hammerum Herred. 3. Heft. (80 S.) Köbenh. 1870.

327. Altbayerische Culturskizzen. Die Bauernhochzeit. IX. Der Hochzeitstag.
Augsburger Postzeitung, Sonntagsblatt, 1871, Nr. 23.

328. Hochzeitsbräuche auf Mönchsgut.
Sonntagsblatt von Duncker 1870, Nr. 12.

329. Themann, O., westfälische Bauernhochzeit.
Daheim 1870, S. 572—574.

330. Winkler, Johann, de bruidshoogten op het Noord-Friesche eiland Sylt, naar C. P. Hansen.
De Vrije Fries 12. Deel. Leeuwarden 1870.

331. Reinsberg-Düringsfeld, Frh. v., Heirathsorakel in England.
Der Bazar 1870, Nr. 26. 28.

332. Die sieben Wochentage in Glauben und Brauch des Volks. Von E. S.
Illustrirte Zeitung Nr. 1383.

333. Lichtmeß (v. H.).
Illustrirte Zeitung Nr. 1387.

334. Hörmann, L. v., tirolische Ostern.
Der Hausfreund 1870, Nr. 29, S. 457 ff.

335. Hörmann, L. v., Christi Himmelfahrt und Pfingsten in Tirol.
Der Hausfreund 1870, Nr. 36, S. 569 ff.

336. St. Johannisblumen.
Europa 1870, Nr. 26, Sp. 825—32. Nach J. Nathusius.

337. R(einsberg) D(üringsfeld), v., der St. Nikolaustag.
Illustrirte Zeitung Nr. 1431.

338. Hörmann, L. v., das Julfest der alten Germanen.
Illustrirte Zeitung Nr. 1435.

339. Lang, H., Geschichte der Weihnacht.
Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz, 12. Jahrgang, Nr. 1 ff.

---

340. Weinhold, K., Weihnachts-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Neue (Titel-)Ausgabe. Graz 1870. Leuschner. $^2/_3$ Rthlr.

341. Brunner, S., das Passionsspiel zu Oberammergau in den J. 1860 und 1870. 3. Aufl. 8. Wien 1870. Braumüller. 24 Ngr.

342. Försch, J., das Passionsspiel zu Oberammergau in Bayern. gr. 16. (IV, 124 S.) Bamberg 1870. Buchner. 14 Ngr.
Vgl. Allgem. Liter. Zeitung 1870, Nr. 26; Reusch, theolog. Literaturblatt Nr. 11.

343. Holland, Hyacinth, das Ammergauer Passionsspiel im J. 1870. [Aus den „Zeitgemäßen Broschüren]." 8. (28 S.) Münster 1870. Russell. 2 Ngr.

344. Lampert, Friedr., das Passionsspiel in Oberammergau. Zur Führung und Orientirung. 8. (IV, 67 S.) Würzburg 1870. Stuber. 1/4 Rthlr.
Vgl. Allgem. Liter. Zeitung Nr. 22; Blätter f. liter. Unterhalt. Nr. 42; Z. theolog. Literaturbl. Nr. 24.

345. Das Passions-Schauspiel im Oberammergau. Mit dem vollständigen Texte der Chorgesänge. 8. (72 S.) Augsburg 1870. Schmid. 6 Ngr.

346. Schöberl, Franz, das Oberammergauer Passions-Spiel mit den Passionsbildern von A. Dürer. 16. (90 S.) Eichstätt 1870. Krüll. 1/3 Rthlr.
Vgl. Allgem. Liter. Zeitung Nr. 31; Heindl, Repertorium Nr. 7; Magaz. f. Pädagogik Nr. 30.

347. Aus dem Zuckmantler Passionsspiel.
Allgem. Evang. Luther. Kirchenzeitung 1870, Nr. 34, S. 629—639.

X. Alterthümer und Culturgeschichte.

348. Müllenhoff, Karl, deutsche Alterthumskunde. 1. Band. gr. 8. (501 S.) Berlin 1870. Weidmann. 3 1/3 Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 21 (A. v. Gutschmid); Zeitschrift für d. österreich. Gymnas. S. 153—181; Saturday Review Nr. 791; Blätter f. liter. Unterhalt. 1870, Nr. 38; Preußische Jahrbücher 1871, S. 178—183 (Scherer).

349. Lecky, W. E. H., history of European morals, from Augustus to Charlemagne. 2 voll. 8. (930 S.)
Vgl. Edinburgh Review Nr. 265, S. 36 ff.

350. Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der 2. verb. Aufl. mit Bewill. d. Verf. übersetzt von Dr. H. Jolowicz. 1. Band. gr. 8. (XII, 405 S.) Leipzig 1870. C. F. Winter. 1 Rthlr. 24 Ngr.
Vgl. Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1871, Nr. 6; Magazin f. d. Liter. d. Ausl. Nr. 30; N. evang. Kirchenzeitung Nr. 38; Zimmermanns theol. Literaturbl. Nr. 30; Dorpat. Zeitschr. f. Theol. XII, 3; Hauck's theolog. Jahresber. 1871, Nr. 10.

351. Scherr, Joh., deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 4. Auflage. gr. 8. (XIV, 625 S.) Leipzig 1870. O. Wigand. 2 1/3 Rthlr.
Vgl. Nationalzeitung Nr. 145; Europa Nr. 11; Hall. Zeitung Nr. 59; Hessische Morgenzeitung Nr. 3693. 3929; Hamburg. Nachricht. Nr. 57; Zeitung f. Norddeutschl. 6476; Breslauer Zeitung Nr. 203; Blätter f. liter. Unterh. 1871, Nr. 9; Musikliteraturbl. 1870, Nr. 12.

352. Müller, J., der Aargau. Seine politische, Rechts-, Kultur- und Sittengeschichte. 1. Band. Zürich 1870. Schulthess. 2 Rthlr.

353. Kasiski, Major, die Pfahlbauten in dem ehemaligen Persanzig-See. Baltische Studien 23. Jahrgang.

354. Hartmann, R., über Pfahlbauten namentlich der Schweiz sowie über noch einige andere, die Alterthumskunde Europa's betreffende Gegenstände.
Zeitschrift für Ethnologie v. A. Bastian u. R. Hartmann, 2. Jahrgang, 1. 2. 4. Heft.

355. Dederich, Oberl. Prof. A., Julius Caesar am Rhein. Nebst Anhang über die Germani des Tacitus (Germ. 2) und über die Franci der Peutinger'schen Tafel. 8. (IV, 87 S.) Paderborn 1870. Schöningh. 1/3 Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 52.

356. Tacitus, Agricola, Germania, Dialogus de oratoribus. Recogn. Ant. Bonzé. 16. (77 S.) Milano 1869. fr. 0,40.

357. Planck, Adolf, Beiträge zur Erklärung der Taciteischen Germania. 4 (42 S.) Heilbronn (Tübingen, Fues) 1867. 1/2 Rthlr.
Erst jetzt (1870) in den Handel gekommen.

358. Usinger, Prof. R., zu Tacitus Germania cap. 2.
Forschungen zur deutschen Geschichte 11, 595—616.

359. Wiedemann, Th., Nachtrag zu der Abhandlung 'über eine Quelle von Tacitus Germania.'
Forschungen zur deutschen Geschichte 10, 595—601.

360. Waitz, G., Über angebliche Benutzung von Tacitus Germania im Mittelalter.
Forschungen zur deutschen Geschichte 10, 602.

361. Watterich, Prof. Dr., der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. Eine historische Untersuchung. gr. 8. (VIII, 112 S.) Mit einer Karte. Paderborn 1870. Schöningh. $^2/_3$ Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 12; Blätter f. liter. Unterh. Nr. 6 (Rückert); Herrigs Archiv 47, 456 (Mahn); Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorzeit 1871, April; N. Preuß. Zeitung 1870, Nr. 250.

362. Kellner, Dr. Wilhelm, Chatten und Hessen. Eine Untersuchung über die Herleitung des Namens der Hessen aus dem der Chatten.
Hassel's Zeitschrift f. preußische Geschichte 7, 425—442.

363. Pallmann, Dr. Rud., die Cimbern und Teutonen. Ein Beitrag zur altdeutschen Geschichte und zur deutschen Alterthumskunde. gr. 8. (III, 70 S.) Berlin 1870. Klönne u. Meyer. $^1/_2$ Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 37.

364. Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalien zusammengestellt und herausgegeben von dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz durch dessen Conservator L. Lindenschmit. 2. Band, 12. (Schluß-) Heft. gr. 4. (6 Steintafeln und 19 S. Erklärungen.) Mainz 1870. v. Zabern. $^5/_6$ Rthlr.

365. Grabhügel aus heidnischer Vorzeit bei Frankfurt.
Mittheilungen an die Mitglieder d. Vereins f. Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 4. Bd., Nr. 1.

366. Peter, Anton, heidnische Grabalterthümer in Schlesien.
Mittheilungen der k. k. Central-Commission etc. 15. Jahrgang (1870).

367. Vedel, E., om de bornholmske Brandpletter, Begravelser fra den ældre Jernalder.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 1. Heft.

368. Feddersen, Arthur, Nogle viborgske Oldsager og Udgravinger.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 3. Heft.

369. Engelhardt, C., Om Stendysser og deres geografiske Udbredelse.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 2. Heft.

370. Worsaae, J. J. A., Om Forestillingerne paa Guldbracteaterne. Et Tydningsforsög.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 4. Heft. Mit Figuren im Texte und 10 Tafeln.

371. Ein norwegisches Fahrzeug aus der Wikinger Zeit.
Illustrirte Zeitung Nr. 1280.

372. Weinhold, Prof. Dr. Karl, die gotische Sprache im Dienste des Kristenthums. Festschrift. 8. (38 S.) Halle 1870. Buchhandl. d. Waisenhauses. $^1/_4$ Rthlr.
Vgl. Heidelb. Jahrbücher 1871, S. 646—648 (K. Bartsch); Zeitschrift f. deutsche philologie 2, 236—237 (Bernhardt); Reusch, theolog. Literaturbl. Nr. 11 (Birlinger).

373. Waitz, Georg, deutsche Verfassungsgeschichte. 2. Band, 2. umgearb. Auflage. gr. 8. (VIII, 738 S.) Kiel 1870. Homann. 5 Rthlr.

374. Rosenstein, über das altgermanische Königthum.
Zeitschrift für Völkerpsychologie 7. Band, 2. Heft.

375. Maurer, G. L. v., Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. 1. 2. Band. gr. 8. Erlangen 1869—70. Enke. 8 Rthlr. 9 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 43; Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit Nr. 7; Allgem. Zeitung, Beil. 277 ff.

376. Hegel, C., zur Geschichte der Städteverfassung im Mittelalter.
Sybel's historische Zeitschrift 12. Jahrg. (1870) 3, 1—21. Essay über Maurer.

377. Usinger, R., der Haushalt der Stadt Hamburg im 14. Jahrhundert.
Sybel's historische Zeitschrift, Jahrgang 1870, 3, 22—42. Essay über Koppmann (Bibliogr. 1869, 371).

378. Barbeck, Hugo, Patrizierleben, insbesondere Nürnbergisches im Allgemeinen.
Album des Literar. Vereins in Nürnberg 1870, S. 15—48.

379. Köhler, A., über den Stand berufsmäßiger Sänger im nationalen Epos germanischer Völker.
Germania 15, 27—50.

380. Weininger, H., Die Barbarei des Mittelalters. Culturhistorische Skizze.
Allgem. Familien-Zeitung 1870, Nr. 5.

381. Kålund, Kr., Familielivet på Island i den förste Sagaperiode (indtil 1030), således som det fremtsæder i de historiske sagaer.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 4. Heft.

382. Maurer, K., Islands und Norwegens verkehr mit dem süden vom IX. bis XIII. jahrhundert.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 440—468.

383. Stephan, Heinrich, kgl. preuß. Geh. Oberpostrath, das Verkehrsleben im Mittelalter.
Raumer's historisches Taschenbuch 4. Folge, 10. Jahrgang (1870).

384. Stephan, das Verkehrsleben des Mittelalters.
Beilage des k. preußischen Staats-Anzeigers 1870, Nr. 33—35.

385. Jähns, Max, der Pferdehandel.
Faucher's Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft 8, 50—62.

386. Depping, Guillaume, Wunder der Körperkraft und Geschicklichkeit der Menschen. Historische Darstellung der Leibesübungen bei den alten und neuen Völkern. Aus dem Franz. von R. Springer. Mit 69 Illustr. gr. 8. (412 S.) Berlin 1869—70. Saccoo. 1 1/2 Rthlr.
Vgl. Europa 1870, Nr. 26.

387. Die Ringkunst des deutschen Mittelalters mit 119 Ringerpaaren von Albrecht Dürer. Aus den deutschen Fechthandschriften zum ersten Mal herausg. v. Karl Wassmannsdorff. gr. 8. (XXIII, 203 S.) Leipzig 1870. Priber. 2 Rthlr.

388. Wassmannsdorff, K., sechs Fechtschulen [d. i. Schau- und Preisfechten] der Marxbrüder und Federfechter aus d. J. 1573—1614; Nürnberger Fechtschulreime v. J. 1579 u. Rösener's Gedicht: Ehrentitel u. Lobspruch der Fechtkunst v. J. 1589. Eine Vorarbeit z. e. Geschichte der Marxbrüder und Federfechter. 8. (VII, 58 S.) Heidelberg 1870. Groos. 16 Ngr.

389. Macpherson, J., the baths and wells of Europe. London 1869.

390. Baths and Bathing Places, ancient and moderne.
Quarterly Review Nr. 257, S. 151—182. Referat über Macpherson's u. a. Schriften.

391. Köhler, Oberstlieutenant, eine Handschrift über Kriegskunst aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1870, Sp. 6—10; 37—41; 73—79; 113—118.

392. Specht, F. A. C. v., Gen. Lieut. a. D., Geschichte der Waffen. Nachgewiesen u. erläutert durch die Culturentwickelung der Völker u. Beschreibung der Waffen aus allen Zeiten. In 4 Bänden. 1. Bd. 8. (IV, 527 S.) Cassel 1870. Luckhardt.

Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 45.

393. Hildebrand, R., Zu Germania IX, 45.

Germania 15, 236. Über dringen.

394. Eichwald, Karl, Cumpelmenteerbook vun't J. 1572. Tor lust und lerre upt Nee 'rutgewen. 2. Aufl. 16. (11 S.) Bremen 1870. Tannen. 3 Ngr.

395. Zapp, Dr., Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge gehalten in Berlin im Winter 1870. 8. (XII, 216 S.) Berlin 1870. Henschel. 1 Rthlr.

Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 5.

396. Escher, Dr. Heinr., Prof., die Rechtsverhältnisse, der Einfluß und die Sitten der Frauen in den Gegenden, welche jetzt das Gebiet der schweizerischen Eidgenossenschaft bilden, in der zweiten Hälfte des Mittelalters. gr. 8. (76 S.) Aarau 1870. Sauerländer. 12 Ngr.

Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 28.

397. Aus deutscher Vergangenheit. I. Die Frau im Mittelalter.

Illustr. Familien-Zeitung 1870, Nr. 40, S. 630 fg.

398. Hofmann, Dr. F., Privatdocent, über den Verlobungs- und Trauring. 8. Wien 1870. Gerold in Comm.

Sitzungsberichte d. k. Akad. d. Wissensch. 65. Band.

399. Richter, Albert, zur Geschichte des deutschen Kinderspiels. Culturgeschichtliche Skizze.

Westermanns illustrirte Monatshefte, October 1870, S. 37—47.

400. Das deutsche Kinderspiel.

Europa 1870, Sp. 679—688. Nach A. Richter.

401. Über den Ursprung unserer geselligen Spiele.

Allgem. Modenzeitung 1870, Nr. 22.

402. Ursprung der Spielkarten.

Illustrirte Zeitung Nr. 1399. 1400. Mit Abbildungen.

403. Gouw, J. ter, De volksvermaken. 3. Lief. bis Schluß. 8. Haarlem 1870. Erven Bohn. à f. 0,40; compl. f. 8,80.

404. Köhler, Ernst, Hrabanus Maurus und die Schule zu Fulda. 8. (40 S.) Leipzig 1870.

Dissertation. Vgl. Allgem. Liter. Anzeiger V, 426; Jahrbücher f. Philol. und Pädag. 102, 515.

405. Colombel, Gymnas. Oberl., die Burgen und die Burgfrieden des deutschen Mittelalters.

Annalen d. Vereins f. Nassauische Alterthumskunde 10. Band. Wiesbaden 1870.

406. Pike, G. H., ancient meeting-houses, or memorial pictures of nonconformity in old London. 8. (504 S.) London 1870. Partridge.

407. Tafel- und Zimmergeräth vor fünfhundert Jahren.

Europa 1870, Sp. 271—278. Nach Weiß.

408. Zahn, Dr. A. v., altdeutscher Teppich auf der Wartburg.

Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1870, Nr. 92—94. Mit Abbildung und folgenden deutschen Versen:

woluf ale meine wilden man
wir wellent festen und buirge ha(n).
schiesen alle nieman los abe
an bůte gewinnent wil einne habe.
unser vesten die ist wol behût
mit gilgen klewen rosenblût.

409. Curtze, Oswald, die Hausinschriften im Fürstenthum Waldeck.
Beiträge zur Geschichte der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont. 3. Band, 1. Heft. Arolsen 1870.

410. Homeyer, G., die Haus- und Hofmarken. Mit XLIV Tafeln. 8. (XXIV, 423 S.) Berlin 1870. Ober-Hofbuchdruckerei. $2^2/_3$ Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 5; Im neuen Reich, Nr. 20 (Emminghaus); Zeitschr. f. Gesetzgebung u. Rechtspflege in Preußen V, 2. 3; Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit, Nr. 6; Heidelberger Jahrb. S. 161—185 (Zöpfl); kritische Vierteljahrsschrift 13. Jahrg., 3. Heft; Allgem. liter. Anzeiger VII, 2; Grenzboten 1870, Nr. 25; Preuß. Staatsanzeiger 1871, Beilage 10.

411. Homeyer, über Hausmarken.
Monatsbericht der Berliner Akademie, März 1870.

412. Voß, über die Rolandsbilder.
Blätter z. näheren Kunde Westfalens, 8. Jahrgang.

413. Ilg, Albert, zur Philosophie der Todesvorstellung im Mittelalter.
Mittheilungen der k. k. Central-Commission etc. 15. Jahrgang (1870).

---

414. English Gilds. The original ordinances of more than one hundred early English Gilds: together with the olde usages of the cite of Wynchestre etc. Edited by T. Smith. 8. (CXCIX, 483 S.) London 1870. Trübner.
Publication der Early English Text Society.

415. Förstemann, E., Straßennamen nach Gewerben. Zweite Sammlung.
Germania 15, 261—284.

416. Frankfurter Straßennamen.
Beilage des Preuß. Staatsanzeigers 1870, Nr. 52.

417. Staub, L., die Buchdruckerkunst. Eine historisch-technische Skizze mit Rücksicht auf die Schweiz, speciell auf Zug. 4. (22 S.)
Programm der Cantonsschule in Zug 1870.

418. Weiß, Karl, Nachrichten über den Anfang der Buchdruckerkunst in Speier mit besonderer Berücksichtigung der ersten Druckerfamilie Drach. 2 Abth. 4. (32 S.)
Programm des Gymnasiums in Speier 1870.

419. Linde, Dr. A. van der, de Haarlemsche Costerlegende wetenschappelijk onderzocht. 2[e] uitgaaf. 8. (X, 352 S.) 's Gravenhage 1870. Nijhoff. f. 3,50.

420. Meurs, Dr. P. van, de Keulsche kroniek en de Costerlegende van Dr. A. van der Linde te samen getoetst. 8. (VIII, 65 S.) Haarlem 1870. Kruseman. f. 0,75.

---

421. Weiß, Hermann, Kostümkunde (III. Abschnitt). Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Mit Illustrationen. 7. u. 8. Lief. gr. 8. (S. 673—880.) Stuttgart 1870. Ebner und Seubert. à 24 Ngr.

422. Der Hut in der Culturgeschichte.
Novellenzeitung 1870, Nr. 2.

XI. Kunst.

423. Camesina, A. Ritter v., über Glasmalerei.
Mittheilungen der k. k. Central-Commission etc. 15. Jahrgang (1870).

424. Der Todtentanz, wie derselbe in der weitberühmten Stadt Basel als ein Spiegel menschlicher Beschaffenheit ganz künstlich mit lebend. Farben

gemahlet, nicht ohne nützliche Verwunderung zu sehen ist. Orig. Holzschn. des 16. Jahrh. Mit den deutschen Versen. 8. (XII, 83 S. m. eingedr. Holzschn.) Leipzig 1870. Danz. 1 Rthlr.

425. Lübke, Wilh., Geschichte der Plastik. 2. stark verm. und verb. Aufl. Mit c. 350 (eingedr.) Holzschn. 1.—4 Lief. Lex. 8. (S. 1—176.) Leipzig 1870. Seemann. à 1/3 Rthlr.

426. Kirch, G., die Räthselbilder an der Broncethür der Domkirche zu Augsburg. 4. Würzburg 1870. Woerl in Comm. 18 Ngr.

427. Kornerup, J., Om nogle af de gaadefulde Menneske- og Dyreskikkelser, som forekomme i vor Middelalders konst.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 3. Heft. Mit Abbild.

428. Lübke, Wilh., Geschichte der Architektur. 4. stark verm. u. verb. Aufl. Mit etwa 700 Illustr. in Holzschn. 1.—4. Lief. Lex. 8. (S. 1—176.) Leipzig 1870. Seemann. à 1/3 Rthlr.

429. Baudenkmäler, die mittelalterlichen, Niedersachsens. Herausg. von dem Architekten- u. Ingenieur-Verein für das Königreich Hannover. 13.—15. Heft. Imp. 4. Hannover 1869—70. Schmorl u. Seefeld.

430. Baudenkmale, Rheinlands, des Mittelalters. Herausg. von Fr. Bock. 2. Serie. 12 Lieferungen. gr. 8. Köln 1870. Schwann. 2 Rthlr.

431. Kornerup, J., Materialet i de ældste danske kirker.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 2. Heft. Mit 6 Bildern.

432. Weber, Gustav, Pfarrer, der Dom des heil. Gral. Neuer Abdruck. 16. (31 S.) Quedlinburg 1868. Franke. 6 Ngr.
Vgl. Allgem. literar. Anzeiger 1870, S. 221.

433. Naumann, Emil, die Tonkunst in der Culturgeschichte. 1. Band, 2. Hälfte. gr. 8. (S. 399—772.) Berlin 1870. Behr. 2 Rthlr.
Vgl. Magazin f. d. Lit. d. Ausl. 1871, Nr. 30; Spenersche Zeitung Nr. 206; Bl. f. liter. Unterh. Nr. 43.

XII. Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer.

434. Schulte, Prof. Dr. Joh. Fr. Ritter v., Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. 2. umgearb. Auflage. gr. 8. (XII, 588 S.) Stuttgart 1870. Nitzschke. 3 1/3 Rthlr.

435. Wyß, Fr. v., Beiträge zur schweizerischen Rechtsgeschichte. 8. (88 S.) Basel 1870.
Abdruck aus der Zeitschr. f. schweiz. Rechtsgeschichte. Vgl. Götting. Gel. Anz. 1870, Nr. 26.

436. Stemann, C. L. E., den danske Retshistorie indtil Christian V's Lov. 3. Heft. 8. (240 S.) Köbenhavn 1870. Gyldendal.

437. Beseler, Prof. Dr., der Judex im bairischen Volksrechte.
Zeitschrift f. Rechtsgeschichte 9, 244—261.

438. Sohm, Rud., die geistliche Gerichtsbarkeit im fränkischen Reich.
Zeitschrift f. Kirchenrecht 9, 193—271.

439. Stüve, Dr. C., Untersuchungen über die Gogerichte in Westfalen und Niedersachsen. 8. (VIII, 151 S.) Jena 1870. Frommann. 24 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 17; Zeitschr. f. hannöv. Recht 3; Anzeiger f. K. d. d. Vorzeit Nr. 6; historische Zeitschrift 1871, 2, 392—395 (Waitz).

440. Böhlau, H., aus der Praxis des Magdeburger Schöffenstuhls während des 14. u. 15. Jahrhunderts.
Zeitschrift f. Rechtsgeschichte 9. Band, 1. Heft.

441. Rahn, H., altdeutsches Rügegericht in den Harzer Bergen.
Die Gartenlaube 1870, S. 436—438.

442. Maldaga Bækur Hoola domkyrkiu.
In: Tímarit gefið út af J. Pèturssyni 1, 57–73. 2, 73—92.

443. Tzschirner, K., de indole ac natura promissionis popularis, 'Auslobung' quam vocant. Dissertatio. Berlin 1870. Puttkammer in Comm. $^1/_2$ Rthlr.

444. Wasserschleben, geh. Justiz-R. Prof. Dr. H., das Princip der Erbenfolge nach den älteren deutschen und verwandten Rechten. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. 8. (VI, 312 S.) Leipzig 1870. Breitkopf u. Härtel. $1^2/_3$ Rthlr.

445. Kayser, Paulus, quid veteris juris Lubecensis codices, quales a. 1839 Hachii curis prodierunt, de hereditatibus statuerint. Dissertatio. 8. (VI, 100 S.) Berlin. Puttkammer in Comm. $^1/_3$ Rthlr.

446. Schröder, Rich., zur Geschichte des Warterechts der Erben.
Zeitschrift f. Rechtsgeschichte 9, 410—421.

447. Bülow, Paul., utrum ad dominium rerum immobilium transferendum secundum jus saxonicum medii aevi resignatione solemni in judicio facto opus fuerit nec ne. Dissertatio. 8. (37 S.) Königsberg 1870.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 27.

448. Um þriðjúngamót í Rángar þíngi og Árness þíngi á söguöldinni og ýmislegt þar að lútandi.
In Tímarit af J. Pèturssyni 1, 73—88; 2, 92—114.

449. Zingerle, kleine beiträge zu den deutschen rechtsalterthümern.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 324—326.

450. Luchs, Dr. H., über die kirchlichen Rechtsalterthümer Breslaus.
Schlesiens Vorzeit in Bild und Kunst, Bd. 2, Heft 1.

---

451. Roth, P., zur Geschichte des bayrischen Volksrechtes. 4. (VI, 23 S.) München 1870. Franz in Comm. $^1/_4$ Rthlr.
Vgl. Reusch, Literaturblatt 1869, Nr. 17.

452. Muth, Rich. Friedr. v., das bairische Volksrecht. Eine rechtshistorische Abhandlung. 8. 22 S.
Programm des Gymnasiums zu Krems 1870. Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 3 (Laband).

453. Edictus ceteraeque Langobardorum leges. Cum constitutionibus et pactis principum Beneventanorum. Ex majore editione monumentis Germaniae inserta correctiores recudi fecit Fr. Bluhme. 8. (III, 224 S.) Hannover 1870, Hahn. 18 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 36.

454. Summa legis Longobardorum. Longobardisches Rechtsbuch aus dem XII. Jahrhundert. Nach den Handschriften herausg. von Prof. Dr. Aug. Anschütz. 8. (58 S.) Halle 1870. Buchh. des Waisenhauses. $^2/_3$ Rthlr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 11.

455. Der Sachsenspiegel nach der ältesten Leipziger Handschrift herausg. von Prof. Dr. Jul. Weiske. 4. Aufl., neu bearb. von Prof. Dr. Hildebrand. 8. (XVI, 181 S.) Leipzig 1870. Hartknoch. $^2/_3$ Rthlr.

456. Böhlau, H., Fragmente einer Sachsenspiegel-Handschrift.
Zeitschrift für Rechtsgeschichte 9, 476. Pap. 14./15. Jahrh.

457. Haupt, K. J. Th., der Alvil des Sachsenspiegels und seine Verwandten. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie. 8. (39 S.) Liegnitz 1870. Cohn. 8 Ngr.

Abdruck aus dem N. Lausitz. Magazin, 47. Band. Der Verf. führt das Wort auf Albe, Elfe, zurück. Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 37.

458. Höfer, A., Altvîle im Sachsenspiegel.

Germania 15, 417—419.

459. Volckmann, Dr. E., das älteste geschriebene polnische Rechtsdenkmal. 4. (24 S.) Elbing 1869. Saunier.

460. Staradowne prawa polskiego ponniki wydał Antoni Zygmunt Helcel (Alte polnische Rechtsdenkmäler, herausg. von A. S. Helcel). 2. Band. 4. (XIX, 960 S.) Krakau 1870. L. Helcel.

Darin eine deutsche Aufzeichnung des polnischen Gewohnheitsrechtes aus dem 13. Jahrh. S. 1—33, derselbe Text, den Nr. 459 auch enthält. Vgl. Sybels historische Zeitschrift 1871, 4, 492.

461. Landbuch, Appenzellisches, v. J. 1409. Ältestes Landbuch der schweizerischen Demokratien. Herausg. von J. B. Rusch. 8. Zürich 1869. Schultheß.

Mit einem freilich sehr ungenügenden Glossar. Vgl kritische Vierteljahrsschrift 12, 95—98. (Osenbrüggen.)

462. Das Barrecht von Pottenstein. Mitgetheilt von Th. Wiedemann. Österr. Vierteljahrsschrift f. kathol. Theologie, 9. Band, 1. Heft.

463. Böhlau, Dr. Hugo, Beiträge zum Schweriner Stadtrecht.

Zeitschrift für Rechtsgeschichte 9, 261—286.

464. Bech, F., die bischöflichen Satzungen über das Eidgeschoss in Zeitz aus dem 14. und dem 15. Jahrhundert. 4. (24 S.)

Programm des Gymnasiums in Zeitz 1870.

465. Franklin, O., Sententiae curiae regiae. Rechtssprüche des Reichshofes im Mittelalter. 8. (XVI, 148 S.) Hannover 1870. Hahn. 1 Rthlr.

Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 2; histor. Zeitschr. 13. Jahrg. 3. Heft; Kritische Vierteljahrsschrift 13. Jahrgang, 3. Heft.

466. Ältester Hofrodel von Jona, c. 1400, mitgetheilt von Helbling.
Mittheilungen f. vaterländ. Geschichte v. histor. Verein in St. Gallen, NF. 2. Heft. (1870).

467. Crecelius, W., Urkunden aus Deutsch-Lothringen.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 7 Band. Enthält eine deutsche Urkunde von 1306, eine von 1341, ein Weisthum von St. Nabor; vgl. Grimms Weisthümer II, 38.

468. Kirchhoff, Alfr., die ältesten Weisthümer der Stadt Erfurt über ihre Stellung zum Erzstift Mainz aus den Hss. herausg., erklärt und mit ausführlichen Abhandlungen versehen. Nebst e. Plan der Stadt Erfurt um 1300. 8. (IX, 314 S.) Halle 1870. Buchh. d. Waisenhauses. 2 Rthlr.

Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 45; Histor. Zeitschrift XIII, 396—399 (Laband); Heidelb. Jahrbücher 1871, S. 263—269 (Koppmann); Spenersche Zeitung Nr. 168.

469. Weisthümer, niederrheinische. 2. Abtheil. Jülisch-Bergische Weisthümer. A. Jülische Weisthümer. B. Bergische Weisthümer.

Archiv für die Geschichte des Niederrheins N. Folge, 2. Bd., 1. 2. Heft.

470. Schröder, Rich., Specimen libri sententiarum Clivensis. 4. (16 S.) Bonn 1870.

Akademische Abhandlung.

471. Schröder, R., Mittheilungen über Clevische Rechtsquellen des 15. Jahrhunderts.

Zeitschrift für Rechtsgeschichte 9, 421—476.

472. Keuren en ordonnantien der stad Delft. Van den aanvang der XVIe eeuw tot het jaar 1536. Naar twee Hss. gecopieerd en met eenige aanteekeningen voorzien door J. Soutendam. 8. (257 S.) Delft 1870. Molenbroch. f. 3,00.

473. Hellwald, F. v., iets over een oud Brugsch Handschrift.
De Taal- en Letterbode 2, 229—236.

474. Maurer, K., über das Alter einiger isländischer Rechtsbücher.
Germania 15, 1—17.

XIII. Litteraturgeschichte und Sprachdenkmäler.

475. Gödeke, Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 3. Band. 3. Heft. gr. 8. Dresden 1870. Ehlermann. 1 Rthlr.

476. Heinrich, G. A., Histoire de la littérature allemande. 8. Paris 1870. 3 Bände.
Vgl. Historisch-polit. Blätter, 67. Band, 8. Heft.

477. Kurz, Heinr., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 3. verb. Aufl. 8. (XVIII, 319 S.) Leipzig 1870. Teubner. 1 Rthlr.
Vgl. Allgem. Liter. Zeitung 1870, Nr. 48; Literar. Handweiser Nr. 93—94.

478. Hahn, Werner, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 5. Aufl. 8. (VIII, 331 S.) Berlin 1870. Hertz. 1$^1/_2$ Rthlr.
Vgl. Herrigs Archiv 46, 323.

479. Weber, G., tyska litteraturen, dess upkomst, utveckling och historia. Ifrån äldsta tiderna intill våra dagar. Kort sammandrag. Öfversatt af B. F. Olsson. 8. (178 S.) Stockholm 1870. 1 rd. 25 öre.

480. Kluge, Prof. Dr. Herm., Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet. 2. Aufl. gr. 8. (VIII, 168 S.) Altenburg 1870. Bonde. 14 Ngr.
Vgl. Germania 16, 346—357 (Bechstein); Blätter f. d. bayr. Gymnasialschulw. VII, 6; Jahrbücher f. Philol. u. Pädag. 1871, 2. Heft; Herrigs Archiv 47, 167; Wissensch. Beilage d. Leipz. Ztg. Nr. 46; Allgem. Liter. Anzeiger VII, 6; Academy Nr. 24.

481. Horst, Klotilde v. d., Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit mit Beispielen aus den besten Werken der Poesie und Prosa. Zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterricht. 3. Theil. gr. 8. (XII, 648 S.) Detmold 1870. Meyer. 1$^1/_2$ Rthlr.

482. Schäfer, Prof. Dr. J. W., Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. 11. Auflage. 8. (VIII, 204 S.) Bremen 1870. Geisler. 12$^1/_2$ Ngr.

483. Burkhardt, J. G. E., Geschichte der deutschen Literatur. I. Poesie. Für Schulen und zum Selbstunterrichte. 2. Aufl. (XII, 271 S.) Leipzig 1870. Klinkhardt. 18 Ngr.

484. Dietlein, W., Leitfaden zur deutschen Literaturgeschichte. Mit Berücksichtigung der poetischen Gattungen und Formen. Für höhere Töchter- und Bürgerschulen. 4. verb. Auflage. gr. 8. (VIII, 136 S.) Quedlinburg 1870. Franke. $^1/_3$ Rthlr.

485. Evans, Dr. E. P., Abriß der deutschen Literaturgeschichte. 8. (236 S.) New-York 1869. 6 s.

486. Reuter, Dr. Wilh., Literaturkunde, enthaltend Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. 4. Aufl. gr. 8. (X, 154 S.) Freiburg i. B. 1870. Herder. 12 Ngr.
Vgl. Allgem. liter. Anzeiger Nr. 44; Musik- u. Literaturbl. Nr. 1; Kathol. Zeitschrift f. Erziehung und Unterricht Nr. 1.

487. Fricke, Dr. Wilh., Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur und Kunst. 8. (X, 54 S.) Leipzig 1870. Klinkhardt. 1/4 Rthlr.

Vgl. Herrigs Archiv 47, 310; Allgem. Literar. Anzeiger VI, 4; Jessen, Centralblatt 1870, Nr. 9.

488. Lange, Otto, literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. Biographisches Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur. 8. (VIII, 332 S.) Berlin 1870. Gärtner. 1 Rthlr.

Vgl. Blätter f. liter. Unterhaltung 1871, Nr. 21.

489. Scheinpflug, Bernhard, die Dichtungsarten und ihre Literatur für Mittelschulen zusammengestellt. 2. Auflage. 8. Prag 1870. Dominikus. 22 Ngr.

490. Jonckbloet, W. J. A., Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde. 2, 1. 8. (336 S.) Groningen 1870. Wolters.

491. Jonckbloet's, W. J. A., Geschichte der niederländischen Literatur. Von Verf. und Verleger des Originalwerkes autorisierte deutsche Ausg. von W. Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniss der niederländ. Schriftsteller und ihrer Werke von E. Martin. 1. Band. 8. (XVI, 468 S.) Leipzig 1870. Vogel. 2 2/3 Rthlr.

Vgl. Ergänzungsblätter VI, 271—274 (Glaser); Gosche's Archiv f. Liter. Gesch. 1, 509—514; Blätter f. liter. Unterh. 1871, Nr. 21; Saturday Review Nr. 760; Lehmann's Magazin 1870, Nr. 32; Westermanns Monatshefte, Nov.; Weserzeitung Nr. 8325; Nation. Zeitung Nr. 255; Hamburg. Nachricht. Nr. 102.

492. Vloten, J. van, beknopte Geschiedenis der Nederlandsche Letteren, ten dienste van het hooger en middelbaar onderwijs, en alle verdere belangstellenden. 2. Druk. 1e stuk 8. (208 S.) Tiel 1870. f. 1,60.

493. Schets van de geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde. I. Inleiding in de middeleeuwen. 8. (IV, 31 S.) Delft 1869. Waltmann. f. 0,40.

494. Bakhuizen van den Brink, R. C., Studien en schetsen over vaderlandsche geschiedenis en letteren. Verzameld en uitgegeven door E. J. Potgieter. 2. Deel, 2—5. Aflev. 8. 's Gravenhage 1870. Nijhoff.

495. Deutschland und die Niederlande in ihren ältesten literarischen Beziehungen.

Die Grenzboten 1870, Nr. 38—39. Anknüpfend an Nr. 491.

496. Meijer, J. H., History of english literature for the use of Dutch schools gathered from the works of Spalding, Shaw, Pride a. others. 8. (IX, 227 S.) Groningen 1870. Wolters. f. 1,50.

497. Smith, Will., a smaller history of English literature for the use of schools. 8. (VII, 268 S.) London 1870. Murray. 3 s. 6 d.

498. Allibone, S. A., a critical dictionary of English literature and British and American authors, living and deceased, from the earliest account to the latter half of the 19. century. Vol. I. II. Lex. 8. London 1870. Trübner.

499. s. Nr. 83. 84.

500. Atterbom, P. D. A., litterära karakteristiker. 2 Theile. (426 u. 347 S.) Örebro 1870. Bohlin.

---

501. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 5. Band. gr. 8. (VIII, 343 S.) Stuttgart 1870. Cotta. 2 Rthlr. 24 Ngr.

Vgl. Gött. Gel. Anzeigen 1870, S. 1769—74 (Liebrecht).

502. Spach, L., oeuvres choisies. T. IV. 8. (X, 615 S.) Strasbourg 1870. 15 fr.

Behandelt u. a. Lamprecht, H. v. Veldeke, Wolfram, Hartmann, Rudolf v. Ems, Konrad v. Würzburg, Walther, und 34 andere Lyriker. Vgl. Revue critique 1870, Nr. 28.

503. Altmüller, K., deutsches Schriftthum im Elsaß.
Ergänzungsblätter z. Kenntniss der Gegenwart 6, 420—426.

504. Petersen, N. M., Samlede Afhandlinger. 1. Theil. 8. (IX, 388 S.) Kjöbenh. 1870.

505. Günther, E. A. W., die deutsche Heldensage des Mittelalters. Für Schule und Haus bearbeitet. 8. (XIII, 246 S.) Hannover 1870. Brandes. 1/2 Rthlr.
Vgl. Saturday Review 1870, 20. Aug.; Allgem. deutsche Lehrerzeitung Nr. 44.

506. Klaiber, Julius, die Frauen der deutschen Heldensage. 16. (27 S.) Stuttgart 1870. Grüninger. 1/6 Rthlr.

507. Dony, Oberl. Dr., das weibliche Ideal nach Homer mit Rücksicht auf andere National-Epen. Programm der Realschule I. Ordnung zu Perleberg 1870.
Vgl. Herrig's Archiv 47, 334.

508. Fritzner, Joh., bevise navnene i de nordisk Völsungasagn, at disse ere laante fra Tydskerne? Kristiania 1870.
Aus histor. Tidskrift 1, 179—186.

509. Egermann, Josef, Auf welchen Bedingungen beruht die erste Blütheperiode der deutschen Literatur? Ein literargeschichtlicher Überblick. 8. (30 S.)
Programm der Realschule in Böhmisch-Leipa 1870.

510. Lortzing, zum Verständniss des Ritterthums und seiner Poesie. 4. (24 S.)
Programm des Progymnasiums zu Bochum 1870.

511. Riezler, Dr. S. O., der Kreuzzug Kaiser Friedrich I.
In: Forschungen zur deutschen Geschichte 10, 1—149. Darin als 7. Beilage (S. 115—119) 'Minnesinger, die sich auf die genannte Kreuzfahrt beziehen. 8. 'Deutsche Epen' (S 119—125). 9. 'Elegia de morte Friderici.' (S. 125 fg.), lateinisch, und S. 126 bis 140 'das Ende des Kaisers in Geschichte und Sage.

512. Gödeke, K., zur Geschichte des Meistergesanges. 1. Der unerkannte Ton. 2. Schnach Regilräu.
Germania 15, 197—202.

513. Koch, Ed. Emil, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. 3. Auflage. 6. Bd. gr. 8. (X, 558 S.) Stuttgart 1870. Belser. 1 Rthlr. 6 Ngr.
Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 10; Hauck's Jahresbericht V, 4.

514. Wackernagel, Philipp, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. 29—31. Lieferung (3. Bd., S. 865 bis 1184). Leipzig 1870. Teubner. à 2/3 Rthlr.

515. Leitritz, Wilh., Beiträge zu einer fruchtbaren Behandlung der deutsch-evangelischen Kirchenlieder von Luther bis auf die Gegenwart. 4. Aufl. 8. (XVI, 596 S.) Berlin 1870. Beck. 1 1/2 Rthlr.

516. Biedermann, A., das religiöse Drama. 1—3.
Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz 12. Jahrgang.

517. Leibing, Dr. Franz, die Regie eines großen Osterspiels im J. 1583.
Europa 1870, Nr. 16; vgl. Bibliogr. 1869, Nr. 495.

518. Inscenierung eines geistlichen Schauspiels im Mittelalter.
Europa 1870, S. 59—64 (nach Leibing).

519. Delepierre, Octave, la parodie chez les Grecs, les Romains et chez les modernes. kl. 4. (182 S.) London 1870. Trübner.
Behandelt namentlich auch die mittelalt. latein. Parodien. Vgl. Revue critique 1870, Nr. 18; Athenaeum 1871, 1. Juli.

520. Oesterley, H., Romulus, die Paraphrasen des Phädrus und die aesopische Fabel im Mittelalter. 8. (124 S.) Berlin 1870. Weidmann.

Vgl. Gött. Gel. Anz. 1870, Nr. 42 (Selbstanzeige); Liter. Centralbl. 1871, Nr. 23; Allgem. Liter. Zeitung Nr. 9.

521. Wendeler, Camillus, de praeambulis eorumque historia in Germania. Part. I. de praeambulorum indole, nomine, origine. 8. (III, 55 S.) Halle 1870. Buchhandl. d. Waisenhauses. $^1/_3$ Rthlr.

---

522. Müllenhoff, K., altdeutsche Sprachproben. 2. Aufl. 8. Berlin 1870. Weidmann. $^2/_3$ Rthlr.

523. Neumann, Alois, mittelhochdeutsches Lesebuch mit einleitenden und erklärenden Bemerkungen und einem Glossar. 8. (VI, 264 S.) Wien 1870. Beck. 28 Ngr.

Vgl. Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien 1870, S. 754—764 (Greistorfer); 1871, S. 280—285 (Jeitteles); Kuhns Zeitschrift 20. Bd., 2. Heft; Allgem. Liter. Zeitung 1871, Nr. 5.

524. Viehoff, Prof. Dr. Heinr., Handbuch der deutschen Nationalliteratur nebst einem Abriß der Literaturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stylistik und Aufgabensammlung. 3. Theil. Proben der älteren Prosa und Poesie. 6. Aufl. 8. (IX, 181 S.) Braunschweig 1870. Westermannn. 12 Ngr.

525. Weber, Georg, Lesebuch zur Geschichte der deutschen Literatur alter und neuer Zeit. 3. unveränd. u. erweit. Auflage. 8. (XXIII, 520 S.) Leipzig 1870. Engelmann. 1 Rthlr.

526. Schauenburg, Dr. Ed., und Dr. R. Hoche, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen herausg. 2 Theile. 8. Essen 1870. Bädeker.

1. Theil: 13—16. Jahrhundert.

527. March, Fr. A., introduction to Anglo-Saxon. An anglo-saxon reader, with philological notes, a brief grammar and a vocabulary. 8. (VIII, 166 S.) New-York 1870. 7 s. 6 d.

528. Sprachproben, altenglische, nebst einem Wörterbuche. Unter Mitwirkung von K. Goldbeck herausgegeben von E. Mätzner. 1. Band: Sprachproben. 2. Abtheilung: Prosa. gr. 8. (416 S.) Berlin 1870. Weidmann. 4 Rthlr.

Vgl. Athaeneum 2207; North Brit. Review 104.

529. Wimmer, L. F. A., oldnordisk læsebog med tilhörende ordsamling. 8. (VIII, 220 S.) Kjöbenhavn 1870.

Vgl. Literar. Centralbl. 1871, Nr. 12.

---

530. Vilmar, A. F. C., Anfangsgründe der deutschen Grammatik. II. Die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Mit Benutzung des Nachlasses von Dr. A. F. C. Vilmar bearb. von Dr. C. W. M. Grein. 8. (XIV, 245 8.) Marburg 1870. Elwert. 1 Rthlr.

531. Schubert, Herm., de Anglosaxorum arte metrica. Dissertatio. 8. (55 S.) Berlin 1870. (Calvary). 12 Ngr.

532. Valentin, Dr. Veit, der Rhythmus als Grundlage einer wissenschaftlichen Poetik. 8. (13 S.)

Programm der Handelsschule zu Frankfurt a. M. 1870. Vgl. Herrig's Archiv 47, 327.

533. Dannehl, Dr., Geschichte und Bedeutung des reimlosen fünffüßigen jambischen Verses in der deutschen Dichtung. 4. (21 S.)

Programm des Gymnasiums in Rudolstadt 1870. Vgl. Herrig's Archiv 48, 198.

534. Kurz, Hermann, der Kappenzipfel.
Germania 15, 95—96.
535. Zarncke, zur Geschichte des fünffüßigen Jambus.
Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1870, S. 207—212.
536. Rachel, Dr. Max, Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs und andrer gleichzeitiger Dramatiker. 4. (30 S.) Freiberg 1870. 8 Ngr.
Programm des Gymnasiums. Vgl. Herrig's Archiv 48, 199.

A. Gothisch.

537. Meyer, G., Über Lukas 15, in Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. 4. (8 S.)
Programm der höheren Bürgerschule in Hannover.
538. Bernhardt, E., ein beitrag zur geschichte des textes der gotischen bibelübersetzung.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 294—302.

B. Althochdeutsch.

539. Meyer, Karl, das Hildebrandslied.
Germania 15, 17—26.
540. Zarncke, zum Hildebrandsliede.
Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1870, S. 197—198.
541. Otfried, Leben Christi und Lehre besungen von —. Aus dem althochd. übersetzt von Joh. Kelle. 8. (VII, 512 S.) Prag 1870. Tempsky. 2 Rthlr.
Vgl. Zeitschrift für deutsche philologie 2, 246 (Zupitza); Reusch, theolog. Literaturbl. 1870, Nr. 15; N. Preuß. Zeitung Nr. 114; Kathol. Blätter aus Tirol Nr. 21; Hauck, Jahresbericht 1871, Nr. 7.
542. Behringer, Edmund, Krist und Heliand. Eine Studie. gr. 4. (62 S.) Berlin 1870. Ebeling u. Plahn. $^2/_3$ Rthlr.
Vgl. Zum Literaturblatt 1870, Nr. 42 (Brandes); Hauck, theol. Jahresber. 1871, 7. Heft; Reusch, theol. Literaturbl. 1871, Nr. 14 (Lindemann); Allgem. Zeitung, Beilage 172.
543. Wolfgramm, Fr., Otfrieds Evangelienbuch, ein Denkmal der deutschen Literatur. 4. (13 S.)
Programm des Gymnasiums zu Stargard in Pommern 1869. Vgl. Herrig's Archiv 47, 334.
544. Die Sprache Otfrieds von Weissenburg.
Allgem. Zeitung 1870, Beilage 73.
545. Hofmann, Über ein Notkerfragment.
Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie 1870, I, 529—531. Aus der Schrift de octo tonis.
546. Hofmann, Studien über die Vorauer Handschrift.
Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie 1870, II, 183—196. Behandelt die Schöpfung (= Summa theologiae), welche in 32 zehnzeilige Strophen zerlegt wird.
547. Sievers, E., zum Vocabularius Sancti Galli und den Glossae Keronis.
Zeitschrift für deutsches alterthum 15, 119—125.
548. Steinmeyer, E., die deutschen Virgilglossen.
Zeitschrift für deutsches alterthum 15, 1—119.
549. Keinz, Fr., Mittheilungen aus der Münchener k. Bibliothek.
Germania 15, 345—357. Hauptsächlich aus ahd. Glossenhandschriften.
550. Pfannerer, Dir. Maur., altdeutsche Beicht- und Gebetformel aus einem Codex des Stifts Tepel. Programm des Gymnasiums zu Pilsen 1870.
Dieselbe, die Pfeiffer, Forschung und Kritik II, bereits mitgetheilt. Vgl. Herrig's Archiv 47, 468.

C. Mittelhochdeutsch.

551. **Antelan.** Von W. Scherer.
Zeitschrift für deutsches alterthum 15, 140—149. Aus der Hs. des Piaristencollegiums zu Wien herausgegeben.

552. **Arzneibuch.** — Hofmann, über das Zürcher Arzneibuch des XII. Jahrhunderts.
Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie 1870, I, 511—526.

553. **Burghart von Hohenfels.** — Richter, O., Burghart von Hohenfels, eine literar.-historische Skizze aus der Blüthezeit des Minnegesangs.
Neues Lausitz. Magazin 47. Bd., 1. Heft (1870).

554. Barack, Dr., über den Minnegesang am Bodensee und den Minnesänger Burkhard von Hohenfels. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees. 2. Heft. Lindau 1870.

555. **Chroniken**, die, der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 8. Band: Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg. 1. Bd. gr. 8. (XI, 498 S.) Leipzig 1870. Hirzel. 3 Rthlr.
Vgl. Sybels histor. Zeitschr. XIII, 3, 258 ff.; Literar. Centralbl. 1870, Nr. 22; Reusch, Literaturbl. Nr. 17 (Birlinger); Saturday Review 19. Nov.; Gött. Gel. Anz. Nr. 21 (Frensdorff); Trübner's liter. Record Nr. 70.

556. Lorenz, O., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. In Anschluss an W. Wattenbachs Werk. 8. (IX, 339 S.) Berlin 1870. Hertz. 2 Rthlr.

557. **Erlösung.** — Bartsch, K., Bruchstücke einer Handschrift der Erlösung.
Germania 15, 357—358.

558. **Ernst.** — Jänicke, O., über die abfassungszeit der beiden deutschen gedichte von herzog Ernst.
Zeitschrift für deutsches alterthum 15, 151—166.

559. **Freidank.** — Paul, Hermann, über die ursprüngliche Anordnung von Freidanks Bescheidenheit. Inauguraldissertation. 8. (66 S.) Leipzig 1870.

560. Grion, Dr. Justus, Fridanc.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 408—440. Voll der wunderlichsten Einfälle.

561. **Friedrich von Schwaben** s. Nr. 549.

Gedichte.

562. Höfler, C., Gedicht auf Meister Eckhart.
Germania 15, 97—99.

563. Keinz, altdeutsche Denkmäler.
Sitzungsberichte d. bayer. Akademie 1870, II, 109—119. Religiöse Dichtungen des 12. Jahrh., eingetragen in die Münchener Hs. lat. 935; darunter zum Theil die Seqüenz von Muri.

564. Ein Seel vor Gottes Füßen lag. Gedicht aus dem Anfang des 14. Jahrh., übertragen von A. Freybe. gr. 16. (V, 68 S.) Leipzig 1870. Naumann. 12 Ngr.
Vgl. Allgem. Lit. Zeitung Nr. 37; Braunschw. Hannov. Luther. Kirchenbl. 39; Volksblatt f. Stadt u. Land 94; Christenbote 34; Hauck, theol. Jahresber. 1871, 1. Heft.

565. **Gottfried von Strassburg.** — Kurz, Herm., Zum Leben Gottfrieds von Straßburg.
Germania 15, 207—236. 322—345.

566. Jänicke, O., Setmunt.
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 495.

567. **Halbsuter.** — Liebenau, der Dichter Hans Halbsuter von Luzern.
Monatsrosen des Schweizer Studentenvereins 15, 186—200.

568. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. 1. Theil. Êrec der Wunderære. 2. Aufl. 8. (XX, 356 S.) Leipzig 1870. Brockhaus. 1 Rthlr.

Auch u. d. T.: Deutsche Classiker des Mittelalters. 4. Band.

569. Heinzel, R., über die lieder Hartmanns von Aue.

Zeitschrift für deutsches alterthum 15, 125—140.

570. Höfer, Alb., Herr und Frau Hacke.

Germania 15, 411—416.

571. Güth, Dr., das Verhältniss des Hartmann'schen Iwein zu seiner altfranzösischen Quelle.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen 46, 251—292.

572. **Heinrich VI.** — Meyer, Karl, die Lieder Kaiser Heinrichs VI.

Germania 15, 424—431.

573. **Heinrich von Morungen.** — Bartsch, K., zu Heinrich von Morungen.

Germania 15, 375—376.

574. **Heldenbuch**, deutsches. 5. Teil. gr. 8. Berlin 1870. Weidmann. $2^2/_3$ Rthlr.

Inhalt: Dietrichs Abenteuer von Albrecht von Kemenaten nebst den Bruchstücken von Dietrich und Wenezlan. Herausgeg. von Jul. Zupitza. (LV, 296 S) Vgl. Zeitschrift für deutsche philologie 2, 237—244 (Steinmeyer); Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1870, 556—561 (Heinzel).

575. Zarncke, Kaspar von der Rhön.

Berichte der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften 1870, S. 207.

576. **Hesler**, Heinrich, s. Nr. 29.

577. **Historienbibeln**, die deutschen, des Mittelalters, nach vierzig Handschriften zum ersten Male herausgegeben von Dr. J. L. F. Theodor Merzdorf. 2 Bde. 8. (914 S.) Stuttgart 1870. Litterar. Verein.

100. und 101. Publication des litter. Vereins. Vgl. Reusch, theolog. Literaturbl. 1871, Nr. 17 (Birlinger).

578. **Johann von Würzburg.** — Regel, K., ein dichterisches Zeugniss für einige Persönlichkeiten des thüring. fränkischen Gebietes.

Zeitschrift d. Vereins f. thüring. Geschichte 7. Bd., 4. Heft.

579. **Johannesminne** und deutsche Sprichwörter aus Handschriften der Schwabacher Kirchenbibliothek. Von C. Hofmann.

Sitzungsberichte der Münchener Akad. 1870, II, 15—38. Die Sprichwörter aus einer latein. Predigtsammlung des 14. Jahrh.

580. **Konrad von Heimesfurt.** — Wülcker, R., und K. Bartsch, der Dichter der Urstende.

Germania 15, 157—161.

581. **Kudrun.** — Hildebrand, R., Zur Gudrun.

Zeitschrift für deutsche philologie 2, 468—478.

582. **Mariendichtung.** — Narrationes de vita et conversatione b. Mariae virginis et de pueritia et adolescentia salvatoris ex cod. Gissensi ed. O. Schade. 4. (28 S.) Königsberg 1870.

Als Quelle deutscher Mariendichtungen hier anzuführen.

583. **Mechthild.** — Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg, oder das fließende Licht der Gottheit, aus der einzigen Handschrift des Stiftes Einsiedeln herausg. von P. Gall Morel. 8. (XXXII, 287 S.) Regensburg 1869. Manz.

Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 44.

584. **Minnesänger.** — Müller, Max, Old German Love Songs.

In M. Müller's Chips from a German Workshop, Bd. III.

585. **Mönch von Heilsbronn**, der. Zum ersten Male vollständig herausgegeben von Oberbibl. Dr. J. F. L. Theodor Merzdorf. gr. 8. (XXVII, 170 S.) Berlin 1870. Ebeling u. Plahn. $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Vgl. Heidelberger Jahrbücher 1870, 8. Heft.

586. **Neidhard.** — Keinz, Fr., und Fr. Wieser, zu Neidhard's Liedern. Germania 15, 431—434.

587. Bergmann, Jos. v., ein lateinisches Epitaphium Neidhardi. Mittheilungen der k. k. Central-Commission etc. 15. Bd.

588. **Nibelunge**, der, Nôt, mit den Abweichungen von der Nibelunge Lied, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche, herausgegeben von K. Bartsch. 1. Theil. Text. 8. (XXIII, 394 S.) Leipzig 1870. Brockhaus. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.

Vgl. Allgem. Liter. Zeitung 1871, Nr. 25; Allgem. Zeitung 1870, Nr. 214; Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1870, S. 403—409 (Scherer).

589. Hofmann, Beiträge zur Textkritik der Nibelungen (als Probe aus einer später in den Denkschriften erscheinenden größeren Abhandlung).

Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie 1870, I, 527—528. Über die in A fehlenden Strophen.

590. Briefwechsel über das Nibelungenlied von C. Lachmann und Wilhelm Grimm. (Fortsetzung und Schluß.)

Zeitschrift f. deutsche philologie 2, 343—365. 515—528.

591. Huß, H., über den ethischen Werth des Nibelungenliedes.

Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1870, 831—856.

592. Stolte, Gymnasiallehrer, Dr., der Nibelunge Nôt verglichen mit der Ilias. 4. (26 S.) Programm des Gymnasiums zu Rietberg 1869.

Vgl. Herrig's Archiv 47, 335.

593. Zarncke, Friedrich der Große und das Nibelungenlied.

Berichte der k. sächs. Akademie d. Wissenschaften 1870, 203—206.

594. Meyer, Karl, die dramatischen Bearbeitungen der Nibelungensage.

Deutsche Vierteljahrsschrift Nr. 130 (1870), S. 140 ff.

595. **Oswald.** — Strobl, Jos., über das Spielmannsgedicht von St. Oswald. [Aus den Sitzungsber. der Akademie.] Lex. 8. (III, 48 S.) Wien 1870. Gerold in Comm. $\frac{1}{4}$ Rthlr.

596. **Oswald von Wolkenstein.** — Zingerle, Dr. J. V., Beiträge zur älteren tirolischen Literatur. I. Oswald von Wolkenstein. [Aus den Sitzungsber. der Akad.] Lex. 8. (78 S.) Wien 1870. Gerold in Comm. 12 Ngr.

597. **Ottacker von Steier.** — Karajan, Th. Ritter v., zu Seifried Helbling und Ottacker von Steiermark. Zwei Vorträge. [Aus den Sitzungsber. d. Akad.] Lex. 8. (26 S.) Wien 1870. Gerold in Comm.

598. Lütolf, A., Herr Otto vom Turne, der Minnesinger zu Lucern. (Abdruck aus dem Geschichtsfreund Bd. XXV.) Einsiedeln 1870. Benzinger. 32 S. 8.

Mit dem Bilde aus der Pariser Hs. Vgl. Kölnische Volkszeitung 1870, Nr 293.

599. **Passionaldichter.** — Zingerle, Dr. J. V., Findlinge. Heft II. [Aus den Sitzungsber. d. Akad.] Lex. 8. (140 S.) Wien 1870. Gerold in Comm. $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Stücke aus dem Leben der Altväter.

600. **Reinmar von Zweter.** — Deutsche Lieder von R. v. Zw.

Allgem. Evang. luther. Kirchenzeitung 1870, Nr. 23. 24.

601. **Rothe.** — Funkhänel, Dr., zu Rothe's düringischer Chronik S. 466 ff. der v. Liliencron'schen Ausgabe.

Zeitschrift d. Vereins f. thüring. Geschichte 7. Bd., 4. Heft.

602. Witzschel, Dr. A., Nachtrag über das Leben der heil. Elisabeth von Rothe.
Zeitschrift d. Vereins f. thüring. Geschichte 7. Bd, 4. Heft.

603. **Schauspiel.** — Das Spiel von den zehn Jungfrauen, eine Opera seria, gegeben zu Eisenach am 24. April 1322, übertragen u. zeitgeschichtlich behandelt von A. Freybe. 16. (V, 99 S.) Leipzig 1870. Naumann. $^1/_3$ Rthlr.
Vgl. Braunschw. hannov. luther. Kirchenbl. Nr. 39; Christenbote 43.

604. Bechstein, R., das Spiel von den zehn Jungfrauen.
Allgem. Zeitung 1870, Beilage 316.

605. **Schneider's**, Hans, historisches Gedicht auf die Hinrichtung des Augsburger Bürgermeisters Schwarz. Von C. Hofmann.
Sitzungsberichte d. Münchener Akad. 1870, I, 500–511. Vom Jahre 1478.

606. **Seifried Helbling** s. Nr. 597.

607. **Spervogel.** — Scherer, Wilh., Deutsche Studien. I. Spervogel. [Aus den Sitzungsber. d. Akad.] Lex. 8. (73 S.) Wien 1870. Gerold in Comm. $^1/_3$ Rthlr.

608. Weihnachtslied von Spervogel (12. Jahrhundert).
Lutherische Kirchenzeitung 2. Bd. 5. Heft.

609. W., zwei Egerländische Geschlechter, die Spervogel und die Juncker.
Mittheilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen, 9. Jahrg. 5. Heft.. Vgl. Bibliogr. 1869, Nr. 588.

610. **Thomasin.** — Eugene Oswald, Early German Courtesy-Books. An account of the Italian Guest by Thomasin von Zirilaria (sic!), of How the knight of Winsbeke tought his son, and the Lady of Winsbeke her daughter, the German Cato and Tannhaeusers Courtly Breeding. 1869.
Vgl. Magazin f. d. Liter. d. Auslandes 1871, Nr. 46.

611. **Ulrich von Zatzikhoven.** — Bächtold, J., der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven. Dissertation. 8. (56 S.) Frauenfeld 1870. Huber. $^1/_3$ Rthlr.
Vgl. N. Zürcher Zeitung 1870, Nr. 387.

612. **Walther von Klingen.** — Pupikofer, Decan J. A., Walther III, Freiherr von Klingen zu Klingnau, Ritter und Minnesänger.
Schriften d. Vereins f. Geschichte d. Bodensees. 2. Heft. Lindau 1870.

613. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 3. Aufl., herausgeg. von K. Bartsch. 8. (LXIV, 344 S.) Leipzig 1870. Brockhaus. 1 Rthlr.
Deutsche Classiker d. Mittelalters 1. Bd. Vgl. Allgem. Zeitung 1870, Beilage 108.

614. Walther von der Vogelweide. Herausgeg., geordnet und erklärt von K. Simrock. 8. (XII, 254 S.) Bonn 1870. Marcus. $^5/_6$ Rthlr.

615. Walther von der Vogelweide, Auswahl aus den Liedern, herausgegeben u. mit Anmerkungen u. einem Glossar versehen von Bernh. Schulz. 8. (XV, 124 S.) Leipzig 1870. Teubner.

616. Bechstein, Reinh., zu Walthers Vocalspiel.
Germania 15, 434—438.

617. Anzoletti, Patriz, ist Walther von der Vogelweide ein Tiroler? 8. (46 S.) Programm des Gymnasiums zu Bozen 1870.
Vgl. Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1871, 363—365 (Joh. Schmidt); Herrig's Archiv 47, 468.

618. Scharlach, Dr., Walther von der Vogelweide als nationaler Dichter. Görlitz 1870. Programm der höheren Töchterschule.

619. **Wernher der Gartenaere** s. Nr. 549.

620. Schröder, Rich., Corpus juris germanicum poeticum. II. Wernher der gartenaere und bruder Wernher.
Zeitschrift f. deutsche philologie 2, 302—305.

621. **Wolfdietrich.** — Liebrecht, F., zur Litteraturgeschichte des Wolfdietrich. (Nachtrag zu Germ. 14, 226).
Germania 15, 192—194.

622. **Wolfram's von Eschenbach** Parzival und Titurel. Herausgegeben von K. Bartsch. 1. Theil. 8. (XXXVII, 362 S.) Leipzig 1870. Brockhaus. 1 Rthlr.
Deutsche Classiker d. Mittelalters. 9. Bd. Vgl. Liter. Centralbl. 1871, Nr. 20; Allgem. Liter. Zeitung Nr. 13.

623. Zarncke, zu Wolfram's Parzival. — Zu Wolfram's Leben.
Berichte der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften 1870, S. 199—202.

624. Strobl, Jos., zu Wolfram's Willehalm.
Germania 15, 95.

Zur Litteratur des 16. Jahrhunderts.

625. **Fischart.** — Wackernagel, Wilh., Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm. 8. (VIII, 214 S.) Basel 1870. Schweighauser. 1 1/2 Rthlr.
Vgl. Revue critique 1870, Nr. 6.

626. Fischart's 'Nachtrabe'. Ein 300jähriges literar. Jubilaeum.
Europa 1870, Nr. 20.

627. **Kirchhoff,** Hans Wilh., Wendunmuth. Herausgeg. von H. Österley. 5 Bände. 8. Stuttgart 1869.
95—99. Publicat. d. litter. Vereins. Vgl. Heidelb. Jahrb. 1871, S. 391—396 (Liebrecht).

628. **Luther.** — Schnorr v. Carolsfeld, Fr., über die Dresdner Hss. der Tischreden Luthers.
Serapeum 1870, Nr. 11.

629. Luther, M., ob Kriegsleute auch in seligem Staude sein können. Wittenberg 1526. Neu durchgesehen und bevorwortet von Dr. G. C. A. v. Harleß. 8. (43 S.) Leipzig 1870. Fritzsche. 2 1/2 Ngr.

630. **Paulus Aemilius.** — Zarncke, des Paulus Aemilius Romanus Übersetzung der Bücher Samuelis.
Berichte der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1870, S. 212—226.

631. **Sachs,** Hans, herausgegeben von A. von Keller. 1—5. Band. 8. Stuttgart 1870.
102—106. Publication des Litterar. Vereines.

632. Hans Sachs, Dichtungen. 1. Theil. Geistliche und weltliche Lieder. Herausg. v. K. Goedeke. 2. Theil. Spruchgedichte. Herausg. v. J. Tittmann. 8. (L, 322; XXXVI, 264 S.) Leipzig 1870. Brockhaus. 2 Rthlr.
Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. 4. 5. Band. Vgl. Presse 1870, Nr. 157; Süddeutsch. Sonntagsblatt Nr. 24.

633. Sachs, Hans, Kampfgespräch zwischen Sommer und Winter. Mit einer Einleitung von C. Lützelberger.
Album des literar. Vereins in Nürnberg 1870. S. 1—14.

634. Hans Sachs als Meistersinger.
Allgemeine Zeitung 1870, Beilage 283.

635. Die Wohnhäuser des Hans Sachs.
Korrespondent von und für Deutschland 1870, Nr. 57. 59.

636. **Waldis,** B. — Weller, E., Burkard Waldis nicht katholisch.
Serapeum 1870, Nr. 13.

637. Eine Warnung an das Teutschland. 1572. Von E. Weller.
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1870, Sp. 243—244.

638. Kuczýnski, Arnold, thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium. Verzeichniss einer Sammlung von nahezu 3000 Flugschriften

Luthers und seiner Zeitgenossen. Nach den Original. aufgenommen und bearbeitet. Supplement zu den Handbüchern von Panzer, Weller, Gödeke und Heyse. 8. (IV, 262 S.) Leipzig 1870. T. O. Weigel. 1 Rthlr.

D. Altsächsisch.

639. **Heliand** s. Nr. 542.

E. Mittelniederdeutsch.

640. Aesopus, Niederdeutscher. 20 Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Hs. des 15. Jahrh. herausg. von Hoffmann von Fallersleben. gr. 8. (83 S.) Berlin 1870. Oppenheim. 18 Ngr.
Vgl. Götting. Gel. Anzeig. 1870, Nr. 9 (Österley); Herrig's Archiv 47, 172 (Rauch); Academy Nr. 19, Lehmanns Magazin Nr. 29.

641. Hofmann, Über ein niederdeutsches Lancelotfragment und einige daran sich knüpfende literargeschichtliche Fragen.
Sitzungsberichte der bayer. Akademie 1870, II, 39—52.

642. Hoffmann von Fallersleben, Jesus und seine junge Braut. — Marien Himmelfahrt.
Germania 15, 366—375.

F. Mittelniederländisch.

643. Beatrijs. Eine Legende aus dem 14. Jahrhundert. Hochdeutsche metrische Übersetzung von Wilh. Berg. 8. (XII, 35 S.) Haag 1870. Nijhoff. 12 Ngr.

644. Bruchstück aus dem Boek van den Houte. Von A. Birlinger.
Germania 15, 360—64.

645. Willems, Alf., het Brusselsch fragment van den Cassanus.
De Taal- en Letterbode 2, 158—166.

646. Eyssonius Wichers, E. W. L., iets over den Ferguut.
Dietsche Warande IX, 72—85.

647. Hellwald, F. v., Zwei neue Maerlandt-Fragmente.
Altpreußische Monatsschrift 1870, 3. Heft.

648. Verwijs, E., Jacob van Maerlant en Jacob van Oostvoorne.
De Taal-en Letterbode II, 73—88.

649. Frommann, Dr., ein mittelniederländisches Minnelied.
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1870, Sp. 242.

650. Vlooten, J. van, onuitgegeven Middelnederlandsche Verzen. (Haagsche Hs. Nr. 721.)
Dietsche Warande IX, 6—25. 142—157.

651. Moltzer, H. E., de middelnederlandsche dramatische Poëzie. 2e gedeelte. 8. (VIII, S. 141—255). Groningen 1870. Wolters. f. 1,50.
Enthält: Lanseloet, Die hexe, Drie daghe here, De truwanten, Winter ende Sommer, Rubben. A. u. d. T. Bibliotheek van Middelnederl. Letterkunde. 3. Aflevering.

652. Den boom der schriftueren van VI. personagien ghespeelt tot Middelburch in Zeelant, den eersten Augusto ent jaer 1539. Opt nieuw uitgeg. met een ophelderende woordenlijst door Dr. G. D. J. Schotel. 8. (VIII, 52 S.) Utrecht 1870. Kemink. f. 0,50.

653. Hoffmann van Fallersleben, Thomas a Kempis.
Germania 15, 365—366.

654. Willem van Hildegaarsberch, Gedichten van, van wege de Maatschappij der Nederl. Letterkunde uitgeg. door Dr. W. Bisschop en Dr. E. Verwijs. 8. (XXVIII, 331 S.) 's Gravenhage 1870. Nijhoff. f. 6,00.

G. Angelsächsisch.

655. Köhler, Artur, die einleitung des Beovulfliedes. Ein Beitrag zur frage über die liedertheorie. Zeitschrift für deutsche philologie 2, 305—314.

656. Köhler, Artur, die beiden episoden von Heremôd im Beovulfliede. (V. 901—915 und 1709—1722.)
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 314—321.

657. Birlinger, A., Bruchstück aus Älfrics angelsächsischer Grammatik. Germania 15, 359.

H. Mittelenglisch.

658. Bell's English poets. Vol. 29. Chaucer. Vol. 8. 12. 1 s. 3 d.

659. The Text of Chaucer.
Edinburgh Review Nr. 269, S. 1—45.

660. Chaucer's Translation of Boethius' 'De consolatione philosophiae.' Edited by Richard Morris. 8. (XXIII, 205 S.) London, Trübner. 12 s.
Early English Text Society, Extra-Series Nr. 5.

661. Brink, Bernh. ten, Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften. 1. Theil. 8. (VIII, 222 S.) Münster 1870. Russelt. 1 1/3 Rthlr.
Vgl. Götting. Gel. Anz. 1870. Nr. 26 (Pauli); Athenaeum 20. Aug.; Academy Nr. 14; Herrig's Archiv 47, 318—321 (Asher).

662. The „Gest Hystoriale" of the destruction of Troy: an alliterative romance translated from Guido de Colonna's historia Troiana ed. by G. A. Panton and D. Donaldson. Part I. London 1869. 8. (VI, 288 S.) 10 1/2 s.
Publication der Early English Text Society.

663. Child, Francis James, Observations on the language of Gower's Confessio Amantis. A supplement to 'Observations on the language of Chaucer.' Memoirs of the American Academy, New Series, Vol. IX, p. 265.
Vgl. Herrigs Archiv 47, 322—326 (Stimming).

664. Our Ladys' Lament, and the Lamentation of Saint Mary Magdalena. Edited by C. E. Tame. London, Washburne.
1. Theil der Serie: Early English Religious Literature. Vgl. Athenaeum 1871, Mai, S. 556.

665. The vision of William concerning Piers the Plowman. Edited by W. Skeat. 8. London 1869. Trübner.
Publication der Early English Text Society.

I. Altnordisch.

Runen.

666. Bugge, Sophus, Lidt om de ældste nordiske runeindskrifters sproglige stilling.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 3. Heft.

667. Möbius, Th., zur kenntniss der ältestesten runen.
Zeitschrift für vergleichende sprachforschung 19, 208—215.

668. Stephens, George, the copies of some runic stones.
Tidskrift for Philol. og Pädag. 8, 307—309.

669. Thorsen, P. G., Virring-Runestenen.
Aarböger for nord. Oldkyndighed 1870, 4. Heft.

670. Dybeck, Rich., Sverikes runurkunder, granskade och utgifna. II. Stockholms län. 5. Häft. fol. (pl. 48—59 und Text 23—26). Stockholm 1870.

671. Nyfunne svenske runstenar.
Dybeck, Runa. 3. Heft, S. 47—48. Mit 1 Tafel.

672. Dybeck, Richard, Runa. fol. 3. Heft. Stockholm 1870, S. 39—46 und 3 Tafeln.

Edda.

673. Zarncke, Zum zweiten Helgiliede.
Berichte der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1870, 193—197.

674. Thors färd til Jättehem. (Småskrifter för folket 2) 8. (16 S.) Stockholm 1870. Norstedt.

Skalden.

675. Thorkelson, Jón, Skýringar á vísum í Njáls sögu. 8. (32 S.) Reykjavík 1870. Programm.

---

676. Maurer, Konrad, Über Ari Thorgilsson und sein Isländerbuch.
Germania 15, 291—321.

677. Heimskringla eđa sögur Noregs konunga Snorra Sturlusonar. 3 Theile. Uppsala 1870. Schultz.

678. Norges Konge-Sagaer fra de ældste Tider indtil anden Halvdeel af det 13de Aarhundrede efter Christi Födsel, forfattede af Snorre Sturlasön, Sturla Thordssön o. fl. og oversatte af P. A. Munch. 2. Bindet udg. og fortsat af O. Rygh. 2—4. Heft. Christiania 1870.

679. Konunga-Boken eller Sagor om Ynglingarne och Norges konungar intill år 1177 af Snorre Sturleson. Öfversatt och förklarad af Hans Olof Hildebrand Hildebrand. 6—7 Heft. (S. 241—344; 1—128.) Örebro 1870.
Vgl. Germania 15, 449—459. (K. Maurer.)

680. Lilja (the Lily), an Icelandic religious poem of the XIV. century, by Eystein Asgrimsson. Edited by Eirikr Magnusson. 8. (LVI, 124 S.) London 1870. Williams a. Norgate.
Vgl. The Academy 1871, Nr. 25 (Th. Möbius).

681. Döring, B., Die quellen der Niflungasaga in der darstellung der Thidrekssaga und der von dieser abhängigen fassungen. (Schluß.)
Zeitschrift für deutsche philologie 2, 265—292.

682. Om Njål och hans söner. (Småskrifter för folket 3.) 8. (24 S.) Stockholm 1870. Norstedt.

683. Kölbing, E., Nachtrag zur Parzivalssaga.
Germania 15, 89—94.

684. Völsunga saga: The story of the Volsung and Niblung with certain songs from the elder Edda, translated from the Icelandic by Eirikr Magnusson and W. Morris. 8. (286 S.) London 1870. Ellis. 12 s.
Vgl. Athenaeum 1870, 11. Juni.

685. Gíslason, Konr., Småbemærkninger til de tvende udgaver af den arnamagnæanske membrn. nr. 674 A.
Aarböger f. nordisk Oldkyndighed 1870, 3. Heft.

686. Holm, F. W., Nordboernes Reiser til Amerika, fortalt efter islandske kilder. 8. (20 S.) Kopenh. 1870. Abdruck aus 'Folkelæsning' 1869.

687. Eptirrit af nokkrum gömlum skjölum.
Tímarit gefiđ út af J. Pèturssyni 1, 36—45. 2, 39—51. Isländische Urkunden.

688. Literae testamenti Thorstani Eiulphi (1386. Islandice).
Tímarit u. s. w. 2, 115—117.

K. Altdänisch.

689. **Romantisk Digtning** fra Middelalderen, udg. af C. J. Brandt. 1—2. Bind. 8. (XIV, 356; VII, 382 S.) Kjöbenh. 1869—70.

Auf drei Bände berechnet.

L. Mittellateinische Poesie.

690. **Waitz**, G., das Carmen de bello Saxonico oder Gesta Heinrici IV, neu herausgegeben. kl. 4. (86 S.) Göttingen 1870. Dieterich. 1 Rthlr. 6 Ngr.

Aus den Abhandl. d. Gesellschaft d. Wissenschaften. Vgl. Literar. Centralblatt 1870, Nr. 38; Philol. Anzeiger II, 5; Gött. Gel. Anz. S. 1201—2 (Waitz); Heidelb. Jahrb. 1871, S. 259—263 (Wattenbach).

691. **Zarncke**, eine vierte Umarbeitung der s. g. Disticha Catonis.

Berichte der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften 1870, S. 181—192.

692. **Bartsch**, K., zur Hroswithafrage.

Germania 15, 194.

693. **Marbach**, J., die Nonne Roswit — die älteste deutsche Dichterin.

Norddeutsch. Protestantenblatt 1870, Nr. 2.

694. **Grotefend**, Dr. H., Laurea sanctorum, ein lateinischer Cisiojanus des Hugo von Trimberg.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1870, Sp. 279—284. 301—311.

695. **Höfig**, Dr. Herm., lateinische Hymnen aus angeblichen Liturgien des Tempelordens kritisch und exegetisch bearbeitet. gr. 8. (VIII, 58 S.) Parchim 1870. Wehdemann. 12½ Ngr.

Vgl. Theolog. Jahresber. 1870, 4. Heft.

696. **Buch der Hymnen**. Ältere Kirchenlieder aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen von Ed. Hobein. 2. Auflage. 4. (XXIV, 335 S.) Halle a. S. 1870. Schwabe.

697. **Kayser**, Prof. Dr. Joh., Beiträge zur Geschichte und Erklärung der Kirchenhymnen. 3. Heft. gr. 8. (III, 311—435.) Paderborn 1869. Junfermann. 17½ Ngr.

698. **Nicolai de Bibera** carmen satiricum ed. Theob. Fischer. gr. 8. (VIII, 305 S.) Halle a. S. 1870. Buchh. d. Waisenhauses.

Im 1. Bande der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, herausgeg. von den geschichtl. Vereinen der Provinz.

699. **Hubatsch**, Oscar, die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. 8. (V, 100 S.) Görlitz 1870. Remer. 16 Ngr.

Vgl. Literar. Centralbl. 1870, Nr. 28; Heidelb. Jahrb. Nr. 33; Magazin f. d. Liter. d. Auslandes Nr. 20.

700. **Planctus** de corrupto saeculi et ecclesiae statu.

Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1870, Sp. 368—370. Aus einer Einsiedler Hs. des 15. Jahrh.

701. **Wattenbach**, W., lateinische Reime des Mittelalters.

Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1870, Nr. 1 ff.

Berichtigungen. Lies 78, 15 v. u. *foutre*; 101, 2 lies *Erpfman* statt Erqfman; 16 *Manius* st. Manir; 17 *Zauber des* st. Zaubeudes; Z. 6. v. u. *1856* st. 1855; 102, 14 *liut* st. luit; 23 *Nangnangeli* und *Mingmiggeli;* 28 *uuitua* st. mitua; 103, 21 l. *Hausnamen* st. Hausnarren; 36 *Hikieshusun*; 104, 14 l. *Maudio* st. Mandio; 16 *gauja* st. ganja; 10 *Eckeo* st. Erkeo; 105, 7 *Crecelius'* st. Freccius'; 29 *Tarit* st. Tarih; 106, 11 l. Φιλίστη: 12 Ἀρίστη; 107, 16 'i st. ë'; 109, 19 l. 3. und 8. Jahrg.; 259, 14 *grennast.*

Hiezu eine Beilage.



